Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Fünfter Band.

Berlin,

in der Voß'schen Buchhandlung.

1838.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Pope ein Metaphysiker!

1755.

Vorbericht.

Man würde es nur vergebens leugnen wollen, daß gegenwärtige Abhandlung durch die neuliche Aufgabe der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften, veranlaßt worden; und daher hat man auch diese Veranlassung selbst nirgends zu verstecken gesucht. Allein wenn der Leser deßwegen an eine Schöne denken wollte, die sich aus Verdruß dem Publico Preiß giebt, weil sie den Bräutigam, um welchen sie mit ihren Gespielinnen getanzt, nicht erhalten; so würde er ganz gewiß an eine falsche Vergleichung denken. Die Akademischen Richter werden es am besten wissen, daß ihnen diese Schrift keine Mühe gemacht hat. Es fanden sich Umstände welche die Einschickung derselben verhinderten, die aber ihrer Bekanntmachung durch den Druck nicht zuwieder sind. Nur einen von diesen Umständen zu nennen = = Sie hat zwey Verfasser, und hätte daher unter keinem andern Sinnspruche erscheinen können, als unter diesem:

Compulerant - - greges Corydon & Thyrsis in unum.

Gesetzt nun, sie wäre gekrönt worden! Was für Streitigkeit würde unter den Urhebern entstanden seyn! Und diese wollten gerne keine unter sich haben.

Aufgabe.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze alles ist gut enthalten ist. Und zwar so, daß man

Erstlich den wahren Sinn dieses Satzes, der Hypothes seines Urhebers gemäß, bestimme.

Zweytens ihn mit dem System des Optimismus, oder der Wahl des Besten, genau vergleiche, und

Drittens die Gründe anführe, warum dieses Popische System entweder zu behaupten oder zu verwerffen sey.

Die Akademie verlangt eine Untersuchung des Popischen Systems, welches in dem Satze: alles ist gut, enthalten ist.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich gleich Anfangs gestehen muß, daß mir die Art, mit welcher diese Aufgabe ausgedrückt worden, nicht die beste zu seyn scheinet. Da Thales, Plato, Chrysippus, Leibnitz und Spinosa, und unzählig andere, einmüthig bekennen: es sey alles gut; so müssen in diesen Worten entweder alle Systemata, oder es muß keines darinn enthalten seyn. Sie sind der Schluß, welchen jeder aus seinem besondern Lehrgebäude gezogen hat, und der vielleicht noch aus hundert andern wird gezogen werden. Sie sind das Bekenntniß derer, welche ohne Lehrgebäude philosophirt haben. Wollte man sie zu einem Kanon machen, nach welchem alle dahin einschlagende Fragen zu entscheiden wären; so würde mehr Bequemlichkeit als Verstand dabey seyn. GOtt hat es so haben wollen, und weil er es so hat haben wollen, muß es gut seyn: ist wahrhaftig eine sehr leichte Antwort, mit welcher man nie auf dem Trocknen bleibt. Man wird damit abgewiesen, aber nicht erleuchtet. Sie ist das beträchtlichste Stück der Weltweisheit der Faulen; denn was ist fauler, als sich bey einer jeden Naturbegebenheit auf den Willen GOttes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenstand des göttlichen Willens habe seyn können?

Wenn ich also glauben könnte, der Concipient der Akademischen Aufgabe habe schlechterdings in den Worten Alles ist gut ein System zu finden verlangt; so würde ich billig fragen, ob er auch das Wort System in der strengen Bedeutung nehme, die es eigentlich haben soll? Allein er kann mit Recht begehren, daß man sich mehr an seinen Sinn, als an seine Worte halte. Besonders alsdenn, wenn der wahre Sinn, der falschen Worte ungeachtet durchstrahlet, wie es hier in den nähern Bestimmungen des Satzes hinlänglich geschiehet.

Diesem zu folge stelle ich mir also vor, die Akademie verlange eine Untersuchung desjenigen Systems, welches Pope erfunden oder angenommen habe, um die Wahrheit: daß alles gut sey, dadurch zu erhärten, oder daraus herzuleiten, oder wie man sonst sagen will. Nur muß man nicht sagen, daß das System in diesen Worten liegen solle. Es liegt nicht eigentlicher darinne, als die Prämissen in einer Conclusion liegen, deren zu eben derselben eine unendliche Menge seyn können.

Vielleicht wird man es mir verdenken, daß ich mich bey dieser Kleinigkeit aufgehalten habe. — — Zur Sache also! Eine Untersuchung des Popischen Systems — —

Ich habe nicht darüber nachdenken können, ohne mich vorher mit einem ziemlichen Erstaunen befragt zu haben: wer ist Pope? — — — Ein Dichter — — — Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?

Doch ein Dichter braucht nicht allezeit ein Dichter zu seyn. Ich sehe keinen Widerspruch, daß er nicht auch ein Philosoph seyn könne. Ebenderselbe, welcher in dem Frühlinge seines Lebens unter Liebesgöttern und Grazien, unter Musen und Faunen, mit dem Thyrsus in der Hand, herum geschwärmt; eben derselbe kann sich ja leicht in dem reifen Herbste seiner Jahre in den philosophischen Mantel einhüllen, und jugendlichen Scherz mit männlichem Ernst abwechseln lassen. Diese Veränderung ist der Art, wie sich die Kräfte unserer Seelen entwickeln, gemäß genug.

Doch eine andere Frage machte diese Ausflucht zu nichte. — — Wenn? Wo hat Pope den Metaphysiker gespielt, den ich ihm nicht zutraue? — — Eben, als er seine Stärke in der Dichtkunst am meisten zeigte. In einem Gedichte. In einem Gedichte also, und zwar in einem Gedichte, das diesen Namen nach aller Strenge verdient, hat er ein System aufgeführt, welches eine ganze Akademie der Untersuchung werth erkennet? So sind also bey ihm der Poet und der strenge Philosoph — — strenger aber als der systematische kann keiner seyn — — nicht zwey mit einander abwechselnde Gestalten, sondern er ist beydes zugleich; er ist das eine, indem er das andere ist?

Dieses wollte mir schwer ein — — Gleichwohl suchte ich mich auf alle Art davon zu überzeugen. Und endlich behielten folgende Gedanken Platz, die ich eine

Vorläufige Untersuchung,
Ob ein Dichter, als ein Dichter, ein System haben könne?

nennen will.

Hier hätte ich vielleicht Gelegenheit, eine Erklärung des Worts System voraus zu schicken. Doch ich bleibe bey der Bescheidenheit, die ich schon oben verrathen habe. Es ist so ungeziemend, als unnöthig, einer Versammlung von Philosophen, das ist, einer Versammlung systematischer Köpfe zu sagen, was ein System sey?

Kaum daß es sich schickte, ihr zu sagen, was ein Gedicht sey; wenn dieses Wort nicht auf so verschiedene Art erklärt worden wäre, und ich nicht zeigen müßte, welche ich zu meiner Untersuchung für die bequemste hielte.

Ein Gedicht ist eine vollkommene sinnliche Rede. Man weis, wie vieles die Worte vollkommen und sinnlich in sich fassen, und wie sehr diese Erklärung allen andern vorgezogen zu werden verdienet, wenn man von der Natur der Poesie weniger seicht urtheilen will.

Ein System also und eine sinnliche Rede — Noch fällt der Widerspruch dieser zwey Dinge nicht deutlich genug in die Augen. Ich werde mich auf den besondern Fall einschliessen müssen, auf welchen es eben hier ankömmt; und für das System überhaupt, ein metaphysisches setzen.

Ein System metaphysischer Wahrheiten also, und eine sinnliche Rede; beydes in einem — — Ob diese wohl einander aufreiben?

Was muß der Metaphysiker vor allen Dingen thun? — — Er muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß sie nie in einem andern Verstande, als in dem erklärten anwenden; er muß sie mit keinen, dem Scheine nach gleichgültigen, verwechseln.

Welches von diesen beobachtet der Dichter? Keines. Schon der Wohlklang ist ihm eine hinlängliche Ursache, einen Ausdruck für den andern zu wählen, und die Abwechslung synonymischer Worte ist ihm eine Schönheit.

Man füge hierzu den Gebrauch der Figuren — Und worinn bestehet das Wesen derselben? — — Darinn, daß sie nie bey der strengen Wahrheit bleiben; daß sie bald zu viel, und bald zu wenig sagen — — Nur einem Metaphysiker, von der Gattung eines Böhmens, kann man sie verzeihen.

Und die Ordnung des Metaphysikers? — — Er geht, in beständigen Schlüssen, immer von dem leichtern, zu dem schwerern fort; er nimt sich nichts vorweg; er hohlet nichts nach. Wenn man die Wahrheiten auf eine sinnliche Art auseinander könnte wachsen sehen: so würde ihr Wachsthum eben dieselben Staffeln beobachten, die er uns in der Ueberzeugung von derselben hinauf gehen läßt.

Allein Ordnung! Was hat der Dichter damit zu thun? Und noch dazu eine so sclavische Ordnung. Nichts ist der Begeisterung eines wahren Dichters mehr zuwider.

Man würde mich schwerlich diese kaum berührten Gedanken weiter ausführen lassen, ohne mir die Erfahrung entgegen zu setzen. Allein auch die Erfahrung ist auf meiner Seite. Sollte man mich also fragen, ob ich den Lucrez kenne; ob ich wisse, daß seine Poesie das System des Epikurs enthalte? Sollte man mir andere seines gleichen anführen; so würde ich ganz zuversichtlich antworten: Lucrez und seines gleichen sind Versmacher, aber keine Dichter. Ich leugne nicht, daß man ein System in ein Sylbenmaaß, oder auch in Reime bringen könne; sondern ich leugne daß dieses in ein Sylbenmaaß oder in Reime gebrachte System ein Gedicht seyn werde. — — Man erinnere sich nur, was ich unter einem Gedichte verstehe; und was alles in dem Begriffe einer sinnlichen Rede liegt. Er wird schwerlich in seinem ganzen Umfange auf die Poesie irgend eines Dichters eigentlicher anzuwenden seyn, als auf die Popische.

Der Philosoph, welcher auf den Parnaß hinaufsteiget, und der Dichter, welcher sich in die Thäler der ernsthaften und ruhigen Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo sie, so zu reden, ihre Kleidung verwechseln, und wieder zurückgehen. Jeder bringt des andern Gestalt in seine Wohnungen mit sich; weiter aber auch nichts, als die Gestalt. Der Dichter ist ein philosophischer Dichter, und der

Weltweise ein poetischer Weltweise geworden. Allein ein philosophischer Dichter ist darum noch kein Philosoph, und ein poetischer Weltweise ist darum noch kein Poet.

Aber so sind die Engländer. Ihre grossen Geister sollen immer die größten, und ihre seltnen Köpfe sollen immer Wunder seyn. Es schien ihnen nicht Ruhms gnug, Popen den vortreflichsten philosophischen Dichter zu nennen. Sie wollen, daß er ein eben so grosser Philosoph als Poet sey. Das ist; sie wollen das Unmögliche, oder sie wollen Popen als Poet um ein grosses erniedrigen. Doch das leztere wollen sie gewiß nicht; sie wollen also das erstere.

Bisher habe ich gezeigt — — wenigstens zeigen wollen — — daß ein Dichter, als Dichter, kein System machen könne. Nunmehr will ich zeigen, daß er auch keines machen will; gesetzt auch, er könnte; gesetzt auch, meine Schwierigkeiten involvirten keine Unmöglichkeit, und sein Genie gebe ihm Mittel an die Hand, sie glücklich zu übersteigen.

Ich will mich gleich an Popen selbst halten. Sein Gedicht sollte kein unfruchtbarer Zusammenhang von Wahrheiten seyn. Er nennt es selbst ein moralisches Gedicht, in welchem er die Wege Gottes in Ansehung der Menschen rechtfertigen wolle. Er suchte mehr einen lebhaften Eindruck, als eine tiefsinnige Ueberzeugung — — Was mußte er wohl also in dieser Absicht thun? Er mußte, ohne Zweifel, alle dahin einschlagende Wahrheiten in ihrem schönsten und stärksten Lichte seinen Lesern darstellen.

Nun überlege man, daß in einem System nicht alle Theile von gleicher Deutlichkeit seyn können. Einige Wahrheiten desselben ergeben sich so gleich aus dem Grundsatze; andere sind mit gehäuften Schlüssen daraus herzuleiten. Doch diese letzten können in einem andern System die deutlichsten seyn, in welchem jene erstern vielleicht die dunkelsten sind.

Der Philosoph macht sich aus dieser kleinen Unbequemlichkeit der Systeme nichts. Die Wahrheit, die er durch einen Schluß erlanget, ist ihm darum nicht mehr Wahrheit, als die, zu welcher er nicht anders als durch zwanzig Schlüsse gelangen kann; wenn diese zwanzig Schlüsse nur untrüglich sind. Genug, daß er alles in einen Zusammenhang gebracht hat; genug

daß er diesen Zusammenhang mit einem Blicke, als ein Ganzes zu übersehen vermag, ohne sich bey den feinen Verbindungen desselben aufzuhalten.

Allein ganz anders denkt der Dichter. Alles was er sagt, soll gleich starken Eindruck machen; alle seine Wahrheiten sollen gleich überzeugend rühren. Und dieses zu können, hat er kein ander Mittel, als diese Wahrheit nach diesem System, und jene nach einem andern auszudrücken. — — Er spricht mit dem Epikur, wo er die Wollust erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preisen soll. Die Wollust würde in den Versen eines Seneka, wenn er überall genau bey seinen Grundsätzen bleiben wollte, einen sehr traurigen Aufzug machen; eben so gewiß, als die Tugend, in den Liedern eines sich immer gleichen Epikurers, ziemlich das Ansehen einer Metze haben würde.

Jedoch ich will den Einwendungen Platz geben, die man hierwider machen könnte. Ich will mir es gefallen lassen; Pope mag eine Ausnahme seyn. Er mag Geschicklichkeit und Willen genug besessen haben, in seinem Gedichte, wo nicht ein System völlig zu entwerfen, wenigstens mit den Fingern auf ein gewisses zu zeigen. Er mag sich nur auf diejenigen Wahrheiten eingeschränkt haben, die sich nach diesem System sinnlich vortragen lassen. Er mag die übrigen um so viel eher übergangen seyn, da es ohnedem die Pflicht eines Dichters nicht ist, alles zu erschöpfen.

Wohl! Es muß sich ausweisen; und es wird sich nicht besser ausweisen können, als wenn ich mich genau an die von der Akademie vorgeschriebenen Puncte halte. Diesen gemäß wird meine Abhandlung aus drey Abschnitten bestehen, welchen ich zuletzt einige historisch kritische Anmerkungen beyfügen will.

Erster Abschnitt.

Sammlung derjenigen Sätze, in welchen das Popische System liegen müßte.

Man darf diese Sätze fast nirgends anders als in dem ganzen ersten Briefe, und in dem vierten, hin und wieder, suchen. Ich habe keinen einzigen übergangen, der nur in etwas eine systematische Mine machte, und ich zweifele, ob man ausser sol-

genden Dreyzehn noch einen antreffen wird, welcher in dieser Absicht in Betrachtung gezogen zu werden verdiente.

Die Ordnung nach welcher ich sie hersetzen will, ist nicht die Ordnung, welcher Pope in dem Vortrage gefolget ist. Sondern es ist die, welcher Pope im Denken muß gefolget seyn; wenn er anders einer gefolgt ist.

Erster Satz.

Von allen möglichen Systemen muß Gott das beste geschaffen haben.

Dieser Satz gehört Popen nicht eigenthümlich zu; vielmehr zeigen seine Worte deutlich genug, daß er ihn als ausgemacht annimt, und von einem andern entlehnet.

1. B. Z. 43. 44.

Of Systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best &c.

Das ist: wenn man zugestehen muß, daß eine unendliche Weisheit aus allen möglichen Systemen das beste erschaffen müsse. Wenn kann hier keine Ungewißheit anzeigen; sondern, weil er seine übrigen Sätze aus der Bedingung folgert, so muß es hier eben das seyn, als wenn er gesagt hätte: **da man nothwendig gestehen muß** ꝛc.

Zweyter Satz.

In diesem besten System muß alles zusammenhangen, wenn nicht alles in einander fallen soll.

1. B. Z. 45.

Where all must fall, or all coherent be.

In dem gemeinen Exemplare, welches ich vor mir habe, heißt die letzte Hälfte dieser Zeile: or not coherent be. Ich vermuthe nicht ohne Grund, daß es anstatt not, all heissen müsse. Gesezt aber Pope habe wirklich not geschrieben, so kann doch auch alsdenn kein anderer Sinn darinne liegen, als der, welchen ich in dem Satze ausgedrückt habe. — — Es kömmt hier nur noch darauf an, was Pope unter dem Zusammenhange in der Welt verstehe. Er erklärt sich zwar nicht ausdrücklich darüber; verschiedene Stellen aber zeigen, daß er diejenige Einrichtung darunter verstehe, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit in der Welt besetzt wären, ohne daß irgendwo eine

Lücke anzutreffen sey. Er setzt daher zu den angeführten Worten hinzu (Z. 46.) and all that rises, rise in due degree, d. h. mit dem vorhergehenden zusammen genommen: Es muß alles in einander fallen, oder alles zusammenhangen, und was sich erhebt, muß sich in dem gebührenden Grade erheben. Folglich findet er den Zusammenhang darinn, daß sich alles stuffenweis in der Welt erhebe. Und ferner sagt er: (Z. 233.) wenn einige Wesen vollkommen werden sollen; so müssen entweder die niedrigern Wesen an ihre Stelle rücken, oder es muß in der vollen Schöpfung eine Lücke bleiben, da alsdenn die ganze Leiter zerrüttet werden müßte, so bald nur eine einzige Stufe zerbrochen wird. Each Syftem in gradation roll: (Z. 239.) Ein jedes System gehet stufenweise fort; sagt überhaupt eben dieses. Und eben diese allmälige Degradation nennt er die grosse Kette, welche sich von dem Unendlichen bis auf den Menschen, und von dem Menschen bis auf das Nichts erstrecke. (1. Brief. Z. 232. 236.) Folgende Zeilen aus dem vierten Briefe machen des Dichters Meinung vielleicht noch deutlicher. (Zeile 47. und folgende.)

Order is Heav'n's great Law; and this confeft,
Some are and muft be, mightier than the reft,
More rich, more wife &c.

Er nimmt also diese Einrichtung, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit verschieden sind, für die Ordnung an. Auch aus den folgenden Sätzen wird man es sehn, daß er mit dem Zusammenhange in der Welt keinen andern Begrif verknüpfe, als den wir eben auseinander gesetzt haben.

Dritter Satz.

In der Kette von Leben und Empfindung müssen irgendwo solche Wesen, wie die Menschen sind, anzutreffen seyn.

1. B. Z. 47. 48.

— in the fcale of life and fenfe, 'tis plain
There muft be, fome where, fuch a rank as Man.

Dieser Satz folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden. Denn sollen in der besten Welt alle Grade der Vollkommenheit ihre Wirklichkeit erlangen; so muß auch der Rang, der für den Menschen gehört, nicht leer bleiben. Der Mensch hat also

weder in der besten Welt ausbleiben, noch vollkommener geschaffen werden können. In beyden Fällen würde ein Grad der Vollkommenheit nicht wirklich geworden, und daher kein Zusammenhang in der besten Welt gewesen seyn.

Man bedenke nunmehr wie wenig Popens Schluß bindet, wenn wir den Zusammenhang in der Welt anders erklärten, als es in dem vorigen Satze geschehen ist.

Of Systems possible, if 'tis confest,
That Wisdom infinite must form the best,
Where all &c. — —
Then in the scale of life and sense, 'tis plain
There must be, some where, such a rank as Man.

Aus keiner andern Ursache, sagt Pope, mußte ein solcher Rang, ein solcher Grad der Vollkommenheit, als der Mensch begleitet, wirklich werden, als, weil in der besten Welt alles in einander fallen oder zusammenhangen, und in einem gehörigen Grade sich erheben muß; das heißt, weil kein Rang unbesetzt bleiben darf.

Besser hat Pope vermuthlich dem Einwurfe begegnen zu können, nicht geglaubt: warum so ein Wesen, wie der Mensch, erschaffen worden, oder warum er nicht vollkommener erschaffen worden? Auf das leztere noch näher zu antworten nimmt er (Brief 1. Zeile 251. und folgende) die Unveränderlichkeit der Wesen aller Dinge zu Hülfe, und sagt, daß dieses Verlangen eben so lächerlich sey als jenes, wenn der Fuß die Hand, die Hand der Kopf, und der Kopf mit seinen Sinnen nicht bloß das Werkzeug des Geistes zu seyn begehrten. In dem vierten Briefe (Zeile 160.) drücket er sich hierüber noch stärker aus, wo er behauptet: die Frage, warum der Mensch nicht vollkommen erschaffen worden, wollte mit veränderten Worten nichts anders sagen, als dieses; warum der Mensch nicht ein Gott, und die Erde nicht ein Himmel sey?

Vierter Satz.

Die Glückseligkeit eines jeden Geschöpfs bestehet in einem Zustande, der nach seinem Wesen abgemessen ist.

1 Brief. Zeile 175.

All in exact proportion of the state.

und in der 71sten Zeile eben desselben Briefes sagt er von dem Menschen insbesondere:

His being measur'd to his state and place.

Folglich, sagt Pope, kömmt es nur hauptsächlich darauf an, daß man beweise, der Mensch sey wirklich in der Welt in einen Zustand gesetzt worden, welcher sich für sein Wesen und seinen Grad der Vollkommenheit schickt:

1. Brief. 49. 50. Zeile.

And all the question (wrangled ere so long)
Is only this, if God has plac'd him wrong?

Fünfter Satz.

Der Mensch ist so vollkommen als er seyn soll.

1. Brief. Zeile 70.

Man's as perfect as he ought.

das heißt: der Zustand des Menschen ist wirklich nach seinem Wesen abgemessen, und daher ist der Mensch vollkommen. Daß aber jenes sey, erhelle klar, wenn man den Zustand, darinn der Mensch lebe, selbst betrachte; welches er in den folgenden Zeilen thut.

Sechster Satz.

Gott wirkt nach allgemeinen, und nicht nach besondern Gesetzen; und in besondern Fällen handelt er nicht wider seine allgemeine Gesetze um eines Lieblings willen.

4. B. Z. 33. 34.

— — the universal cause
Acts not by partial but by general laws.

und Z. 119. ebd. B.

Think we like some weak Prince th' eternal Cause
Prone for his Fav'rites to reverse his Laws?

Diesen Gedanken führt der Dichter in dem Folgenden weiter aus, und erläutert ihn durch Beyspiele. Er scheint aber damit das System des Malebranche angenommen zu haben, der nur die allgemeinen Gesetze zum Gegenstande des göttlichen Willens macht, und so den Urheber der Welt zu rechtfertigen glaubt, wenn gleich aus diesen allgemeinen Gesetzen Unvollkommenheiten erfolgten.

Die Schüler dieses Weltweisen behaupten folglich, Gott habe seiner Weisheit gemäß handeln und daher die Welt durch allgemeine Gesetze regieren müssen. In besondern Fällen könnte die Anwendung dieser allgemeinen Gesetze wohl so etwas hervorbringen, das an und für sich selbst entweder völlig unnütze oder gar schädlich, und daher den göttlichen Absichten eigentlich zuwider sey: allein es sey genug, daß die allgemeinen Gesetze von erheblichem Nutzen wären, und daß die Uebel, welche in wenigen besondern Fällen daraus entstehen, nicht ohne einen besondern Rathschluß hätten gehoben werden können. Sie führen zum Exempel an; die allgemeinen mechanischen Gesetze, nach welchen der Regen zu gewissen Zeiten herunter falle, hätten einen unaussprechlichen Nutzen. Allein wie oft befeuchte der Regen nicht einen unfruchtbaren Stein, wo er wirklich keinen Nutzen schaffe; und wie oft richte er nicht Ueberschwemmungen an, wo er gar schädlich wäre? Ihrer Meinung also nach, können dergleichen Unvollkommenheiten auch in der besten Welt entstehen, weil keine allgemeine Gesetze möglich sind, die den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen genug thäten. Oder, fragen sie, sollte Gott eines Lieblings Willen — — der wißbegierige Weltweise sey, zum Exempel, dieser Liebling — — die allgemeinen Gesetze brechen, nach welchen ein Aetna Feuer speyen muß?

4. B. Z. 121. 122.

Shall burning Aetna, if a ſage requires,
Forget to thunder, and recall her fires?

Siebender Satz.

Kein Uebel kömmt von Gott.

Das ist: das Uebel, welches in der Welt erfolgt, ist niemals der Gegenstand des göttlichen Willens gewesen.

4. B. Z. 110.

God ſends not ill.

Pope hat dieses aus dem Vorhergehenden ohngefehr so geschlossen. Wenn das Uebel nur in besondern Fällen entsteht, und eine Folge aus den allgemeinen Gesetzen ist; Gott aber nur diese allgemeine Gesetze, als allgemeine Gesetze, für gut befunden, und zum Gegenstande seines Willens gemacht hat: so kann

man nicht sagen, daß er das Uebel eigentlich gewollt habe, welches aus ihnen fließt, und ohne welches sie keine allgemeine Gesetze gewesen wären. Unser Dichter sucht diese Entschuldigung um ein grosses kräftiger zu machen, wenn er sagt, daß noch dazu dieses aus den allgemeinen Gesetzen folgende Uebel sehr selten sey. Er hat hiermit vielleicht nur so viel sagen wollen, daß Gott solche allgemeine Gesetze gewählt habe, aus welchen in besondern Fällen die wenigsten Uebel entstünden. Allein er drückt sich auf eine sehr sonderbare Art aus; er sagt: (1. B. Z. 143.) th'exceptions are few, und an einem andern Orte Nature lets it fall, das Uebel nehmlich. Ich werde diesen Punct in meinem dritten Abschnitte berühren müssen.

Achter Satz.

In der Welt kann nicht die mindeste Veränderung vorgehen, welche nicht eine Zerrüttung in allen Weltgebäuden, aus welchen das Ganze besteht, nach sich ziehen sollte.

1. Br. Z. 233—236.

— — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void,
Where, one step broken, the great scales destroy'd.

und Zeile 239—242.

And if each System in gradation roll
Alike essential to th'amazing whole;
The least confusion but in one, not all
That system only, but the whole must fall.

Neunter Satz.

Das natürliche und moralische Böse sind Folgen aus den allgemeinen Gesetzen, die Gott öfters zum Besten des Ganzen gelenkt, öfters auch lieber zugelassen hat, als daß er durch einen besondern Willen seinem allgemeinen hätte zuwider handeln sollen.

1. Br. Z. 145. 146.

If the great end be human happiness,
Then Nature *deviats*, and can man do less?

4. Br. Z. 112. 113.

Or partial ill is univerſal good
— — — — or Nature lets it fall.

1. Br. Z. 161. 162.

— all ſubſiſts by elemental ſtriſe,
And Paſſions are the Elements of liſe.

Zehnter Satz.

Es iſt nicht alles um des Menſchen Willen geſchaffen worden, ſondern der Menſch ſelbſt iſt vielleicht um eines andern Dinges Willen da.

1. Br. Z. 57.

— man, who here ſeems principal alone,
Perhaps acts ſecond to ſome ſphere unknown.

3. Br. Z. 24.

Made beaſt in aid of man, and man of beaſt.

Eilfter Satz.

Die Unwiſſenheit unſers zukünftigen Zuſtandes iſt uns zu unſerm Beſten gegeben worden.

Wer würde ohne ſie, ſagt der Dichter, ſein Leben hier ertragen können? (1. Br. Z. 76.)

Und ebd. Z. 81.

Oh blindneſs of the future! kindly giv'n
That each &c.

Anſtatt der Kenntniß des Zukünftigen aber, ſagt Pope, hat uns der Himmel die Hofnung geſchenkt, welche allein vermögend iſt, uns unſre letzten Augenblicke zu verſüſſen.

Zwölfter Satz.

Der Menſch kann ſich, ohne ſeinen Nachtheil, keine ſchärfern Sinne wünſchen.

Die Stelle, worinn er dieſes beweiſet, iſt zu lang, ſie hier abzuſchreiben. Sie ſtehet in dem erſten Briefe, und geht von der 185ſten Zeile bis zu der 198ſten. Dieſer Satz aber, und die zwey vorhergehenden, ſind eigentlich nähere Beweiſe des fünften Satzes, und ſollen darthün, daß dem Menſchen wirklich ſolche Gaben und Fähigkeiten zu Theil worden, als ſich für ſeinen Stand am beſten ſchicken. Die Frage wäre alſo beantwor-

tet, auf welche es, nach Popens Meinung, in dieser Streitigkeit hauptsächlich ankömmt.

if God has placed him (*man*) wrong?

Dreyzehnter Satz.

Die Leidenschaften des Menschen, die nichts als verschiedene Abänderungen der Eigenliebe sind, ohne welche die Vernunft unwirksam bleiben würde, sind ihm zum Besten gegeben worden.

2. B. Z. 83.

Modes of ſelf-love the Paſſions we may call.

Ebend. Z. 44.

Self-love to urge, and Reaſon to reſtrain.

und 1. Br. Z. 162.

Paſſions are the Elements of life.

Pope gesteht zwar, daß unzählig viel Schwachheiten und Fehler aus den Leidenschaften entstehen; allein auch diese gründen sich auf ein allgemeines Gesetz, welches dieses ist: daß sie alle von einem wirklichen, oder einem anscheinenden Gute in Bewegung gesetzt werden sollen. Gott aber habe (nach dem 9ten Satze) alle Uebel zulassen müssen, die aus den allgemeinen Gesetzen erfolgten, weil er sonst die allgemeinen Gesetze durch einen besondern Rathschluß hätte aufheben müssen.

2. Br. Z. 84.

'Tis real good, or ſeeming, moves them all.

Schlußsatz.

Aus allen diesen Sätzen nun zusammen glaubt Pope den Schluß ziehen zu können, daß alles gut sey; que tout ce qui eſt, eſt bien. Ich drücke hier seinen Sinn in der Sprache seiner Uebersetzer aus. Allein ist es wohl gut, sich auf diese zu verlassen? Wie wenn Pope nicht gesagt hätte, daß alles gut sondern nur, daß alles recht sey? Wollte man wohl recht und gut für einerley nehmen? Hier sind seine Worte: (1. Br. Z. 286.)

— Whatever is, is *right.*

Man wird hoffentlich einem Dichter, wie Pope ist, die Schande nicht anthun, und sagen, daß er durch den Reim gezwungen worden, *right* hier anstatt irgend eines andern Worts zu setzen.

Wenigstens war er in dem vierten Briefe (Z. 382.), wo er diesen Ausspruch wiederhohlt, des Reimzwanges überhoben, und es muß mit ernstlichem Bedacht geschehen seyn, daß er nicht good oder well gesagt hat. Und warum hat er es wohl nicht gesagt? Weil es offenbar mit seinen übrigen Gedanken würde gestritten haben. Da er selbst zugesteht, daß die Natur manche Uebel fallen lasse; so konnte er wohl sagen, daß dem ohngeachtet alles recht sey, aber unmöglich, daß alles gut sey. Recht ist alles, weil alles, und das Uebel selbst, in der Allgemeinheit der Gesetze, die der Gegenstand des göttlichen Willens waren, gegründet ist. Gut aber würde nur alsdenn alles seyn, wenn diese allgemeinen Gesetze allezeit mit den göttlichen Absichten übereinstimmten. Zwar gestehe ich gern, daß auch das französische bien weniger sagt als bon, ja daß es fast etwas anderes sagt; deßgleichen auch, daß das deutsche gut, wenn es adverbialiter und nicht substantive gebraucht wird, oft etwas ausdrückt, was eigentlich nur recht ist. Allein es ist die Frage, ob man an diesen feinen Unterschied stets gedacht hat, so oft man das Popische: es ist alles gut, oder tout ce qui est, est bien gehöret?

Ich habe hier weiter nichts zu erinnern. — — Will man so gut seyn, und die vorgetragnen Sätze für ein System gelten lassen, so kann ich es unterdessen recht wohl zufrieden seyn. Ich will wünschen, daß es sich in dem Verstande des Lesers wenigstens so lange aufrecht erhalten möge, bis ich es in dem dritten Abschnitte, zum Theil mit den eignen Waffen seines Urhebers, selbst niederreissen kann. Ich würde mich der Gefahr, ein so schwankendes Gebäude nur einen Augenblick vor sich stehen zu lassen, nicht aussetzen, wenn ich mich nicht nothwendig zu dem zweyten von der Akademie vorgeschriebenen Puncte vorher wenden müßte.

Zweyter Abschnitt.

Vergleichung obiger Sätze mit den Leibnitzischen Lehren.

Wenn ich der Akademie andre Absichten zuschreiben könnte, als man einer Gesellschaft, die zum Aufnehmen der Wissenschaften bestimmt ist, zuschreiben kann; so würde ich fragen: ob

man durch diese befohlene Vergleichung mehr die Popischen Sätze für philosophisch, oder mehr die Leibnitzischen Sätze, für poetisch habe erklären wollen?

Doch, wie gesagt, ich kann meine Frage sparen, und mich immer zu der Vergleichung selbst wenden. Aufs höchste möchte eine gar zu übertriebene Meinung von dem, mehr als menschlichen, Geiste des Engländers zum Grunde liegen.

Ich will in meiner Vergleichung die Ordnung der obigen Sätze beybehalten, doch ohne sie alle zu berühren. Verschiedne stehen nur der Verbindung wegen da; und verschiedne sind allzuspeciel, und mehr moralisch als metaphysisch. Beyde Arten werde ich füglich übergehen können, und die Vergleichung wird dennoch vollständig seyn.

Erster Satz.

Gott muß von allen möglichen Systemen das beste erschaffen haben. Dieses sagt Pope, und auch Leibnitz hat sich an mehr als einem Orte vollkommen so ausgedrückt. Was jeder besonders dabey gedacht hat, muß aus dem Uebrigen erhellen. Warburton aber hat völlig Unrecht, wenn er diesen Satz, unabhängig von den andern Sätzen, nicht sowohl für Leibnitzisch als für Platonisch erkennen will. Ich werde es weiter unten zeigen. Hier will ich nur noch erinnern, daß der Concipient der akademischen Frage anstatt des Satzes: **alles ist gut,** nothwendig diesen und keinen andern hätte wählen müssen, wenn er mit einigem Grunde sagen wollte, daß ein System darinn liegen könne, welches vielleicht nicht das Leibnitzische, aber doch etwa ein ähnliches wäre.

Zweyter Satz.

In dem besten System muß alles zusammenhangen. Was Pope unter diesem Zusammenhange verstehe, hat man gesehen. Diejenige Beschaffenheit der Welt nehmlich, nach welcher alle Grade der Vollkommenheit von Nichts bis zur Gottheit mit Wesen angefüllt wären.

Leibnitz hingegen setzt diesen Zusammenhang darinn, daß alles in der Welt, eines aus dem andern, verständlich erkläret werden kann. Er siehet die Welt als eine Menge zufälliger Dinge an, die Theils neben einander existiren, Theils auf ein=

ander folgen. Diese verschiednen Dinge würden zusammen kein Ganzes ausmachen, wenn sie nicht alle, wie die Räder der Maschine, mit einander vereiniget wären: das heißt, wenn sich nicht aus jedem Dinge deutlich erklären liesse, warum alle übrigen so, und nicht anders neben ihm sind; und aus jedem vorhergehenden Zustande eines Dinges, warum dieser oder jener darauf folgen wird. Dieses muß ein unendlicher Verstand völlig daraus begreiffen können, und der mindeste Theil der Welt muß ihm ein Spiegel seyn, in welchem er alle übrigen Theile, die neben demselben sind, so wie alle Zustände, in welchen die Welt war oder je seyn wird, sehen kann.

Nirgends aber hat Leibnitz gesagt, daß alle Grade der Vollkommenheit in der besten Welt besetzt seyn müßten. Ich glaube auch nicht, daß er es hätte sagen können. Denn wenn er gleich mit Popen sagen dürfte: die Schöpfung ist voll; so müßte er dennoch einen ganz andern Sinn mit diesen Worten verknüpfen, als Pope damit verknüpft hat. Mit Leibnitzen zu reden, ist die Schöpfung in der besten Welt deswegen allenthalben voll, weil allenthalben eines in dem andern gegründet ist, und daher der Raum oder die Ordnung der neben einander existirenden Dinge nirgends unterbrochen wird. Auf gleiche Art ist sie auch der Zeit nach voll, weil die Zustände, die in derselben auf einander folgen, niemals aufhören, wie Wirkungen und Ursachen in einander gegründet zu seyn. Etwas ganz anders aber versteht Pope unter seiner *full creation*, wie sich aus der Verbindung seiner Worte schliessen läßt.

1. Br. Z. 235.

— — — On superior pow'rs
Were we to press, inferior might on ours:
Or in the full creation leave a Void.

Die Schöpfung nehmlich ist ihm nur deswegen voll, weil alle Grade darinn besetzt sind.

Und dieses ist ein Beweis mehr, daß zwey verschiedne Schriftsteller deswegen noch nicht einerley Meinung sind, weil sie sich an gewissen Stellen mit einerley Worten ausdrücken. Pope hatte einen ganz andern Begriff von leer und voll in Ansehung der Schöpfung, als Leibnitz; und daher konnten

sie beyde sagen; the creation is full, ohne weiter etwas unter sich gemein zu haben, als die blossen Worte.

Dritter Satz.

Aus dem Vorhergehenden schließt Pope a priori, daß nothwendig der Mensch in der Welt angetroffen werden müsse, weil sonst die ihm gehörige Stelle unter den Wesen leer seyn würde.

Leibnitz hingegen beweiset das nothwendige Daseyn des Menschen a posteriori, und schließt, weil wirklich Menschen vorhanden sind, so müssen solche Wesen zur besten Welt gehört haben.

Sechster Satz.

Pope, wie man gesehen hat, scheinet mit dem P. Malebranche in diesem Satze einerley Meinung gehabt zu haben. Er behauptet nehmlich, Gott könne in der Welt blos deßwegen böses geschehen lassen, weil er seinen allgemeinen Willen nicht durch besondre Rathschlüsse aufheben wolle. Nothwendig müßten also in der Welt Mängel anzutreffen seyn, die Gott, der besten Welt unbeschadet, hätte vermeiden können, wenn er seinen allgemeinen Willen in einigen Fällen durch einen besondern Rathschluß hätte aufheben wollen. Man darf nur folgende Stelle ansehen, um zu erkennen, daß dieses wirklich Popens Meinung gewesen sey.

4. Br. Z. 112.

Or partial ill is universal good

— — or Nature lets it fall.

Dieses oder oder zeigt genugsam, daß das Uebel in dem zweyten Falle zu der Vollkommenheit der Welt nichts beytrage, sondern daß es die Natur, oder die allgemeinen Gesetze fallen lassen.

Allein was behauptet Leibnitz von allem diesen? — Leibnitz behauptet, der allgemeine Rathschluß Gottes entstehe aus allen besondern Rathschlüssen zusammen genommen, und Gott könne, ohne der besten Welt zum Nachtheile, kein Uebel durch einen besondern Rathschluß aufheben. Denn nach ihm hanget das System der Absichten mit dem System der würkenden Ursachen so genau zusammen, daß man dieses als eine Folge aus dem erstern ansehen kann. Man kann also nicht sagen, daß aus den allgemeinen Gesetzen der Natur, das ist, aus dem System der wirkenden Ursachen etwas erfolge, das mit den götti-

chen Absichten nicht übereinstimmt; denn bloß aus der besten Verknüpfung der besondern Absichten sind die allgemein wirkenken Ursachen und das allerweiseste Ganze entstanden. (Man sehe hieron die Theodicee §. 204. 205. 206.)

Und hieraus nun erhellet, daß Pope und Leibnitz nicht einmal in dem Begriffe der besten Welt einig seyn können. Leibnitz sagt: wo verschiedene Regeln der Vollkommenheit zusammengesetzt werden sollen, ein Ganzes auszumachen; da müssen nothwendig einige derselben wider einander stossen, und durch dieses Zusammenstossen müssen entweder Widersprüche entstehen, oder von der einen Seite Ausnahmen erfolgen. Die beste Welt ist also nach ihm diejenige, in welcher die wenigsten Ausnahmen, und diese wenigen Ausnahmen noch darzu von den am wenigsten wichtigen Regeln geschehen. Daher nun entstehen zwar die moralischen und natürlichen Unvollkommenheiten, über die wir uns in der Welt beschweren; allein sie entstehen vermöge einer höhern Ordnung, die diese Ausnahmen unvermeidlich gemacht hat. Hätte Gott ein Uebel in der Welt weniger entstehen lassen, so würde er einer höhern Ordnung, einer wichtigern Regel der Vollkommenheit zuwider gehandelt haben, von deren Seite doch durchaus keine Ausnahme geschehen sollte.

Pope hingegen und Malebranche räumen es ein, daß Gott, der besten Welt unbeschadet, einige Uebel daraus hätte weglassen können, ohne etwas merkliches in derselben zu verändern. Allein dem ohngeachtet habe er die Allgemeinheit der Gesetze, aus welcher diese Uebel fliessen, lieber gewollt, und wolle sie auch noch lieber, ohne diesen seinen Entschluß jemals, um eines Lieblings willen, zu ändern.

Achter Satz.

Ferner, wie wir gesehen haben, behauptet Pope, die mindeste Veränderung in der Welt erstrecke sich auf die ganze Natur, weil ein jedes Wesen, das zu einer grössern Vollkommenheit gelange, eine Lücke hinter sich lassen müsse, und diese Lücke müsse entweder leer bleiben, welches den ganzen Zusammenhang aufheben würde, oder die untern Wesen müßten heranrücken, welches durch die ganze Schöpfung nichts anders, als eine Zerrüttung verursachen könne.

Leibnitz weis von keiner solchen Lücke, wie sie Pope annimt, weil er keine allmälige Degradation der Wesen behauptet. Eine Lücke in der Natur kann, nach seiner Meinung, nirgend anders werden, als wo die Wesen in einander gegründet zu seyn aufhören; denn da wird die Ordnung unterbrochen, oder, welches eben so viel ist, der Raum bleibt leer. Dennoch aber behauptet Leibnitz in einem weit strengern Verstande als Pope, daß die mindeste Veränderung in der Welt einen Einfluß in das Ganze habe, und zwar weil ein jedes Wesen ein Spiegel aller übrigen Wesen, und ein jeder Zustand der Inbegriff aller Zustände ist. Wenn also der kleinste Theil der Schöpfung anders, oder in einen andern Zustand versetzt wird, so muß sich diese Veränderung durch alle Wesen zeigen; eben wie in einer Uhr alles, sowohl dem Raume, als der Zeit nach, anders wird, sobald das mindeste von einem Rädchen abgefeilet wird.

Neunter Satz.

Die Unvollkommenheiten in der Welt erfolgen, nach Popens System, entweder zum Besten des Ganzen (worunter man zugleich die Verhütung einer grössern Unvollkommenheit mit begreift) oder weil keine allgemeinen Gesetze den göttlichen Absichten in allen besondern Fällen haben genug thun können.

Nach Leibnitzens Meinung hingegen müssen nothwendig alle Unvollkommenheiten in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen dienen, oder es würde sonst ganz gewiß ihr Aussenbleiben aus den allgemeinen Gesetzen erfolgt seyn. Er behauptet, Gott habe die allgemeinen Gesetze nicht willkührlich, sondern so angenommen, wie sie aus der weisen Verbindung seiner besondern Absichten, oder der einfachen Regeln der Vollkommenheit, entstehen müssen. Wo eine Unvollkommenheit ist, da muß eine Ausnahme unvermeidlich gewesen seyn. Keine Ausnahme aber kann Statt finden, als wo die einfachen Regeln der Vollkommenheit mit einander streiten; und jede Ausnahme muß daher vermöge einer höhern Ordnung geschehen seyn, das ist, sie muß zur Vollkommenheit des Ganzen dienen.

— — Wird es wohl nöthig seyn, noch mehrere Unterschiede zwischen den Popischen Sätzen und Leibnitzischen Lehren anzuführen? Ich glaube nicht. Und was sollten es für mehrere Un-

terschiede seyn? In den besondern moralischen Sätzen, weiß man wohl, kommen alle Weltweisen überein, so verschieden auch ihre Grundsätze sind. Der übereinklingende Ausdruck der erstern muß uns nie verleiten, auch die letztern für einerley zu halten; denn sonst würde es sehr leicht seyn, jeden andern, der irgend einmal über die Einrichtung der Welt vernünfteln wollen, eben sowohl als Popen, zum Leibnitzianer zu machen.

Verdient nun aber Pope diese Benennung durchaus nicht, so wird auch nothwendig die Prüfung seiner Sätze etwas ganz anders, als eine Bestreitung des Leibnitzischen Systems von der besten Welt seyn. Die Gottschede sagen, sie werde daher auch etwas ganz anders seyn, als die Akademie gewünscht habe, daß sie werden möchte. Doch was geht es mich an, was die Gottschede sagen; ich werde sie dem ohngeachtet unternehmen.

Dritter Abschnitt.

Prüfung der Popischen Sätze.

Ich habe oben gesagt, Pope, als ein wahrer Dichter, müsse mehr darauf bedacht gewesen seyn, das sinnlich Schöne aus allen Systemen zusammen zu suchen, und sein Gedicht damit auszuschmücken, als sich selbst ein eignes System zu machen, oder sich an ein schon gemachtes einzig und allein zu halten. Und daß er jenes wirklich gethan habe, bezeugen die unzähligen Stellen in seinen Briefen, die sich mit seinen obigen Sätzen auf keinerley Weise verbinden lassen, und deren einige sogar ihnen schnurstracks zuwider lauffen.

Ich will diese Stellen bemerken, indem ich die Sätze selbst nach der Strenge der Vernunft prüfe.

Zweyter Satz.

Durch welche Gründe kann Pope beweisen, daß die Kette der Dinge in der besten Welt nach einer allmäligen Degradation der Vollkommenheit geordnet seyn müsse? Man werfe die Augen auf die vor uns sichtbare Welt! Ist Popens Satz gegründet; so kann unsre Welt unmöglich die beste seyn. In ihr sind die Dinge nach der Ordnung der Wirkungen und Ursachen, keines Weges aber nach einer allmäligen Degradation neben einander. Weise und Thoren, Thiere und Bäume, Insecten und

Steine sind in der Welt wunderbar durch einander gemischt, und man müßte die Glieder aus den entlegensten Theilen der Welt zusammen klauben, wenn man eine solche Kette bilden wollte, die allmälig vom Nichts bis zur Gottheit reicht. Dasjenige also, was Pope den Zusammenhang nennt, findet in unsrer Welt nicht Statt, und dennoch ist sie die beste, dennoch kann in ihr keine Lücke angetroffen werden. Warum dieses? Wird man hier nicht augenscheinlich auf das Leibnitzische System geleitet, daß nehmlich, vermöge der göttlichen Weisheit, alle Wesen in der besten Welt in einander gegründet, das heißt, nach der Reihe der Wirkungen und Ursachen neben einander geordnet seyn müßen?

Dritter Satz.

Und nun fällt der Schluß von dieser eingebildeten Kette der Dinge auf die unvermeidliche Existenz eines solchen Ranges, als der Mensch bekleidet, von sich selbst weg. Denn was war es nöthig, zu Erfüllung der Reihe von Leben und Empfindung, diesen Rang wirklich werden zu lassen, da doch ohnedem die Glieder derselben in dem unendlichen Raume zerstreut liegen, und nimmermehr in der allmäligen Degradation neben einander stehen?

Sechster Satz.

Hier kömmt es, wo sich Pope selbst widerspricht! — Nach seiner Meinung, wie wir oben dargethan haben, müssen aus den allgemeinen Gesetzen manche besondre Begebenheiten erfolgen, die zur Vollkommenheit des Ganzen nichts beytragen, und nur deswegen zugelassen werden, weil Gott, eines Lieblings halber, seinen allgemeinen Willen nicht ändert.

Or partial ill is univerfal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

So sagt er in dem vierten Briefe. Nur manche Uebel also, die in der Welt zugelassen worden, sind nach ihm allgemein gut; manche aber, die eben so wohl zugelassen worden, sind es nicht. Sind sie es aber, nach seinem eigenen Bekenntnisse, nicht, wie hat er am Ende des ersten Briefes gleichwohl so zuversichtlich sagen können:

All discord, harmony not underftood:
All partial evil, univerfal good?

Wie verträgt sich dieses entscheidende all mit dem obigen or, or? Kann man sich einen handgreiflichern Widerspruch einbilden?

Doch wir wollen weiter untersuchen, wie er sich gegen das System, welches ich für ihn habe aufrichten wollen, verhält. Man sehe einmal nach, was er zu der angezogenen Stelle aus dem ersten Briefe

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by gen'ral Laws

unmittelbar hinzu setzt:

Th' Exceptions few.

Der Ausnahmen sind wenig? Was sind das für Ausnahmen? Warum hat denn Gott auch von diesen allgemeinen Regeln, die ihm allenthalben zur Richtschnur gedient, Ausnahmen gemacht? Eines Lieblings wegen hat er sie nicht gemacht; (S. den 4 Brief Z. 119.) auch zur Vermeidung einer Unvollkommenheit nicht; denn sonst hätte er nicht die geringste Unvollkommenheit zulassen sollen. Er hat nur wenige Ausnahmen gemacht? Warum nur wenige? — Gar keine, oder soviel als nöthig waren.

Man könnte sagen: Pope verstehe unter dem Worte *Exceptions* solche Begebenheiten, die nicht mit den göttlichen Absichten übereinstimmen, und dennoch aus den allgemeinen Gesetzen fliessen. Dieser giebt es wenige in der Welt; denn Gott hat solche allgemeine Gesetze erwählt, die in den meisten besondern Fällen mit seinen Absichten übereinstimmen. — Gut! Aber alsdann müßte sich das Wort *Exceptions* nicht auf *general Laws* beziehen. Von Seiten der allgemeinen Gesetze hat Gott nicht die geringsten Ausnahmen gemacht, sondern alle Ausnahmen betreffen die Uebereinstimmung der allgemeinen Gesetze mit den göttlichen Absichten. Nun übersehe man des Dichters Worte:

— — the first almighty Cause
Acts not by partial, but by general Laws;
Th' Exceptions few &c.

Bezieht sich hier das Wort *Exceptions* irgend auf etwas anders, als auf *general Laws?* O! Ich will lieber zugeben, Pope habe sich in einem einzigen Gedichte hundertmal metaphysisch widersprochen, als daß ihm ein schlecht verbundner und verstümmelter Vers entwischt wäre, wie dieser seyn würde, wenn

sich *th' Exceptions few* nicht auf die allgemeinen Gesetze, von welchen er gleich vorher spricht, sondern auf die göttlichen Absichten beziehen sollten, deren er hier gar nicht gedenkt. Nein! Ganz gewiß hat er sich hier wiederum alle Uebel als Ausnahmen aus den allgemeinen Gesetzen eingebildet, und folglich das Malebranchische System unvermuthet verworffen, das er sonst durchgehends angenommen haben muß, wenn er irgend eines angenommen hat.

Achter Satz.

Was Pope in diesem Satze behauptet, daß nehmlich keine Veränderung in der Welt vorgehen könne, ohne daß sich die Wirkung davon in dem Ganzen äusserte, kann aus andern Gründen hinlänglich dargethan werden, als aus den seinigen, welche hier ganz und gar nichts beweisen. Wenn wir, sagt er, die obern Kräfte verdringen wollen, so müssen die untern an unsre Stelle rücken, oder es bleibt eine Lücke in der vollen Schöpfung. Ist es noch nöthig, diesen Schluß zu widerlegen, nachdem man gesehen, daß in der Welt nicht alles so stuffenweise hinaufsteigt, wie Pope annimt, sondern daß vollkommene und unvollkommene Wesen, ohne diese eingebildete Ordnung, durch einander vermengt sind? Eben so wenig werde ich die zweyte Stelle zu widerlegen nöthig haben, die oben zur Bestätigung dieses achten Satzes angeführt worden. Pope bezieht sich immer auf seine allmälige Degradation, die nur in seiner poetischen Welt die Wirklichkeit erlangt, in unserer aber gar nicht Statt gefunden hat.

Neunter Satz.

In diesem Satze sind oben zwey Ursachen des Uebels in der Welt, nach Popens Meinung, angeführt worden; eine dritte Ursache aber, die der Dichter gleichfalls angiebt, habe ich weggelassen, weil ich sie nicht begreiffen konnte. Hier ist die Stelle aus dem vierten Briefe ganz:

Or partial ill is univerſal good,
Or change admits, or Nature lets it fall.

Die Worte *Nature lets it fall* habe ich so erklärt, als ob sie eben das sagten, was der Dichter mit den Worten *Nature deviates* sagen will. Diese nehmlich, wenn sie einen verständ-

lichen Sinn haben sollen, können nichts anders bedeuten als, daß die Natur, vermöge der allgemeinen Gesetze, die ihr Gott vorgeschrieben, manches hervorbringe, was den göttlichen Absichten zuwider sey, und nur deswegen von ihr zugelassen werde, weil er seinen allgemeinen Entschluß nicht ändern wolle.

If the great end be human happinefs,
Then Nature deviats, and can Man do lefs?

D. i. Wenn die Glückseligkeit des Menschen der grosse Zweck ist, und die Natur abweicht ꝛc. Eben diesen Gedanken nun, glaub ich, hat Pope durch Nature lets it fall, die Natur läßt es fallen, ausdrücken wollen. Die Natur bringt manche Uebel als Folgen aus den allgemeinen mechanischen Gesetzen hervor, ohne daß die göttliche Absicht eigentlich darauf gerichtet gewesen.

Allein was für einen Sinn verknüpfen wir mit den Worten Or change admits, oder die Abwechslung läßt es zu? Kann nach Popens System — — wenn man es noch ein System nennen will — — etwas anders die göttliche Weisheit entschuldigen, daß sie Böses in der Welt zugelassen, als die Vollkommenheit des Ganzen, welches den besondern Theilen vorzuziehen gewesen, oder die Allgemeinheit der Gesetze, die Gott nicht hat stören wollen? Was für eine dritte Entschuldigung soll uns die Abwechslung oder die Veränderung darbieten?

Ich denke hierbey nichts; und ich möchte um so viel lieber wissen, was diejenigen dabey denken, die sich dem ohngeachtet ein Popisches System nicht wollen ausreden lassen. Vielleicht sagen sie, eben diese letztere Stelle beweise, daß ich das wahre System des Dichters verfehlt habe, und daß es ein ganz anders sey, aus welchem man sie erklären müsse. Welches aber soll es seyn? Wenigstens muß es ein ganz neues seyn, das noch in keines Menschen Gedanken gekommen; indem allen andern bekannten Systemen von dieser Materie, hier und da in den Briefen, eben so wohl widersprochen wird.

Zum Beweise beruffe ich mich auf eine Stelle, die in dem ersten Briefe anzutreffen ist, und die eben so wenig mit unserm vorgegebenen Popischen Systeme, als mit irgend einem andern bestehen kann. Es ist folgende:

Z. 259 und folgende.

All are but parts of one ſtupendous whole,
Whoſe body Nature is, and God the ſoul;
That, chang'd thro' all, and yet in all the ſame
— — — — — —
Lives thro' all life, extends thro' all extent,
Spreads undivided — — —
— — — — — —
He fills, he bounds, connects, and equals all.

D. i. Alle Dinge ſind Theile eines erſtaunlichen Ganzen, wovon die Natur der Körper und Gott die Seele iſt. Er iſt in allen Dingen verändert, und doch allenthalben eben derſelbe — — Er lebt in allem was lebt; er dehnt ſich aus durch alle Ausdehnung und verbreitet ſich, ohne ſich zu zertheilen — — Er erfüllt, umſchränkt und verknüpft alles, und macht alles gleich. Ich bin weit davon entfernt, Popen hier gottloſe Meinungen aufbürden zu wollen. Ich nehme vielmehr alles willig an, was Warburton zu deſſen Vertheidigung wider den Herrn Crouſaz geſagt hat, welcher behaupten wollen, der Dichter habe dieſe Stelle aus des Spinoſa irrigem Lehrgebäude entlehnt. Durchgehends kann ſie unmöglich mit Spinoſens Lehren beſtehen. Die Worte

Whoſe body Nature is, and God the ſoul,

Wovon die Natur der Körper und Gott die Seele iſt, würde Spinoſa nimmermehr haben ſagen können; denn der Ausdruck, Seele und Körper, ſcheinet doch wenigſtens anzudeuten, daß Gott und die Natur zwey verſchiedne Weſen ſind. Wie wenig war dieſes die Meinung des Spinoſa! Es hat aber andre irrige Weltweiſen gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinoſiſmo eben ſo weit abſtehen, als von der Wahrheit. Sollte ihnen alſo Pope dieſe ſeltnen Redensarten abgeborgt haben, wie ſteht es um die Worte Extends thro' all extent; Er dehnt ſich aus durch alle Ausdehnung? Wird dieſe Lehre einem andern als Spinoſen zugehören? Wer hat ſonſt die Ausdehnung der Natur für eine Eigenſchaft Gottes gehalten, als dieſer berufene Irrgläubige? Jedoch, wie geſagt, es ſtehet nicht zu glauben, daß Pope eben

in diesen Briefen ein gefährliches System habe auskrahmen wollen. Er hat vielmehr — — und dieses ist es, was ich bereits oben, gleichsam a priori, aus dem, was ein Dichter in solchen Fällen thun muß, erwiesen habe, — — bloß die schönsten und sinnlichsten Ausdrücke von jedem System geborgt, ohne sich um ihre Richtigkeit zu bekümmern. Und daher hat er auch kein Bedenken getragen, die Allgegenwart Gottes, Theils in der Sprache der Spinosisten, Theils in der Sprache derjenigen, die Gott für die Seele der Welt halten, auszudrücken, weil sie in den gemeinen rechtgläubigen Ausdrücken all zu idealisch und all zu weit von dem Sinnlichen entfernt ist. Eben so wie sich Thomson, in seiner Hymne über die vier Jahrszeiten, nicht gescheuet hat, zu sagen: these as the changes - - are but the varied God. Ein sehr kühner Ausdruck, den aber kein vernünftiger Kunstrichter tadeln kann.

Hätte sich Pope ein eignes System abstrahirt gehabt, so würde er ganz gewiß, um es in dem überzeugendsten Zusammenhange vorzutragen, aller Vorrechte eines Dichters dabey entsagt haben. Da er dieses aber nicht gethan hat, so ist es ein Beweis, daß er nicht anders damit zu Werke gegangen, als ich mir vorstelle, daß es die meisten Dichter thun. Er hat diesen und jenen Schriftsteller über seine Materie vorher gelesen, und, ohne sie nach eignen Grundsätzen zu untersuchen, von jedem dasjenige behalten, von welchem er geglaubt, daß es sich am besten in wohlklingende Verse zusammenreimen lasse. Ich glaube ihm sogar, in Ansehung seiner Quellen, auf die Spur gekommen zu seyn, wobei ich einige andre historisch critische Anmerkungen gemacht habe, welchen ich folgenden Anhang widme.

Anhang.

Warburton, wie bekannt, unternahm die Vertheidigung unsers Dichters wider die Beschuldigungen des Crousaz. Die Briefe, die er in dieser Absicht schrieb, erhielten Popens vollkommensten Beyfall. Sie haben mir, sagt dieser in einem Briefe an seinen Retter, allzuviel Gerechtigkeit wiederfahren lassen; so seltsam dieses auch klingen mag. Sie haben mein System so deutlich gemacht, als ich es hätte machen sollen,

und nicht gekonnt habe — — Man sehe die ganze Stelle unten in der Note(*), aus welcher ich nur noch die Worte anführe: Sie verstehen mich vollkommen so wohl, als ich mich selbst verstehe; allein Sie drücken mich besser aus, als ich mich habe ausdrücken können.

Was sagt denn nun aber dieser Mann, welcher die Meinung des Dichters, nach des Dichters eignem Geständnisse, so vollkommen eingesehen hat, von dem Systeme seines Helden? Er sagt: Pope sey durchaus nicht dem Hrn. von Leibnitz, sondern dem Plato gefolgt, wenn er behauptet, Gott habe von allen möglichen Welten die beste wirklich werden lassen.

Plato also wäre die erste Quelle unsers Dichters! — Wir wollen sehen. — Doch Plato war auch eine Quelle für Leibnitzen. Und Pope könnte also doch wohl noch ein Leibnitzianer seyn, indem er ein Platoniker ist. Hierauf aber sagt Warburton „nein! denn Pope hat die Platonischen Lehren in „der gehörigen Einschränkung angenommen, die Leibnitz auf „eine gewaltsame Art ausgedehnt. Plato sagte: Gott hat die „beste Welt erwehlt. Der Herr von Leibnitz aber: Gott hat „nicht anders können, als die beste wehlen."

Der Unterschied zwischen diesen zwey Sätzen soll in dem Vermögen liegen, unter zwey gleich ähnlichen und guten Dingen, eines dem andern vorzuziehen; und dieses Vermögen habe Plato Gott gelassen, Leibnitz aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweisen, was man schon unzähligmal bewiesen hat, daß dieses Vermögen eine leere Grille sey. Ich will nicht anführen, daß sie auch Plato dafür müsse erkannt haben, weil er bey jeder freyen Wahl Bewegungsgründe zuge-

(*) I can only ſay, you do him (*Crousaz*) too much honour and me too much right, ſo odd as the expreſſion ſeems; for you have made my ſyſtem as clear, as i ought to have done, and could not. It is indeed the ſame ſyſtem as mine, but illuſtrated with a ray of your own, as they ſay our natural body is the ſame ſtill when it is glorified. I am ſure i like it better, than i did before, and ſo will every man elſe. I know i meant juſt what you explain, but i did not explain my own meaning ſo well as you. You unterſtand me as well, as i do myſelf, but you expreſſ me better, than i could expreſs myſelf. In einem Briefe an Warburton vom 11 April 1739.

steht; wie Leibnitz bereits angemerkt hat. (Theodicee 1 Abth. §. 45.) Ich will nicht darauf dringen, daß folglich der Unterschied selbst wegfalle; sondern ich will ihn schlechter Dings so annehmen, wie ihn Warburton angegeben hat.

Plato mag also gelehrt haben: Gott habe die Welt gewehlt, ob er gleich eine andre vielleicht eben so gute Welt hätte wehlen können; und Leibnitz mag gesetzt haben: Gott habe nicht anders können als die beste wehlen. Was sagt denn Pope? Drückt er sich auf die erste oder auf die andere Art aus? Man lese doch:

Of systems possible, if 'tis confest
That Wisdom infinite *must* form the best &c.

„Wenn es ausgemacht ist, daß die unendliche Weisheit von „allen möglichen Systemen das beste wehlen muß 2c. — — Daß sie muß? Wie ist es möglich, daß Warburton diesen Ausdruck übersehen hat? Heißt dieses mit dem Plato reden, wenn Plato anders, wie Warburton will, eine ohne alle Bewegungsgründe wirkende Freyheit in Gott angenommen hat?

Genug von dem Plato, den Pope folglich gleich bey dem ersten Schritte verlassen zu haben selbst glauben mußte! Ich komme zu der zweyten Quelle, die Warburton dem Dichter giebt; und diese ist der Lord Schaftesbury, von welchem er sagt, daß er den Platonischen Satz angenommen, und in ein deutlicher Licht gesetzt habe. In wie weit dieses geschehen sey, und welches das verbesserte System dieses Lords sey, will die Akademie jetzt nicht wissen. Ich will also hier nur so viel anführen, daß Pope den Schaftesbury zwar offenbar gelesen und gebraucht habe, daß er ihn aber ungleich besser würde gebraucht haben, wenn er ihn gehörig verstanden hätte.

Daß er ihn wirklich gebraucht habe, könnte ich aus mehr als einer Stelle der Rhapsody des Schaftesbury beweisen, welche Pope seinen Briefen eingeschaltet hat, ohne fast von dem Seinigen etwas mehr, als das Sylbenmaaß und die Reime hinzu zu thun. Statt aller aber, will ich nur diese einzige anführen. Schaftesbury läßt den Philocles dem Palemon, welcher das physikalische Uebel zwar entschuldigen will, gegen das moralische aber unversehnlich ist, antworten: The very Storms

and Tempests had their Beauty in your account, those alone excepted, which arose in human Breast. „Selbst die Stürme „und Ungewitter haben, Ihrem Bedünken nach, ihre Schön„heit, nur diejenigen nicht, die in der menschlichen Brust „aufsteigen.“ Ist dieses nicht eben das, was Pope sagt:

If Plagues or earthquakes break not heav'n's design,
Why then a *Borgia*, or a *Catiline?*

Doch Pope muß den Schaftesbury nicht verstanden haben, oder er würde ihn ganz anders gebraucht haben. Dieser freye Weltweise war in die Materie weit tiefer eingedrungen, und drückte sich weit vorsichtiger aus, als der immer wankende Dichter. Hätte ihm Pope gefolgt, so würden seine Gedanken einem System ungleich ähnlicher sehen; er würde der Wahrheit und Leibnitzen ungleich näher gekommen seyn. Schaftesbury, zum Exempel, sagt: **Man hat auf vielerley Art zeigen wollen, warum die Natur irre, und wie sie mit so vielem Unvermögen und Fehlern von einer Hand kömmt, die nicht irren kann. Aber ich leugne, daß sie irrt** 2c. Pope hingegen behauptet: die Natur weicht ab. — Ferner sagt unser Lord: **die Natur ist in ihren Wirkungen sich immer gleich; sie wirkt nie auf eine verkehrte oder irrige Weise; nie Kraftlos oder nachläßig; sondern sie wird nur durch eine höhere Nebenbuhlerin und durch die stärkere Kraft einer andern Natur überwältiget.** (*) **Leibnitz** selbst würde den Streit der Regeln einer zusammengesetzten Vollkommenheit nicht besser haben ausdrücken können. Aber was weis Pope hievon, der dem Schaftesbury gleichwohl soll gefolgt seyn? Auch sagt dieser: **Vielmehr bewundern wir eben wegen dieser Ordnung der untern und obern Wesen die Schönheit der Welt, die auf sich einander entgegenstehende Dinge gegründet ist, weil aus solchen mannigfaltigen und widerwärtigen Grundursachen eine**

(*) Much is alledg'd in answer, to shew why Nature errs, and how she came thus impotent and erring from an unerring hand. But i deny she errs — — Nature still working as before, and not perversly or erroneously; not faintly or with feeble Endeavours; but o'erpower'd by a superior Rival, and by another Nature's justly conquering Force. *Rhapsody Part.* 2. *Sect.* 3.

allgemeine Zusammenstimmung entspringt. (*) Die Worte mannigfaltige und widerwärtige Grundursachen bedeuten hier abermals die Regeln der Ordnung, die oft neben einander nicht bestehen können; und hätte Pope davon einen Begriff gehabt, so würde er sich weniger auf die Seite des Malebranche geneigt haben. Desgleichen von der Ordnung hat Schaftesbury einen vollkommen richtigen Begriff, den Pope, wie wir gesehen, nicht hatte. Er nennt sie a Coherence or Sympathizing of Things; und unmittelbar darauf a Consent and Correspondence in all. Dieser Zusammenhang, dieses Sympathisiren, diese Uebereinstimmung ist ganz etwas anders als des Dichters eingebildete Staffelordnung, welche man höchstens nur für poetisch schön erkennen kann.

Ueberhaupt muß ich gestehen, daß mir Schaftesbury sehr oft so glücklich mit Leibnitzen übereinzustimmen scheint, daß ich mich wundre, warum man nicht längst beyder Weltweisheit mit einander verglichen. Ich wundre mich sogar, warum nicht selbst die Akademie lieber das System des Schaftesbury, als das System des Pope zu untersuchen, und gegen das Leibnitzische zu halten, aufgegeben. Sie würde alsdenn doch wenigstens Weltweisen gegen Weltweisen, und Gründlichkeit gegen Gründlichkeit gestellt haben, anstatt daß sie den Dichter mit dem Philosophen, und das Sinnliche mit dem Abstracten in ein ungleiches Gefechte verwickelt hat. Ja auch für die, würde bey dem Schaftesbury mehr zu gewinnen gewesen seyn, als bey dem Pope, welche Leibnitzen gern, vermittelst irgend einer Parallel mit einem andern berühmten Manne, erniedrigen möchten. Das Werk des Schaftesbury The Moralists, a Philosophical Rhapsody war bereits im Jahr 1709. herausgekommen; des Leibnitz Theodicee hingegen trat erst gegen das Ende des Jahres 1710. an das Licht. Aus diesem Umstande, sollte ich meinen, wäre etwas zu machen gewesen. Ein Philosoph, ein englischer Philosoph, welcher Dinge gedacht hat, die Leibnitz

(*) 'Tis on the contrary, from this Order of inferiour and superiour Things, that we admire the World's Beauty, founded thus on Contrarietys: whilst from such various and *disagreeing Principles* a Universal Concord is established. Eben daselbst.

erst ein ganzes Jahr nachher gedacht zu haben zeiget, sollte dieser von dem letztern nicht ein wenig seyn geplündert worden? Ich bitte die Akademie es überlegen zu lassen!

Und also hat Pope auch aus dem Schaftesbury die wenigsten seiner metaphysischen Larven(*) entlehnt. Wo mag er sie wohl sonst her haben? Wo mag er besonders die her haben, die eine Leibnitzische Mine machen? Ich verstehe diejenigen Sätze, die mit den Worten mögliche Systeme und dergleichen ausgedrückt sind. Die Anweisung Warburtons verläßt mich hier; ich glaube aber gleichwohl etwas entdeckt zu haben.

Man erinnere sich desjenigen Buchs de Origine mali, über welches Leibnitz Anmerkungen gemacht hat, die man gleich hinter seiner Theodicee findet. Er urtheilet davon, der Verfasser desselben stimme, in der einen Helfte der Materie, von dem Uebel überhaupt, und dem physikalischen Uebel insbesondere, sehr wohl mit ihm überein, und gehe nur in der andern Helfte, vom moralischen Uebel, von ihm ab. Es war dieser Verfasser der Hr. W. King, nachheriger Erzbischof von Dublin. Er war ein Engländer, und sein Werk war schon im Jahr 1702. herausgekommen.

Aus diesem nun behaupte ich, hat sich unser Dichter ungemein bereichert; und zwar so, daß er nicht selten, ganze Stellen aus dem Lateinischen übersetzt, und sie bloß mit poetischen Blümchen durchwirkt hat. Ich will bloß die vornehmsten derselben zum Beweise hersetzen, und die Vergleichung den Lesern, welche beyder Sprachen mächtig sind, selbst überlassen.

1.

King. cap. III. p. m. Ed. Brem. 56.

Credendum vero eſt, præſens mundi Syſtema optimum fuiſſe, quod fieri potuit, habito reſpectu ad Dei mentem in eo fabricando.

Pope. Ep. I. v. 43. 44.

Of ſyſtems poſſible, if 'tis confeſt,
That Wisdom infinite muſt form the beſt.

(*) Eine beyläufige Erklärung der Vignette unsers Tittels!

2.

King. p. m. 58.

Oportet igitur multos perfectionum gradus, forte infinitos, dari in opificiis divinis.

Pope. Ep. I. v. 46. 47.

Where all muſt fall or not coherent be,
And all that riſes, riſe in due degree &c.

3.

King. p. m. 72.

Opus erat in ſyſtemate mundi globo materiæ ſolidæ, qualis eſt terra, et eam quaſi rotæ vicem habere credimus in magno hoc avtomato.

Pope. Ep. I. v. 56 &c.

So man, who here ſeems principal alone,
Perhaps acts ſecond to ſome ſphere unknown,
Touches ſome wheel, or verges to ſome gole.
'Tis but a part we ſee, and not the whole.

4.

King. p. m. 89.

— Quædam ejusmodi facienda erant, cum locus his in opificio Dei reſtabat, factis tot aliis, quot conveniebat. At optes alium tibi locum & ſortem ceſſiſſe; fortaſſe. Sed ſi tu alterius locum occupaſſes, ille alter aut alius aliquis in tui locum ſufficiendus erat, qui ſimiliter providentiæ divinæ ingratus, locum illum, quem jam occupaſti, optaret. Scias igitur neceſſarium fuiſſe, ut aut ſis, quod es, aut nullus. Occupatis enim ab aliis omni alio loco & ſtatu, quem ſyſtema aut natura rerum ferebat, aut is, quem habeas, a te implendus, aut exulare te a rerum natura neceſſe eſt. An expectes enim, dejecto alio a ſtatu ſuo, te ejus loco ſuffectum iri? id eſt, ut aliorum injuria munificentiam peculiarem & exſortem tibi Deus exhiberet. Suſpicienda ergo eſt divina bonitas, non culpanda, qua ut ſis, quod es, factum eſt. Nec alius nec melior fieri potuiſti ſine aliorum aut totius damno.

Den ganzen Inhalt dieſer Worte wird man in dem erſten Briefe des Pope wieder finden; beſonders gegen die 157te und 233te Zeile. Die Stellen ſelbſt ſind zu lang, ſie ganz herzu=

setzen; und zum Theil sind sie auch bereits oben angeführt worden, wo von dem Popischen Begriffe der Ordnung, und der nothwendigen Stelle, die der Mensch in der Reihe der Dinge erhalten müssen, die Rede war.

Was kann man nun zu so offenbaren Beweisen, daß Pope den metaphysischen Theil seiner Materie mehr zusammen geborgt, als gedacht habe, sagen? Und was wird man vollends sagen, wenn ich sogar zeige, daß er sich selbst nichts besser bewußt zu seyn scheinet? — Man höre also, was er in einem Briefe an seinen Freund, den D. Swift schreibt. Pope hatte seinen Versuch über den Menschen, ohne seinen Namen drucken lassen, und er kam Swiften in die Hände, ehe ihm Pope davon Nachricht geben konnte. Swift las das Werk, allein er erkannte seinen Freund darinn nicht. Hierüber nun wundert sich Pope und schreibt: *Ich sollte meinen, ob Sie mich gleich in dem ersten dieser Versuche aus dem Gesichte verlohren, daß Sie mich doch in dem zweyten würden erkannt haben.*(*) Heißt dieses nicht ungefehr: ob Sie mir gleich die metaphysische Tiefsinnigkeit, die aus dem ersten Briefe hervor zu leuchten scheinet, nicht zutrauen dürfen; so hätten sie doch wohl in den übrigen Briefen, wo die Materie leichter und des poetischen Putzes fähiger wird, meine Art zu denken erkennen sollen? — — Swift gesteht es in seiner Antwort auch in der That, daß er Popen für keinen so grossen Philosophen gehalten habe, eben so wenig als sich Pope selbst dafür hielt. Denn würde er wohl sonst, gleich nach obiger Stelle, geschrieben haben: *Nur um eines bitte ich Sie; lachen Sie über meine Ernsthaftigkeit nicht, sondern erlauben Sie mir, den philosophischen Bart so lange zu tragen, bis ich ihn selbst ausrupfe, und ein Gespötte daraus mache.*(**) Das will viel sagen! Wie sehr sollte

(*) I fancy, tho' you lost sight of me in the first of those Essays, you saw me in the second.

(**) I have only one piece of mercy to beg of you; do not laugh at my gravity, but permit to me, to wear the beard of a Philosopher, till i pull it off and make a jest of it myself. In einem Briefe an den D. Swift, welcher in dem 9ten Theile der Popischen Werke, der Knoptonschen Ausgabe von 1752. auf der 254 Seite stehet.

er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für werth erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen.

Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung vom Jahre 1755.

Von gelehrten Sachen.

(4. Jan.) *Les Moeurs & Coutumes des François, dans les premiers tems de la Monarchie par Mr. l'Abbé le Gendre, Chanoine de l'Eglise de Paris, précédés des Moeurs des anciens Germains, traduits du Latin de C. Tacite, & d'une Preface, contenant quelques remarques relatives aux usages anciens ou modernes de ces deux Peuples. à Paris chez Briassons. in 12mo.* 20 Bogen. Das Werk des Abts le Gendre ist nicht neu, sondern bereits 1721 gedruckt worden. Es enthält viel artige Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen, welche unter den Franzosen von Zeit zu Zeit geherrscht haben, und durch welche sie zu derjenigen Artigkeit hinaufgestiegen sind, die jetzt so viele an ihnen bewundern. Diese neue Ausgabe enthält ziemlich entbehrliche Vermehrungen; eine Uebersetzung nehmlich von des Tacitus kleinem Werke **von den Sitten der alten Deutschen**, und eine Vorrede, in welcher diese mit den Sitten der alten Gallier und den neuern Sitten beyder Völker verglichen werden. Da die Gallier unwidersprechlich deutschen Ursprungs sind, so hat diese Vergleichung nicht viel Mühe kosten können. Unterdessen ist sie doch in einem Tone abgefaßt, welcher einen Deutschen belustigen kann. Z. E. „**Wir** Franzosen, sagt der Schriftsteller, sind „in dem Anfange eines Treffens schrecklich. **Wir** sind gewohnt dem „Feinde den Sieg zu entreissen; denn wenn **wir** ihm denselben lange „streitig machen sollen, so laufen **wir** Gefahr ihn zu verlieren. Un„terdessen haben **wir** doch auch bey manchen Gelegenheiten eben so„viel Standhaftigkeit, als Hitze gezeigt. **Wir** haben das feindliche „Feuer ruhig ausgehalten; **wir** haben gelassen den günstigen Augen„blick zum Angriffe erwartet; **wir** ꝛc. — — Kurz, das französische **Wir**, läßt in dem Munde eines Schriftstellers, der vielleicht nicht

das Herze hat, einen Hund tod zu machen, vortreflich tapfer. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(9. Jan.) **Gedicht dem Gedächtnisse des Herrn von Hagedorn gewidmet. Braunschweig, bey Schröders Erben. In 4to. 2½ Bogen.** Man wird es bereits aus andern öffentlichen Blättern wissen, daß der Herr Zachariä der Verfasser dieses Gedichts ist. Wir wiederholen seinen Namen hier um desto lieber, weil er uns der formellen Lobsprüche überhebt, die das Publicum in Ansehung der vorzüglichen Geschicklichkeit dieses Dichters nichts neues lehren würden. Hat man ihn in seinen scherzhaften Epopeen, als in seiner Sphäre bewundert, so wird man ihn auch hier nicht ausser derselben finden; so wenig auch die Gabe scherzhafter Einfälle und die Gabe zärtlicher Empfindungen, mit einander gemein zu haben scheinen. Auch in das Lob desjenigen unsterblichen Dichters wollen wir uns nicht einlassen, dessen Tod Herr Zachariä, und mit ihm Germanien, beweinet. Er war zugleich der rechtschaffenste und großmüthigste Mann, und wenigstens hiervon einen kleinen Beweis einzurücken, können wir uns unmöglich enthalten. Auf der 15 Seite läßt Herr Zachariä die Dichtkunst sagen:

Ihr sahet ihn so oft in dem geheimern Leben,
Verdiensten ihren Rang, sein Lob der Tugend geben;
Ihr saht ihn immer groß, und freundschaftlich und frey,
Der wahren Weisheit Freund und Feind der Heucheley.
Mich dünkt, ich höre noch die edle Menschenliebe,
Die sanft, voll Wohlthun spricht; die jeder Großmuth Triebe
Für dich, o **Fuchs**, erregt; und aus der Dürftigkeit
Mit brittschem Edelmuth verkannten Witz befreyt.

Zu diesen letzten Zeilen macht der Verfasser folgende Anmerkung: „Herr **Gottlieb Fuchs**, der seit einigen Jahren Prediger in Sachsen „ist, und sich unter dem Namen des Bauernsohnes durch verschiedene „glückliche Gedichte bekannt gemacht hat, kam ohne Geld und Gönner „nach Leipzig, seine Studien daselbst fortzusetzen. Er fiel allda einer „**unserer größten Dunse** in die Hände, der durch seine marktschreie„rische Art, mit seinen Verdiensten um Deutschland zu prahlen, und „durch die kleinen niedrigen Mittel jemanden zu seiner Partey zu „ziehen, genug bezeichnet ist. Dieser Mann, der wohl eher versucht „hatte, mit einem alten Rocke Leute zu bestechen, für ihn zu schreiben,

„dieser Mann war klein genug, Herr Fuchsen monatlich eine solche „Kleinigkeit zu geben, die man sich schämt hier auszudrücken, und die „er kaum dem geringsten Bettler hätte geben können. So bald er „indessen erfuhr, daß Herr Fuchs in die Bekanntschaft mit einigen „andern rechtschaffenen Leuten gekommen war, die er nicht zu seiner „Partheÿ zehlen konnte, so war er noch niederträchtiger, und nahm Herr „Fuchsen die Kleinigkeit, die er ihm bisher gegeben. Herr Fuchs wurde „sogleich von denjenigen mehr als schadlos gehalten, durch die er um „dieses erniedrigende Allmosen gekommen war. Der seel. Herr von „Hagedorn, dem diese Geschichte bekannt wurde, brachte durch seine „edelmüthige Vorsprache bey vielen Standespersonen, Hamburgern, „einigen Engelländern, und besonders bey dem Collegio Carolino „zu Braunschweig eine so ansehnliche Summe zusammen, daß Herr „Fuchs künftig vor dem Mangel gesichert, seinen Studien auf eine „anständige Art obliegen konnte.“ — — Denjenigen Fremdlingen in dem Reiche des Witzes, welche vielleicht fragen sollten: wer ist der grosse Duns? wollen wir nächstens diese Frage beantworten. — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(11. Jan.) Antwort auf die Frage: wer ist der grosse Duns?

Der Mann in — —, welchen Gott
Nicht schuf zum Dichter und Kunstrichter,
Der, dümmer als ein Hottentot,
Sagt, er und S*** wären Dichter;
Der Philip Zesen unsrer Zeit;
Der Büttel der Sprachreinigkeit
In Ober- und in Niedersachsen,
Der alle Worte Lands verweist,
Die nicht auf Deutschem Boden wachsen;
Der grosse Mann, der stark von Leib
Ein kleines artigs freundlichs Weib
Kalt, wie er denkt und schreibt, umarmt,
Das aber seiner sich erbarmt,
Und gleicher Meinung ist und bleibt,
Und wider ihn nicht denkt, nicht schreibt,
Weil es den Zank der Ehe scheut,
Und lieber aus Gefälligkeit
Sich an des Manns Gedanken bindet;

Der Mann der unter uns
Viel grosse Geister findet,
Der ist der grosse Duns!

(21. Jan.) **Lyrische und andere Gedichte. Neue und um die Helfte vermehrte Auflage. Mit allergnädigsten Freyheiten. Anspach, zu finden bey Jacob Christoph Posch 1755. In 8vo. 12 Bogen.** Die erste Ausgabe dieser Gedichte ist bereits vor fünf Jahren erschienen, und von Kennern wohl aufgenommen worden. Man erkannte ihren Verfasser, welches der Herr Regierungssecretär Utz in Anspach ist, sogleich für einen wahren Schüler des Horaz, der von dem Feuer seines Musters beseelt werde, und etwas mehr gelernt habe, als ihm hier eine Gedanke und da eine Wendung, nicht sowohl abzuborgen, als abzustehlen. Die Vermehrungen, welche er jetzo hinzugethan, sind so beträchtlich, daß er die Oden in vier Bücher hat abtheilen können. Die ersten zwey enthalten die bereits gedruckten Stücke; aber so, wie sie sich der verbessernden Hand eines Verfassers, der aller Welt eher, als sich ein Genüge thun kann, entreissen dürfen. Er hat überall verändert und auch fast überall glücklich verändert. Wir sagen fast, und hoffen, daß er es denjenigen nicht übel ausdeuten wird, die sich, vielleicht aus einer Art von Prädilection hier und da seiner erstern Gedanken gegen die letztern annehmen. Unter den neuen Oden, welche das dritte und vierte Buch ausmachen, wird man verschiedne von dem erhabensten Inhalte finden, und einen philosophischen Kopf wird die, welche er Theodicee überschrieben hat, nicht anders als entzücken können. Sie sind überhaupt alle vortreflich, obgleich nicht alle von einerley Fluge. Und auch dieses hat er mit dem Horaz gemein, welcher sich oft in die niedre Sphäre des Scherzes und angenehmer Empfindungen herab läßt, und auch da die geringsten Gegenstände zu veredeln weiß. Nur an den schmutzigen Bildern hat unser deutscher Horaz eine gleiche Kunst zu zeigen, verweigert. Die Anständigkeit ist das strenge Gesetz, welches seine Muse auch in den Entzückungen des Weines und der Liebe nie verletzet. — — Die übrigen Vermehrungen bestehen in dem **Sieg des Liebesgottes**, welches scherzhafte Heldengedichte man auch bereits kennet, und in einigen poetischen prosaischen Briefen, welche Theils freundschaftlichen, Theils critischen Inhalts sind. Der vierte ist besonders merkwürdig. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(30. Jan.) **Begebenheiten eines sich selbst Unbekannten. Aus dem Englischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig 1755. In 8vo. 1. Alphb. 4 Bogen.** — — Wenn doch dieser sich selbst Unbekannte die Gütigkeit gehabt hätte, und auch der Welt unbekannt geblieben wäre. — — Er wird ausser dem Hause seiner Aeltern, die er gar nicht kennet, erzogen. Es fehlet ihm in den ersten Jahren an nichts, und er findet sich so gar, ohne sein Zuthun, in ein ziemlich einträgliches Amt gesetzt. Doch durch eine lüderliche Lebensart, und besonders dadurch, daß er Komödiant wird, verscherzt er die Liebe seiner unbekannten Versorger. Er wird sich selbst überlassen, und aus einem Unglücke in das andere verschlagen. Er schweift bald als ein Bedienter, bald als sein eigner Herr in London herum, und spielt so wohl unter der einen, als unter der andern Gestalt den verliebten Ritter. Er lernt seine Schwester kennen, ohne zu wissen, daß es seine Schwester ist, und hätte sich bald auf gar keine brüderliche Art in sie verliebt. Doch alles geht noch gut ab, und seine unbekannte Schwester wird die unvermuthete Gelegenheit, daß er von seinem sterbenden Vater, eben so wohl als sie, erkannt und wieder angenommen wird. — — Das ist das Gerippe des Romans, um welches der Scribent einige elende Lumpen aus dem ärgerlichen Leben der englischen Buhlschwestern geworfen hat, um ihm ungefehr eine Gestalt zu geben. — — Ist es erlaubt, weil Richardson und Fielding ein gutes Vorurtheil für die englischen Romane erweckt haben, daß man uns allen Schund aus dieser Sprache aufzudringen sucht? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

(22. Febr.) **Versuche in der tragischen Dichtkunst, bestehend in vier Trauerspielen, nämlich Zayde, Mariamne, Thusnelde und Zarine. Breslau verl. Carl Gottfr. Meyer 1754. In gr. 8vo. 16 Bogen.** Wenn wir sagen, daß der Herr Baron von Schönaich, der Scribent des Hermanns, Verfasser von diesen Versuchen ist, so werden wir hoffentlich auf einmal das vollständigste Urtheil davon gefällt haben, das man davon fällen kann. Es folgt nicht nothwendig, daß ein guter Heldendichter auch ein guter tragischer Dichter seyn müsse; aber das folgt nothwendig, das der, welcher schlechte Epopeen schreibt, auch nicht anders als schlechte Trauerspiele schreiben werde. Der Herr Baron hat es der Welt schon gewiesen, daß er so ziemlich die mechanischen Regeln alle beobachten, und, Trotz

dieser Beobachtung, dennoch Gedichte, die nichts taugen, machen könne; und wir sind viel zu billig, als daß wir ihm dieses Lob nicht auch hier ertheilen sollten. Wir erinnern uns seiner und seines Lehrmeisters allezeit mit Dankbarkeit, so oft wir die Anmerkung eines französischen Kunstrichters, daß etwas ganz anders die Kunst, und etwas ganz anders das Raffinement der Kunst sey, mit Beyspielen bestärken wollen. Den Mangel dieses Raffinements könnte man dem Herrn Baron ganz gern vergeben; allein er hat noch einen andern Fehler, den ihm gesittete Leser unmöglich verzeihen können, und von dem wir gar nicht einsehen, wie er dazu gekommen ist. Er ist ein Cavalier, dem es an Kenntniß der grossen Welt und der feinern Sprache, die darinne üblich ist, nicht fehlen sollte: wie kömmt es aber gleichwohl, daß er seine tragischen Personen so kriechend, so pöbelhaft, so eckel sprechen läßt? Seine Prinzessinnen, z. E., haben **Liebsten**, (S. 3) sind **verliebt**, (S. 13) sind **brünstig**, (S. 11) sind **geil** (S. 59). Seine Helden schimpfen einander **Hunde** (S. 10) und **Buben** (S. 43). Wenn sie überlegen, so **kommt** ihnen was ein (S. 12) und wenn sie sagen sollen, ich meinte, oder ich glaubte, so sagen sie ich **dachte** (S. 3). Einer spricht zu dem andern **du läugst** (S. 14) und **erboßt sich**, (S. 105) wenn er ergrimmen sollte. Ein Gemahl hat eine **Frau**, (S. 42) und wohl noch darzu eine schwangre **Frau**, (S. 126) und eine Gemahlin hat einen **Mann** (S. 66). Die Feldherrn geben dem Feinde **Schlappen** (S 112). Die Diener sind geschwind **wie der Wind** (S. 58). Die Könige heissen die Königinnen **mein Licht**, (S. 81) **mein Leben** (S. 82). Wer etwas zeigen will, ruft **Schau**! und wer sich verwundern will, schreyt **Ey**! ꝛc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(25. Febr.) ***Les heureux Orphelins, Histoire imitée de l'Anglois par Mr. de Crebillon F. IV. Parties à Bruxelles*** 1755 ***& se vend à Dresde chez J. C. Walther. In*** 12mo. 1 Alphb. 12 Bogen. Die englische Urschrift dieses Romans heißt The Fortunate Foundlings, und ist in sehr kurzer Zeit dreymal gedruckt worden. Allein dieser geschwinde Abgang ist ein sehr zweydeutiger Beweis von seiner Güte, die man weit sichrer daraus schliessen wird, daß der jüngere Herr **Crebillon** sich die Mühe genommen hat, ihn umzuarbeiten. Wie viel Veränderungen er bey dieser Umarbeitung müsse erlitten haben, werden auch diejenigen leicht wahrnehmen können, welche ihn in

der Grundsprache nicht gelesen haben, wenn sie nur sonst das englische Genie ein wenig kennen. Er hat nicht allein ein vollkommen französisches Ansehen bekommen, sondern er ist auch so glücklich crebillonisirt worden, daß man ohne Mühe entdeckt, er müsse zu der Familie der Egaremens de l'esprit & du cœur, der Briefe der Ninon rc. gehören. Diese Familien Gleichheit bestehet in den sophistisch metaphysischen Zergliederungen der Liebe und aller damit verwandten Leidenschaften, in welchen der jüngere Crebillon ein so grosser Meister ist, daß man glauben sollte, nur er allein müsse das menschliche Herz von dieser Seite kennen, welches in seinen Schilderungen zu einem weit grössern Labyrinthe wird, als es vielleicht in der That ist. Die ersten vier Theile dieser glücklichen Findlinge enthalten noch sehr wenig, was zu ihrer eigendlichen Geschichte gehört, wozu in dem ersten nur gleichsam der Grund gelegt wird. Die andern drey sind völlig mit einer fremden Geschichte erfüllt, von der man es erwarten muß, ob sie mit dem Ganzen glücklich genug wird verbunden seyn. Vor jetzo ist man zufrieden, daß sie den Lesern wichtig und reitzend genug scheint, die vornehmsten Helden ohne Mißvergnügen deswegen aus dem Gesichte zu verlieren. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 21 Gr.

(27. Febr.) ***Du Hazard sous l'Empire de la Providence, pour servir de préservatif contre la Doctrine du Fatalisme moderne par Mr. de Prémontval. à Berlin aux depens de J. C. Klüter*** 1755. In 8vo. 10 Bogen. Der Herr von Premontval, dessen Tiefsinnigkeit die Welt nun schon aus mehr als einer Schrift kennet, fängt in der gegenwärtigen an, einen grossen Theil derjenigen Zweifel aufzulösen, die er selbst wieder die Freyheit vorgetragen hat. Wenn die nachdrückliche Art, mit welcher er sie vortrug, einigen christlichphilosophischen Zärtlingen verdächtig scheinen konnte, so wird eben diese nachdrückliche Art, mit welcher er sie nicht bloß zu verkleistern, sondern aus dem Grunde zu heben sucht, ihr Gewissen mit einem Manne wieder aussöhnen können, dessen lautere Absichten ihm weder eine Stelle unter den Zweiflern noch unter den Fatalisten verdienen. Um zu zeigen, was für einen Einfluß die rechtverstandene Lehre vom Ohngefehr besonders auf die Lehre von der Sittlichkeit unsrer Handlungen haben könne, mußte der Herr von Premontval nothwendig erst zeigen, daß es ein Ohngefehr gebe. Und dieses thut er in der

gegenwärtigen Abhandlung, die jetzt gleichsam nur der Helfte ihres Titels Genüge thut. Er beweiset die Würklichkeit des Ohngefehrs mit Voraussetzung einer höchst gütigen und höchst weisen Vorsehung, ja er beweiset sie durch diese Voraussetzung selbst, und erhärtet, daß im Grunde alle Philosophen sie zugeben müssen, so sehr sie sich auch entweder bloß wider den Namen, oder gar wider die Idee desselben sträuben. Die Wirkungen dieses Ohngefehrs, besonders nach den Einschränkungen einer ewigen Weisheit, wird er in verschiednen andern Abhandlungen betrachten, welche in seinen schon angezeigten Protestations & Declarations philosophiques erscheinen sollen. Da seine schärfsten Angriffe, wie man leicht sehen kann, wider die Leibnitzische Philosophie gehen müssen, so hat er für gut befunden, seine Arbeit allen Weltweisen Deutschlands zuzueignen, deren Eifer um die Ehre eines der größten Geister ihres Vaterlandes, ihm nur alljuwohl bekannt ist. Wir sind gewiß, daß sie diesen seinen vorläufigen Höflichkeiten allen den Werth, der ihnen gebühret, beyzulegen, und ihn selbst von denjenigen Gegnern ihres Helden zu unterscheiden wissen werden, welche mehr die Eifersucht, als die Wahrheit dazu gemacht hat. Wenn sie in etwanigen Streitigkeiten die Meinungen des Herrn von Premontvals auch nicht annehmen sollten, beyher aber nur von ihm die Kunst, sich in den tiefsinnigsten Materien eben so deutlich als angenehm auszudrücken, lernen könnten; so würde der Nutzen für sie doch schon unendlich groß seyn. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(1. Merz.) **Philosophische Gespräche. Berlin bey Chr. Fr. Voß 1755. In 8vo. 7 Bogen.** Dieses kleine Werk, welches aus vier Gesprächen über metaphysische Wahrheiten besteht, enthält so viel Neues und Gründliches, daß man leicht sieht, es müsse die Frucht eines Mannes von mehrerm Nachdenken, als Begierde zu schreiben, seyn. Vielleicht würde ein andrer so viel Bücher daraus gemacht haben, als hier Gespräche sind. Wir wollen den Inhalt eines jeden anzeigen. In dem erstern wird erwiesen, daß Leibniz nicht der eigendliche Erfinder der vorherbestimmten Harmonie sey; daß Spinosa sie achtzehn Jahr vor ihm gelehrt, und daß der erstere dabey weiter nichts gethan, als daß er ihr den Namen gegeben, und sie seinem System auf das genaueste einzuverleiben gewußt habe. Spinosa leugnet ausdrücklich in seiner Sittenlehre, daß Seele und Körper wechselsweise in einander wirken könnten; er behauptet ferner, daß die Veränderungen des Kör-

pers und ihre Folge auf einander, gar wohl aus seiner blossen Structur nach den Gesetzen der Bewegung entstehen könnten; und endlich lehret er, daß die Ordnung und Verknüpfung der Begriffe mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerley sey, oder, welches auf eines herauskömmt, daß alles in der Seele eben so auf einander folge, als es in dem Zusammenhange der Dinge auf einander folgt. Was fehlt diesen Sätzen, die vorherbestimmte Harmonie zu seyn, mehr als der Name? Das zweyte Gespräch macht Anfangs einige Anmerkungen über den jetzigen Verfall der Metaphysik, über das Verdienst der Deutschen um dieselbe, und über das Schicksal des Spinosa, welcher bestimmt war, den Uebergang von der Cartesianischen bis zur Leibnizischen Weltweisheit, mit seinem Schaden zu erleichtern. Hierauf wird ein sehr kühner, aber wie es uns scheint, auch sehr glücklicher Gedanke vorgetragen, welcher den Gesichtspunkt betrift, aus welchem man Spinosens Lehrgebäude betrachten muß, wenn es mit der Vernunft und Religion bestehen solle. Der Verfasser meint nehmlich, man müsse es alsdann nicht auf die ausser uns sichtbare, sondern auf diejenige Welt anwenden, welche, mit Leibnizen zu reden, vor dem Rathschlusse Gottes, als ein möglicher Zusammenhang verschiedner Dinge in dem göttlichen Verstande existirt hat. Das dritte Gespräch enthält Zweifel wider die Leibnizische Auflösung der Schwierigkeit, warum Gott die Welt nicht eher erschaffen habe, und wider die Lehre von der besten Welt. Wir wollen es dem Leser überlassen, sie in der Schrift selbst nachzusehen, und hier nur anmerken, daß sie aus der Leibnizischen Weltweisheit selbst genommen sind, dergleichen wider dieselbe nur sehr selten gemacht werden. Das vierte Gespräch endlich gehet größten Theils wider den Herrn von Premontval; es untersucht einen Gedanken, durch welchen dieser Weltweise von sich selbst auf den Satz des nicht zu Unterscheidenden gekommen zu seyn versichert; es rettet die Leibnizianer wegen des ihnen von eben demselben aufgedrungenen Ohngefehrs, nach welchem ihr Gott zu wirken genöthiget seyn soll; und bestärkt den Unterscheid zwischen nothwendigen und zufälligen Wahrheiten, welchen gleichfalls der Herr von Premontval, in dem Anhange zu seinen Gedanken über die Freyheit, gänzlich aufheben wollen. — — Mehr wollen wir von einigen Bogen nicht sagen, welche Liebhaber der höhern Weltweisheit schwerlich werden ungelesen lassen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

(6. Merz.) *Fables & Contes. à Paris chez Duchesne* 1754. in 12*mo*. 10 Bogen. Aus der Aufschrift dieses Werks wird man es schwerlich schliessen können, wie vielen Antheil die Ehre des deutschen Witzes daran nimt. Wir müssen also nur gleich sagen, daß sein Verfasser, welcher sich zwar nicht genennet hat, von dem wir aber wissen, daß es der Herr Rivery, Mitglied der Akademie zu Amiens, ist, den größten Theil seiner Fabeln und Erzehlungen einem unserer Dichter schuldig sey, dem noch niemand den Ruhm eines deutschen la Fontaine abgesprochen hat. Der Hr. Professor Gellert hat schon mehr als einmal den Verdruß gehabt, sich in unglücklichen Uebersetzungen verstellet zu sehen; und es muß ihm daher nothwendig angenehm seyn, endlich in die Hände eines Gelehrten zu fallen, der alle Geschicklichkeit besitzt, ihm ungleich mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir in den freyen Uebersetzungen des Herrn Rivery alle Schönheiten des Originals wiedergefunden hätten; wir müßten von der Unmöglichkeit solcher Uebersetzungen gar nichts wissen, wenn es uns auch nur eingekommen wäre, sie darinne zu suchen. Wir haben uns begnügt, deren so viele zu finden, als nöthig sind, es den Herren Franzosen wahrscheinlich zu machen, daß von Rechts wegen noch weit mehrere darinne seyn müßten, wenn sie die Begierde für überflüssig halten sollten, einen Gellert in seiner Sprache lesen zu können. Doch nicht um diesen schönen Geist allein, sondern um die ganze deutsche Nation hat sich Herr Rivery verdient gemacht. Er hat nehmlich eine Einleitung voran geschickt, in welcher er von unserer Litteratur überhaupt Nachricht ertheilt. Das, was er davon sagt, zeigt von eben so vieler Einsicht als Billigkeit; und wenn es ihm gelingen sollte, die Beystimmung seiner Landsleute zu erhalten, so werden es die Deutschen wieder vergessen können, daß ein Bouhours einmal eine abgeschmackte Frage gethan hat. Seine Nachricht ist zwar die vollständigste gar nicht; allein wir müssen auch gestehen, daß wir diese Unvollständigkeit fast eben so gern, als ungern bemerkt haben. Sie wird allenfalls zu einer sehr nützlichen Ergänzung Gelegenheit geben, wenn man etwa in der Vorstellung des Herrn Rivery die deutschen Musen für so gar wichtig doch noch nicht ansehen sollte, die Aufmerksamkeit der Ausländer zu verlangen. Er kennet von unsern Neuern, ausser dem Herrn Gellert, fast niemanden als einen Günther, einen Hagedorn, einen Haller, und einen Rabner. Es werden

werden leicht die vornehmsten seyn; das ist wahr. Allein die einzigen, die den schönen Wissenschaften bey uns Ehre machen, sind es ohne Zweifel nicht. Wir haben noch Schlegels, **Kramers, Gleime, Klopstocke, Kleiste, Utze, Zachariäs, Kästners, Bodmers** und **Wielande**, welche alle auch ausser ihrem Vaterlande den erhaltenen Ruhm behaupten können.

(8. Merz.) **Wohlmeinender Unterricht für alle diejenigen, welche Zeitungen lesen, worinnen so wohl von dem nützlichen Gebrauche der gelehrten und politischen Zeitungen, als auch von ihrem Vorzuge, den einige vor andern haben, bescheidentlich gehandelt wird; nebst einem Anhange einiger fremden Wörter, die in den Zeitungen häufig vorkommen. Leipzig bey Chr. Fr. Geßner 1755. In 8vo. 22 Bogen.** Wenn dieses Buch, welches eigentlich zu nichts, als zum Nutzen der Zeitungsleser und zur Aufnahme der Zeitung selbst bestimt ist, nicht verdienet, in den Zeitungen bekannt gemacht und angepriesen zu werden, so verdient es gewiß kein Buch in der Welt. Unsern Blättern soll man wenigstens den Vorwurf nicht machen, daß sie die Dankbarkeit so weit aus den Augen gesetzt und ein sträfliches Stillschweigen davon beobachtet hätten. Sie sollen vielmehr ihren Lesern melden, daß dieser **wohlmeinender Unterricht** halb ein neues und halb ein neuaufgewärmtes Buch ist, welches aus drey Hauptabtheilungen besteht. Die erste handelt von den Zeitungen überhaupt, und untersucht in 9 Kapiteln mit einer ziemlich philosophischen Gründlichkeit, was man unter einer Zeitung versteht, woher die Zeitungen ihren Ursprung haben, was für Sachen in den Zeitungen vorkommen, welcher vorzügliche Werth ihnen beyzulegen, wie die Verfasser der Zeitung, besonders der politischen, beschaffen seyn sollen, was sie für eine Schreibart und für einen Endzweck haben müssen, und endlich auch was sie für Leser verlangen. Die zweyte Abtheilung handelt von dem Nutzen der Zeitungen, von ihrem Nutzen überhaupt, von ihrem Nutzen an Höfen, von ihrem Nutzen auf Universitäten, von ihrem Nutzen in der Staatskunde, von ihrem Nutzen im geistlichen Stande, von ihrem Nutzen im Kriege, von ihrem Nutzen bey der Kaufmannschaft, von ihrem Nutzen im Hausstande, von ihrem Nutzen auf Reisen, von ihrem Nutzen in Gesellschaften, von ihrem Nutzen in Unglücksfällen. Kurz es ist sonnenklar, daß die Zeitungen das nützlichste Institutum sind, zu welchem

die Erfindung der Buchdruckerey jemals Anlaß gegeben hat. Das Publicum kann leicht einsehen, daß man dieses ohne Absicht auf irgend einen eignen Nutzen sagt, denn von dem Nutzen, den ihre Verleger daraus ziehen, steht kein Wort in dem ganzen Werkchen. Die dritte Abtheilung endlich handelt von der Art, wie man den Nutzen, welchen die Zeitungen bringen, durch eine vernünftige Lesung derselben erhalten soll; aber mit dieser, wie wir frey gestehen müssen, sind wir gar nicht zu frieden. Der Verfasser will die Welt bereden, daß Zeitungsleser gewisse Naturgaben, gewisse Kenntnisse in der Genealogie, in der Wappenkunst, in der Weltbeschreibung, in der Geschichte, und wer weis noch worinne haben müßten. Allein mit seiner Erlaubniß, das ist grundfalsch. Wer ein wenig Neugierde besitzt und das wenige Geld daran wenden will und kann, ist ein vollkommner Zeitungsleser; welches hiermit zur Nachricht dienet! Am Ende hat der Verfasser eine Nachricht von den in Deutschland bekanntesten Zeitungen beygefügt; allein an dieser Nachricht ist auch vieles auszusetzen. Besonders tadeln wir dieses daran, daß er unsere Zeitung nicht gleich obenan gesetzt hat. Wir hätten ihn noch ganz anders loben wollen! Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(5. April.) *De secta Elpisticorum variorum opuscula, junctim cum suis edidit, praefatione atque indicibus instruxit necessariis Joannes Christianus Leuschnerus A. M. Scholae Hirschbergensis Prorector. Lipsiae ex officina Langenheimiana* 1755. In 4to. 9 Bogen. Die Elpistiker sollen eine philosophische Secte gewesen seyn, von welcher man durchaus nichts wissen würde, wenn uns das einzige Zeugniß des Plutarchs fehlte. Und auch dieses ist von der Art, daß es wenig wahres lehren, aber desto mehr Gelegenheit zum Streiten geben kann. Der Herr D. Heumann war der erste, welcher in seinen Actis Philosophorum seine Gedanken etwas umständlicher darüber entdeckte, und aus den Elpistikern die Christen machte. Der Herr Pastor Brucker wehlte eine andre Meinung, und machte Stoiker daraus, welches der Herr D. Jöcher hernach bis auf die Cyniker ausdehnte, und die Stoiker nur in so weit Elpisticker genennt wissen wollte, als man sie für Nachfolger der Cyniker halten könne. Die Aufsätze dieser drey Gelehrten nun, hat der Herr Prorector Leuschner zu sammeln für gut gefunden, und eine eigne Abhandlung gleiches Inhalts beygefügt, worinn er sich für die Heumannische Meinung

erklärt. Er giebt sich besonders Mühe, die Einwürfe welche **Brucker** und **Jöcher** darwider gemacht haben, zu heben; allein wir glauben nicht, daß er es überall mit gleichem Glücke gethan hat. Auf die Schwierigkeit unter andern, daß die christliche Religion von der Beschaffenheit gar nicht gewesen, daß sie vom **Plutarch** für eine philosophische Secte hätte können gehalten werden, antwortet er sehr obenhin; und gleichwohl kann sie durch einen Umstand auf einen noch weit höhern Grad getrieben werden, der hier vielleicht nicht aus der Acht hätte sollen gelassen werden. Man weis nehmlich, was der jüngre **Plinius**, welcher ein Zeitgenosse des **Plutarchs** war, nach verschiedenen pflichtmäßigen Untersuchungen, von den Christen urtheilte. Er macht sie zu einfältigen und abergläubischen Leuten. Ist es also wahrscheinlich, daß **Plutarch**, welcher wie gesagt zu eben den Zeiten lebte, da scharfsichtige Männer nichts als Einfalt und Aberglaube an den Christen finden konnten, daß, sage ich, **Plutarch**, welcher offenbar die Gelegenheit nicht gehabt hatte, sie näher als **Plinius** kennen zu lernen, sie für Philosophen sollte gehalten haben? Und er hätte sie, ohne Zweifel, sehr nahe kennen müssen, wenn er hätte wissen wollen, daß sich alle ihre Lehrsätze auf Glaube und **Hofnung** gründeten. Der Gedanke überhaupt, die **Elpistiker** deswegen zu Christen zu machen, weil die Christen nach dem Wortverstande **Elpistiker** seyn müssen, sieht mehr einer homiletischen Nutzanwendung ähnlich, als einer critischen Wahrscheinlichkeit. Wenn wir, zum Exempel, nur aus einer einzigen Stelle wüßten, daß es **Zetetiker** in der Welt gegeben habe, so wollte ich es nach der Heumannisch-Leuschnerischen Art sehr wahrscheinlich machen, daß diese **Zetetiker** Christen gewesen wären, weil den Christen das **Forschen** anbefohlen wird. Es klingt daher in einer Predigt ganz gut, wenn man sagt, die wahren Christen müssen **Zetetiker**, oder müssen **Elpistiker** seyn; aber dieses umdrehen und sagen die **Elpistiker** waren Christen, mag im Grunde wohl eben so gut gesagt seyn, als wenn man die **Zetetiker** zu Christen machte, nur daß dieses, wegen der Menge von Zeugnissen, sogleich kann wiederlegt werden, und jenes nicht. So wenig wir aber für die Heumannische Meinung sind, eben so wenig sind wir auch für die **Bruckersche** oder **Jöchersche**; denn diese beyde Männer haben offenbar nicht untersucht, was für eine Secte die Secte der **Elpistiker** gewesen, sondern nur welche von den alten Secten man die **Elpistische** nennen könnte.

Sie haben also beyde vorausgesetzt, daß die Elpistiker keine besondre Secte gewesen, und daß dieses Wort blos ein Beyname einer andern Secte sey: und dieses hätten sie ganz gewiß nicht voraussetzen sollen. Denn wenn **Plutarch** die **Stoiker** oder **Cyniker** damit gemeint hätte, warum hätte er denn so bekannten Philosophen einen so unbekannten Namen gegeben? — — Wer waren denn nun aber die Elpistiker? — — Wir könnten vielleicht auch eine Muthmassung vortragen; aber wir wollen lieber gleich sagen: wir wissen es nicht. So viel wissen wir, daß es **Heumann**, **Brucker**, **Jöcher** und **Leuschner** auch nicht gewußt haben. — — Sonst hat der letztere obiger Sammlung auch noch eine andre Untersuchung beygefügt, die aber gar keine Verwandtschaft mit den Elpistikern hat. Sie betrift das Zeugniß des **Procopius** von den **Tingitanischen** Seulen, und rettet besonders das darinne vorkommende Ναυη wider die Veränderung des Hn. le **Clerc**. — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(12. Apr.) **Leben des Grotius, nebst der Historie seiner Schriften und der Staatsgeschäfte, welche er geführt hat; durch Herrn von Burigny beschrieben, mit Anmerkungen. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig in Lankischens Handlung 1755. In 8vo. 1 Alphb. 12 Bogen.** Das Werk des Herrn von **Burigny** kann denjenigen ganz nützlich seyn, welche gern einen so grossen Mann, als **Grotius** war, näher kennen möchten, und weder die eignen Schriften desselben, noch andre Quellen zu Rathe ziehen können. Eine deutsche Uebersetzung würde daher nicht ganz vergebens gewesen seyn, wenn sie nur in bessere Hände gefallen wäre; denn so, wie wir sie jetzt lesen, findet man fast auf allen Seiten die gröbsten Spuren, daß ihr Urheber weder Französisch noch Lateinisch, weder eines noch keines, muß verstanden haben. Wer wird es zum Exempel errathen können, was der **Hof der Gerechtigkeit** ist, wenn er nicht mehr Französisch versteht, als der Uebersetzer? Und wenn dieser von dem Grotius sagt: er **beschäftigte sich dazumal am meisten mit dem Barreau**; so sollte man fast wetten, daß das gute **Barreau** hier für einen Schriftsteller angesehen worden. Ein alter griechischer Dichter der aus **Solis** gebürtig war, wird auf der 30 Seite zu einem französischen Edelmanne gemacht, der **Aratus de Sole** heißt. Auf eben dieser Seite werden Fragmenta Prognosticorum

übersetzt durch Fragmente der **Weissager**; und man hätte doch wohl wissen sollen, daß Prognostes und Prognosticon nicht einerley wären, wenn man es auch nicht gewußt hätte, was diese Fragmente enthielten. Ausser unzählig solchen unverantwortlichen Fehlern, hat der Uebersetzer auch sonst Nachlässigkeiten gezeigt, die seine Arbeit fast ganz und gar unbrauchbar machen. Unter andern hat er die Rückweisungen in dem Buche fast immer französisch gelassen, und nicht einmal die Seiten nach seiner Uebersetzung verändert. Wenn man also wissen will was voyés plus haut pag. 25. not. (a) heißt, so muß man nicht allein Französisch können, sondern man muß auch das französische Original besitzen; das ist, man muß die Uebersetzung völlig entbehren können. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(3. May.) **G. Ephr. Leßings Schriften, fünfter und sechster Theil. Berlin bey Chr. Fr. Voß 1755. In 12mo. 1 Alphb. 2 Bogen.** Der Verfasser hat diese Theile ohne Vorrede in die Welt geschickt. Es wird daher kein Wunder seyn, wenn wir in der Geschwindigkeit nicht viel mehr davon werden sagen können, als er selbst hat sagen wollen. Sie enthalten beyde Schauspiele; und zwar jeder Theil ein grosses Stück in fünf Aufzügen, und ein kleines in einem Aufzuge. Das grosse Stück im fünften Theile heißt **der Freygeist**. Diesen Charakter auf die Bühne zu bringen, kann so leicht nicht gewesen seyn, und es wird auf das Urtheil der Kenner ankommen, ob die Schwierigkeiten glücklich genug überwunden worden. Wer nicht zu lachen genug darinn findet, mag sich an dem darauf folgenden Nachspiele **der Schatz** erhohlen. Wir wollen nicht entdecken, was es für eine Bewandtniß mit diesem Schatze habe, damit gewisse Kunstrichter desto zuversichtlicher sagen können, das Komische desselben falle nicht selten in das Possenhafte. Der sechste Theil fängt mit einem bürgerlichen Trauerspiele an, welches **Miß Sara Sampson** heißt. — Ein bürgerliches Trauerspiel! Mein Gott! Findet man in Gottscheds critischer Dichtkunst ein Wort von so einem Dinge? Dieser berühmte Lehrer hat nun länger als zwanzig Jahr seinem lieben Deutschland die drey Einheiten vorgeprediget, und dennoch wagt man es auch hier, die Einheit des Orts recht mit Willen zu übertreten. Was soll daraus werden? — Das kleine Stück, welches den sechsten Theil beschließt, heißt **der Misogyn**. Der Verfasser hätte wohl können sagen **der Weiberfeind**. Denn ist es nicht abgeschmackt seinen Sohn Theo-

philus zu nennen, wenn man ihn Gottlieb nennen kann? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(6. May.) **Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten englischen Ausgabe übersetzt. Zweyter Theil. Hamburg bey Chr. Wilhelm Brandt 1755. 1 Alphb. 6 Bogen.** Auch dieser Theil ist voller wunderlichen Auftritte aus dem Leben eines Herumschweifers, der ohne Charakter, ohne Sitten und ohne Absichten vorgestellet wird. Die längste Rolle die er darinne spielt, ist die Rolle eines Stutzers der in dem Glanze geborgter Kleider nach einer Frau ausgeht, und durch sein äusserliches Ansehen eine alte wollüstige Wittwe oder eine unbedachtsame Erbin ins Garn zu locken sucht. An Erfindungskraft mag es dem Verfasser nicht gefehlt haben; denn auf einer Seite von ihm kömmt oft mehr Geschichte vor, als bey andern seiner Landsleute auf hundert Seiten. Und doch ist er ihnen deswegen so wenig vorzuziehen, daß man vielmehr sein Buch unter die fast unnützen Bücher in ihrer Art rechnen muß, welche zwar das Gedächtniß mit mannigfaltigen Begebenheiten überhäuffen und müßige Leser auf einige Stunden beschäftigen, dem Geiste aber weder zu nützlichen Betrachtungen, noch dem Herze zu guten Entschliessungen Gelegenheit geben. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(15. May.) **Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken und Russen rc. Als eine Fortsetzung von Rollins älterer Geschichte. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen. Erster Theil. Berlin bey Chr. Friedr. Voß 1755. In 8vo. 1 Alphb. 8 Bogen.** Wir haben bereits, bey Gelegenheit der französischen Urschrift, den Plan dieses Werks angezeigt. Es ist eben derselbe, welchen sich Rollin in den erstern Theilen seiner ältern Geschichte gemacht zu haben schien, wo er sich auf eine kleine Anzahl merkwürdiger Begebenheiten einschränkt, und ohne sich bey bloß historischen Umständen aufzuhalten, zu wichtigern Untersuchungen des Wachsthums der Künste, der Merkwürdigkeiten der Natur, der vornehmsten Gesetze und Gebräuche rc. fortgehet. Eben so verfährt der Verfasser dieser neuern Geschichte, bey welchem man etwas mehr als eine forteilende Sammlung von Belagerungen, Schlachten, Revolutionen und Kriegen suchen muß. Er setzt erstlich alles, was den Ursprung und das Wachsthum jeder Na-

4*

tion betrift, auseinander. Hierauf zeigt er die Epochen, die merkwürdigsten Umstände ihrer ersten Einrichtung, die Ordnung ihrer Dynastien, und macht die berühmtesten Fürsten derselben bekannt. Er bemerkt ferner mit ziemlicher Genauigkeit die Lage, die Grösse, die Grenzen jedes Reichs, die vornehmsten Städte derselben, die größten Merkwürdigkeiten und die Denkmale der Kunst, nebst dem, was die Natur besonders darinn hervorbringt. Endlich lehrt er das Genie jedes Volks, seine Regierungsform, seinen Gottesdienst, seine Sitten und Gebräuche kennen. Nach dieser Einrichtung findet man in diesem ersten Theile die Geschichte der Chineser abgehandelt, eines Volks, welches unter allen in neuern Zeiten bekannt gewordnen Völkern ohne Zweifel die meiste Aufmerksamkeit verdienet. Die deutsche Uebersetzung hat den Herrn Zachariä in Braunschweig zum Verfasser, welcher schon in eignen Werken gezeigt hat, daß er weit mehr als Uebersetzen können. Es wäre überhaupt ein Glück, wenn alle diejenigen das Uebersetzen wollten bleiben lassen, welche nichts als Uebersetzen können, und wenn sich nur solche Gelehrte von Zeit zu Zeit damit beschäftigen wollten, denen man den Vorwurf nicht machen kann, daß sie nichts bessers anzufangen wüßten. Der Anmerkungen, welche Herr Zachariä hinzugethan, sind zwar wenige; man wird sie aber allezeit an dem rechten Orte angebracht finden: eine Geschicklichkeit, welche die wenigsten unserer Notenschreiber besitzen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(17. May.) **Das Leben des Herrn von Haller, von D. Johann Georg Zimmermann, Stadtphysicus in Brugg. Zürich bey Heidegger und Compagnie 1755. In 8vo. 1 Alphb. 7 Bogen.** Der Herr von Haller gehört unter die glücklichen Gelehrten, welche schon bey ihrem Leben eines ausgebreitetern Ruhms geniessen, als nur wenige erst nach ihrem Tode theilhaft werden. Dieses Vorzugs hat er sich unwidersprechlich durch überwiegende Verdienste würdig gemacht, die ihn auch noch bey der spätesten Nachwelt eben so groß erhalten werden, als er jetzt in unpartheyischen Augen scheinen muß. Sein Leben beschreiben heißt nicht, einen blossen Dichter, oder einen blossen Zergliedrer, oder einen blossen Kräuterkundigen, sondern einen Mann zum Muster aufstellen,

— — — — — whose Mind
Contains a world, and seems for all things fram'd.

Man ist daher dem Herrn D. Zimmermann alle Erkenntlichkeit schuldig, daß er uns die nähere Nachrichten nicht vorenthalten wollen, die er, als ein vertrauter Schüler des Herrn von Haller, am zuverlässigsten von ihm haben konnte. Alle die, welche überzeugt sind, daß die Ehre des deutschen Namens am meisten auf der Ehre der deutschen Geister beruhe, werden ihn mit Vergnügen lesen, und nur diejenigen werden eine höhnische Mine machen, welchen alle Ehrenbezeigungen unnütz verschwendet zu seyn scheinen, die ihnen nicht wiederfahren. Ein Auszug aus dieser Lebensbeschreibung würde uns leichter fallen, als er dem Leser vielleicht in der Kürze, welche wir dabey beobachten müßten, angenehm seyn würde. Der Herr D. Zimmermann ist keiner von den trocknen Biographen, die ihr Augenmerk auf nichts höhers als auf kleine chronologische Umstände richten, und uns einen Gelehrten genugsam bekannt zu machen glauben, wenn sie die Jahre seiner Geburth, seiner Beförderungen, seiner ehelichen Verbindungen und dergleichen angeben. Er folgt seinem Helden nicht nur durch alle die merkwürdigsten Veränderungen seines Lebens, sondern auch durch alle die Wissenschaften, in denen er sich gezeigt, und durch alle die Anstalten, die er zur Aufnahme derselben an mehr als einem Orte gemacht hat. Dabey erhebt er sich zwar über den Ton eines kalten Geschichtschreibers; allein von der Hitze eines schwärmrischen Panegyristen bleibt er doch noch weit genug entfernt, als daß man bey seiner Erzehlung freundschaftliche Verblendungen besorgen dürfte. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam auf Druckpapier 16 Gr. und auf Schreibpapier 1 Rthlr.

(29. May.) **Edward Grandisons Geschichte in Görlitz. Berlin bey Chr. Fried. Voß 1755. In 8vo. 8 Bogen.** Wir wollen es nur gleich sagen, daß diese Schrift etwas ganz anders enthält, als der Titel zu versprechen scheinet. Der Name Grandison wird an eine Geschichte denken lassen, in welcher die Kunst ihre größte Stärke angewandt hat, das menschliche Herz auf allen Seiten zu rühren, um es durch diese Rührungen zu bessern. Wenn nun der Leser so etwas erwartet, wider Vermuthen aber eine kleine Geschichte des Geschmacks unter den Deutschen findet, so wird er sich zwar Anfangs getäuscht glauben, allein am Ende wird er diese Täuschung doch ganz gerne zufrieden seyn. Wir haben dieses zu vermuthen, um so vielmehr Grund, je lebhafter wir überzeugt sind, daß die jetzt herr-

schenden Streitigkeiten in dem Reiche des deutschen Witzes nirgends so kurz, so deutlich, so bescheiden, als in diesen wenigen Bogen, vorgetragen worden. Die Verfasser sind dabey in ihrer Unpartheylichkeit so weit gegangen, daß sie einem **Gottsched** und einem **Schönaich** weit mehr Einsicht beylegen, weit mehr Gründe in den Mund geben, als sie jemals gezeigt haben, und sie ihre schlechte Sache weit besser vertheidigen lassen, als es von ihnen selbst zu erwarten steht. Ein wie viel leichters Spiel würden sie ihren Widerlegungen und ihrer Satyre haben machen können, wenn sie die Einfalt des einen in allem ihren dictatorischen Stolze, und die Possenreisserey des andern in aller ihrer wendischen Grobheit aufgeführet hätten. Doch sie wollten ihre Leser mehr überzeugen, als betäuben; und der Beytritt eines einzigen, den sie durch Gründe erzwingen, wird ihnen angenehmer seyn, als das jauchzende Geschrey ganzer Klassen, wo es gutherzige Knaben aus Furcht der Ruthe bekennen müssen, daß **Gottsched** ein grosser Mann und Schönaich ein deutscher Virgil sey. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(21. Junius.) **Vermischte Schriften von Abraham Gotthelf Kästner. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung 1755. In 8vo. 18 Bogen.** Selten werden sich der Gelehrte und der Philosoph, noch seltner der Philosoph und der Meßkünstler, am aller seltensten der Meßkünstler und der schöne Geist in einer Person beysammen finden. Alle vier Titel aber zu vereinen, kömmt nur dem wahrhaften **Genie** zu, das sich für die menschliche Erkenntniß überhaupt, und nicht blos für einzle Theile desselben, geschaffen zu seyn fühlet. Der Herr Professor **Kästner** — Doch die formellen Lobsprüche sind eckelhaft, und ohne Zweifel haben die meisten unsrer Leser schon längst von selbst die Anmerkung gemacht, daß sich auch noch mehrere, als ihrer vier, in die Verdienste dieses Mannes ganz reichlich theilen könnten. Gegenwärtige vermischte Schriften allein könnten auch dem besten unsrer witzigen Köpfe einen Namen machen, dessen er sich nicht zu schämen hätte, und den er, mehr erschlichen als verdient zu haben, sich nicht vorwerfen dürfte. Mehr wollen wir nicht davon sagen, sondern nur noch überhaupt melden, daß sie aus prosaischen Abhandlungen, aus Lehrgedichten, aus Oden, aus Elegien, aus Fabeln, aus Sinngedichten, aus Parodien, aus lateinischen Gedichten, und aus Briefen bestehen. Daß man sie lesen wird; daß man sie, auch ohne

Anpreisung, häufig lesen wird, ist gewiß. Die wenigen Sinngedichte also, die wir daraus hersetzen wollen, sollen mehr zu unserm eignen Vergnügen, als zu einer unnöthigen Probe, angeführt seyn.

Charakter des Herrn de la Mettrie nach dem Entwurfe des Herrn von Maupertuis.

Ein gutes Herz, verwirrte Phantasie,
Das heißt auf Deutsch: ein Narr war la Mettrie.

An einen Freymäurer.

Der Brüderschaft Geheimniß zu ergründen,
Plagt dich, **Neran**, mein kühner Vorwitz nicht;
Von einem nur wünscht ich mir Unterricht:
Was ist an dir **Ehrwürdiges** zu finden?

Das Todtenopfer an den Herrn Baron von Kroneck nach Neapolis.

Mein **Kroneck**, **Maros** Geist schwebt noch um seine Gruft,
Wenn du dort Lorbeern brichst, so hör auch, was er ruft:
Zu Ehren hat mir sonst ein Martial gelodert,
Von dir, o Deutscher, wird ein Schönaich jetzt gefodert.

Eines Sachsen Wunsch auf Carl den XII.

Held, der uns so gepreßt, dein eifriges Bestreben
War: spät im eiteln Hauch der letzten Welt zu leben;
Doch wird mein Wunsch erfüllt (die Rache giebt ihn ein)
So soll einst dein Homer ein zweyter Schönaich seyn.

Wir müssen erinnern, daß in den zwey letzten Sinnschriften, anstatt des Namens Schönaich, welches ein gewisser Poet in der Niederlausitz ist, bloß ein leerer Platz gelassen worden, ihn nach Belieben mit einem von den zweysylbigen Namen unserer Heldendichter zu füllen. Unser Belieben fiel auf genannten Herrn Baron von Schönaich, von dessen neuesten Schriften wir nächstens reden wollen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(3. Julius.) **Die Hofmeisterin, erster Theil.** Bernburg bey **Christ. Gottf. Cörnern 1755.** In 8vo. Dieses ist die Fortsetzung derjenigen Wochenschrift, welche in den Jahren 53 und 54 zu Leipzig unter dem Titel, der **Hofmeister**, erschien, und bis zu drey Bänden anwuchs. Mehr wissen wir nicht von ihm, denn, Gott sey Dank, wir haben ihn nicht gelesen. Er kann gut, er kann sehr gut seyn. Wenn er es aber ist, so betauern wir ihn herzlich, daß er sein Lehr-

amt einer alten Plaudertasche abtreten müssen, deren vornehmste Absicht, ohne Zweifel, gewesen ist, sich auf ihre alten Tage die Stelle einer Ausgeberin auf den Gütern des Wendischen Sängers zu erloben. — — Kann man sich es einbilden! Sie wollte, wie sie selber sagt, in ihren Blättern, dem Hermann des Baron Schönaichs eben dieselben Dienste leisten, die Addison ehedem dem Milton leistete. „Nicht, als wenn ich mich, fährt sie fort, mit dem Addison, oder „den Hermann mit dem verlohrnen Paradiese vergliche. Ich muß „mich gegen den Zuschauer verstecken; hingegen wird niemand ohne „Partheylichkeit, die englische Epopee unsrer deutschen vorziehen." Hierauf macht sie in dem sechsten, zwölften, zwanzigsten und fünf und vierzigsten Stücke einen Auszug aus dem Hermann, der mit so vielen abgeschmackten und jämmerlichen Lobsprüchen durchflochten ist, daß wir fast gezwungen auf den Einfall gerathen sind, der Baron Schönaich müsse ihn selbst gemacht haben. Wenn das ist, so hat alles seine Richtigkeit! — — Sollen wir auch von den übrigen Stücken der Hofmeisterin etwas sagen? Wir können es kurz fassen; es ist unglaublich, daß ein Schriftsteller oder eine Schriftstellerin, die auf eine solche Art den Geschmack der Leser verbessern will, auf eine glücklichere die Sitten derselben verbessern werde. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr.

(10. Julius.) *Discours sur l'origine & les fondemens de l'inegalité parmi les hommes, par Jean Jaques Rousseau, Citoyen de Geneve. à Amsterdam chez Marc Michel Rey* 1755. In 8vo. 1 Alphb. Dieses ist eine ganz neue Schrift desjenigen Gelehrten, welcher Philosoph genug war, den Künsten und Wissenschaften keinen grössern Einfluß auf die Sitten der Menschen einzuräumen, als sie wirklich haben, und darüber eine Streitigkeit erregte, die sehr lehrreich hätte werden können, wenn sich in Frankreich nicht fast eben so kleine Geister damit abgegeben hätten, als in Deutschland, wo ein gewisser Schulmeister seine gutherzige Knaben davon declamiren ließ. Man hat es abermals einer Aufgabe der Akademie von Dijon zu danken, daß uns Herr Rousseau seine Meinung von dem Ursprung und den Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen mittheilet; und wir können keinen kürzern Begrif davon machen, als wenn wir sagen, daß diese Ausführung der erstern, welche der akademischen Krönung vollkommen würdig gewesen war, in mehrern und wesentlichern Stü-

cken, als in der Art des Vortrages, ähnlich gerathen sey. Die jetzt unter den Menschen übliche Ungleichheit scheinet nehmlich, an ihm keinen grössern Gönner gefunden zu haben, als die Gelehrsamkeit an ihm fand, in so fern sie den Menschen tugendhafter wollte gemacht haben. Er ist noch überall der kühne Weltweise, welcher keine Vorurtheile, wenn sie auch noch so allgemein gebilliget wären, ansiehet, sondern graden Weges auf die Wahrheit zugehet, ohne sich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bey jedem Tritte aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabey an allen seinen speculativischen Betrachtungen Antheil genommen, und er spricht folglich aus einem ganz andern Tone, als ein feiler Sophist zu sprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerey zum Lehrer der Weisheit gemacht haben. Da diese Eigenschaften alles was er schreibt, auch da noch lesenswürdig machen müssen, wenn man seiner Meinung nicht beytreten kann; so wird es hoffentlich dem deutschen Publico angenehm seyn, wenn wir ihm eine Uebersetzung dieses neuen Rousseauischen Werks voraus ankündigen. Es ist ein Mann von Einsicht und Geschmack, welcher sie unternommen hat, und wir sind gewiß, daß er beydes bey einer Arbeit zeigen wird, bey welcher die meisten nur Kenntniß der Sprachen zu zeigen gewohnt sind. Sie wird in den Vossischen Buchläden an das Licht treten, wo jetzt die französische Urschrift für 22 Gr. zu haben ist.

(19. Julius.) **Die Schwachheit des menschlichen Herzens bey den Anfällen der Liebe. Frankfurt und Leipzig verlegts G. P. Monath 1755. In 8vo. 17 Bogen.** Es scheinet als ob man uns diesen weniger als mittelmässigen Roman als ein deutsches Original aufdringen wolle. Die Vorrede ist in diesem Jahre unterschrieben und auf dem Titel wird keines Uebersetzers gedacht. Aber gleichwohl darf man nur wenige Seiten lesen, wenn man die fremde aus den deutschen Worten hervorblickende Grundsprache erkennen will. Die Anlage ist französisch, so wie die Denkungsart und der Ausdruck. Der Held heißt der Ritter von **Belincourt**, und die Thaten seiner Ritterschaft lassen sich aus der Aufschrift errathen. So wenig erbaulich sie aber auch immer sind, so versichert man uns doch, daß sie zur Beförderung der Tugend aufgezeichnet worden. — Wenn die Romanenschreiber, welche keine **Richardsons** sind, doch nur immer auf

die Tugend Verzicht thun wollten! Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(9. Aug.) **Das Kartenblatt; in zwey Theilen. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig in Gleditschens Buchhandlung 1755. in 8vo. 2 Alphb.** Man hat es schon längst gewußt, daß es eine schlechte Genever Uhr seyn kann, obgleich London by &c. drauf gestochen ist. Aber das scheint man nicht wissen zu wollen, daß die Worte: **aus dem Englischen übersetzt**, wenn sie auch keine Unwahrheit enthalten, in Ansehung der Güte des Werks, noch eine weit geringere Gewährleistung sind. Wir sind die gutherzigen Deutschen; das ist ganz gewiß. Das Gute der Ausländer gefällt uns; und zur Dankbarkeit lassen wir uns auch das elendeste, was sie haben, gefallen. — — **Das Kartenblatt!** Ganz gewiß ein Tittel von der neuesten Erfindung für einen Roman; besonders wenn das Kartenblatt selbst eine so kleine Rolle darinne spielt, daß es zu weiter nichts gebraucht wird, als Handbriefchen zu schreiben, deren Inhalt eben nicht der klügste Bediente eben so gut ausgerichtet hätte. Mit gleichem Rechte könnte dieser Roman das **Glas Wasser** heissen; denn es werden eben so viel Gläser Wasser auf die Ohnmachten darinn getrunken, als Briefe auf Kartenblätter geschrieben. — Der Held ist ein gewisser **Archibald Evelyn**, ein junger Herr den seine Aeltern reisen lassen, und der auf seinen Reisen unbesonnene Streiche angiebt. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser nicht ein Haufen schnurriges Zeug dabey anbringen sollte. Der *Humor* wird auch in den schlechtesten englischen Büchern dieser Art nicht ganz und gar fehlen; eben so wenig, als man eine dergleichen französische Scharteke finden wird, die gänzlich ohne gout geschrieben wäre. Allein sollten wir nicht die Scribenten aus beyden Nationen mit Verachtung ansehen, die weiter nichts, als *Humor*, oder weiter nichts als Gout haben? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

(21. Aug.) **Daß Luther die Lehre vom Seelenschlaf geglaubt habe, in einem Sendschreiben an den ungenannten Herrn Verfasser der Abhandlung vom Schlafe der Seelen nach dem Tode, welche zu Halberstadt herausgekommen, unwidersprechlich erwiesen von R. Frankfurt und Leipzig 1755. In 8vo. 2 Bogen.** Es sind diese Blätter eine weitere Ausführung desjenigen, was der Verfasser bereits in dem 31sten Stücke der Erweiterungen über

diesen Punkt gesagt hat. Er führet eine ziemliche Menge Stellen aus Luthers Schriften an, in welchen allen der Seelenschlaf, den Worten nach, zu liegen scheinet. Die meisten sind aus desselben Auslegung des ersten Buchs Mose genommen, welche für eines von seinen vollkommensten Werken gehalten wird. Was die Gegner auf alle diese Stellen antworten werden, ist leicht zu errathen. Sie werden sagen, daß Luther mit dem Worte Schlaf gar die Begriffe nicht verbinde, welche Herr R. damit verbindet. Wenn Luther sage, daß die Seele nach dem Tode schlafe, so denke er nichts mehr dabey, als was alle Leute denken, wenn sie den Tod des **Schlafes Bruder** nennen. **Schlafen** sey ihm hier nichts mehr als **ruhen**; und daß die Seele nach dem Tode ruhe, leugneten auch die nicht, welche ihr Wachen behaupteten ꝛc. Ueberhaupt ist mit Luthers Ansehen bey der ganzen Streitigkeit nichts zu gewinnen. Wenn beyde Theile für ihre alles entscheidenwollende Orthodoxie ein klein wenig mehr Einsicht in die Psychologie eintauschen wollten; so würden beyde Theile auf einmal zum Stillschweigen gebracht seyn. Wollen sie aber ja zanken, so werden sie wohl thun, wenn sie wenigstens bona fide zanken, ohne auf der einen Seite mit päpstischen Sauerteige, noch auf der andern mit seelenverderblichen Neuerungen um sich zu werfen. Auch Herr R. ist nicht von allen Winkelzügen frey; und wenigstens ist dieses ein sehr starker, wenn er sagt, daß die Lehre vom Seelenwachen mit der Lehre vom Fegefeuer auf einem Grunde beruhe. Wenn er glaubt, daß die Seele im Paradiese seyn und dennoch schlafen könne, (S. 13.) so könnte sie ja wohl auch im Fegefeuer seyn, und dennoch schlafen. Würde also das Fegefeuer nicht eben so wohl mit dem Seelenschlafe bestehen, als es mit dem Seelenwachen besteht? Man gebe Acht, ob dieses nicht alles auf ein Wortgezänke hinauslaufen muß. Ein recht eigentliches Wortgezänke aber ist es, welches er über den Namen **Psychopannychiten** erregt, den man den Seelenschläfern bisher gegeben hat. Er sagt dieses Wort bedeute eigentlich **Seelenwacher**. Allein mit seiner Erlaubniß; es kann eigentlich keines von beyden bedeuten; denn παννυχιος zeigt nur etwas an, was die ganze Nacht durch geschieht, und sowohl derjenige, welcher die ganze Nacht durch schläft, als der, welcher die ganze Nacht durch wacht, kann παννυχιος genannt werden. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

(23. Aug.) **Virginia ein Trauerspiel von J. S. Patzke. Frankfurt und Leipzig verlegts Joh. Christ. Kleyb 1755. In 8vo. 5 Bogen.** Man kann jedes deutsche Trauerspiel von zwey Seiten betrachten; als ein Trauerspiel, und als ein deutsches Trauerspiel. Als dieses kann es oft einen sehr grossen relativischen Werth haben, den es als jenes nicht hat. Es ist ganz etwas anders über die **Gottscheds, Schönaichs, Grimms, Kriegers, Quistorps** und **Pietschels** erhaben seyn, und ganz etwas anders unter den **Corneillen** einen Rang verdienen. Doch sind zwischen diesen beyden äussersten Grenzen noch Stellen genug, die ein gutes Genie mit Ruhm füllen kann. Man würde unbillig seyn, wenn man dem Herrn **Patzke** eine derselben absprechen wollte. Es ist sein erstes dramatisches Stück. Und das erste dramatische Stück von **Corneille?** Oder das erste Trauerspiel von **Racinen?** Hätte man, nach diesem zu urtheilen, wohl dem einen, oder dem andern die Höhe zugetrauet, die sie in der Folge wirklich erreichten? — — Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

(28. Aug.) ***Le Pyrrhonisme raisonable. Nouvelle Edition revuë & augmentée avec quelques autres Pieces. à Berlin chez Etienne de Bourdeaux*** 1755. *In* 12*mo.* Auf 284 Seiten. Dieses Werk des Herrn von **Beausobre** bestehet aus 169 Paragraphen, in welchen allen auf ein vernünftiges Zweifeln gedrungen, und die Nothwendigkeit desselben durch eine Menge Beyspiele von der Ungewißheit der menschlichen Erkenntniß erhärtet wird. Diese Beyspiele sind größten Theils eigne Einwürfe wider verschiedne Wahrheiten aus dem ganzen Umfange der Weltweisheit, und nicht selten wider Grundwahrheiten, die von allen Schulen einmüthig angenommen werden. Es ist keine merkliche Ordnung dabey beobachtet; denn Ordnung würde hier viel zu dogmatisch gelassen haben. Der Ausdruck ist der Sache angemessen, kurz und feurig; aber auch oft epigrammatisch. Wenn man an den meisten Orten den Verfasser bewundern wird, welchem nichts in der neuern Philosophie fremd ist, welcher selbst denkt und in manche Blössen unsrer Systematiker glücklich trift; so wird man auch diejenigen Stellen, ohne seinen Nachtheil, bemerken können, wo man ihn allzuwitzig und allzufeurig nach eingebildeten Blössen stossen siehet. Unter diese Stellen scheinen uns unter andern der 97 und 98 Paragraph zu gehören, und wir glauben gewiß, daß **Leibnitz** den

Tadel des Verfassers für einen Lobspruch würde genommen haben. Denn sind nicht alle mathematische Wahrheiten identische Sätze? Und was kann ein **Leibnitz** mehr verlangen, als die metaphysischen Wahrheiten so gewiß zu machen, als die mathematischen? Dergleichen Einwürfe scheinen eher von einem **Misologen** als von einem Zweifler zu kommen. Zwar wer weis, ob wir jemals andere, als misologische Zweifler gehabt haben? Es giebt **Misologen**, läßt Plato den Socrates irgendwo sagen, so wie es **Misanthropen** giebt. Die Misanthropie und Misologie kommen aus einer Quelle. Denn woher entsteht die Misanthropie? Ein Mensch, der einem andern, ohne genugsame Untersuchung, für aufrichtig und getreu gehalten hat, siehet, daß er es nicht ist. Er wird hintergangen, und abermals hintergangen. Endlich wird er unwillig, daß er sich von denen betrogen findet, die er seine besten Freunde zu seyn glaubte. Diese waren falsch, schließt er, also sind alle Menschen falsch. Folglich, da er nur einige hassen sollte, haßt er sie alle. Wie sich nun der **Misanthrop** gegen die Menschen verhält, so verhält sich der **Misolog** gegen die Gründe. Er hat diesen oder jenen mehr getrauet, als er ihnen hätte trauen sollen; er wird es gewahr, und nimt sich vor, gar keinen mehr zu trauen. Das war nicht wahr; drum ist nichts wahr. — — Die dem Werke beygefügten Stücke sind ein Brief über die Glückseligkeit der Menschen, und die Rede, welche der Verfasser bey seiner Aufnahme in die Königl. Akademie gehalten hat. Beyde wird man mit keinem gemeinen Vergnügen lesen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(4 Sept.) **Ueber die Empfindungen. Berlin bey Chr. Fried. Voß 1755. In 8vo. 14 Bogen.** Der Verfasser dieser Schrift ist eben der, welchem wir die philosophischen Gespräche schuldig sind. Sie sind durchgängig mit Beyfall aufgenommen worden. Wir wünschten aber sehr, daß man diesen Beyfall mehr auf den Inhalt, als auf die Art des Vortrags hätte gründen wollen. Waren denn abstracte Gedanken in einer schönen Einkleidung eine so gar neue Erscheinung unter uns, daß man bey der Anmuth der letztern die Gründlichkeit der erstern übersehen durfte? Wären sie in den barbarischsten Ausdrücken einer lateinisch scheinenden Sprache vorgetragen worden, so würde man sie untersucht und bestritten haben. Warum unterblieb beydes, da sie deutsch, da sie schön abgefaßt waren? Ist der Deutsche, wenn er ein gründlicher Kopf ist, so gar düster und allen Grazien so gar

feind; oder ist der Deutsche, wenn er ein schöner Geist ist, so gar seicht, daß jener nicht will, und dieser nicht kann? Unglück alsdenn für den, der beydes zugleich, ein gründlicher Kopf und schöner Geist, ist! Er wird sich theilen müssen, um immer von seinen competenten Richtern gelesen zu werden. Er wird es, wenn er denken will, vergessen müssen, daß er schön schreiben kann; und wenn er schön schreiben will, vergessen müssen, daß er denken kann. — — Diese Betrachtung sollte uns fast bewegen, von der Einkleidung des gegenwärtigen Werks gar nichts zu sagen. Kaum dieses; daß es aus Briefen bestehe, in welchen überall der einmal angenommene Charakter des Schreibenden behauptet und die ganze Materie so kunstreich vertheilet worden, daß man sehr unaufmerksam seyn müßte, wenn sich nicht am Ende, ohne das Trockne der Methode empfunden zu haben, ein ganzes System in dem Kopfe zusammen finden sollte. Ein System der Empfindungen aber, wird denjenigen gewiß eine sehr angenehme Neuigkeit seyn, welchen es nicht ganz unbekannt ist, wie finster und leer es in diesem Felde der Psychologie, der Bemühungen einiger neuen Schriftsteller ohngeachtet, noch bisher gewesen. Man hat es ohngefehr gewußt, daß alle angenehme und unangenehme Empfindungen aus dunkeln Begriffen entstehen; aber warum sie nur aus diesen entstehen, davon hat man nirgends den Grund angegeben. **Wolf** selbst weis weiter nichts zu sagen, als dieses: weil sie keine deutliche Begriffe voraussetzen. Man hat es ohngefehr gewußt, daß sich alles Vergnügen auf die Vorstellung einer Vollkommenheit gründe; man hat es ohngefehr gewußt, daß Vollkommenheit die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen sey: allein man hat diese Uebereinstimmung mit der Einheit im Mannigfaltigen verwechselt; man hat Schönheit und Vollkommenheit vermengt, und die Leichtigkeit, womit wir uns das Mannigfaltige in jenem vorstellen, auch bis auf die sinnlichen Lüste ausdehnen wollen. Alles dieses aber setzt unser Verfasser auf das deutlichste auseinander. Er zeigt, daß das Vergnügen, welches aus der Schönheit entspringet, auf der Einschränkung unsrer Seelenkräfte beruhe, und also Gott nicht beygelegt werden können; daß ihm aber dasjenige, welches aus der Vollkommenheit entstehet, und sich bey uns auf die positive Kraft unsrer Seele gründet, im höchsten Grade zukomme. Von den sinnlichen Lüsten beweiset er, daß sie der Seele eine dunkle Vorstellung von der Vollkommenheit des Körpers gewähren; und da in der organischen Natur alle Begebenheiten,

die mit einander verknüpft sind, wechselsweise eine aus der andern entstehen können, so erklärt er daher den Ursprung des angenehmen Affects, und zeiget, wie der Körper durch die sinnliche Lust, den Abgang an Vergnügen ersetze, den er durch die Verdunklung der Begriffe anrichtet. — — Alles dieses ist nur ein kleiner Blick in die neue Theorie unsers Verfassers, welcher zugleich bey aller Gelegenheit seine philosophische Einsicht in diejenigen Künste und Wissenschaften zeigt, die unsre angenehme Empfindungen zum Gegenstande haben; in die Dichtkunst, in die Mahlrey, in die Musik, in die musikalische Mahlrey des Farbenclaviers, bis sogar in die noch unerfundenen Harmonien derjenigen Sinne, welchen noch keine besondern Künste vorgesetzet sind. Eines aber müssen wir hauptsächlich nicht vergessen; daß nehmlich der Verfasser die Lehre vom Selbstmorde mit eingeflochten, und diese schwierige Materie auf eine Art abgehandelt habe, wie sie gewiß noch nie abgehandelt worden. Er beweiset nicht nur, daß den Gläubigen die Religion, und den Ungläubigen sein eignes System der Zernichtung nach dem Tode von dem Selbstmorde abhalten müsse; sondern beweiset auch, und dieses war ohne Zweifel das wichtigste, daß ihn so gar der Weltweise sich untersagen müsse, welcher den Tod nicht als eine Zernichtung, sondern als einen Uebergang in eine andere und vielleicht glücklichere Art von Fortdauer betrachtet. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(18. Sept.) **J. F. W. Jerusalems Beantwortung der Frage, ob die Ehe mit der Schwester Tochter, nach den göttlichen Gesetzen zülässig sey. Mit Anmerkungen erläutert von M. G. Fr. Gühling, Archiadiac. zu Chemnitz. Chemnitz in der Stösselschen Buchhandlung 1755. In 8vo. 8 Bogen.** Es ist bekannt, daß der Herr Abt Jerusalem diese Frage vor einiger Zeit bejaet hat. Die Schrift, welche er darüber abfaßte, handelte mit vieler Gründlichkeit und Ordnung folgende Punkte ab. **Erstlich:** Ob die Lev. XVIII und XX verbothene Ehen gegen das Recht der Natur, oder ein willkührliches Gesetz Gottes sind? **Zweytens:** Wenn dieses Gesetz nur ein willkührliches göttliches Gesetz ist, ob es dann jetzo gegen uns, als Christen, seine völlige Verbindlichkeit noch habe? **Drittens:** Wenn es diese Verbindlichkeit noch hat, ob dieselbe sich dann nur über die ausdrücklich benannte Personen, oder über alle sich ähnliche Grade erstrecke? **Viertens:** Wenn sie sich über die ähnlichen Grade erstreckte, ob die

gemeldete Ehe mit der Schwester Tochter unter die ähnlichen Grade wirklich mit gehöre. Und wenn auch dieses nicht ist, ob dann nicht wenigstens der Wohlstand der christlichen Religion dadurch beleidiget werde. Alle diese Stücke waren von dem Herrn Abt in ein Licht gesetzt, in welches man alle dergleichen streitige Punkte gesetzt zu wissen wünschen möchte, weil alsdann gewiß nicht wenig Ehen mit mehr Beruhigung der Gewissen und mit weniger Anstoß vollzogen werden könnten. Dem ohngeachtet hat der Herr Abt den wenigsten Beyfall bey den Gliedern seines Standes erhalten, und auch sein jetziger Herausgeber, der Herr Archidiaconus **Gühling**, ist aus der Zahl derjenigen, welche ihn beschuldigen, daß er mehr nachgegeben habe, als ein treuer Wächter über die göttlichen Gesetze hätte nachgeben sollen. Dieses nun ist es, was Herr **Gühling** in seinen Anmerkungen zu erhärten sucht, welche jeden Paragraphen der Jerusalemschen Abhandlung, mit kleinrer Schrift beygefügt sind, damit man Gründe und Gegengründe desto bequemer gegen einander aufwägen könne. Wir glauben aber schwerlich daß sich viel Leser für die eine oder für die andre Seite eher bestimmen möchten, als bis sie von einem äusserlichen Umstande dazu angetrieben werden, da es noch immer Zeit genug für sie seyn wird, sich bey dieser Streitigkeit, nach Maaßgebung ihres heimlichen Wunsches, auf etwas gewisses zu setzen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(7. Oct.) **Der Ehestand, eine Erzehlung, welche eine Menge wichtiger Begebenheiten in sich hält. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Theil. Leipzig in der Weidemannischen Handlung 1755. In 8vo 2 Alphb.** Es ward in England vor einigen Jahren eine Parlementsakte publicirt, in welcher die Heyrathen derjenigen Personen, die unter ein und zwanzig Jahren sind, und sich ohne Einwilligung ihrer Aeltern, Verwandten oder Vormünder ehelich verbinden, für null und nüchtig erklärt wurden. Dieses Gesetz sahe die Englische Jugend als eine unüberlegte Kränkung ihrer Freyheit an, und es fanden sich sogleich aus ihren Mitteln Federn, die es zu bestreiten unternahmen; ein Schicksal, welchem wenig Parlementsakten entgehen. Vornehmlich ward gegenwärtiger Roman in dieser Absicht verfertiget, der, wenn man aufrichtig urtheilen will, nichts anders als ein übelzusammenhängender Zusammenhang solcher Begebenheiten ist, in welchen allen diejenigen Ehen, die junge Leute, ohne vorher-

gegangenes Gutbefinden ihrer Aeltern stiften, sehr glücklich, und diejenigen, in welche sie sich auf Anrathen der Ihrigen einlassen müssen, sehr unglücklich ausschlagen. Dieser Moral also wegen, wenn man anders eine solche Lehre eine Moral nennen kann, hat er den Titel der **Ehestand** bekommen, auf welchem sich noch die ziemlich passenden Zeilen des Ovidius befinden:

— — — tædæ quoque jure coiſſent,
Sed vetuere patres: quod non potuere vetare,
Ex æquo captis ardebant mentibus ambo.

Ohne Zweifel wird man nunmehr fragen: warum man denn aber einen solchen einzig und allein auf den englischen Horizont eingerichteten Roman übersetzt habe? Wahrscheinlicher Weise hat den Uebersetzer die lustige Laune verführt, mit welcher der Engländer den komischen Theil seiner Erdichtungen zu erzehlen weiß. Er ist in vielen Stellen ein ziemlich glücklicher Nachahmer des Herrn **Fieldings**; und wenn er bey den rührenden Scenen nur eben so glücklich den Herrn **Richardson** hätte nachahmen können, so würde man seine unrechten politischen Absichten noch eher übersehen können. Er ist voll drolligter Gedanken, voll unerwarteter lächerlicher Gleichnisse; kurz, er ist an allen dem reich, was die Engländer unter ihrem Worte **Humor** begreiffen: allein so bald er ernsthaft und edel seyn will, so bald wird er seicht und affectirt. Zur Probe seiner possirlichen Schreibart kann folgende Stelle dienen: „Aber wie geschwinde verändert sich doch das Glück! Es ist „wie ein Floh, der von einem Orte zum andern hüpft, sich im Blute „sättiget und feist wird, und zuletzt unter dem Daum eines Kammer„mädchens sein Leben einbüßt; es gleicht einem Bilze der des Mor„gens früh aufschießt, und zu Mittage in **Königsarm** verspeiset wird; „es ist gleich — — ja gewiß, es ist ein Ding von sehr kleiner Dauer, „wie man denn in kurzem ersehen wird &c." Das Wirthshaus, welches von dem Uebersetzer hier **Königsarm** genennt wird, hat im Original ganz gewiß Kings-arms geheissen, welches er zum **Königl. Wappen** und nicht im Königsarm hätte übersetzen sollen. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(9. Oct.) **Der Schwätzer, eine Sittenschrift aus dem Englischen des Herrn Richard Steele. Erster Band. Leipzig in Lankischens Buchhandlung 1755. In gr. 8vo. 2 Alphb. 3 Bogen.** Diese Sittenschrift, wie bekannt, kömmt in der Zeitordnung noch vor

dem Zuschauer zu stehen, und wenn sie ihm auch nach dem innerlichen Werthe vorzuziehen seyn sollte, so hat man es wohl dem **Richard Steele** am wenigsten zu danken. Er bediente sich der Beyträge der sinnreichsten Köpfe seiner Zeit und besonders des Hrn. **Ambrosius Philipps**, so daß der Vorwurf, den man ihm machte, als ob er sich meistentheils nur mit fremden Federn schmücke, so ungegründet eben nicht war. Doch was verschlägt der Welt dieses jetzt? Genug sie hat ein schönes Werk, und es kann ihr gleich viel seyn, ob sie es von dem **Richard Steele** selbst, oder nur durch seine Vermittlung erhalten hat. Die gegenwärtige deutsche Uebersetzung ist nach der neuesten englischen Ausgabe veranstaltet, die 1749 in vier Duodezbänden unter dem Titel the Lucubrations of Isaac Bickerstaff herausgekommen ist. Man weis die kleinen Händel, welche dem Herrn Steele zur Annehmung des Namens Bickerstaf veranlaßt haben. Zwey von diesen Duodezbänden machen diesen ersten Band aus, und der zweyte soll künftige Ostern nachfolgen. Die Uebersetzung selbst scheinet von einem Manne gemacht zu seyn, der beyder Sprachen kundig ist, und ob sie gleich gewisse Schönheiten, wo der Witz entweder in einer unübersetzlichen Anspielung oder in einem eigenthümlichen Ausdrucke der englischen Sprache liegt, weniger als das Original hat, so ist es doch augenscheinlich, daß sie weit treuer gerathen sey, als die französische Uebersetzung des Herrn la Chapelle, die nicht weiter als auf die ersten sechzig Stücke geht. Da sie aber dem ohngeachtet durch die hinzugefügten Noten einen besondern Werth erhalten, so muß man dem deutschen Uebersetzer verbunden seyn, daß er sich dieselben, zur Bequemlichkeit seiner Leser, zugeeignet hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Rthlr. 8 Gr.

(11. Oct.) **Briefe an Freunde.** *Littera non erubescit. Cic.* **Danzig bey G. Ch. Schuster. 20 Bogen. In 8vo.** Wir haben zwar, seit einiger Zeit, verschiedene gute Muster des epistolarischen Styls erhalten; doch sind derselben noch lange nicht so viele, daß man über die Vermehrung derselben ungehalten werden dürfte. Die Klagen sind überhaupt thörigt, die man über den Anwachs dieser oder jener Art von Schriften führet. Man sage nicht: schon wieder anakreontische Lieder! schon wieder Predigten! Sondern wenn man ja etwas sagen will, so sage man: schon wieder **schlechte** anakreontische Lieder! schon wieder **schlechte** Predigten! Nur das Schlechte wird durch die Menge

noch schlechter, und des Guten kann nie zuviel seyn. Eben dieses wird auch bey den Briefen gelten, deren wenigstens siebenerley in dem jetzigen Meßcatalogo zu finden sind. Doch auch alsdenn noch, wenn schon die meisten von ihnen nicht die besten seyn sollten, wird man noch Ursache haben, gütig von ihnen zu urtheilen. Denn sind sie nicht wenigstens Beweise, daß die Bemühung, gute Briefe zu schreiben, allgemeiner wird? — — Die gegenwärtige **Briefe an Freunde** sind etwas mehr als dergleichen Beweise, und der größte Theil derselben kann als glückliche Muster angepriesen werden, bis wir noch glücklichere bekommen werden. Sie empfehlen sich durch eine reine und simple Schreibart, und durch feine und natürliche Wendungen. Wenn die ungenannten Freunde des Verfassers der Welt durch etwas anders bekannt würden, als dadurch daß sie seine Freunde sind; wenn es Personen wären, von welchen man auch Kleinigkeiten zu wissen begierig ist, so würden die Briefe selbst dabey unendlich gewinnen. Diesen Vorzug haben zum Exempel die Briefe der Sevigne, die man ganz gewiß mit ungleich wenigern Vergnügen lesen würde, wenn ihre Correspondenten nicht die feinsten und angesehensten Personen eines blühenden Hofes gewesen wären. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(14. Oct.) **Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen. Nebst dem verbesserten Hermann.** ***Sero sapiunt Phryges.*** **Frankfurt und Leipzig 1755. In 8vo. auf 6½ Bogen.** Die Welt scheint zu verlangen, daß die Streitigkeiten im Reiche des Witzes nur immer mit den Waffen der lachenden Satyre geführet würden. Wenn sie es aber mehr als einmal geduldet hat, daß man sich auch der schimpflichen Waffen der Schmähsucht und Possenreisserey dabey bedienen dürfen; so wird sie es hoffentlich nicht übel deuten, wenn sie nunmehr einen Patrioten zu schärfern greifen siehet, die der Ernst eben so weit über die Satyre erhebt, als die Niederträchtigkeit jene unter die Satyre erniedriget hatte. Und aus diesem Grunde versprechen wir der gegenwärtigen Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen am Ende, wenn man alle Umstände wird überlegt haben, eine gütigere Aufnahme, als sie einigen zu sehr nachsehenden Weisen, wegen der durchgehends darinn herrschenden Strenge, bey dem ersten Anblicke verdient zu haben scheinen möchte. Es ist wahr; „die Erscheinung, wie unser Verfasser sagt, ist unglaublich, daß eine ganze Nation, in deren Schooß

„die Wissenschaften und die Freyheit zu denken blühen sollten, die „fast von allen Seiten mit gesitteten und geistreichen Nationen umge„ben ist, die sich eines Leibnitz rühmen kann, — — sich von einem „kleinen Haufen Idioten ohne Talente, ohne Einsichten, ohne Geschmack, „so sehr hat betriegen lassen können, daß sie den willkührlichen und „verdorbenen Geschmack dieser Leute, die in Frankreich oder England „nicht einmal unter den Dunsen einigen Rang bekommen hätten, blind„lings angenommen und zur Regel gemacht; daß sie diese schwachen „und unfähigen Köpfe für grosse Geister, und ihre blöden, unförmli„chen, und vernunftlosen Werke für ausgemachte Meisterstücke gehalten, „fleissig gelesen, gelobt und nachgeahmet; daß sie diesen Leuten ein „Ansehen, eine Dictatur zugestanden, die ihnen Macht gegeben, eine „ganze Reihe von Jahren, dem Sens-commun Hohn zu sprechen, die „Jugend zu verführen, und den Geschmack an geistlosen unwitzigen „und unnützlichen Schriften, die weder den Verstand aufklären, noch „das Herz rühren, noch die Sitten bilden, fast allgemein zu machen.“ — — Es ist wahr, diese Erscheinung ist unglaublich; aber wie wenn sie sich auch niemals ereignet hätte? Wie, wenn es nicht wahr wäre, daß **Gottsched** und seine Anhänger jemals in einem so allgemeinen Ansehen gestanden hätten? Wie wenn man dem grössern Theile der Nation, welcher ein zeitiges Stillschweigen beobachtet hat, und sich deswegen öffentlich **wider** niemanden erklären wollte, weil er sich noch **für** niemanden erklären konnte, mit solchen allgemeinen Beschuldigungen Unrecht thäte? Alles dieses könnte leicht seyn; gleichwohl aber bekennen wir ganz gern, daß man auch auf der andern Seite Grund habe, an dem Daseyn eines Dinges zu zweifeln, das sich noch durch keine Wirkungen gezeigt hat. Wir wollen also nur wünschen, daß diese Wirkungen nun wenigstens nicht länger ausbleiben mögen; und wenn wir uns in unsern Vermuthungen nicht triegen, so werden sie sich vielleicht, über lang oder kurz, an derjenigen zweyten Klasse äussern, von welcher auf der 12ten Seite ziemlich verächtlich gesprochen wird. — — Mehr wollen wir hier von einer Schrift nicht sagen, der es ohnedem an Lesern nicht fehlen wird. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.*)

---

*) In der Zeitung vom 18. October 1755, in der Anzeige des dritten Stückes von Lessings theatralischer Bibliothek, findet sich folgende Äußerung. „Wir wünschen, daß der Herr Verfasser eine periodische Schrift noch lange

Vorrede zu Jacob Thomsons Trauerspielen.
1756.

Das Vergnügen, diese Uebersetzung der Thomsonschen Trauerspiele der Welt, als Vorredner, anpreisen zu können, habe ich dem gütigen Zutrauen eines Freundes zu danken.

Es wäre zu früh, wenn ich mich schon selbst ausschreiben wollte, und bey dieser Gelegenheit, anderwärts* zusammengetragene Nachrichten von dem Leben und den Werken dieses englischen Dichters, nochmals an den Mann zu bringen suchte. Es wäre aber auch wider die Klugheit eines eben nicht zu reichen Schriftstellers, wenn ich mir hier eine Materie wegnehmen, oder wenigstens verstümmeln wollte, die ich, nach aller möglichen Ausdehnung, zu einer Fortsetzung jener Nachrichten bestimmt habe.

Man erwarte also hier keine kritische Zergliedrung irgend eines von diesen Meisterstücken. Nur das außerordentliche Vergnügen, mit welchem ich sie gelesen habe, und noch oft lesen werde, will und kann ich nicht verschweigen. Mäßigung genug, wenn es mich nicht schwatzhaft macht!

Auch die, unter den deutschen Kennern der ächten Dichtkunst, welche unsern Thomson in seiner Sprache nicht verstehen, wissen es schon aus der wohlgemeinten Uebersetzung des sel. Brockes, daß kein Weltalter in keinem Lande, einen mehr mahlerischen Dichter aufzuweisen habe, als ihn. Die ganze sichtbare Natur ist sein Gemählde, in welchem man alle heutere, fröhliche, ernste und schreckliche Scenen des veränderlichen Jahres, eine aus der andern entstehen, und in die andre zerfließen sieht.

Nun ist aber das wahre poetische Genie sich überall ähnlich. Ein Sturm ist ihm ein Sturm; er mag in der großen, oder kleinen Welt entstehen; es mag ihn dort das aufgehabene Gleichgewicht der Luft, oder hier die gestörte Harmonie der Leidenschaften verursachen. Vermittelst einerley scharfen Aufmerksamkeit, vermittelst einerley feurigen Einbildungskraft, wird

fortsetzen möge, die so viel zur Aufnahme des Geschmacks beytragen muß. Wir wünschen dieses um so viel mehr, da ihm die **jetzige Veränderung seines Aufenthalts** vielleicht Hindernisse in den Weg legen könnte rc."

* In dem Isten Stücke der theatralischen Biblioth.

der Dichter, der diesen Namen verdient, dort ein stilles Thal, und hier die ruhige Sanftmuth; dort eine nach Regen lächzende Saat, und hier die wartende Hoffnung; dort die auf reiner Wasserfläche ietzt sich spiegelnde, ietzt durch neidische Wolken verdunkelte Sonne, und hier die sympathetische Liebe und den mißgünstigen Haß; dort die Schatten der Mitternacht, und hier die zitternde Furcht; dort die schwindelnde Höhe über schreckliche Meerstrudel herhangender Felsen, und hier die blinde sich herabstürzende Verzweiflung, allemal gleich wahr und gleich glücklich schildern.

Dieses Vorurtheil hatte ich für den tragischen Thomson, noch ehe ich ihn kannte. Jetzt aber ist es kein bloßes Vorurtheil mehr; sondern ich rede nach Empfindung, wenn ich ihn, auch in dieser Sphäre, für einen von den größten Geistern halte. Denn wodurch sonst sind diese, was sie sind, als durch die Kenntniß des menschlichen Herzens, und durch die magische Kunst, jede Leidenschaft vor unsern Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen? Dieses ist die Kunst, dieses ist die Kenntniß, die Thomson in möglichster Vollkommenheit besitzt, und die kein Aristoteles, kein Corneille lehrt, ob sie gleich dem Corneille selbst nicht fehlte. Alle ihre übrigen Regeln können, aufs höchste, nichts als ein schulmäßiges Gewäsche hervorbringen. Die Handlung ist heroisch, sie ist einfach, sie ist ganz, sie streitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Orts; jede der Personen hat ihren besondern Charakter; jede spricht ihrem besondern Charakter gemäß; es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral, noch an dem Wohlklange des Ausdrucks. Aber du, der du diese Wunder geleistet, darfst du dich nunmehr rühmen ein Trauerspiel gemacht zu haben? Ja; aber nicht anders, als sich der, der eine menschliche Bildseule gemacht hat, rühmen kann, einen Menschen gemacht zu haben. Seine Bildseule ist ein Mensch, und es fehlt ihr nur eine Kleinigkeit; die Seele.

Ich will bey diesem Gleichnisse bleiben, um meine wahre Meinung von den Regeln zu erklären. So wie ich unendlich lieber den allerungestaltesten Menschen, mit krummen Beinen, mit Buckeln hinten und vorne, erschaffen, als die schönste Bild-

seule eines Praxiteles gemacht haben wollte: so wollte ich auch unendlich lieber der Urheber des Kaufmanns von London, als des sterbenden Cato seyn, gesetzt auch, daß dieser alle die mechanischen Richtigkeiten hat, derenwegen man ihn zum Muster für die Deutschen hat machen wollen. Denn warum? Bey einer einzigen Vorstellung des erstern sind, auch von den Unempfindlichsten, mehr Thränen vergossen worden, als bey allen Vorstellungen des andern, auch von den Empfindlichsten, nicht können vergossen werden. Und nur diese Thränen des Mitleids, und der sich fühlenden Menschlichkeit, sind die Absicht des Trauerspiels, oder es kann gar keine haben.

Hiermit aber will ich den Nutzen der Regeln nicht ganz leugnen. Denn wenn es wahr ist, daß auf ihnen die richtigen Verhältnisse der Theile beruhen, daß das ganze durch sie Ordnung und Symmetrie bekömmt; wie es denn wahr ist; sollte ich wohl lieber mein menschliches Ungeheuer, als einen lebendigen Herkules, das Muster männlicher Schönheit, erschaffen haben wollen?

Ich sage einen lebendigen Herkules, und nicht einen lebendigen Adonis. Denn wie die gedoppelte Anmerkung ihre Richtigkeit hat, daß Körper von einer allzuweichlichen Schönheit selten viel innere Kräfte besitzen, und daß hingegen Körper, die an diesen einen Ueberfluß haben, in ihrer äußern Proportion etwas gelitten zu haben scheinen: so wollte ich lieber die nicht zu regelmäßigen Horazier des Peter Corneille, als das regelmäßigste Stück seines Bruders, gemacht haben. Dieser machte lauter Adonis, lauter Stücke, die den schönsten regelmäßigsten Plan haben; jener aber vernachläßigte den Plan zwar auch nicht, allein er wagte es ohne Bedenken, ihn bey Gelegenheit wesentlichern Vollkommenheiten aufzuopfern. Seine Werke sind schöne Herkules, die oft viel zu schmächtige Beine, einen viel zu kleinen Kopf haben, als es das Verhältniß mit der breiten Brust erforderte.

Ich weiß, was man hier denken wird: „Er will einen „Engländer anpreisen, drum muß er wohl von den Regeln „weniger vortheilhaft sprechen.“ Man irrt sich vor diesesmal. Thomson ist so regelmäßig, als stark; und wem dieses unter uns etwas neues zu hören ist, der mag es einer bekannten an-

tibrittischen Parthey von Kunstrichtern danken, die uns nur allzugern bereden möchte, daß es, unter allen englischen Tragödienschreibern, der einzige Addison einmal, regelmäßig zu seyn, versucht, bey seiner Nation aber keinen Beyfall damit gefunden habe.

Und gleichwohl ist es gewiß, daß auch Thomson nicht allein, wie ich es nennen möchte, französisch, sondern griechisch regelmäßig ist. Ich will nur vornehmlich zwey von seinen Stücken nennen. Seine Sophonisbe ist von einer Simplicität, mit der sich selten, oder nie, ein französischer Dichter begnügt hat. Man sehe die Sophonisbe des Mairet und des großen Corneille. Mit welcher Menge von Episoden, deren keine in der Geschichte einigen Grund hat, haben sie ihre Handlung überladen! Der einzige Trisino, dessen Sophonisbe, als in Italien, nach langen barbarischen Jahrhunderten, die Wissenschaften wieder aufgingen, das erste Trauerspiel war, ist mit dem Engländer in diesem Punkte, welchen er den Griechen, den einzigen Mustern damals, abgelernt hatte, zu vergleichen.

Und was soll ich von seinem Eduard und Eleonora sagen? Dieses ganze Stück ist nichts als eine Nachahmung der Alceste des Euripides; aber eine Nachahmung, die mehr als das schönste ursprüngliche Stück irgend eines Verfassers bewundert zu werden verdient. Ich kann es noch nicht begreifen, durch welchen glücklichen Zufall, Thomson in der neueren Geschichte die einzige Begebenheit finden mußte, die mit jener griechischen Fabel, einer ähnlichen Bearbeitung fähig war, ohne das geringste von ihrer Unglaublichkeit zu haben. Ich weis zwar, daß man an ihrer historischen Wahrheit zweifelt, doch dieses thut zur Sache nichts; genug daß sie unter den wirklichen Begebenheiten Statt finden könnte, welches sich von der, die den Stoff der griechischen Tragödie ausmacht, nicht sagen läßt. Es ist unmöglich, daß Racine, welcher die Alceste des Euripides gleichfalls modernisiren wollen, glücklicher, als Thomson, damit hätte seyn können.

Doch genug von dem Dichter selbst. Ich komme auf die gegenwärtige Uebersetzung, von welcher ich nur dieses zu sagen weis. Sie hat verschiedne Urheber, die aber über die beste Art zu übersetzen, sich sehr wohl verglichen zu haben scheinen. Wenn

sie sich über die beste Art der Rechtschreibung eben so wohl verglichen gehabt hätten, so würde ich den Leser, im Namen des Verlegers, nicht ersuchen dürfen, den kleinen Uebelstand zu entschuldigen, eine gedoppelte Art derselben in einem Bande gebraucht zu sehen.

Eines wollte ich, daß sie bey ihrer Uebersetzung nicht weggelassen hätten; nehmlich die zu jedem Stücke gehörigen Prologen und Epilogen. Sie sind zwar nicht alle vom Thomson selbst; sie enthalten aber alle sehr viel artiges, und die Epilogen, die von ihm selbst sind, eifern größten Theils wider den gewöhnlichen burlesken Ton der englischen Epilogen bey Trauerspielen.

Den einzigen Prologen des Coriolans, desjenigen Stücks, welches erst nach dem Tode des Verfassers gespielt ward, kann ich mich nicht enthalten hier ganz zu übersetzen. Er schildert den moralischen Charakter des Dichters, welchen näher zu kennen, dem Leser nicht gleichgültig seyn kann. Er hat Herrn Lyttleton zum Verfasser, und der Schauspieler, welcher ihn hersagte, war Herr Quin. Dieses ist er:

„Ich komme nicht hierher, eure Billigkeit in Beurtheilung „eines Werkes anzuflehen, dessen Verfasser, leider, nicht mehr „ist. Er bedarf keines Vorsprechers; ihr werdet von selbst die „gütigen Sachwalter des Verstorbnen seyn. Seine Liebe war „auf keine Parthey, auf keine Sekte eingeschränkt; sie erstreckte „sich über das ganze menschliche Geschlecht. Er liebte seine „Freunde — verzeiht der herabrollenden Thräne. Ach! ich fühle „es; hier bin ich kein Schauspieler — Er liebte seine Freunde „mit einer solchen Inbrunst des Herzens, so rein von allem „Eigennutze, so fern von aller Kunst, mit einer so großmüthigen „Freyheit, mit einem so standhaften Eifer, daß es mit Worten „nicht auszudrücken ist. Unsre Thränen mögen davon sprechen. „O unverfälschte Wahrheit, o unbefleckte Treue, o männlich „reizende und edel einfältige Sitten, o theilnehmende Liebe an „der Wohlfarth des Nächsten, wo werdet ihr eine andre Brust, „wie die seinige, finden! So war der Mensch — den Dichter „kennt ihr nur allzuwohl. Oft hat er eure Herzen mit süssem Weh „erfüllt; oft habt ihr ihn, in diesem vollen Hause, mit verdien„tem Beyfalle, die reinsten Gesetze der schönen Tugend predi-

„gen hören. Denn seine keusche Muse brauchte ihre himm-
„lische Leyer zu nichts, als zu Einflößung der edelsten Gesin-
„nungen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Gedanke, keine
„einzige Linie, die er sterbend, ausstreichen zu können, hätte
„wünschen dürfen! O möchte eure günstige Beurtheilung diesen
„Abend noch einen andern Lorbeer hinzuthun, sein Grab damit
„zu schmücken! Jetzt, über Lob und Tadel erhaben, vernimmt
„er die schwache Stimme des menschlichen Ruhms nicht mehr;
„wenn ihr aber denen, die er auf Erden am meisten liebte, de-
„nen, welchen seine fromme Vorsorge nunmehr entzogen ist, mit
„welchen seine freygebige Hand und sein gutwilliges Herz, das
„wenige, was ihm das Glück zukommen ließ, theilte, wenn
„ihr diesen Freunden durch eure Gütigkeit dasjenige verschafft,
„was sie nicht mehr von ihm empfangen können, so wird auch
„noch ietzt, in jenen seligen Wohnungen, seine unsterbliche Seele
„Vergnügen über diese Großmuth empfinden.“

Die letzten Zeilen zu verstehen, muß man sich aus dem Le-
ben des Dichters erinnern, daß die von der Vorstellung ihm
zukommenden Einkünfte, seinen Schwestern in Schottland ge-
geben wurden.

Eine ernsthafte Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben.

Von William Law. A. M.

Aus dem Englischen übersetzt. 1756.

Vorbericht.*)

Von dem Verfasser dieses Werks weiß der Uebersetzer dessel-
ben weiter nichts, als daß er ein Prediger in Irrland irgendwo
gewesen, und sich auch noch durch andre Schriften bekannt ge-
macht hat. Er hat von der christlichen Vollkommenheit, An-
merkungen über die bekannte Fabel von den Bienen, von der

*) Die Erzählung in Lessings Leben I, S. 198 kann Zweifel erregen
ob dieser Vorbericht von ihm ist. Inzwischen hat nach den alten weid-
mannischen Handlungsbüchern Lessing das Honorar für das ganze Werk er-
halten, Weiße nichts. Diese Notiz verdankt der Herausgeber Herrn S. Hirzel.

Unzuläßigkeit der Schaubühne geschrieben, und sich auch sonst in den Tolandschen und andern Streitigkeiten bekannt gemacht.

Die gegenwärtige Ermunterung hat er zu Londen 1729, ohne Vorrede, ans Licht gestellet. Man will sie also auch im deutschen mit einem Stücke unvermehrt lassen, welches der Verfasser für unnöthig erkannt hat. Jeder Leser mag es nach seinen eignen Empfindungen bestimmen, was sie für einen Rang unter den geistlichen Büchern verdienet. Sie weitläuftig anpreisen, würde eben das sagen, als ob man an seiner andächtigen Aufmerksamkeit im voraus zweifeln wollte.

Hrn. Samuel Richardsons Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten Aesopischen Fabeln.

Vorrede des Uebersetzers.

Aesopus, die wahren oder fabelhaften Umstände seines Lebens, die Einrichtung und Nützlichkeit seiner Fabeln, die lange Reihe seiner Nachahmer ꝛc. würden für einen Vorredner, der ein Vergnügen daran fände, die allerbekanntesten Dinge zu sagen, ein sehr ergiebiges Thema seyn. In der Hoffnung aber, daß niemand hier suchen werde, was man überall finden kann, glauben wir dem Leser blos anzeigen zu dürfen, wie der berühmte Name eines Richardson für ein Buch komme, das gänzlich dem Gebrauche und dem Unterrichte der Kinder bestimmt ist.

Roger Lestrange ist bey den Engländern der berühmteste Compilator Aesopischer Fabeln. Er hat deren einen ganzen Folianten herausgegeben, funfhundert an der Zahl; und in der Folge, auf Anhalten des Verlegers, noch einen zweyten Band hinzugefügt. Seine Schreibart wird von seinen Landsleuten für eine der reinsten und meisterhaftesten gehalten; und seine Weise zu erzehlen für leicht, munter und voller Laune. Auch in dem Hauptwerke läßt man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren, daß seine Anwendungen und Sittenlehren passend, nicht abgedroschen, nachdrücklich und gemeinnützig sind.

Doch fanden sich Leute — und wo findet ein guter Schriftsteller dergleichen Leute nicht? — welche einen bessern Geschmack

zu haben glaubten, weil sie einen andern hatten, als das zufriedne Publicum. Ein gewisser S. Croxal, um seinen eignen Geburthen Platz zu schaffen, bekam den liebreichen Einfall, die Fabeln des Lestrange, weil er sie nicht so grade zu für elend ausgeben wollte, als gefährlich zu verschreyen. Ihr Verfasser, versicherte er, habe sich nicht als ein rechtschaffener Britte, sondern als ein Feind der Freyheit, und ein gedungner Sachwalter des Pabstthums und der uneingeschränkten Gewalt in diesem Werke erwiesen, welches doch für eine freygebohrne Jugend geschrieben seyn sollte.

Diesem Vorwurfe nun, ob er gleich der gegründeste nicht ist, sind wir die gegenwärtige Arbeit des Herrn Richardsons schuldig. Er wollte ihm, mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, abhelfen, und daher theils diejenigen Fabeln, welchen Lestrange, nicht ohne Gewaltsamkeit, eine politische Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren wieder zurück bringen, theils diejenigen, welche keine andere, als politische Anwendung litten, mit aller möglichen Lauterkeit der Absicht bearbeiten.

So weit gieng des Herrn Richardsons erstes Vorhaben. Bey der Ausführung aber fand er, daß es nicht undienlich sey, sich weitere Grenzen zu setzen. Er ließ einen guten Theil weg, alles nehmlich was mehr ein lächerliches Mährchen, als eine lehrreiche Fabel war; er gab vielen, auch von den nicht politischen, einen bessern Sinn; er verkürzte; er änderte; er setzte hinzu; kurz, aus der Adoption, ward eine eigne Geburt.

Und hiervon wird sich auch ein deutscher Leser überzeugen können, wenn er sich erinnern will, daß ein großer Theil der Fabeln des Lestrange, bereits vor vielen Jahren, in unsre Sprache übersetzt worden. Man stelle die Vergleichung an, und sie wird gewiß zum Vortheile der gegenwärtigen ausfallen.

Wer wird sich auch einkommen lassen, etwas für mittelmäßig zu halten, wobey der unsterbliche Verfasser der Pamela, der Clarissa, des Grandisons die Hand angelegt? Denn wer kann es besser wissen, was zur Bildung der Herzen, zur Einflößung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend, das zuträglichste ist, als er? Oder wer kann es besser wissen, als er, wie viel die Wahrheit über menschliche Gemüther vermag, wenn sie

sich die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herabläßt?

Es ist durchaus unnöthig sich in eine weitläuftigere Anpreisung einzulassen. Noch weniger wollen wir einen Bellegarde, dessen Fabeln jetzt am meisten in den Händen der Kinder sind, mit einem Richardson zu vergleichen wagen; denn der Engländer würde sich nach der Art der alten römischen Tribune, mit Recht beschweren können, se in ordinem cogi.

Man hat bey der Uebersetzung nichts weggelassen, als das Leben des Aesopus. In Ansehung des Aeußerlichen aber, hat sie vor dem englischen Originale, so wohl was die Kupfer als den Druck anbelangt, einen großen Vorzug bekommen. Einem Buche für Kinder, haben die Verleger geglaubt, müsse nichts fehlen, was Kinder reizen könne. Leipzig, den 17 März 1757.

Aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. 1757. 1758.*)

Im Lager bey Prag. Unter dem Artikel von Berlin haben wir, auf der vorhergehenden 404 Seite, zwey Siegeslieder

*) Nach einer Anmerkung von Nicolai zum 31. Litteraturbriefe, im 26. Theil der Lessingischen Schriften, hat Lessing zur Bibliothek der schönen Wissenschaften, außer der Recension von Lieberkühns Theokrit (II. Bd, 2 St., S. 366—396), nur „ein Paar kurze nicht bedeutende Nachrichten" geliefert. Es läßt sich beweisen daß im zweiten Stücke des ersten Bandes zwei Zusätze von Lessing sind, die beide Nicolai sehr gefielen, und daß einer davon zwei Grenadierlieder von Gleim enthielt (Br. an Mendelssohn 18 Aug. 1757, von Mendelssohn 13 Sept., von Nicolai 7 Sept.). Dieser steht in dem genannten Stücke S. 426—429. Der andre ist schwer zu finden, wenn es nicht etwa der Schluß folgender Nachricht ist, S. 403.

„Die **Nicolaische** Buchhandlung hat des Hrn. **Nericault Destouches** und **Franz Regnards** sämmtliche theatralische Werke, jene in vier Theilen, und diese in zwey Theilen, deutsch geliefert. Ob gleich die Werke des Geistes am besten in der Sprache gelesen werden, in der sie geschrieben sind, so haben doch Uebersetzungen, bey denen, welche entweder der Sprache der Urkunde nicht mächtig sind, oder sich durch die Kostbarkeit ausländischer Ausgaben abschrecken lassen, immer ihren Werth. Die Uebersetzung fremder dramatischer Stücke, sollte wenigstens den Nutzen haben, eine gewisse Gattung von **Originalstücken** von unserer Bühne zu vertreiben, in welchen man nach den Regeln jähnen muß, und die wohl noch dazu ihre erträgliche

eines preußischen Officiers angeführt; und unter diesem wollen wir dem Leser zwey ähnliche aber weit bessere Gesänge mittheilen, die einen gemeinen Soldaten zum Verfasser haben. Der erste, welcher uns nur geschrieben zu Händen gekommen, ist bey Eröffnung des dießjährigen Feldzuges, von ihm gesungen worden, und heißt ein Schlachtgesang. Der zweyte ist ein Siegeslied nach der Schlacht bey Prag (den 6ten May 1757) und man hat ihn auf einem Bogen in Quart abgedruckt, dessen Titel den oben vorgesetzen Ort angiebt. Sie könnten beyde weder poetischer noch kriegrischer seyn; voll der erhabensten Gedanken, in dem einfältigsten Ausdrucke. In der gewissen Ueberzeugung, daß sie gefallen müssen, und daß sich unsre auswärtige Leser nicht an Dinge stoßen werden, die der Verfasser als ein Mann sagt, der die Gerechtigkeit der Waffen seines Königes voraussetzen muß, rücken wir sie hiemit ganz ein:

I. Schlachtgesang.

Auf, Brüder, Friedrich unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast.

Aus deinem Schedel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll solche Flasche seyn.

Stellen eben den Ausländern zu danken haben, denen sich ihre unwissende Verfasser gern gleich setzen möchten. Sollten gegenwärtige Uebersetzungen auch nur Gelegenheit geben, einige Meisterstücke von **Destouches** welche bey uns noch beynahe ganz unbekannt sind, z. B. den **verheyratheten Philosophen** und den **jungen Menschen, der die Probe aushält,** nebst **Regnards Menechmen** und **Spieler** auf unsere Schauplätze zu bringen, so würden sowohl der Uebersetzer als der Verleger viel Dank verdienen."

Unter den vermischten Nachrichten im zweiten Stücke des zweiten Bandes sind zwei (S. 422. 434) bei denen man wohl an Lessing denken könnte: es schien aber zu verwegen sie ohne bestimmtere Anzeigen aufzunehmen.

Dein starkes Heer ist unser Spott,
Ist unser Waffenspiel;
Denn was kann wider unsern Gott
Th*** und B*?

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bey Lobesitz,
Und unser war der Sieg.

Und böt uns in der achten Schlacht
Franzos und Russe Trutz,
So lachten wir doch ihrer Macht,
Denn Gott ist unser Schutz.

II. Siegeslied.

Victoria, mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb als Held,
Und sieht nun unser Siegesheer,
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greiß,
Voll Gott und Vaterland!
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Mit muntrer jugendlicher Kraft
Ergriff sie eine Fahn,
Und hielt sie hoch an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn.

Und sagte: **Kinder, Berg hinan,**
Auf Schanzen und Geschütz!
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geschwinder, wie der Blitz.

Ach, aber unser Vater fiel,
Die Fahne fiel auf ihn.
O, welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger **Schwerin**!

Vielleicht hat **Friedrich** dich beweint,
Indem er uns gebot;

Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.
Du, **Heinrich**, warest ein Soldat,
Du fochtest königlich!
Wir sahen alle, That vor That,
Du junger Löw auf dich!
Der Pommer und der Märker stritt,
Mit rechtem Christenmuth.
Sein Schwerd ward roth, auf jeden Schritt
Floß schwarz Pandurenblut.
Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär;
Da, **Friedrich**, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher!
Dacht in dem mörderischen Kampf,
Gott, Vaterland und **dich**;
Erblickte schwarz von Rauch und Dampf,
Dich, seinen **Friederich**;
Und zitterte, ward feuerroth
Im kriegrischen Gesicht;
(Er zitterte vor deinem Tod,
Vor seinem aber nicht.)
Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Biß deine Feinde flohn.
Nun dankt er Gott für seine Macht
Und singt: Victoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Th***
Und weigert sie auf diesen Tag
Den Frieden vorzuziehn;
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ uns nach Wien!

Die Idyllen Theokrits, Moschus und Bions, aus dem Griechischen übersetzt. Berlin bey Gottlieb August Lange. 1757. in 8. 10 Bogen

Eine Uebersetzung aus dem Griechischen! Eine Uebersetzung eines griechischen Dichters! Eine poetische Uebersetzung eines griechischen Dichters! — Mehr Gutes könnten wir unsern Lesern schwerlich auf einmal verkündigen. Allein wir müssen sie, leider! ersuchen, ihre Freude noch einige Augenblicke zurück zu halten; und wenn sie es alsdenn noch für gut befinden, ihren Landsleuten zu diesem deutschen Theokrit Glück zu wünschen; so — Doch das sollte uns sehr wundern.

Der Uebersetzer hat eine Einleitung vorgesetzt, die aus neun Abschnitten besteht. Er handelt darinn von dem Leben der drey griechischen Dichter, von den Idyllen überhaupt, von dem eigentlichen Gegenstande der Idyllen, von der Schreibart der Idylle, von dem Sylbenmaße der Idylle, von dem Charakter der drey Dichter, von den kleinen Gedichten derselben, von den Bilderversen, die man bey den meisten Ausgaben derselben findet, und endlich von seiner gegenwärtigen Uebersetzung selbst. Unter diesen Ueberschriften könnte viel brauchbares, schönes und neues stehen; wir haben aber in der That nichts gefunden, was des Auszeichnens werth sey, und wollen also sogleich zu der Uebersetzung selbst kommen, von der wir nur noch das im voraus erinnern müssen, daß sie größten Theils in Hexametern abgefaßt ist. Wir werden uns aber nur bey dem Theokrit aufhalten können.

Istes Idyll. Wollen wir wohl untersuchen, ob der Gaul nicht gleich über die Schwelle gestolpert ist? Hier ist der Anfang.

Thyrsis.

Lieblich ist das Murmeln und jene Fichte, mein Hirte,
Die zu den Quellen rauscht! Auch lieblich sind die Gesänge
Deiner Flöte. Der nächste Lohn nach dem Pan gebührt dir!
Wenn er den stößigen Bock empfängt, so empfängst du die Ziege.
Wird die Ziege sein Lohn, so bekömmst du die saugende Ziege;
Angenehm ist ihr Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket.

Der Ziegenhirte.

Lieblicher ist dein Gesang, o Schäfer, als rieselndes Wasser,
Das von obern Felsen widerschallend hinabrinnt.
Nehmen die Musen zum Lohn, ein noch nicht weidendes Lämmchen,
So gebührt dir ein fettes Lamm. Wenn ihnen gefällt
Sich ein Lamm zu wählen, so wird ein Schaf dein Geschenke.

Gleich in der ersten Zeile, ist aus dem Worte **Murmeln**, welches sich nur von den Quellen sagen läßt, und aus dem und, deutlich zu ersehen, daß der Uebersetzer die wahre Construction verfehlt hat. Theokrit sagt:

Αδυ τι το ψιθυρισμα και ἁ πιτυς, αἰπολε, τηνα,
Αʿ ποτι ταις παγαισι, μελισδεται.

D. i. Süß ist das Flistern, das von der Fichte, hier an den Quellen, lieblich ertönet. Diese Uebersetzung rechtfertiget der alte Scholiast, der die Stelle so umschreibt: *ἡδυ μεν το της πιτυος ψιθυρισμα ἐκεινης της παρα ταις πηγαις λιγυρως ἀδουσης.* Der Dichter sagt nichts von murmelnden Quellen; er läßt bloß die Fichte lieblich flistern, und zwar an den Quellen, und nicht zu den Quellen. Der deutsche Uebersetzer, den wir der Kürze halber Herr **Lbk.** nennen wollen, hat sich ohne Zweifel von einer schlechten lateinischen Uebersetzung verführen lassen, welche die letztern Worte durch quæ ad fontes suaviter canit giebt. Wenn *προς* (dorisch *ποτι*) mit dem Dativo, zu bedeuten könnte, so müßte es eben diese Bedeutung auch im 107 Verse dieses ersten Idylls haben.

Ωδε καλον βομβευντι ποτι σμανεσσι μελισσαι.

D. i. Hier, wo die Bienen lieblich um ihre Körbe summen. (Auch in dieser Zeile hat Herr **Lbk.** die Partikel *ποτι* verfehlt, und sie zwar nicht durch zu, aber eben so unglücklich durch aus übersetzt: **Lieblich murmeln aus weidenen Körben die schwärmenden Bienen.**) Wir gehen weiter. **Wenn Pan den stößigen Bock empfängt.** Warum stößig? Theokrit sagt bloß *κεραον τραγον*, und der Scholiast sagt ausdrücklich, daß *κεραος* und *κερασφορος* einerley sey. Stößig heißt *κορυπτιλος* (Id. V. v. 147.) — **So bekömmst du die saugende Ziege.** *Χιμαρος* heißt eine jährige Ziege, und nicht eine saugende; *ἡ ἐνιαυσιαια αἰξ, ἡ ἑνος χειμωνος οὐσα*, sagt der Scho-

liaſt. Hr. Lbk. hat den Unterſchied zwiſchen ἐριφος und χιμαρος nicht gewußt; jenes würde man allenfalls durch eine ſaugende Ziege überſetzen können. Hier aber iſt das ſaugende wegen des folgenden um ſo viel anſtößiger; angenehm iſt ihr (der ſaugenden Ziege) Fleiſch, bis der wartende Hirte ſie melket. Alſo melkt man die ſaugenden Ziegen, oder melkt ſie doch ſo gleich, als ſie zu ſaugen aufgehört haben? Die Ungereimtheit iſt auf Theokrits Rechnung nicht zu ſchreiben. Noch bemerke man den Ausdruck wartende Hirt. Wie deutlich und beſtimmt Hr. Lbk. überall iſt! Heißt der wartende Hirt, der ſorgende, der pflegende Hirt, oder der Hirt, der die Zeit zu melken nicht erwarten kann? — Als rieſelndes Waſſer, das von obern Felſen widerſchallend hinabrinnt. Was für elende holkerichte anderthalb Zeilen, für die malende Harmonie der Griechiſchen:

- - - ἡ το καταχες
Την' ἀπο τας πετρας καταλειβεται ὑψοθεν ὑδωρ.

Im Griechiſchen, faſt lauter reine liebliche Daktyli; im Deutſchen faſt lauter ſchwerfällige unangenehme Spondäi. Das von | obern | Felſen | wieder | Την' ἀπο | τας πε | τρας κατα | λειβεται | ὑψοθεν | (*). Und nun wird man auch die Feinheit einſehen, mit der Theokrit jedem von den wetteifernden Hirten eine eigne Vergleichung in den Mund legt. Thyrſis ſagt: gleich dem ſüſſen Seuſeln der ſanft fliſternden Fichte; und der Ziegenhirt erwiedert: lieblicher als das rieſelnde Waſſer, das hoch vom Felſen herabfließt. Wo aber bleibt dieſe Feinheit, wenn man, mit dem Hr. Lbk. die Quellen ſogleich zur Fichte murmeln läßt? — Nehmen die Muſen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen; (ταν οἶϊδα ſagt Theokrit) ſo gebührt dir ein fettes Lamm (ἀρνα σακιταν λαψῃ).

(*) Es iſt freylich von einem ſchlechten Ueberſetzer zu viel verlangt, daß er uns auch nicht einmal um den Wohlklang ſeines Originals bringen ſoll. Wir würden alſo dem Herrn Lbk. dieſe Nimrodſche Zeile nicht aufgemutzt haben, (wie wir ihm denn von Grund des Herzens gern, alle übrige von gleichem Schlage überſehen) wenn er ſich nicht in dem fünften Abſchnitte ſeiner Einleitung das Anſehen geben wollte, als habe er über den deutſchen Hexameter mehr als andre nachgedacht, und daher etwas davon ſagen könne, was vor ihm noch niemand geſagt habe.

Wie verkehrt! Sieht denn Hr. Lbk. nicht, daß der Ziegenhirt dem Thyrsis gleichfalls weiter nichts, als *τα δευτερεια των Μουσων* zuerkennen will, so wie Thyrsis ihm *τα δευτερεια του Πανος* zuerkannt hatte? Und wenn dieses ist, müssen denn nicht *ὀϊδες* mehr seyn, als *σηκιται ἀρνες* (*)? Sind aber noch nicht weidende Lämmchen mehr, als fette Lämmer? **Wählen die Musen ein Lamm, so wird ein Schaf dein Geschenke.** Immer verkehrter! Ein Schaf ist ja wohl besser als ein Lamm? Und also würde Thyrsis noch immer einen größern Preis erhalten, als die Musen; ist das aber Theokrits Meinung?

So sehen die ersten eilf Zeilen der gegenwärtigen Uebersetzung aus. Es würde Sclavenarbeit seyn, alles folgende auf gleiche Weise durchzugehen. Wir wollen also nur hier und da einen Stein anzeigen, der seiner Unwissenheit zum Anstoß geworden. — Theokrit läßt (v. 23. 24.) den Ziegenhirten sagen:

αἰ δε κ' ἀεισῃς

Ὡς ποκα τον Λιβυαϑε ποτι Χρομιν ᾀσας ἐρισδων.

d. i. **Wenn du so singst, wie du einst mit dem lybischen Chromis um die Wette sangst;** *ἐαν δε ᾀσῃς ὡσπερ ᾐσας ποτε ἐριζων προς τον Χρομιν τον Λιβυαϑεν, τουτεςι τον ἀπο της Λιβυης,* erklärt es der Scholiast. Hr. Lbk. aber übersetzt:

— — Und singst du mir Lieder

Wie du einst im Wettstreit den Chromis lybisch besungen.

Man sagt *ἐριζειν προς τινα,* **mit einem streiten;** aber wo hat Hr. Lbk. *ᾀδειν προς τινα,* **einen besingen,** gefunden? Und wie hat es ihm einkommen können, *Λιβυαϑε* zu einem Adverbio zu machen? — Bey der 69 Zeile kann man sich unmöglich des Lachens enthalten: *Οὐδ' Αἰτνας σκοπιαν,* übersetzt Hr. Lbk. **noch in der Höhle des Aetna.** *Σκοπια* heißt ein erhabner Ort, von welchem man sich umsehen kann; und

(*) Was *σηκιται ἀρνες* sind, zu erklären, setzt der Scholiast hinzu: *οὓς ἐτι γαλακτος δεομενους, ὁι νομεις των μητερων χωριζοντες, ἰδια βοσκουσι, και ἐν ἰδιῳ σηκῳ κλειουσιν.* Der Verstand erfordert nothwendig, daß man anstatt *οὓς*, *οὐκ* lese. Denn wenn sie der Milch noch bedürfen, so ist es ja wohl billig, sie bey den Müttern zu lassen? Gleichwohl finde ich in allen Ausgaben des Scholiasten *οὓς*.

also hätte übersetzt werden müssen: noch auf der Höhe, oder Spitze, des Aetna. Wie hat Hr. Lbk. aber die Spitze für eine Höhle ansehen können? Dieses beantwortet die lateinische Uebersetzung, oder das Lexicon, wo er bey σκοπια das lateinische specula gefunden, welches er in seiner übersetzerischen Eilfertigkeit für spelunca genommen. — Die 105te Zeile,

Ὁυ λεγεται ταν Κυπριν ὁ βωκολος, ἑρπε ποτ' Ιδαν.

übersetzt Hr. Lbk.

Und der Hirte sagte zur Venus, begieb dich nach Ida.

ὁ βωκολος λεγεται, der Hirte sagte; das ist allerliebst! Und nach Ida; als ob Ida eine Stadt wäre! Solche grobe Fehler! Und gleichwohl hat uns der alte Scholiast wegen des wahren Verstandes dieser Zeile, nicht einen Augenblick in Zweifel gelassen; οὑ, sagt er, ἀντι του ὁπου. λειπει δε το καταισχυναι. ὁπου ὁ βουκολος Αγχισης την Αφροδιτην καταισχυναι λεγεται. Wo, wie man sagt, der Hirte die Venus — Die Bescheidenheit befiehlt dem Theokrit, die Rede unvollendet zu lassen. Anstatt

Und der Hirte sagte zur Venus, begieb dich nach Ida,
Eil zum Anchises.

hätte Hr. Lbk. also ungefehr sagen sollen: Geh nur auf deinen Ida, wo dich einst der Hirt — du weist schon — geh nur zu deinem Anchises.

Aus der II. Idyll, die gleichfalls von Fehlern wimmelt, wollen wir nur die allergröbsten anzeigen. Aus dem Vogel Ἰϋγξ macht Herr Lbk. durch das ganze Idyll, einen bezaubernden Trank. Φιλτρα sind ihm bloße Säfte; und er weis nicht, daß überhaupt alles darunter verstanden wird, wodurch man Liebe zu erwecken denkt. Auch die Lorbeern, welche Simätha verbrennt, auch das Wachs, das sie am Feuer zerläßt, sind φιλτρα. — In der 48sten Zeile sagt der griechische Dichter:

Ιππομανες φυτον ἐςι παρ' Αρκασι

und Herr Lbk. übersetzt es:

Bey den Arkadiern ward Hippomanes vormals gebohren.

Es ist zwar nicht ganz ausgemacht was Ιππομανες heißt; ob es eine Pflanze, oder, nach dem Servius, virus ex equarum inguinibus defluens, quo tempore præcipites in Veneris libidinem & furorem feruntur, bedeute. Aber zu einer Person hat es doch

noch niemand, als Herr Lbk. gemacht. Theokrit nimmt es offenbar für eine Pflanze, ob wir gleich gar wohl wissen, daß φυτον ἐςι, so viel als φυεται heißen kann. Es muß in dem Kopfe unsers Uebersetzers ohne Zweifel ein wenig verwirrt aussehen; denn allem Ansehen nach hat er für Ιππομανες, Ιππομενης gelesen, der durch den Wettlauf mit der Atalanta bekannt ist, und dessen unser Dichter in dem 3ten Idyll Z. 40. gedenkt. — In der 88sten Zeile läßt Theokrit die Simätha klagen:

Και μευ χρως μεν ὁμοιος ἐγινετο πολλακι θαψῳ.

Θαψος ist ein gelblichtes Holz, und eben dasselbe, welches die Griechen sonst χρυσοξυλον nennen; ἐςι ξυλον τι ὁ καλειται σκυθαριον, ἤγουν σκυθικον ξυλον, sagt der Scholiast. Wenn man aber in des Herrn Lbk. Uebersetzung lieset:

Oft glich ein bleiches Gesicht dem todtenfarbigen Thapsus;

sollte man nicht fast vermuthen, er habe Thapsus für etwas ganz anders als für ein Holz angesehen; besonders da er ihm das weibliche Geschlecht nicht läßt, das es im Griechischen hat? — Der Fehler in der 146 Zeile ist unwidersprechlicher; er macht nehmlich aus ἁ Μελιξους (der Mutter der Melixo; man merke wohl, daß Μελιξους der Genitivus ist) eine Mannsperson, die er Melixus nennt.

III. Idyll. „Die Scholastiker, sagt Herr Lbk. in dem Inhalte, haben allerhand witzige Muthmaßungen über die Person „dieses Gedichts geäußert.“ — Die Scholastiker? Welche? Die Scotisten oder Thomisten? Oder meint der gelehrte Uebersetzer etwa die Scholiasten? — die er nicht gelesen hat. — In der 31sten Zeile macht Herr Lbk. aus der Αγροιω, einen Ackermann, Namens Agräos. In der 45sten Zeile ist ein gleicher Fehler, wo er aus der klugen Alphesiböa einen weisen Alphesibäus macht. Was für eine Lust mag er wohl an solchen Verwandlungen haben?

In dem IV Idyll wollen wir nur einen einzigen Fehler anmerken. Nur einen einzigen, der aber gut und gern sein Dutzend kleinere werth ist. Den Fluß Alpheus, der jedem bekannt seyn muß, dem die olympischen Spiele nicht etwas ganz unerhörtes sind, macht er zu einer Stadt Alphe, und übersetzt

die 6te Zeile ἀγων νιν ἐπ' Αλφεον ᾡχετο Μιλων, durch: ihn nahm ja Milo mit sich nach Alphe.

V. Idyll. In der 14 Zeile hat Herr Lbk. aus Λακων ὁ Καλαιϑιδος zwey verschiedne Personen gemacht. In der 117 Zeile ist die ganze Ironie verlohren gegangen; anstatt du wendest lächelnd den Nacken, hätte es heißen sollen: du wendest dich vortrefflich! In der 126sten übersetzt er ποτ' ὀρϑρον am dämmernden Abend; und doch hieß ὀρϑρος die Morgendemmerung.

VI. Idyll. Eines von den vortrefflichsten Bildern im Theokrit hat Herr Lbk. schändlich verdorben; denn in der 14ten Zeile hat er das ἐξ ἁλος ἐρχομενας auf den Hund gezogen, da es doch auf das Mägdchen geht, das der Hund Anfangs nur im Wasser sieht, und es anbellt. Ruf ihn zurück, will der Dichter sagen, sonst möchte er dem Mägdchen in die Beine fahren, wenn es nun aus dem Meere hervor geht; das ist, wenn er nicht mehr ihr bloßes Bild im Wasser, sondern sie selbst am Ufer erblickt. Herr Lbk. sagt dafür:

Ruf ihn, sonst faßt er dem Mägdchen ins Knie; er steigt aus dem Meere,
Ruf ihn!

— In der 39 Zeile sollte es anstatt: netzt ich mir dreymal die Schöße, heißen: spuckte ich mir dreymal in den Schooß. Man kann bey dem netzt ich mir die Schöße, an ganz etwas anders denken.

Aus dem VII Idyll mögen sich unsre Leser nur mit einem Fehler begnügen. In der 31sten Zeile macht Lbk. das Erndtenfest Θαλυσια zu einer Stadt, und übersetzt ἁ δ' ὁδος ἁδε Θαλυσιας, durch: dieß ist der Weg, er geht nach Thalysien.

Desgleichen aus dem VIII Idyll. Z. 66. übersetzt Lbk. μιτυλαν αἰγα, durch eine Ziege mit sprossenden Hörnern. Er hätte setzen sollen, mit verstümmelten Hörnern; μιτυλαν αἰγα φησιν ἀκερων, sagt der Scholiast. Den 70sten Vers müssen wir doch auch noch anmerken.

Σιττα νεμεσϑε, νεμεσϑε· τα δ' οὐϑατα πλησατε πασαι,
Ὡς το μεν ὡρνες ἐχωντι, το δ' ἐς ταλαρως ἀποϑωμαι.

D. i. Weidet, weidet und füllet die Euter, damit ein Theil den Lämmern werde, und ein Theil die Aeschen fülle. Oder, wie es Dan. Heinsius übersetzt:

Pascite, pascite vos, atque ubera tendite cuncta,

Altera pars calathis, pars altera restet ut agnis.

Herr Lbk. aber übersetzt:

Daß die Lämmer nicht darben, so pflück ich in Körben euch Kräuter.

Wir haben schon vermuthet, ob er hier nicht vielleicht einer besondern Lesart gefolgt sey; aber welcher? und wo findet man sie?

IX. Idyll. Hier kommen wieder ein Paar Zeilen vor, die Herr Lbk. unmöglich nach dem Griechischen kann übersetzt haben. Daphnis sagt: den brennenden Sommer aber achte ich eben so wenig, als ein Verliebter die Reden des Vaters oder der Mutter:

Του δε ϑερους φρυγοντος ἐγω τοσσον μελεδαινω

Ὅσσον ἐρωντι πατρος μυϑων και ματρος ἀκουειν.

Wenn er nur wenigstens die Uebersetzung des Heinsius zu Rathe gezogen hätte:

Torridaque æstatis vix tantum frigora curo,

Quam patris præcepta sui, vel matris, amator.

Doch er hat lieber etwas hinschreiben wollen, was kein Mensch, auch er selbst nicht einmal, verstehen kann.

Aber den brennenden Sommer bedenk ich so ämsig, als Kinder,

Die mit begierigem Ohr die lehrenden Aeltern erwarten.

In dem X Idyll ist gleich das erste Wort ein Fehler; ἐργατινα βουκαιε, heißt nicht ämsiger Schnitter, und kann es auch wegen des folgenden nicht heißen, wo von diesem ämsigen Schnitter gesagt wird, daß er zurück bleibe. Es sollte dafür heißen gedungner Schnitter. — In der 19ten Zeile verwechselt der Uebersetzer den Plutus mit dem Pluto. Wo hat er gelesen, daß man den Pluto blind vorstelle? — In der 27sten Zeile sagt der Dichter:

— — Συραν καλεοντι τυ παντες

Ισχναν, ἁλιοκαυστον· ἐγω δε μονος μελιχλωρον.

D. i. Alle nennen dich die schlanke, von der Sonne verbrannte Syrerinn; und nur ich nenne dich die honigbraune. Wie giebt das sein Uebersetzer?

— — Die schlanke Syrerinn nennet dich jeder,

Von der Sonne gefärbt! Ich aber gleiche dem Honig!

XI. Idyll. Theokrit läßt den Cyklops Z. 54 seufzen:

Ὤ μοι ὅτ᾽ οὐκ ἔτεκεν μ᾽ ἁ ματηρ βραγχί᾽ ἐχοντα,
Ὡς κατεδυν ποτι τιν, και ταν χερα τευ ἐφιλασα,
Αἰ μη το ςομα λης.

D. i. O daß meine Mutter mich nicht mit Kiefern und Floßfedern gebahr, damit ich in das Wasser zu dir herab könnte, und wenigstens deine Hand küßte, wenn du den Mund mir weigerst. Dieß ist der Verstand; und der Uebersetzer, der ein Dichter seyn wollte, müßte die Worte noch weit sorgfältiger wählen, und zierlicher setzen. Thut das Herr Lbk?

— Ach, keine schuppichte Mutter,
Weh mir, gebahr mich wie rudernde Fische, herunter zu schwimmen,
Und dir die Hände zu küssen, wenn du die Lippen nicht reichtest.

Was soll die schuppichte Mutter? Was würde es helfen, wenn sie ihn auch so gebohren hätte, wie Fische gebähren? — Doch wir wollen uns nicht mehr bey Stellen aufhalten, die nur schlecht übersetzt sind; wir können die nicht einmal alle bemerken, die falsch übersetzt sind. Darunter gehöret die 75ste Zeile.

Ταν παρεοισαν ἀμελγε· τι τον φευγοντα διωκεις;

Aber, will der Cyklope sagen, warum verliere ich meine Zeit bey der spröden Galatee? Warum verfolge ich die einzige, die mich flieht, da mir so viel andere Mägdchen lächeln? Und dieses drückt er durch ein Schäfersprichwort aus: melke, die vor dir steht, was verfolgest du den fliehenden? Der Scholiast erklärt es την ἀγαπωσαν φιλει. Aber wo ist diese feine Anspielung, wo ist dieser Sinn in Lbk. Uebersetzung?

Melke dieß Schaf! Was eilst du nach dich fliehenden Schatten!

XII. Idyll. Was mag wohl, o saturnischer Vater, heißen? Vielleicht ein Vater, der wie Saturnus seine Kinder frißt? Vielleicht ein Vater, dessen Güter die Söhne bey seinen Lebzeiten unter sich theilen? Nichts weniger als das. Der sinnreiche Herr Lbk. übersetzt Z. 17 πατερ Κρονιδη, (ὠ Ζευ γενοιτο υἱε του Κρονου) durch saturnischer Vater. — Daß die 13 und 14 Zeile falsch übersetzt ist, wollen wir nicht einmal berühren; denn Herr Lbk. könnte uns einwenden, der wahre Sinn sey im Deutschen gar nicht auszudrücken. Heinsius hat ihn wenigstens im Lateinischen ausgedrückt:

Atque aliquis, geminum, dicat, par vixit amantum,
Hic Lacedæmoniis Espnilus dictus in oris,
Alter erat tellus quem Thessala dicat Aiten.

— Wie Herr Lbk. aber die vier letzten Zeilen dieses Idylls verhunzt hat, ist gar nicht zu beschreiben. Der Dichter bricht in das Lob der Megarenser aus, wegen ihrer besondern Gastfreundschaft gegen den attischen Diokles. „Noch jetzt versam„meln sich im Frühlinge die Knaben um sein Grab, und strei„ten um den Preis des Kusses. Wer Lippen auf Lippen am „süßesten drücket, der kehret mit Kränzen beladen zu seiner „Mutter. O selig, wen sein gut Geschicke über diese Küsse „der Knaben zum Richter bestimmt! Sehnlich wird er den „schönen Ganymedes flehen, daß sein Mund dem Lydischen „Steine gleiche, auf dem der Künstler die Güte des Goldes „erforschet." — Das ist der Sinn; nun urtheile man, wie weit Herr Lbk. davon abweichet:

Selig lebe der erste, der blühende Knaben geküßt hat,
Denn vom reizenden Ganymedes verkündigt die Vorwelt,
Glatten Steinen gleiche sein Mund, worauf man das Gold prüft.

Er lerne nur das leichtere Griechische des Scholiasten verstehen, wenn ihm der Text zu schwer ist: Ὀυτως ὁ κριτης ἐυχεται τῳ Γανυμηδει ἱνα ἐπιτηδειον ἐχῃ το ςομα προς το δικαζειν τα φιληματα, οὑτως, ὡς ἡ Λυδια λιϑος δοκιμαζει τον χρυσον, ἐιτε καλος, ἐιτε και μη &c. Hier ist zum Ueberflusse auch noch die Uebersetzung des Heinsius:

Hoc nimium felix, qui basia dividit illa:
Os sibi, Dii, quoties Ganymeden postulat ante
Indicis in morem lapidis: quo nescius olim,
Aurifaber purum falso discriminat aurum.

XIII. Idyll. Haben Sie denn niemals, mein Herr Lbk. etwas von den Symplegaden gehört? Haben Sie niemals — ich verlange eben nicht bey dem Ovidius, oder Valerius Flaccus, sondern etwa in einer Acerra philologica, in dem mythologischen Wörterbuche eines Klieters, oder in sonst so einem andern Werkchen — gelesen, daß die Argonauten durch diese sich trennende und wieder zusammenstoßende Klippen ihren Lauf nehmen müssen? (medios inter juga concita cursus rumpere, *V.*

Fla.) Und daß diese Klippen, seit der glücklichen Durchfahrt immotæ perstant, ventisque resistunt? *Ovid.* Diese kleine Schulgelehrsamkeit hätten sie freylich haben müssen, wenn sie folgende Zeilen des Theokrits gehörig hätten verstehen und übersetzen wollen:

Συν δ' ἀυτῳ κατεβαινεν Ὑλας ἐυεδρον ἐς Αργω,
Ἁτις Κυανεαν οὐχ ἥψατο συνδρομαδων ναυς,
Αλλα διεξαϊξε (βαθυν δ' εισεδραμε Φασιν)
Ἀιετος ὣς, μεγα λαιτμα· ἀφ' οὗ τοτε χοιραδες ἑσταν.

„Mit ihm, will der Dichter sagen, stieg zugleich Hylas in die „feste Argo, die zwischen den zusammenstoßenden Cyaneischen „Klippen nicht verunglückte, sondern, wie auf Adlers Flügeln, „durch den gräulichen Schlund strich, bis zu dem tiefen Phasis „drang, und die irrenden Klippen unbeweglich, fest an der Tiefe „des Abgrunds zurücke ließ.“ — Nun will ich Sie, mein Herr Lieberkühn, exponiren lassen:

— Mit ihm stieg der reizende Hylas ins Argo,
Wohl mit Rudern versehen, doch landete niemals das Kriegsschiff
An die Cyanische Inseln, es segelte furchtsam vorüber,
Und begab sich, wie rauschende Adler zum tiefen Phasis
Durch hochthürmende Wogen, aus welchen Felsen hervorstehn.

Es landete niemals? Das hatten sich auch die Argonauten niemals einkommen lassen. Es segelte vorüber? Es segelte zwischen ihnen durch. Aus welchem Felsen hervorstehn? ἀφ' οὗ heißt nicht aus welchem, sondern, seit welcher Zeit.

XIV. Idyll. Ἱπποδιωκτας übersetzt Herr Lbk. in der 12ten Zeile, durch Fuhrmann. Wenn er aber des Aemilius Portus dorisches Wörterbuch nachgeschlagen hätte, so würde er die Anmerkung gefunden haben: Lex. Graecol. vertunt auriga, nullius tamen auctoris auctoritate res confirmatur. — Doch ich eile zu einem Fehler, aus welchem es auf die aller unwidersprechlichste Weise erhellet, daß Herr Lbk. den Theokrit nicht aus dem Griechischen, sondern aus der lateinischen Uebersetzung verdeutscht hat, und daß er auch diese lateinische Uebersetzung nicht einmal verstanden. Der Dichter sagt zu Ende dieser Idyll vortrefflich:

— — ἀπο κροταφων πελομεσθα
Παντες γηραλεοι, και ἐπισχερω ἐς γενυν ἑρπει
Λευκαινων ὁ χρονος. — —

D. i. wie es nach der wörtlichen lateinischen Uebersetzung heißt: A temporibus fieri incipimus senes, atque inde ordine in genas serpit ætas, quæ canos facit. Wir schämen uns recht, daß wir hier einem Manne, wie unser Uebersetzer seyn will, noch sagen müssen, daß tempora nicht immer die Zeiten bedeute, daß es auch die Schläfe heißen könne. Wenn eben diese Zweydeutigkeit auch bey dem griechischen Worte Statt fände, so wollten wir gern nichts sagen; allein κροταφοι heißen einzig und allein das letzte, und der Sinn des Dichters ist dieser: „Um die „Schläfe zeigt sich das Alter zuerst, und dann schleicht es die „Wangen herunter." Wer kann sich also des bittersten Spottes enthalten, wenn Lbk. dafür sagt:

Denn die Zeit macht uns alle zu Alten! Dann irrt auf den Wangen
Die begreißende Stund'.

Was ist offenbarer, als daß er hier auch nicht einmal einen Blick in das Griechische kann gethan haben?

XV. Idyll. Die 8 und 9 Zeile sind schlecht übersetzt; desgleichen auch die 48ste. — Warum übersetzt er in der 60sten Zeile αὐλα durch Saal? Er glaubt vielleicht, daß es lange genug, Hof geheißen habe? — Warum macht er in der 67sten Zeile aus der Eutychis, eine Mannsperson, Namens Eutychides? Der Scholiast sagt: εἰκος την Ευτυχιδα Γοργους εἰναι θεραπαιναν.

XVI. Idyll. Ιαονος ἀνδρος ἀοιδαι übersetzt Herr Lbk. (Z. 57) die Lieder Jaons. Wer ist der Jaon? Er hätte sagen sollen, des Jonischen Sängers; und nun versteht man es, daß Homer darunter gemeinet wird.

XVII. Idyll. Ανηρ ὑλητομος übersetzt Herr Lbk. Z. 9 durch Waidmann. Aber dieses heißt ein Jäger, und das Griechische bedeutet einen Holzfäller. — Wie seltsam trennt er die 12 und 13 Zeile!

Οἱσι Θεοι τον ἀριςον ἐτιμησαν βασιληων,
Εκ πατερων.

D. i. Mit welchen die Götter den vortrefflichsten der Kö-

nige, von seinen Aeltern an, ausgeschmückt. Theokrit will also sagen, daß die Götter zu der Größe und Güte des Ptolemäus schon in seinen Aeltern den Grund gelegt. Wie elend aber sagt Lbk. dafür:

Womit die Götter den herrlichsten König vor Köngen bezeichnen,
Von den Vätern zuerst!

Erstlich heißen hier πατερες nicht Väter, sondern Aeltern. Denn der Dichter steigt nicht höher, als bis auf den Vater und die Mutter seines Helden hinaus. Zweytens kann man das von den Vätern zuerst! nicht anders verstehen, als ob Theokrit sagen wolle: Ich will also den Anfang zu seinem Lobe mit seinen Vätern machen. Und das ist, wie wir gesehen haben, seine Meynung doch nicht. — Περσαισι βαρυς θεος αιολομητας, giebt unser Verdeutscher (Z. 19) durch

Der den Persern so schädliche Gott mit gesprenkelten Helme.

Αιολομητης heißt klug, verschlagen. Doch Hr. Lbk. scheint hier einer andern Lesart gefolgt zu seyn; welches wir nicht tadeln würden, wenn er nur diese andre Lesart richtig übersetzt hätte. Er muß nehmlich für αἰολομητης, αἰολομιτρης gefunden haben; ob ich gleich die Ausgabe nicht gesehen habe, wo man diese Lesart in den Text genommen hätte. Doch auch alsdenn würde αἰολομιτρης nicht mit gesprenkeltem Helme, sondern mit der bunten Binde bedeuten; denn daß μιτρα eine Binde, ein Gürtel heiße, hätte er aus der 54 Zeile des 27sten Idylls seines Dichters lernen können. — Κρονιδας ist ihm in der 24sten Zeile Saturn. Und Κρονος wird ihm also wohl Jupiter seyn? — Die 34ste und folgende Zeilen übersetzt Lbk.

Und wie unter den klügsten der Frauen sich Berenice,
Ihrer Aeltern beständiger Ruhm, am erhabensten zeigte;
Also legtest du, werthe Dione, Beherrscherinn Cyperns,
In den duftenden Schooß ihm deine liebkosenden Arme.
Und sie sagen: noch habe kein Mägdchen dem Ehmann gefallen,
Wie Ptolemäus voll Inbrunst sich seinem Gemale gewidmet.

So wie zu Anfange dieses Idylls, Lbk. den Theokrit fragen läßt:

Was besing ich zuerst, wo tausend Gaben mir winken?

so möcht ich bey dieser Stelle fragen:

Was bemerk ich zuerst, wo tausend Fehler mir winken?
Alles ist falsch! Nirgends ein Funken Verstand! Der Grieche sagt ohngefehr: „Und o wie strahlet unter den edelsten Frauen „die edlere Berenice, der Stolz ihrer Aeltern! Ihr hat den „duftenden Schooß Dionens erhabene Tochter, Cyperns Beherr„scherinn, mit zarten Händen gestrichen. Daher sagt man auch, „daß nie eine Gattinn ihrem Gemahle so liebenswürdig geschie„nen, als dem Ptolemäus die seine.“ — Findet man auch nur die geringste Spur von diesen Gedanken, von dieser schmeichelnden Erdichtung, in den **Lbkschen** Versen? Er macht die Dione zur Venus, die Mutter zur Tochter; er macht den Schooß der Berenice, zum Schooße des Ptolemäus; er macht — kurz er macht alle Fehler, die ein nachläßiger Uebersetzer machen kann. Der kinderleichte Scholiast hätte sie ihm alle können vermeiden helfen: ἡ Αφροδιτη φησιν ἀυτης ἐις τον κολπον ἀπεμιαξατο τας χειρας, τουτεςιν ἐπαφροδιτον ἐποιησεν ἀυτην, διο και ἠγαπατο ὑπο του ἀνδρος — Wie manches könnten wir nicht noch bey der dritten, fünf und zwanzigsten, fünf und funfzigsten, drey und sechzigsten, neun und neunzigsten, hundert und drey und dreyßigsten Zeile erinnern! Doch wir müssen mit dieser verdrüßlichen Arbeit zu Ende eilen.

XVIII Idyll. Die 17te Zeile ist abermals ohne Verstand übersetzt:

Glücklicher Bräutigam, dir hat, da du nach Sparta gekommen,
Jemand glücklich genießt: **Wo viele Große dir beystehn.**

Theokrit will sagen: du mußt zu einer sehr glücklichen Stunde nach Sparta gekommen seyn, wo du so viel edle Nebenbuhler fandest, und doch zum Zwecke kamst; ὁποι ὠ᾽λλοι ἀριςεες, ὡς ἀνυσαιο. Das ὡς ἀνυσαιο gehört, dem Verstande nach, zu dem vorher gehenden ἐπεπταρεν. Grotius hat es sehr wohl übersetzt:

Sponse, tibi quis in hanc venienti sternuit urbem,
Totque inter proceres felix dedit omen amoris.

Und wie jämmerlich ist die 20ste und folgende Zeilen gerathen.

O was großes wird sie dir gebähren, gebiert sie ihr ähnlich!
Sind wir alle nicht gleich an Jahren, wir giengen zusammen,
Wie der Jünglinge Schönste gesalbt bey den Bädern Eurotens,

Viermal sechzig Mägdchen, erlesner weiblicher Jugend.
Keine von allen hat Mängel, vergleicht ihr sie selber Helenen.

Welche Worte, wenn sie auch ein Sturmwind zusammen gejagt hätte, könnten weniger Verstand haben? Da Hr. Lbk. doch einmal kein Griechisch versteht, so wollen wir ihn nur bitten, wenigstens das Lateinische des Grotius dagegen zu halten.

Pignora magna dabit, referent si pignora matrem.
Namque eadem nobis ætas & more virili
Cursus ad Eurotan unctis fuit omnibus idem:
Viginti novies sumus ævi flore puellæ,
Nec tamen est, Helenæ quæ sese conferat, ulla.

Ist es nicht, als wenn sich Herr Lbk. mit Fleiß vorgenommen hätte, von allen das Gegentheil zu sagen?

Das XIX Idyll wollen wir ganz übergehen; es ist nur acht Zeilen lang, und Herr Lbk. hat es gar in Reime übersetzt.

XX Idyll. Was soll in der 3ten und 4ten Zeile heißen:

— — Ich lernte nicht küssen,
Wie die Hirten es thun, ich weis sie artig zu nehmen.

Was weiß sie denn zu nehmen? Wenn Lbk. noch ungefähr gesagt hätte: Ich habe nicht gelernt bäurisch zu küssen, wohl aber bürgerliche Lippen zu drücken, so hätte er doch wenigstens nicht den Sinn seines Dichters verfehlt. — Aus der 31sten und 32sten Zeile ist es abermals klar, daß er bloß aus der lateinischen Uebersetzung verdeutscht hat. Warum hätte er sonst von vielen Mägdchen aus der Stadt gesprochen, da in dem Griechischen nur von einer einzigen die Rede ist? Die gewöhnliche lateinische Uebersetzung hat den Pluralem; Herr Lbk. also auch. — Die 29ste Zeile müssen wir noch mit nehmen:

Κὴν αὐλῷ λαλεω, κὴν δωνακι, κὴν πλαγιαυλῳ.

Wer sieht nicht, daß αὐλος, δωναξ und πλαγιαυλος hier drey besondre Instrumente sind? Herr Lbk. aber macht das letzte Wort zu einem Verbo, und übersetzt:

— — Auch wenn ich das Haberrohr blase,
Oder die Flöte spiele, so oft ich sie seitwerts begreife.

Die Anmerkung die Aem. Portus bey dem Worte πλαγιαυλος macht, ist artig: unde gallicum nomen derivatum *flagiolet*, quasi

dicas *plagiaulet.* Sie ist artig, sagen wir; aber nicht richtig, den πλαγιαυλος war eine Art von Querflöte.

XXI. Idyll. Warum hat Herr Lbk. die 36ste und 37ste Zeile nicht mit übersetzt? Vielleicht, weil er sie nicht verstanden? Als ob er sonst alles, was er übersetzt hat, verstanden hätte! Wenn er sie noch will verstehen lernen, so wollen wir ihn auf Jos. Scaligers Emendationes ad Theocriti &c. Idyllia verweisen. —

XXII. Idyll. Die 43 und 44ste Zeile,

Ἀνθεα τ' εὐωδη, λασιαις φιλα ἐργα μελισσαις,
Ὁσσ' ἐαρος ληγοντος ἐπιβρυει ἀν λειμωνας,

übersetzt Herr Lbk.

Duftende Blumen, der haarigten Bienen erquickende Wollust,
Die, wenn der Frühling sich neigt, auf Wiesen in Schwärmen dahin ziehn.

Was ist offenbarer, als daß er hier abermals nicht aus dem Griechischen übersetzt hat? Denn sonst würde er ja wohl gesehen haben, daß ὁσσα auf ἀνθεα und nicht auf μελισσαι gehe. — Theokrit sagt von dem Fechter Amycus vortrefflich, daß er ein eisernes Fleisch gehabt, σφυρηλατος οἷα Κολοσσος, d. i. ein Fleisch, wie der gehämmerte Kolossus. Und das übersetzt Herr Lbk.

Fleisch wie Eisen, als hätten ihn Hammer Kolossus gezimmert.

Wer kann sich rühmen dieses zu verstehen? Die Hammer Kolossus! die Hammer zimmern! Welcher Unsinn. — Ferner sagt Theokrit von eben demselben Amycus, daß ihm eine Löwenhaut, von dem Halse über den Rücken herabgehangen, welche mit den Klauen oben zusammen gebunden gewesen; δερμα λεοντος ἀφημμενον ἐκ ποδεωνων. Herr Lbk. aber macht die Klauen der Löwenhaut zu den Füßen des Amycus, und übersetzt:

Ueber den ganzen Rücken und Hals, zu den Füßen herunter
Hing ihm ein Löwenfell.

— Ehe der Kampf zwischen dem Pollux und Amycus angeht, rufen sich beyde von ihren Landsleuten Zuschauer; Amycus bläs't auf einer tiefen Muschel seine Bebryker zusammen, und Pollux läßt, durch seinen Bruder Castor, alle Helden aus dem magnesischen Schiffe herbeyholen. Dieses ist der Sinn der 78 und 79sten Zeile; Herr Lbk. aber macht aus dem magnesischen

Schiffe, eine magnesische Schlacht, und ziehet beyde Zeilen in diese eine:

Wie zur magnesischen Schlacht die Helden Castor hervor rief.

— Und wie falsch ist noch die achte, die hundert und neun und siebzigste, und die zweyhundert und achtzehnte Zeile dieses Idylls übersetzt!

XXIII. Idyll. Da Herr Lbk. hier einmal aus dem Knaben ein Mädchen gemacht; so sollte es auch in der 6ten Zeile nicht heißen, er lermt, sondern sie lermt. Aber wie elend ist dieses lärmt! — In der 16ten Zeile sagt er abermals gleich das Gegentheil von dem, was Theokrit sagt:

Λοισϑιον οὐκ ἠνεικε τα συμφορα τας Κυϑερειας.

Wir wollen uns jetzt dabei nicht aufhalten, was die Kunstrichter wegen des Worts συμφορα erinnern; denn so viel ist gewiß, Herr Lbk. hat nichts davon gewußt, sondern ist den lateinischen Uebersetzern gefolgt, welche anstatt συμφορα, δακρυα lesen, und die ganze Zeile durch tandem non continuit lacrymas Veneris geben. Aber heißt dieses auf deutsch:

Endlich weint er nicht mehr die Thränen der Venus? —

Auch die gleich darauf folgenden Worte ἀλλ' ἐλϑων ἐκλαιε, hätten ihm seinen Irrthum zeigen können.

XXIV. Idyll. Die Fabel von der Geburt des Herkules und Iphikles muß dem Herrn Lbk. ganz unbekannt seyn. Wenn er von diesem Beyspiele der Superfotation, wie es Bayle nennt, jemals das geringste gehört hätte, so würde er, gleich die ersten Zeilen:

Ἡρακλεα δεκαμηνον ἐοντα ποχ' ἁ Μιδεατις
Αλκμηνα, και νυκτι νεωτερον Ιφικληα
Αμφοτερους λουσασα &c.

schwerlich so übersetzt haben:

Kaum war Herkul zehn Monat gebohren, so wusch ihn Alkmene,
Mit dem jungen Bruder Iphikles nächtlich im Flusse rc.

Νυκτι νεωτερον gehört hier zusammen, und ist als ein Beywort des Iphikles anzusehen, den der Dichter um eine Nacht jünger, als den Herkules macht. Daß νυκτι hier nicht nächtlich heißen könne, erhellt auch weiter aus dem vorhergehenden ποχ' (ποκα) und dem και. Doch wer wird das läugnen wol-

len? Was alle Welt weis, weis Herr Lbk. nicht; er weis aber auch vieles dafür, was sonst niemand in der Welt weis. Z. E. daß Alkmene ihre beyden Söhne im Flusse gewaschen. Man muß scharfsichtige Augen haben, wenn man dieses im Flusse bey dem Theokrit finden will. — Der Fehler, den er in der 31sten Zeile gemacht hat, fließt aus eben derselben Quelle. Er muß nicht gewußt haben, wie das Beywort *ὀψιγονος*, der spät oder schwer erzeugte, dem Herkules zukomme; und übersetzt daher *περι παιδα ὀψιγονον* durch **um den jüngsten der Knaben.** Allein der jüngste der Knaben würde ja Iphikles und nicht Herkules seyn. — Noch einen Fehler müssen wir mitnehmen, der abermals ein offenbarer Beweis ist, daß Herr Lbk. aus dem Lateinischen übersetzt, und das Latein nicht einmal verstanden hat. Theokrit sagt von dem Amphitryo:

— *ὁ δ' ἐξ εὐνας ἀλοχῳ κατεβαινε πιϑησας.*
Δαιδαλεον δ' ὡρμησε μετα ξιφος, ὁῤῥ' οἱ ὑπερϑε
Κλιντηρος κεδρινῳ περι πασσαλῳ αἰεν ἀωρτο.

Herr Lbk. übersetzt es:

— Er stieg herunter vom Bette, gehorchte der Gattinn,
Eilte zum schön geschmiedeten Degen. Er hing ihm zum Haupte
Seines cedernen Bettes stets **von der Keule** herunter.

Περι πασσαλῳ, **von der Keule?** *πασσαλος* heißt ein Nagel, ein Haken, an den man etwas aufhängen kann. Wie kömmt aber Herr Lbk. auf die Keule? Es heißt in der lateinischen Uebersetzung a *clavo* suspensus erat; und er hat sich eingebildet, clavus und clava sey einerley. Vielleicht hat er auch noch oben drein geglaubt, daß die Keule des Herkules ein Erbstück von seinem Stiefvater Amphitryo gewesen.

Die Zeit wird uns bey dieser Arbeit so lang, daß wir über die noch rückständigen Idyllen geschwinder hingehen, und aus jedem nur einen Fehler, so wie er uns am ersten in die Augen fällt, anzeigen wollen. In dem XXVsten macht Herr Lbk. Z. 21. *Ἀπολλωνος νόμιοιο ἱερον ἁγνον* zu einem Prädicate des Oelbaums und sagt:

— Wo dem Winter trotzende Fichten
Wachsen, und grüner Oelbaum, des Phöbus, den Hirten verehren,
Unverletzliches Heiligthum rc.

anstatt, daß er hätte sagen sollen: **und dort, wo die Fichten und der Oelbaum wachsen, erblickst du des schäfrischen Apollo unverletzliches Heiligthum.** Denn das φαινεται aus der 19ten Zeile muß sowohl zu ἱερον ἁγνον als zu αὐλις genommen werden.

XXVI. Idyll. Die 13te Zeile, wo Avtonoe, bey Erblickung des Pentheus in die heilige Wuth geräth:

Συν δ' ἐταραξε ποσιν μανιωδεος ὀργια Βακχου.

übersetzt Herr Lbk.

— Sie zerstörte die Feste des taumelnden Weingotts.

Doch ὀργια heißen hier weder die Feste, noch die aus der Kiste genommenen ἱερα πεποναμενα, Z. 7. ob wir gleich wohl wissen, daß sie beydes bedeuten können; sondern es sind die Ceremonien, die wütenden Tänze, die heiligen Convulsionen darunter zu verstehen, mit welchen diese Feste begangen wurden. Auch hätte er ταραττω nicht durch **zerstören**, sondern durch **erregen** übersetzen, und συν ποσιν nicht auslassen sollen. Der wörtliche Verstand würde alsdenn seyn: **sie erregte mit den Füßen die Orgia des rasenden Bacchus.** Und um dieses ein wenig poetischer auszudrücken, und zugleich das folgende ἐξαπινας ἐπιουσα mit einzuflechten, würden wir ungefähr gesagt haben: **Ihn ward Avtonoe zuerst gewahr, und schrie fürchterlich auf, und begann mit schnellen Füßen die orgischen Tänze des rasenden Bacchus zu toben.**

XXVII. Idyll. Als Daphnis mit den Händen zu frey wird, läßt Theokrit das Mädchen ausrufen:

Ναρκω ναι τον Πανα. τεην παλιν ἐξελε χειρα.

Grotius übersetzt es sehr wohl:

Obtestor per Pana: manum jam tolle; satisco.

Aber wie schlecht und falsch drückt es Herr Lbk. aus:

Pan, ach hilfst du mir nicht! O zieh die Hand doch zurücke.

Ναρκω ruft das griechische Mädchen; wo die Schäferinn eines gallischen Hirtendichters vielleicht je me pâme gerufen hätte.

XXVIII. Idyll. Die Ueberschrift dieses Idylls hat Herr Lbk. ganz falsch übersetzt. Ἠλακατη heißt kein Spinnrocken, denn es ist von Wolle und nicht von Flachse die Rede; und an dem Rocken spinnt man nur das letztere. Der kleine Scholiast des Homers sagt, ἠλακατη sey: το των γυναικων ἐρ-

γαλειον, ῳ περιελισσουσι το ἐριον; d. i. ein Werkzeug der Weiber, um welches sie die Wolle winden, oder, mit welchem sie die Wolle drehen. Es könnte also sowohl ein Spinnrad, als die Spindel bedeuten.

XXIX. Idyll. Theokrit oder die Person, die in diesem Idyll spricht, klagt über die Flatterhaftigkeit seines Geliebten V. 16. 17.

Και μην σευ το καλον τις ἰδων ῥεθος αἰνεσαι,
Τω δ' εὐθυς πλεον ἢ τριετης ἐγενευ φιλος.

D. i. Wer nur dein reizendes Gesicht einmal lobt, dem wirst du sogleich ein mehr als dreyjähriger Freund. Du hälst, will er sagen, gleich jeden, der dir eine flüchtige Schmeicheley sagt, so werth, und noch werther, als einen, der drey Jahre dein Freund gewesen. Herr Lbk. aber sagt dafür:

Lobt nur jemand dein blühend Gesicht, so liebst du ihn länger
Als drey Jahr, der heißt denn dein Liebster.

Der Dichter will nichts weniger als dieses sagen; er hält seinen Geliebten gar nicht für fähig, eine einzige Person länger als drey Jahr zu lieben. Es entschuldiget den Herrn Lbk. aber nicht, daß auch andre Ausleger diese Stelle, mit ihm, eben so falsch verstanden haben.

XXX. Idyll. Theokrit sagt nicht, V. 6 daß der Schmerz den Liebesgöttern Flügel gegeben. Sie werden ja immer mit Flügeln vorgestellt. V. 26. 27.

Ich wollte nicht den Jüngling
Den schönen Jüngling stoßen.

Hat man jemals gehört daß man von einem wilden Hauer sagt, er stößt? — Daß Hr. Lbk. in der letzten Zeile die Verbesserung des Longepierre, aus welcher einzig ein schicklicher Verstand kömmt, nicht gewußt und gebraucht hat, dürfen wir ihm wohl für keinen Fehler anrechnen.

So weit wären wir nun, und so weit wollen wir uns auch gekommen zu seyn, begnügen. Es wären zwar noch die Sinnschriften des Theokrits und die Idyllen des Bion und Moschus übrig; aber sollte Herr Lbk. wohl, erst gegen das Ende, seiner Arbeit gewachsner und sorgfältiger geworden seyn? Es ist nicht zu vermuthen, und wir werden also ohne Gefahr

das Urtheil von dieser Lieberkühnschen Uebersetzung fällen können, daß sie zu weiter nichts taugt, als bey einem geschickten Manne das Mitleiden rege zu machen, uns eine beßre zu liefern.

—ff—

Vorbericht zu den Preussischen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. 1758.

Die Welt kennet bereits einen Theil von diesen Liedern; und die feinern Leser haben so viel Geschmack daran gefunden, daß ihnen eine vollständige und verbesserte Sammlung derselben, ein angenehmes Geschenk seyn muß.

Der Verfasser ist ein gemeiner Soldat, dem eben so viel Heldenmuth als poetisches Genie zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, scheint er sich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiste irgend einer schon bekannten gedichtet zu haben.

Wenigstens, wenn er sich ein deutscher Horaz zu werden wünschet, kann er nur den Ruhm des Römers, als ein lyrischer Dichter überhaupt, im Sinne gehabt haben. Denn die charakteristischen Schönheiten des Horaz, setzen den feinsten Hofmann voraus; und wie weit ist dieser von einem ungekünstelten Krieger unterschieden!

Auch mit dem Pindar hat er weiter nichts gemein, als das anhaltende Feuer, und die Υπερβατα der Wortfügung.

Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroischen Gesinnungen, den Geitz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preussen nicht eben so natürlich wären, als einem Spartaner.

Und dieser Heroismus ist die ganze Begeisterung unsers Dichters. Es ist aber eine sehr gehorsame Begeisterung, die sich nicht durch wilde Sprünge und Ausschweifungen zeigt, sondern die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.

Alle seine Bilder sind erhaben, und all sein Erhabnes ist naiv. Von dem poetischen Pompe weis er nichts; und prahlen

und schimmern scheint er, weder als Dichter noch als Soldat zu wollen.

Sein Flug aber hält nie einerley Höhe. Eben der Adler, der vor in die Sonne sah, läßt sich nun tief herab, auf der Erde sein Futter zu suchen; und das ohne Beschädigung seiner Würde. Antäus, um neue Kräfte zu sammeln, mußte mit dem Fusse den Boden berühren können.

Sein Ton überhaupt, ist ernsthaft. Nur da blieb er nicht ernsthaft — wo es niemand bleiben kann. Denn was erweckt das Lachen unfehlbarer, als grosse mächtige Anstalten mit einer kleinen, kleinen Wirkung? Ich rede von den drolligten Gemählden des Roßbachischen Liedes.

Seine Sprache ist älter, als die Sprache der jetztlebenden grössern Welt und ihrer Schriftsteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Feinheiten der Rede immer, wenigstens ein halb Jahrhundert, zurück.

Auch seine Art zu reimen, und jede Zeile mit einer männlichen Sylbe zu schliessen, ist alt. In seinen Liedern aber erhält sie noch diesen Vorzug, daß man in dem durchgängig männlichen Reime, etwas dem kurzen Absetzen der kriegerischen Trommete ähnliches zu hören glaubet.

Nach diesen Eigenschaften also, wenn ich unsern Grenadier ja mit Dichtern aus dem Alterthume vergleichen sollte, so müßten es unsere Barden seyn.

Vos quoque, qui fortes animas belloque peremtas
Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
Plurima securi fudistis carmina Bardi.*

Carl der grosse hatte ihre Lieder, so viel es damals noch möglich war, gesammelt, und sie waren die unschätzbarste Zierde seines Büchersaals. Aber woran dachte dieser grosse Beförderer der Gelehrsamkeit, als er alle seine Bücher, und also auch diese Lieder, nach seinem Tode an den Meistbiethenden zu verkaufen befahl? Konnte ein römischer Kayser der Armuth kein ander

* Lucanus.

Vermächtniß hinterlassen?* — O wenn sie noch vorhanden wären! Welcher Deutscher würde sich nicht noch zu weit mehrerm darum verstehen, als Hickes?**

Ueber die Gesänge der nordischern Skalden scheint ein günstiger Geschick gewacht zu haben. Doch die Skalden waren die Brüder der Barden; und was von jenen wahr ist, muß auch von diesen gelten. Beyde folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg, und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volks. Selbst aus der Schlacht blieben sie nicht; die tapfersten und ältesten Krieger schlossen einen Kreis um sie, und waren verbunden sie überall hinzubegleiten, wo sie den würdigsten Stoff ihrer künftigen Lieder vermutheten. Sie waren Dichter und Geschichtschreiber zugleich; wahre Dichter, feurige Geschichtschreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, dessen Name war unsterblich; so unsterblich als die Schande des Feindes, den sie fliehen sahen.

Hat man sich nun in den kostbaren Ueberbleibseln dieser uralten nordischen Heldendichter, wie sie uns einige dänische Gelehrte aufbehalten haben***, umgesehen, und sich mit ihrem Geiste und ihren Absichten bekannt gemacht; hat man zugleich das jüngere Geschlecht von Barden aus dem schwäbischen Zeitalter, seiner Aufmerksamkeit werth geschätzt, und ihre naive Sprache, ihre ursprünglich deutsche Denkungsart studirt: so ist man einigermassen fähig, über unsern neuen preussischen Barden zu urtheilen. Andere Beurtheiler, besonders wenn sie von derjenigen Klasse sind, welchen die französische Poesie alles in allem ist, wollte ich wohl für ihn verbeten haben.

Noch besitze ich ein ganz kleines Lied von ihm, welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte; ich werde wohl

* *Eginhartus in vita Caroli M.* cap. 33. Similiter et de libris — statuit, ut ab his, qui eos habere vellent, justo pretio redimerentur, pretiumque in pauperes erogaretur.

** *Georg. Hickesius in Grammatica Franco-Theodisca* c. 1. O utinam jam extaret augusta Caroli M. Bibliotheca, in qua delicias has suas reposuit Imperator! O quam lubens, quam jucundus ad extremos Caroli imperii fines proficiscerer, ad legenda antiqua illa, aut barbara carmina!

*** Andreas Vellejus und Petrus Septimus.

thun, wenn ich diesen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er schrieb mir aus dem Lager vor Prag: „Die Panduren lägen „nahe an den Werken der Stadt, in den Hölen der Wein„berge; als er einen gesehen, habe er nach ihm hingesungen:"

Was liegst du, nackender Pandur,
Recht wie ein Hund im Loch?
Und weisest deine Zähne nur?
Und bellst! So beisse doch!

Es könnte ein Herausfordrungslied zum Zweykampf mit einem Panduren heißen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das letzte Siegeslied soll gesungen haben. Zwar falle er bald oder spät; seine Grabschrift ist fertig:

Ειμι δ' εγω θεραπων μεν Ενυαλιοιο ἀνακτος
Και Μουσεων ἐρατον δωρον ἐπιςαμενος.

Friedrichs von Logau Sinngedichte.

Zwölf Bücher.

Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing.

1759.

Vorrede.

Friedrich von Logau, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter dem Namen Salomon von Golau, deutscher Sinngedichte drey Tausend herausgegeben hat, ist mit allem Rechte für einen von unsern besten Opitzischen Dichtern zu halten; und dennoch zweifeln wir sehr, ob er vielen von unsern Lesern weiter als dem Namen nach bekannt seyn wird.

Wir können uns dieses Zweifels wegen auf verschiedene Umstände berufen. Ein ganzes Jahrhundert, und drüber, haben sich die Liebhaber mit einer einzigen Auflage dieses Dichters beholfen; in wie vieler Händen kann er also noch seyn? Und wenn selbst Wernike keinen kennen will, der es gewagt habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein ganzes Buch

voll Sinngedichte zu schreiben; wenn er dem Urtheile seines Lehrers, des berühmten Morhofs, daß insbesondere die Deutsche Sprache, ihrer vielen Umschweife wegen, zu dieser Gattung von Gedichten nicht bequem zu seyn scheine, kein Beyspiel entgegen zu stellen weis: so kann er unsern Logau, seinen besten, seinen einzigen Vorgänger, wohl schwerlich gekannt haben. Ist er aber schon damals in solcher Vergessenheit gewesen, wer hätte ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus gerissen? Ein Meister, oder ein John gewiß nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beyspiele aus ihm anführen, aber so unglückliche Beyspiele, daß sie unmöglich einem Leser können Lust gemacht haben, sich näher nach ihm zu erkundigen.

Wir könnten eine lange Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern der gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein wozu sollten uns die Beweise dienen, daß Logau unbekannt gewesen ist? Ein jeder Leser, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne Beweis.

Was man mit besserm Rechte von uns erwarten dürfte, wäre eine umständliche Lebensbeschreibung dieses würdigen Mannes. Und wie sehr würden wir uns freuen, wenn wir dieser Erwartung ein Genügen leisten könnten! So aber sind alle unsere Nachforschungen nur schlecht belohnt worden; und wir haben wenig mehr als folgendes von ihm entdecken können.

Das Geschlecht derer von Logau, oder Logaw, ist eines von den ältesten adlichen Geschlechtern Schlesiens. Ihr Stammhaus, Altendorf, liegt in dem Fürstenthum Schweidnitz. Chr. Gryphius sagt, es sey aus Böhmischen oder Schlesischen Geschichtschreibern zu erweisen, daß schon in dem sechzehnten Jahrhunderte Freyherren von Logau, unter den Kaysern Carl dem fünften, und Ferdinand dem ersten, ansehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hätten. Auch blühte unter der Regierung des erstern George von Logau auf Schlaupitz, einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, dem wir die erste Ausgabe des Gratius und Nemesianus zu danken haben. Desgleichen besaß um eben diese Zeit Caspar von Logau, den Lucä und andere

mit nur gedachtem George verschiedentlich verwechseln, den bischöflichen Stul zu Breßlau.

Unser Friedrich von Logau, ward, zu Folge seiner Grabschrift, die uns Cunrad aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahres 1604 gebohren. Seine Aeltern und den Ort seiner Geburt finden wir nirgends benannt; auch nirgends einige Nachricht von seiner Erziehung, wo er studiret, ob er gereiset u. s. w. Wir finden seiner nicht eher als in Diensten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludewigs des Vierten, gedacht.

Man beliebe sich aus der Geschichte zu erinnern, daß Johann Christian, Herzog von Brieg, drey Söhne hinterließ, die nach seinem 1639 erfolgten Tode das Herzogthum gemeinschaftlich besaßen, doch so, daß jeder von ihnen seine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweyten, des gedachten Ludewigs, befand sich unser von Logau. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder, George Rudolph, starb, und die Fürstenthümer Liegnitz und Wohlau an sie fielen, fanden sie das Jahr darauf für gut, sich durch das Loos aus einander zu setzen. Ludewig bekam Liegnitz, wohin er nunmehr seinen Sitz verlegte, und seinen Logau als Canzeleyrath mit sich nahm.

Die Liebe zur Poesie muß sich zeitig bey ihm geäußert haben. Er sagt uns in einem von seinen Sinngedichten selbst, daß er in seiner Jugend verliebte Gedichte geschrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm seine Geschäffte allzukurze Erhohlungen, als daß er sich in größern Gedichten, als das kleine Epigramma ist, hätte versuchen können. Unterdessen hat er es in dieser geringern Gattung so weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es ist unwidersprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen.

Er gab anfangs nur eine Sammlung von zwey hundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Wir haben sie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob sie gar mehr in der Welt ist? Die vollständige Sammlung, die den schon erwähnten Titel: Salomons von Golau deutscher Sinngedichte drey Tausend führet, ist zu

Breßlau, in Verlag Caspar Kloßmanns, gedruckt, und macht einen Octavband von ohngefähr drey Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden wir nirgends darinn ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 gewesen seyn, welches sich aus verschiednen Sinngedichten schließen läßt, und von den Bücherkennern bestätiget wird. Da unterdessen Sinapius sagt, daß Logau seine Sinngedichte im Jahr 1638 herausgegeben habe, so wird man dieses nicht unwahrscheinlich von der ersten kleinen Sammlung verstehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648, unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward. Wenn der Sprossende, in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft, ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die sich durch Schriften gezeiget haben, so ist dieses wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publicum seine Sinngedichte sehr bald vergessen hat.

Er starb zu Liegnitz, den fünften Julius im Jahr 1655, und hinterließ aus einer zweyten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freyherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenstein, und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Wir wollen nunmehr von unsrer neuen Ausgabe das Nöthige sagen. Die ganze Anzahl der Sinngedichte unsers Logau beläuft sich, außer einigen eingeschobenen größern Poesien, auf drey tausend, fünfhundert und drey und funfzig, indem zu dem zweyten und dritten Tausend noch Zugaben und Anhänge gekommen sind. Ist es wahrscheinlich, ist es möglich, daß sie alle gut seyn können? Unsere wahre Meynung zu sagen, diese ungeheuere Menge ist vielleicht eine von den vornehmsten Ursachen, warum der ganze Dichter vernachläßiget worden ist. Denn es konnte leicht kommen, daß die Neugierde das Buch siebenmal aufschlug, und siebenmal etwas sehr mittelmäßiges fand.

Wir ließen es also unsere erste Sorge seyn, ihn dieses nachtheiligen Reichthums zu entladen. Wir haben ihn fast auf sein Drittheil herabgesetzt; und das ist unter allen Nationen, immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist. Deßwegen wollen wir aber nicht sagen, daß

alle beybehaltenen Stücke, Meisterstücke sind; genug, daß in dem unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden seyn wird, warum es unserer Wahl werth gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch allezeit ein guter und großer Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung, und dergleichen. Auch wird das schlechteste noch immer dazu dienen, dem Leser zu zeigen, wie wenig er den Verlust der übrigen Stücke zu bedauern hat.

Es ist uns ein Exemplar unsers Dichters zu Händen gekommen, das sich aus der Stollischen Bibliothek herschreibt, und in welchem hier und da eine unnatürliche, harte Wortfügung mit der Feder geändert worden war. Der Zug der Schrift wäre alt genug, es für die eigene Hand des Herrn von Logau zu halten. Doch dazu gehören stärkere Beweise, und wir wollen es also nicht behaupten. Unterdessen haben wir doch für gut befunden, einige von diesen Aenderungen anzunehmen, und einige, ihnen zu Folge, selbst zu wagen. Der Leser stößt nirgends so ungern an, als in einem Sinngedichte, welches allzu kurz ist, als daß man die Unebenheiten darinn übersehen könnte. Wir sind uns bewußt, daß wir durch diese wenigen und geringen Veränderungen den alten Dichter nicht im geringsten moderner gemacht haben; wir sind ihm nur da ein wenig zu Hülfe gekommen, wo wir ihn allzuweit unter seiner eignen reinen Leichtigkeit fanden; und haben es alsdann in dem Geiste seiner eignen Sprache zu thun gesucht.

Wie groß unsere Hochachtung für diese seine alte Sprache ist, wird man aus unsern Anmerkungen darüber, die wir in Gestalt eines Wörterbuchs dem Werke beygefügt haben, deutlich genug erkennen. Aehnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller, würden, ohne Zweifel, der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unsrer Sprache seyn. Wir haben die Bahn hierinn, wo nicht brechen, doch wenigstens zeigen wollen.

Endlich können wir unsern Lesern auch nicht verbergen, daß bereits vor mehr als funfzig Jahren ein Ungenannter eine ähnliche Arbeit mit unserm Logau unternommen gehabt. Er hat nehmlich (1702) S. v. G. auferweckte Gedichte herausgegeben.

Dieser Titel ist der letzte unwidersprechlichste Beweis, daß diese Sinngedichte damals schon begraben gewesen sind. Allein dieser Ungenannte war vielleicht Schuld, daß unser Logau noch tiefer in die Vergessenheit gerieth, und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt werden konnte. Derjenige Theil seiner Gedichte, welchen man, ohne Wahl, auferweckt hat, ist nicht allein mit unendlich schlechten und pöbelhaften Stücken vermischt worden; sondern die Logauischen selbst sind dergestalt verlängert, verkürzt, verändert worden, daß Nachdruck, Feinheit, Witz, alle Sprachrichtigkeit, ein jeder guter poetischer Name, eine jede gute Eigenschaft des Dichters, ja oft der Menschenverstand selber verloren gegangen ist. Wir führen keine Exempel an, um unsern Lesern den Ekel zu ersparen.

Werden die Liebhaber der Poesie an unserm alten Dichter, einigen Geschmack finden: so freuen wir uns, daß dadurch die Beschuldigung immer mehr entkräftet werden wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlichschönen abgewichen wären, und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewissen Seite übertrieben ist.

Berlin
den 5ten May
1759

Die Herausgeber.

Sinngedichte.

Erstes Buch.

(1) Von meinem Buche.

Daß mein Buch, sagt mir mein Muth,
Noch ganz böse, noch ganz gut.
Kommen drüber arge Fliegen,
Bleibt gewiß Gesundes liegen,
Und das Faule findet man
Kommen aber Bienen dran,
Wird das Faule leicht vermieden
Und Gesundes abgeschieden.

(2) Der May.

Dieser Monath ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

(3) Steuer.

Wo Venus weiland saß und den Adonis küßte,
Wuchs Gras und Blum hervor, war gleich die Gegend wüste.
Wo Bacchus weiland gieng, da wuchsen lauter Reben,
Und jeder dürre Strauch mußt eitel Trauben geben.
Kanns nicht die Steuer auch? Ein wohlversteurter Grund
Soll geben desto mehr, je mehr er wüste stund.
Wer weiß ob jenes war; wer weiß ob dieß kann seyn?
Dort glaube wer da will; hier giebts der Augenschein.

(4) Ueber das Fieber einer fürstlichen Person.

Unsre Fürstinn lieget krank. Venus hat ihr dieß bestellt,
Die, so lange jene blaß, sich für schön nun wieder hält.

(5) Schlachten.

Es bleibt in keiner Schlacht itzt vierzigtausend Mann.
Was Hannibal gekonnt, ist keiner, der es kann?
Es ist ja unser Mars zum Schießen abgericht?
O, schießen kann er zwar — stehn aber will er nicht.

(6) Grabschrift eines lieben Ehegenossen.

Leser, steh! Erbarme dich dieses bittern Falles!
Außer Gott, war in der Welt, was hier liegt, mir Alles.

(7) Hoffnung.

Auf was Gutes, ist gut warten;
Und der Tag kömmt nie zu spat,
Der was Gutes in sich hat.
Schnelles Glück hält schnelle Fahrten.

(8) Spanien.

Spanien liegt, wie ein Säugling, an der Ost- und Westenbrust
Indiens; wie viele Länder hätten zu der Speise Lust!

(9) Junger Rath.

Bey Hofe gilt der junge Rath, als wie ein junger Wein;
Wiewohl er Darmgicht gerne bringt, doch geht er lieblich ein.

(10) Auf den Thraso.

Thraso rühmte seine Wunden,
Die er im Gesicht empfunden,
Als er rüstig, wie ein Held,
Sich vor seinen Feind gestellt.
Ey! sagt' einer, daß dir nicht
Dieses mehr schimpft dein Gesicht,
So enthalt dich, wenn du fliehst,
Daß du nicht zurücke siehst!

(11) Eine Schönhäßliche.

Ich kenn ein Frauenbild, das wäre völlig schön,
Nur daß der Schönheit Stück' in falscher Ordnung stehn.

(12) Frey leben, gut leben.

Wer andern lebt, lebt recht; wer ihme lebt, lebt gut:
Weil jener andern wohl, ihm übel der nicht thut.
Wohl diesem, dem zugleich die Freyheit ist gegeben,
Bald recht, bald gut, wann, wie und wem er will, zu leben!

(13) Auf einen glücklichen Schelm.

Dir sey, sagst du, bald gewährt,
Was du kannst und magst verlangen:
Schade, daß du nie begehrt,
Daß du möchtst — am Galgen hangen!

(14) Von Jobs Weibe.

Wie kam es, daß, da Job sonst alles eingebüßet,
Was ihm ergetzlich war, er nicht sein Weib gemisset?
Es steht nicht deutlich da, warum sie übrig blieb:
Allein ich schließe fast — er hatte sie nicht lieb.

(15) Die unartige Zeit.

Die Alten konnten fröhlich singen
Von tapfern deutschen Heldendingen,
Die ihre Väter ausgeübet.
Wo Gott, nach uns, ja Kinder giebet,
Die werden unsrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht besingen können.

(16) Auf einen Ehrgeizigen.

Alle Menschen gönnen dir, daß du mögest Cäsar werden;
Doch mit drey und zwanzig Wunden niederliegend auf der Erden.

(17) Auf den Glorilus.

Ihr rühmt die kühne Faust? Ey rühmt den schnellen Fuß,
Der mir, sagt Glorilus, die Faust erhalten muß.

(18) Tod und Schlaf.

Tod ist ein langer Schlaf; Schlaf ist ein kurzer Tod:
Die Noth die lindert der, und jener tilgt die Noth.

(19) Eine Heldenthat.

O That, die nie die Welt, dieweil sie steht, gesehen!
O That, die, weil die Welt wird stehn, nie wird geschehen!
O That, die Welt in Erz und Zedern billig schreibt,
Und, wie sie immer kann, dem Alter einverleibt!
O That, von der hinfort die allerkühnsten Helden,
Was ihre Faust gethan, sich schämen zu vermelden!
Vor der Achilles starrt, vor der auch Hektor stutzt,
Und Herkules nicht mehr auf seine Keule trutzt!
Hört! seht! und steigt empor! Macht alle Löcher weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreyßig Reiter,
Die greifen kühnlich an — ein wüstes Gärtnerhaus,
Und schmeißen Ofen ein, und schlagen Fenster aus.

(20) Lebensbedürfniß.

Was thut und duldet nicht der Mensch um gut Gemach,
Wiewohl er mehr nicht darf, als Wasser, Brodt, Kleid, Dach!

(21) Krieg und Wein.

Soldaten und der Wein, wo die zu Gaste kommen,
Da ist Gewalt und Recht dem Wirthe bald benommen.
Der Wirth wirft diesen zwar zum Hause leicht hinaus,
Jen' aber räumen weg den Wirth und auch sein Haus.

(22) Trauen.

Einem trauen, ist genug;
Keinem trauen, ist nicht klug:

Doch ists besser, keinem trauen,
Als auf gar zu viele bauen.

(23) Wittwenschaft.

Als Pallas ward von Troja weggenommen,
Ist Troja bald in sein Verderben kommen:
Ein Haus, woraus ein redlich Weib verschieden,
Bleibt von dem Glücke mehrentheils vermieden.

(24) Wahl eines Freundes.

Der sey dir nicht erkiest,
Wer Freund ihm selbst nicht ist:
Wer Freund ihm selbst nur ist,
Der sey dir nicht erkiest.

(25) Verleumder.

Wer schmäht, und Schmähung hört, dem sey zur Straf erkohren,
Daß der werd an der Zung, und der gehenkt an Ohren.

(26) Steuer.

Wie weise man den Salomo sonst achtet,
So hat er doch nicht alles recht betrachtet,
Weil er der Dinge Zahl, die nimmer satt,
Die Steuer nicht noch beygesetzet hat.

(27) Gestorbene Redlichkeit.

Man lobt die Redlichkeit, sieht aber keine nicht. —
Die Todten ist man auch zu loben noch verpflicht.

(28) Uebereiltes Freyen.

Leicht ist Liebe zu bekommen;
Leicht ist auch ein Weib genommen:
Die bekommen bald zur Stund',
Das genommen ohne Grund,
Heißt zur Reue die bekommen,
Heißt zur Strafe das genommen.

(29) Das Land in der Stadt.

Wer nach dem Lande jetzt will auf dem Lande fragen,
Der irrt. Mars hat das Land längst in die Stadt getragen.

(30) Johannes der Täufer.

Nicht recht! nicht recht! würd' immer schreyn
Johannes, sollt er wieder seyn.
Doch käm er, rieth ich, daß er dächte,
Wie viel er Köpf in Vorrath brächte.

(31) Bilder.

Wo Bilder in der Kirch ein Aergerniß gebären,
So muß man Kirchengehn auch schönen Weibern wehren.

(32) Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß,
Sind zwey ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fußes Stoß
Treten, was nur stehet, nieder.
Jener führet diesen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Bremien,
Jener schon genug gethan,
Lernt man diesen erst recht kennen;
Denn er ist so rasend kühn,
So ergrimmt und so vermessen,
Daß er, wenn sonst alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu fressen.

(33) Auf den Lindus.

Lindus ward einst im Gelag oft mit Worten angestochen,
Gleichwohl aber hat er sich noch mit Wort noch That gerochen:
Sondern gieng zur Stub hinaus, kam bald wiederum herein,
Sprach: ich hielt nur Rath mit mir, ob ich wollte böse seyn.

(34) Mäßigkeit.

Mein Tisch der darf mich nicht um Uebersatz verklagen:
Der Gurgel eß ich nicht, ich esse nur dem Magen.

(35) Glücke wäget die Freunde.

Böses Glück hat diese Güte,
Daß die ungewissen Sachen
Uns gewisse Freunde machen;
Daß man sich vor denen hüte,

Die nicht die sind, die sie scheinen,
Sondern unser Gut gut meinen.

(36) Soldatenzucht.

Pescennius, ein römscher Kaiser,
Der Kriegszucht ernster Unterweiser,
Der hat, als etwan neun Soldaten
Den Bauern einen Hahn verthaten,
Die That an ihnen viele Wochen
Bey Wasser und bey Brodt gerochen.
Itzt schadets nicht, ob Ein Soldate
Neun Bauern gleich sied oder brate;
Eh als er trocknes Brodt sollt' essen,
Möcht er ein ganzes Dorf voll fressen.

(37) Die Vernunft.

Gott gab uns die Vernunft, dadurch uns zu regieren;
Wir brauchen die Vernunft, dadurch uns zu verführen.
Du, Mensch, bekamst Vernunft, lebst viehisch gegen dich;
Das Vieh hat nicht Vernunft, lebt menschlich gegen sich.

(38) Neid.

Tugend ist des Neides Mutter: Um der lieben Mutter wegen,
Sie zu haben, lasse keiner ihm das Kind in Weg was legen.

(39) Nachgeben.

Wer halbes Recht hat eingeräumet, der räume lieber ganzes ein:
Wer schon des Halben Herr geworden, der will es auch des Ganzen seyn.

(40) Auf den Marcus.

Marcus macht ein Testament, tröst sein Weib mit letztem Willen;
Sie macht auch ein Testament, ihren erstlich zu erfüllen.

(41) Mächtige Diener.

Den großen Elephanten führt oft ein kleiner Mohr:
Und großen Herren schreibet sehr oft ein Bauer vor.

(42) Vom Curtius.

Curtius und seine Frau leben wie die Kinder:
Spielen, wie die Kinder thun, kratzen sich nicht minder.

(43) Die Gicht.

Die Gicht verbeut dir Wein zu trinken,
Sonst mußt du liegen oder hinken.
Mich dünkt, es ist ein groß Verdruß,
Wenn übers Maul regiert der Fuß.

(44) Beute.

Was man dem Feind entwandt, das heiße, meynst du, Beute?
Nein; was der Bauer hat, und was die Edelleute,
Was man auf Straßen stiehlt, was man aus Kirchen raubt,
Das heißet Beut, und ist bey Freund und Feind erlaubt.

(45) Die Sünde.

Menschlich ist es, Sünde treiben;
Teuflisch ists, in Sünde bleiben;
Christlich ist es, Sünde hassen;
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

(46) Auf die Albella.

Albella, wärest du gleich nur ein kalter Stein,
Würd' ein Pygmalion dein Buhler dennoch seyn.
Du lebst, und bist so klar; was sollt' es Wunder seyn,
Wenn ein Pygmalion durch dich wird selbst ein Stein?

(47) Zagheit.

Wäre Schild und Harnisch gut
Vor die Zagheit, Furcht und Schrecken;
Könnt' ein Spieß und eisern Hut
Tapferkeit und Muth erwecken:
Ey, was hätten die für Zeit,
Die dergleichen Waffen schlügen!
Würd ihr Gold doch, glaub ich, weit
Alles Eisen überwiegen!

(48) Dienstfertigkeit.

Ich kann nicht jedem thun, was er von mir begehrt;
Auch mir wird selber nicht stets was ich will gewährt.

(49) Poetengötter.

Poeten die sollen die Götter nicht nennen,
Die Christen verlachen, nur Heiden bekennen.
Wird ihnen nur Venus und Bacchus geschenket,
Ich wette, daß keiner der andern gedenket.

(50) Grabschrift einer schwangern Frau.

Hier liegt ein Grab im Grab, und in des Grabes Grab
Was Welt noch nie gesehn, ihm auch nicht Namen gab.
Das Grab begrub zuvor, eh Grab begraben war; —
Zwey Gräber sind nur Eins, und Eine Leich ein Paar.

(51) Trunkenheit.

Wen sein Schicksal heißt ertrinken,
Darf drum nicht ins Wasser sinken:
Alldieweil ein deutscher Mann
Auch im Glas' ersaufen kann.

(52) An einen kriegrischen Held.

Als aus deiner Sinnen Stärke
Jupiter nahm ein Gemerke,
Daß du durch so kühnes Streiten
Würdest in den Himmel schreiten,
Sprach er; „Uns die Ehre bleibe!
„Dannenher ich einverleibe
„Diesen Held, nach Himmelsrechte,
„In der Götter alt Geschlechte;
„Denn er möcht aus eignen Thaten,
„Für sich selbst hieher gerathen.

(53) Ein Vertriebener redet nach seinem Tode.

Was mir nie war vergönnt bey meinem meisten Leben,
Das hat mir nun der Tod nach meinem Sinn gegeben;
Ich meyn ein eignes Haus, woraus mich keine Noth,
Kein Teufel, kein Tyrann mehr treibt, und auch kein Tod.

(54) Ein babylonischer Gebrauch.

Zu Babel wurden schöne Töchter auf freyem Markte feil gestellt;
Die Ungestalten aber nahmen zur Mitgift das gelöste Geld.

Sollt' ein so sonderbarer Handel auch unter uns im Schwange gehn,
So wär er gut für solche Freyer, die nur auf schnöde Münze sehn.
Ich aber stimmte diesem Brauche in einer andern Absicht bey,
Und meynte, daß allhier das Geben weit seliger als Nehmen sey.

(55) Das trunkene Deutschland.

Weit besser stands um Deutschlands Wohl,
Da Deutschland nur war gerne voll,
Als nun es triegen, buhlen, beuten,
Gelernet hat von fremden Leuten.

(56) Hofstellungen.

Es stecket Ja im linken, im rechten Backen Nein;
Ja, nein: dieß pflegt bey Hofe allzeit vermischt zu seyn.

(57) Auf den Aulus.

Aulus rühmt sich weit und ferne,
Allen Leuten dien er gerne;
Ja er dient, doch nimmt er Lohn,
Grösser als sein Dienst, davon.

(58) Der Feind nicht zu verachten.

Mit dem Feinde soll man fechten, vor dem Fechten ihn nicht schmähn;
Viel', die schmähten ungefochten, hat man fechtend laufen sehn.

(59) Reichthum.

Wer auf übrig Reichthum tracht,
Der wird weiter nichts erstreben,
Als, daß noch bey seinem Leben
Er ihm selbst ein täglich Sterben,
Und hernachmals seinen Erben
Ein erwünscht Gelächter macht.

(60) Ein Ehrgeiziger.

Wer viel Aemter will genießen,
Muß in sich viel Gaben wissen;
Oder muß auf Vortheil gehen;
Oder muß sie nicht verstehen.

(61) Von den Steinen der Pyrrha und des Deukalions.

Die Pyrrha und ihr Mann gestreut, was waren das für Steine?
Den Kieselstein warf sie, und er den Sandstein, wie ich meyne;
Denn dieser dient mehr zum Gebrauch, und jener mehr zum Scheine.

(62) Kunst verstummt.

Daß anitzt die Pierinnen,
Mars, vor dir nicht reden können,
Freu dich nicht! Es ist ihr Wille,
Ungehindert in der Stille,
Mit dem Recht sich zu berathen
Auf ein Urtheil deiner Thaten.

(63) Sparsame Zeit.

Der Mangel dieser Zeit hat Sparsamkeit erdacht;
Man taufet itzt auch bald, sobald man Hochzeit macht.

(64) Gottes und des Teufels Worte.

Es hat Gott durch sein Wort dieß runde Haus gebauet,
Und was man drinnen merkt, und was man draußen schauet:
Der Teufel hat ein Wort, wodurch er Vorsatz hat,
Zu tilgen, was Gott schuf; und dieses heißt Soldat.

(65) An die Annia.

Mich dünket, Annia ist niemals jung gewesen.
Ich habe nichts davon gehört, gesehn, gelesen.

(66) Kleinmüthigkeit.

Hoch kömmt schwerlich der, der doch
Wenig achtet, wenn er hoch.

(67) Die Liebe.

Wo Liebe zeucht ins Haus,
Da zeucht die Klugheit aus.

(68) Auf den Hornutus.

Hornutus las, was Gott Job habe weggenommen,
Sey doppelt ihm hernach zu Hause wiederkommen:

Wie gut, sprach er, war dieß, daß Gott sein Weib nicht nahm,
Auf daß Job ihrer zwey für eine nicht bekam!

(69) Auf den Kunimundus.

Kunimundus giebt sich an,
Manche Stunde seinen Mann
Zu bestehen. — Das ist viel! —
O es ist bedinget worden,
Daß er weder selbst ermorden,
Noch ermordet werden will.

(70) Wahrheit.

Fromme Leute klagen sehr, daß die Wahrheit sey verloren.
Suche, wer sie suchen will, aber nicht in hohen Ohren.

(71) Des Krieges Raubsucht.

Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat sie ihn blank und bloß am besten können zwingen.
Denn wär sie, wie sie pflegt, im theuern Schmuck geblieben,
Hätt er sie dürfen mehr berauben, als belieben.

(72) Spieler.

Spielen soll Ergetzen seyn?
Dieses seh ich noch nicht ein.
Glaubt ein Spieler, welcher viel
Eingebüßt, es sey ein Spiel?

(73) Vorige und itzige Kriege.

Was taugt der alte Krieg? Der neue Krieg ist besser;
Denn jener war ein Feind der Menschen, der der Schlösser:
Der erste machte leer der Menschen Leib vom Blut,
Und dieser fegt nur aus der Kasten altes Gut.

(74) Ja.

Viel Sprachen reden können steht einem Hofmann an —
Wer, was der Esel redet, der ist am besten dran.

(75) Auf die Jungfer Dubiosa.

Dubiosa ist sehr schön, reich, geschickt und sonst von Gaben,
Nur der Juden Hoher Priester könnte sie nicht ehlich haben.

(76) Ein ehrliches Weib.

Die Ehre ziert das Weib, ein ehrlich Weib den Mann:
Wer diesen Schmuck bekömmt, seh keinen andern an.

(77) Zuversicht.

Hat Gott mich ohne mich gebracht in dieses Leben,
Wird Gott das, was mir fehlt, mir ohne mich auch geben.

(78) Plauderer.

Wer immer sagt und sagt, und ist doch schlecht belehrt,
Sagt oft was nicht geschehn, und keiner sonst gehört.

(79) Ein Proceß.

Ein Kläger kam und sprach: Herr Richter, ich bekenne,
Beklagter soll mir thun, so viel als ich benenne.
Der Richter sprach: So schau, und giebs, Beklagter, hin;
So bist du los der Schuld, wie ich des Richtens bin.
Beklagter sprach: Ich kann zwar keine Schuld gestehen,
Doch geb ich Halbes hin, dem Zanken zu entgehen.
Wer besser richten kann, der richte drüber frey,
Wer unter dreyen hier der Allerklügste sey.

(80) Die Zeit vertreiben.

Laßt das Klagen unterbleiben,
Daß der Tod uns übereile:
Jeder sucht ja kurze Weile;
Jeder will die Zeit vertreiben.

(81) Die Tugend.

Wo Tugend Glück beherrscht, und Weisheit Unglücksfälle,
Hat Hochmuth kein Gehör, hat Unmuth keine Stelle.

(82) Nicht zu viel.

Ein rasches Pferd nur immer jagen,
Ein saubres Kleid nur immer tragen,
Den nützen Freund nur immer plagen,
Hat niemals langen Nutz getragen.

(83) Das untreue Vermögen.

Wie schelmisch ist das Geld! Ein jeder sinnt auf Geld,
Das dem doch, der es hat, nach Leib und Seele stellt.

(84) Kunstdichter.

Viel Helden hat es itzt, so hats auch viel Poeten.
Daß jene nun die Zeit nicht wie der Tod mag tödten,
Dazu sind diese gut; doch pflegen insgemein,
Wo viel Poeten sind, viel Dichter auch zu seyn.

(85) Gemeine Werke.

Kluge Leute thun zwar auch was die albernen beginnen,
Brauchen aber andre Art, andern Zweck, und andre Sinnen.

(86) Gewohnheit und Recht.

Gewohnheit und Gebrauch zwingt oft und sehr das Recht:
Hier ist der Mann ein Herr des Weibes, dort ein Knecht.

(87) Reime.

Werden meine Reime nicht wohl in fremden Ohren klingen,
So bedenken Fremde nur, es gescheh auch ihren Dingen.
Worte haben, wie die Menschen, ihr gewisses Vaterland,
Gelten da vor allen andern, wo sie lang und wohl bekannt.

Zweytes Buch.

(1) Von meinem Buche.

Kündig ists, daß in der Welt
Sich zum Guten Böses finde.
Wäre nur mein Buch gestellt,
Daß beym Bösen Gutes stünde!

(2) Hoheit hat Gefahr.

Auf schlechter ebner Bahn ist gut und sicher wallen:
Wer hoch gesessen hat, hat niedrig nicht zu fallen.

(3) Lobsucht.

Wer um Lobes Willen thut
Das, was löblich ist und gut,

Thut ihm selbsten, was er thut,
Thut es nicht, dieweil es gut.

(4) Tadler.

Wem niemand nicht gefällt, wer alles tadelt allen,
Wer tadelt diesen nicht, und wem kann der gefallen?

(5) Nutzen von großer Herren Freundschaft.

Gut trinken und gut essen,
Des Unrechts ganz vergessen,
Sich selbsten nimmer schonen,
Nie denken ans Belohnen:
Dieß sind die eignen Gaben,
Die Herrenfreunde haben.

(6) Drohungen.

Ein Fluß verräth durch Rauschen sich, daß er sehr tief nicht lauft;
Ein Bote, daß er müde sey, wenn er sehr schwitzt und schnauft:
Wer allzusehr mit Worten pocht, giebt deutlich an den Tag,
Daß seine Lunge ziemlich viel, daß Herze nichts vermag.

(7) Wein, der Poeten Pferd.

Ihrer viel sind zwar beflissen,
Sich am Helikon zu wissen;
Ob sie nun gleich ziehn und ziehn,
Kommen sie doch langsam hin:
Denn ihr bestes Pferd ist heuer
Viel zu seltsam und zu theuer.

(8) Eine gleiche Heyrath.

Cacus hat ein Weib genommen, die ist ihm in allem gleich:
Häßlich, böse, faul und diebisch, geil, versoffen und nicht reich.

(9) An etliche Lobsprecher eines verstorbenen Helden.

Ihr Klugen, deren Faust die Feder ämsig führet
Zu klagen dessen Tod, der an die Wolken rühret
Durch Thaten ohne Gleich, durch Thaten, die der Welt
Des Himmels kurze Gunst hat einzig vorgestellt,
Zum Eigenthum zwar nicht, zum Wunder aber allen,
So weit der Titan leucht; der Muth mag euch entfallen,

Daß dieß, wo Götterlob genug zu schaffen hat,
Die Feder enden soll und ein papiernes Blatt.
Laßt ab! Hier wird dem Fleiß gar wenig Frucht gegönnet;
Klagt nichts so sehr, als dieß, daß ihr nicht klagen könnet.

(10) Weinfreundschaft.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur Eine Nacht.

(11) Der Henker und die Gicht.

Der Henker und die Gicht verschaffen gleiche Pein,
Nur er macht kleine lang, sie lange Leute klein.

(12) Aufrichtigkeit.

Ja soll Ja, und Nein soll Nein,
Nein nicht Ja, Ja Nein nicht seyn;
Welcher anders reden kann,
Ist noch Christ, noch Biedermann.

(13) Wanderschaft der Leute und der Güter.

Man sagt, man lieset viel, wie daß, vor langen Jahren,
Zu Zeiten ein ganz Volk aus seinem Sitz gefahren
Und neues Land gesucht. Hinfüro wird man sagen
Was anders: wie man sah gar oft in unsern Tagen,
Vom Land' Holz, Stein, Zinn, Bley, Gold, Silber, Kupfer, Eisen,
Fleisch, Brod, Trank, und was nicht? — hin in die Städte reisen.

(14) Saumsal.

Anfang hat das Lob vom Ende:
Drum macht der, daß man ihn schände,
Der in allen seinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

(15) Hausregiment.

Ein jeder ist Monarch in seines Hauses Pfälen;
Es sey denn, daß sein Weib sich neben ihm will zählen.

(16) Welschland.

Das welsche Land heißt recht ein Paradies der Welt:
Weil jeder, der drein kömmt, so leicht in Sünden fällt.

(17) Auf den Harpax.

Harpax stahl hier ohne Scham,
Lief in Krieg, entlief dem Strange;
Wär auch da vielleicht nicht lange,
Thät es nicht sein guter Nam.

(18) Nicht zu muthig, nicht zu furchtsam.

Noch frech wagen,
Noch weich zagen,
Hat jemals gar viel Nutz getragen.
Wohl bedacht,
Frisch vollbracht,
Hat oft gewonnen Spiel gemacht.

(19) Anzeigungen des Sieges.

Seyd lustig, ihr Krieger, ihr werdet nun siegen!
Die Kriegesverfassung wird dießmal nicht trügen.
Die Waffen, um euere Lenden gebunden,
Sind neulich aus Häuten der Bauern geschunden;
Die Mittel zu Stiefeln, Zeug, Sattel, Pistolen,
Sind ritterlich neben der Straße gestohlen;
Die Gelder, zur Pflegung vom Lande gezwungen,
Sind rüstig durch Gurgel und Magen gedrungen;
Die Pferde, vom nützlichen Pfluge gerissen,
Des Brodtes die letzten und blutigen Bissen,
Die führen und füllen viel Tausend der Wagen,
Die Huren und Buben zu Felde mit tragen.
Daß Reiter nun wieder ein wenig beritten,
Sind Adern und Sehnen dem Lande verschnitten;
Ein Fürstenthum ist in die Schanze gegeben,
Die Handvoll von Reitern in Sattel zu heben.

(20) Adel.

Hoher Stamm und alte Väter
Machen wohl ein groß Geschrey:
Moses aber ist Verräther,
Daß der Ursprung Erde sey.

(21) Ein gnadseliger Diener.

Fürsten werfen oft auf Einen alle Sach und alle Gunst;
Fehlt nun der, so sind verloren alle Mittel, alle Kunst.
Alles kann verrathen Einer, Einer kann nicht allem rathen;
Gut ist, was viel Augen lobten, leicht ist, was viel Hände thaten.

(22) An den wohlthätigen Gott.

O Gott, wo nehm ich Dank, der ich so viel genommen
Von Wohlthat, die mir ist zu Hause häufig kommen
Durch deine Gütigkeit? Thust du nicht noch mehr Wohl.
So weiß ich keinen Rath, wie ich recht danken soll.

(23) Heutige Weltkunst.

Anders seyn, und anders scheinen;
Anders reden, anders meynen;
Alles loben, alles tragen;
Allen heucheln, stets behagen;
Allem Winde Segel geben;
Bösen, Guten dienstbar leben;
Alles Thun und alles Dichten
Bloß auf eignen Nutzen richten:
Wer sich dessen will befleißen,
Kann politisch heuer heißen.

(24) Das Beste in der Welt.

Das Beste, was ein Mensch in dieser Welt erstrebet,
Ist, daß er endlich stirbt, und daß man ihn begräbet.
Die Welt sey, wie sie will; sie hab auch, was sie will:
Wär Sterben nicht dabey, so gälte sie nicht viel.

(25) Auferstehung der Todten.

Wer nicht glaubt das Auferstehn, dem ist ferner wohl erlaubt,
Daß er glaube, was er will, wenn er auch gleich gar nichts glaubt.

(26) Grabschrift der Frömmigkeit.

Frommes liegt ins Grabes Nacht;
Böses hat es umgebracht.
Frevel erbte seine Habe,
Tanzt dafür ihm auf dem Grabe.

(27) Das menschliche Alter.

Ein Kind weiß nichts von sich; ein Knabe denket nicht;
Ein Jüngling wünschet stets; ein Mann hat immer Pflicht;
Ein Alter hat Verdruß; ein Greis wird wieder Kind:
Schau, lieber Mensch, was dieß für Herrlichkeiten sind!

(28) Der Tod.

Wer sich nicht zu sterben scheut, und sich auch nicht schämt zu leben,
Dieser sorgt nicht, wie und wann er der Welt soll Abschied geben.

(29) Höflichkeit.

Die Höflichkeit ist Gold: man hält sie werth und theuer;
Doch hält sie nicht den Strich, taugt weniger ins Feuer.

(30) Stärke und Einigkeit.

Tapferkeit von außen, Einigkeit von innen,
Macht, daß keiner ihnen mag was abgewinnen.

(31) Reiche Verwüstung.

Da dieses Land war reich vor Jahren,
Da glaubten wir, daß Bettler waren.
Nun dieses Land, durch langes Kriegen,
Bleibt menschenleer und wüste liegen,
Ist Steuer gar nicht zu bereden,
Man sey nun arm von so viel Schäden.

(32) Aufrichtigkeit.

Wer wenig irren will, er thu gleich, was er thu,
Der schweife nicht weit um, er geh gerade zu.

(33) Hofe-Gedächtniß.

Was man an den Höfen fehlet,
Das wird lange da gezählet:
Morgen denkt man kaum daran,
Was man heute wohl gethan.

(34) Unheilsame Krankheit.

Mancher Schad ist nicht zu heilen durch die Kräuter aller Welt:
Hanf hat viel verzweifelt Böses gut gemacht und abgestellt.

(35) Ein Alter.

Ein alter Mann wird zwar veracht,
Der aber doch der Jungen lacht,
Die ihnen selbst ein Lied erdichten,
Das man dann auch auf sie wird richten.

(36) Glück und Neid.

Die das Glücke stürzen will, hat es gerne vor erhoben;
Die der Neider schwärzen will, pflegt er gerne vor zu loben.

(37) Auf die Portia.

Portia schont ihrer Augen; einen kleinen schlechten Mann
Siehet sie nur über Achsel, sieht sie mit Verachtung an.
Kleine Schrift vexirt die Augen, daß man übler sehen kann.

(38) Wohlthat.

Die Wohlthat übel angewandt,
Wird Uebelthat gar wohl genannt.

(39) Wissenschaft.

Dem Fleiße will ich seyn, als wie ein Knecht, verhaft,
Damit ich möge seyn ein Herr der Wissenschaft.

(40) Vergebliche Arbeit.

Weiß die Haut des Mohren waschen,
Trinken aus geleerten Flaschen,
In dem Siebe Wasser bringen,
Einem Tauben Lieder singen,
Auf den Sand Palläste bauen,
Weibern auf die Tücken schauen,
Wind, Luft, Lieb' und Rauch verhalten,
Jünger machen einen Alten,
Einen dürren Wetzstein mästen,
Osten setzen zu dem Westen,
Allen Leuten wohl behagen,
Allen, was gefällig, sagen;
Wer sich das will unterstehen,
Muß mit Schimpf zurücke gehen.

(41) Der Tugend Lohn.

Durch Ehr und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.

(42) Die beste Arzeney.

Freude, Mäßigkeit und Ruh
Schleußt dem Arzt die Thüre zu.

(43) Auf den Veit.

Veit hat ein wohlberathnes Haus, und in dem Hause siehet man
In großer Meng ein jedes Ding, was man — im Finstern sehen kann.

(44) Die menschliche Unbeständigkeit.

Sein' Eigenschaft und Art bekam ein jedes Thier,
Und wie sie einmal war, so bleibt sie für und für.
Der Löwe bleibt beherzt; der Hase bleibet scheu;
Der Fuchs bleibt immer schlau; der Hund bleibt immer treu:
Der Mensch nur wandelt sich, vermummt sich immerdar,
Ist diese Stunde nicht der, der er jene war.
Was dient ihm denn Vernunft? Sie hilft ihm fast allein,
Daß er kann mit Vernunft recht unvernünftig seyn.

(45) Der Aerzte Glück.

Ein Arzt ist gar ein glücklich Mann:
Was er bewehrtes wo gethan,
Zeigt der Geneste jedem an:
Sein Irrthum wird nicht viel erzählet;
Denn hat er irgendwo gefehlet,
So wirds in Erde tief verhehlet.

(46) Ueber den Tod eines lieben Freundes.

Mein ander Ich ist todt! O ich, sein ander Er,
Ich wünschte, daß ich Er, er aber Ich noch wär.

(47) Geld.

Wozu ist Geld doch gut?
Wers nicht hat, hat nicht Muth;
Wers hat, hat Sorglichkeit;
Wers hat gehabt, hat Leid.

(48) Rechtshändel.

Wer sich einläßt in Processe, wer sich einläßt in ein Spiel,
Jeder muß hier etwas setzen, wenn er was gewinnen will;
Doch geschieht es auch, daß mancher nichts gewinnt, und setzt doch viel.

(49) Triegereyen.

Krummes mag man wohl verstehen,
Krummes aber nicht begehen.

(50) Eine reiche Heyrath.

Wer in Ehstand treten will, nimmt ihm meistens vor
Drein zu treten, ob er kann, durch das goldne Thor.

(51) Die graue Treue.

Da man, schon zur Zeit der Alten,
Reine Treu für grau gehalten:
Wunderts euch in unsern Tagen,
Daß sie schon ins Grab getragen?
Daß nicht Erben nach ihr blieben,
Drüber ist sich zu betrüben.

(52) Auf den Lychnobius.

Lychnobius zählet viel Jahre, viel Wochen,
Noch lebt er die Woche nicht einigen Tag;
Er säufet bey Nachte, so viel er vermag,
Und stecket des Tages im Bette verkrochen.

(53) Schalksnarren.

Ein Herr, der Narren hält, der thut gar weislich dran; —
Weil, was kein Weiser darf, ein Narr ihm sagen kann.

(54) Auf den Bibulus.

Es torkelt Bibulus, ist stündlich toll und voll: —
Der Weg zur Höll ist breit: er weiß, er trifft ihn wohl.

(55) Hofdiener.

Ich weiß nicht, ob ein Hund viel gilt,
Der allen schmeichelt, keinem billt?
Ein Diener, der die Aufsicht führet,

Und Augen nur, nicht Zunge rühret,
Thut nicht, was seiner Pflicht gebühret.

(56) Geistlicher und weltlicher Glaube.

Man merkt, wie gegen Gott der Glaube sey bestellt,
Nur daraus, wie man Glaub und Treu dem Nächsten hält.

(57) Selbsterkenntniß.

Willst du fremde Fehler zählen; heb an deinen an zu zählen;
Ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

(58) Weltgunst.

Die Weltgunst ist ein Meer:
Darein versinkt, was schwer;
Was leicht ist, schwimmt daher.

(59) Die Zeiten.

Wer sagt mir, ob wir selbst so grundverböste Zeiten
Verbösern, oder ob die Zeiten uns verleiten?
Der Tag, daran ein Dieb dem Henker wird befohlen,
Hätt ihn wohl nicht gehenkt, hätt er nur nicht gestohlen.

(60) Die Gnade.

Das Warm ist Menschen mehr, als Kaltes, angeboren;
Den Fürsten sey die Güt mehr als die Schärf erkohren.

(61) Die viehische Welt.

Ein rinderner Verstand, und kälberne Geberden,
Dabey ein wölfisch Sinn, sind bräuchlich itzt auf Erden.
Das Rind versteht sich nicht, als nur auf Stroh und Gras:
Ein Mensch läuft, rennt und schwitzt bloß um den vollen Fraß.
Ein Kalb scherzt, gaukelt, springt, eh es das Messer fühlet:
Ein Mensch denkt nie an den, der stündlich auf ihn zielet.
Der Wolf nimmt, was ihm kömmt, ist feind dem Wild und Vieh:
Was Mensch und menschlich ist, ist frey vor Menschen nie.

(62) Dank wird bald krank.

Dankbarkeit, du theure Tugend,
Alterst bald in deiner Jugend:

Drum macht deine kurze Frist,
Daß du immer seltsam bist.

(63) Weiberverheiß.

Wer einen Aal beym Schwanz und Weiber faßt bey Worten,
Wie fest er immer hält, hält nichts an beyden Orten.

(64) Verdacht.

Argwohn ist ein scheuslich Kind: wenn es in die Welt nur blickt,
Solls nicht schaden, ist es werth, daß man es alsbald erstickt.

(65) Freunde.

Freunde muß man sich erwählen
Nur nach wägen, nicht nach zählen.

(66) Auf die Rasa.

Einen Trostspruch aus der Bibel hatte Rasa ihr erwischet,
Daß man ewig dort mit Abram, Isaak und Jakob tischet;
Freuet sich auf beßre Speisen, als man hier erjagt und fischet.

(67) Liebhaber.

Die Liebe treibt ins Elend aus,
Die, welche sie belohnet.
Denn der ist nie bey sich zu Haus,
Der in der Liebsten wohnet.

(68) Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advocaten,
Der ihm ausführt seine Thaten.
Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bey ihm bekommen;
Keinem hat er was gestohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ bey Zeiten jagen;
Was er von der Straße klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun und Schopf geleeret,
Heißt ein Stücke Brodt begehret;
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichten,

Heißt des Herren Dienst verrichten;
Huren, saufen, spielen, fluchen,
Heißt dem Muth Erfrischung suchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt — den Engeln Müh ersparen.

(69) Aerzte und Räthe.

Ein Arzt hilft krankem Leib', ein Weiser kranker Zeit.
Der erst' ist noch zur Hand, der ander ist gar weit.

(70) Geschminkte Weiber.

Damen, die sich gerne schminken,
Lassen sich wohl selbst bedünken,
Daß Natur an ihren Gaben
Müsse was versehen haben.
Drum wer wählen will, der schaue,
Daß er nicht der Farbe traue.

(71) Der Hunger.

Mir ist ein Gast bekannt, der dringt durch freches Plagen,
Daß ihn sein frommer Wirth soll aus dem Hause jagen:
Wenn dieser es nicht thut, wird der nicht eh gestillt,
Als bis man Gast und Wirth in Eine Grube füllt.

(72) Laster sind zu strafen, Personen sind zu schonen.

Nicht die Personen auszurichten,
Die Laster aber zu vernichten,
Hat jeder mögen Reime dichten.

(73) Auf den Ruhmreich.

Ruhmreich ist ein Tausendkünstler; was er will muß ihm gelingen;
Kann er eines, glaub ich alles: über seinen Schatten springen?
Oder, ist ihm dieses lieber; pfeifen und zugleich auch singen?

(74) Auf den Senecio.

Senecio hat eine Seuche, daran er sterben muß;
Es ist, wie ich berichtet worden, ein neunzigjährig Fluß.

(75) Heutige Sitten.

Wozu soll doch sein Kind ein Vater auferziehen
Bey so bewandter Zeit? Er darf sich nur bemühen,

Daß keine Scheu sein Sohn und kein Gewissen hat,
So ist schon alles gut, so wird zu allem Rath.

(76) Von der deutschen Poesie.

Was ist ein **deutscher** Reim? **Deutsch** kann ja jedermann. —
Drum ist mir lieb, daß ich auch kann, was jeder kann.

(77) Klugheit und Thorheit.

Jeder hat zu Hausgenossen, zwey sich gar nicht gleiche Gäste:
Einen Doctor, einen Narren; Diese speiset er aufs beste.
Braucht er nun nicht gute Vorsicht, hält er nicht den Narren ein,
Wird er öfter als der Doctor an der Thür und Fenster seyn.

(78) Fleiß bringt Schweiß, Schweiß bringt Preis.

Jedermann hat gerne Preis;
Niemand macht ihm gerne Schweiß.
Wer der Arbeit Mark will nießen,
Muß ihr Bein zu brechen wissen.

(79) Geschminkte Freundschaft.

Hände küssen, Hüte rücken,
Kniee beugen, Häupter bücken,
Worte färben, Rede schmücken,
Meynst du, daß dieß Gaukeley,
Oder ächte Freundschaft sey?

(80) Lachende Erben.

Die Römer brauchten Weiber, die weineten für Geld.
Obs nicht mit manchem Erben sich eben so verhält?

(81) Gold und Luft.

Der Mensch liebt Gold so sehr,
Und darf der Luft doch mehr.
Ein Dieb, der dieß bedenkt,
Wird selten aufgehenkt.

(82) Auf den Crassus.

Crassus hat gar bösen Ruf: aus dem bösen Ruf zu kommen,
Hat er ärgers Bubenstück, als das erste, vorgenommen.

(83) Hofkünste.

Künste, die bey Hof im Brauch,
Faßt ich, dünkt mich, leichtlich auch;
Wollt' erst eine mir nur ein,
Nehmlich: unverschämt zu seyn.

(84) Ein guter Koch, ein guter Rath.

Bey Hofe ist ein guter Koch der allerbeste Rath,
Er weiß, was seinem Herren schmeckt, und was er gerne hat.
Er trägt verdecktes Essen auf, und Essen nur zur Schau;
Geußt Söder auf und Senf daran, die dienlich für den Grau;
Aufs Bittre streut er Zucker her, das Magre würzt er wohl;
Dem Herren werden Ohren satt, und ihm der Beutel voll;
Die Kammer geht zur Küche zu, die Wirthschaft in das Faß;
Die Kanzeley hält Fastenzeit; der lechzend' Untersaß
Mag laufen, kann er sitzen nicht: die ganze Policey
Wird Heucheley, Betriegerey und Küchenmeisterey.

(85) Der Ruchlosen Freudenlied.

Weil das Leben bey uns bleibt, brauchen wir das Leben;
Kommen wir in Himmel nicht, kommen wir daneben.

(86) Armuth und Blindheit.

Ein blinder Mann ist arm, und blind ein armer Mann:
Weil dieser keinen sieht, der keinen sehen kan.

(87) Auf den Bloscus.

Seh ich recht, so scheint es mir,
Bloscus sey ein Wunderthier.
Augen hat er, keine Stirne,
Einen Kopf, und kein Gehirne,
Einen Mund, und keine Zunge,
Wenig Herzens, viel von Lunge.
Kannst du besser sehn, so schau,
Ob er Ochs ist, oder Sau.

(88) An den Leser.

Sind dir, Leser, meine Sachen mißgefällig wo gewesen,
Kannst du sie am besten strafen, mit dem sauern Nimmerlesen.

Drittes Buch.

(1) Von meinen Lesern.

So mirs gehet, wie ich will,
Wünsch ich Leser nicht zu viel:
Denn viel Leser sind viel Richter,
Vielen aber taugt kein Dichter.

(2) Gott und Krieg.

Was nicht ist, dem ruft Gott zum Seyn und zum Bestehn;
Was ist, dem ruft der Krieg zum Nichtseyn, zum Vergehn.

(3) Sparsamkeit.

Wenn die Jugend eigen wüßte,
Was das Alter haben müßte;
Sparte sie die meisten Lüste.

(4) Der Tod.

Ich fürchte nicht den Tod, der mich zu nehmen kömmt;
Ich fürchte mehr den Tod, der mir die Meinen nimmt.

(5) Auf den Celer.

Celer lief jüngst aus der Schlacht,
Denn es kam ihm schnell zu Sinne,
Daß er, würd er umgebracht,
Nachmals nicht mehr fechten könne.

(6) Wassersucht.

Wassersucht ist schwer zu heilen. Manchmal kömmt sie Jungfern an;
Diese trägt man auf den Armen, bis sie selber laufen kann.

(7) Mittel zum Reichthum.

Wer reich zu werden sucht, muß Zeit und Ort betrachten,
Und lernen Geld und Gut bald viel, bald wenig achten.

(8) Verleumder.

Ich kenn ein höllisch Volk, die Brüder der Erinnen,
Ein Volk von süßer Zung und von vergiften Sinnen,
Das zwischen Mund und Herz, das zwischen Wort und That
Solch einen engen Raum, wie Ost von Westen, hat.

Es lobt mich ins Gesicht, es schändet mich im Rücken,
Es will durch meine Schmach sein eigen Laster schmücken,
Es sehnet sich empor, verachtet alle Welt,
Und hat genug an dem, daß es ihm selbst gefällt.
Was ist mit dem zu thun? Sonst will ich nichts ihm fluchen,
Als daß sein falsches Maul mag einen Stand sich suchen,
Wo sonst aus hohler Tief ein fauler Athem zeucht,
Der auf die Fersen zielt und in die Nase kreucht.

(9) Vereinigung zwischen Jupiter und Mars.

Es that mir jüngst ein Freund vom Helikon zu wissen,
Daß Jupiter mit Mars wollt' einen Frieden schließen,
Wenn Mars hinfort nicht mehr bey seinen Lebenstagen,
Nach Himmel und nach dem, was himmlisch ist, will fragen:
Will Jupiter dahin sich bindlich dann erklären,
Dem Mars, noch nebst der Welt, die Hölle zu gewähren.

(10) Regimentswetter.

Principes sunt Dii, non quidem altitonantes, sed imitonantes.

Wer nicht glaubt, daß Obrigkeiten
Willig sind und heißen Götter,
Der hab Acht bey diesen Zeiten,
Was sie machen für ein Wetter.

(11) Kreuz.

So bös' ist schwerlich was, es ist zu etwas gut:
Das Kreuze plagt den Leib, und bessert doch den Muth.

(12) Geduld.

Leichter träget, was er träget,
Wer Geduld zur Bürde leget.

(13) Von dem Canus.

Canus baut ein neues Haus; baut ihm auch ein Grab. Mich deucht,
Daß er an das Weichen denkt, aber doch nicht gerne weicht.

(14) Liebesarzeney.

Mäßig und geschäfftig leben,
Heißt der Liebe Gift eingeben.

(15) Die hoffärtige und übersichtige Welt.

Die Welt acht unsrer nichts; wir achten ihrer viel.
Ein Narr liebt den, der ihn nicht wieder lieben will.

(16) Der Spiegel.

Der Spiegel ist ein Maler, im Malen ganz vollkommen;
Der aber sein Gemälde stets mit sich weggenommen.

(17) Listige Anschläge.

Weißt du, was ein Anschlag heißt? —
„Wenn man weislich sich befleißt,
„Seinem Feind, eh ers wird innen,
„Schand und Schaden anzuspinnen —
Nein; es ist was bessers noch,
Gilt auch noch einmal so hoch:
Stehlen heißt es Küh und Pferde,
Daß es niemand innen werde.

(18) Lingua præcurrit mentem.

Wenn für den Mann das Weib in einer Handlung spricht,
Sagt, übereilet da den Sinn die Zunge nicht?

(19) Redlicher Leute Schelten gilt vor loser Leute Loben.

Wenn mir ein Böser gut, ein Guter böse will,
So acht ich Gutes nichts, hingegen Böses viel.

(20) Redlichkeit.

Weil die Ehr und Redlichkeit
Weicht und fleucht aus unsrer Zeit,
Weiß ich nicht, was drinnen sehr
Frommer Mann mehr nütze wär.

(21) Schlaf.

Es sitzt der Schlaf am Zoll, hat einen guten Handel;
Sein ist der halbe Theil von unserm ganzen Wandel.

(22) Träume.

Aus Nichts hat der ihm was gemacht,
Der Träume, welche Nichts sind, acht.

(23) Glückseligkeit.

Was macht die Menschen arg? Was hat viel Volk empöret?
Was hat manch Land geschwächt? Was hat manch Reich zerstöret?
Das, was die ganze Welt doch itzt und alle Zeit
Von Herzen wünscht und sucht: des Glückes Seligkeit.

(24) Ehestand des Herzens und der Zunge.

Das Herz und Zung ist wie vermählt,
Die zeugen Kinder ungezählt;
Wenn beide nun nicht eines sind,
Wird jedes Wort ein Hurenkind.

(25) Der gesegnete Krieg.

Mars ist nicht ganz verflucht; Mars ist nicht ganz zu ächten,
Wie manchem dünkt. Er ist der Same der Gerechten;
Nach Brodte geht er nicht. Er kann nach Brodte reiten,
Und muß wohl noch dazu das Fleisch das Brodt begleiten.

(26) Allengefallenheit.

Daß er gefalle jedermann
Geht schwerlich, glaub ich, jedem an,
Als dem, bey dem hat gleichen Preis
Gott, Teufel, Recht, Krumm, Schwarz und Weiß.

(27) Weiber.

Wer ohne Weiber könnte seyn, wär' frey von vielerley Beschwerden;
Wer ohne Weiber wollte seyn, wär' aber nicht viel nütz auf Erden.

(28) Regimentsverständige.

Es ist ein Volk, das heißt Statisten,
Ist von Verstand und scharfen Listen,
Doch meynen viel, es seyn nicht Christen.

(29) Fremdes Gut.

So ists mit uns bewandt:
Was in der fremden Hand,
Das will uns mehr vergnügen;
Und unsers will nicht tügen.
Was uns das Glücke giebt,
Hat andern auch beliebt.

(30) Anzahl der Freunde.

Wer viel Freunde rühmt zu haben, muß gar wenig Sinnen zählen;
Einen Freund zu finden, pflegen alle Sinnen oft zu fehlen.

(31) Auf die Elsa.

Dieß und jenes schneidt man auf von der Hochzeit ersten Nacht;
Mich, sagt Elsa, schreckt es nicht, werde brünstig nur gemacht,
Unter Augen dem zu gehn, was zuletzt mir kommen soll;
Wer, was ihm verordnet ist, fliehen will, der thut nicht wohl.

(32) Lügen und Lügen sagen.

Ein Frommer hütet sich, daß er nicht leichtlich lüge;
Ein Weiser, daß er sich mit Lügen nicht betriege.

(33) Des Mars Treue.

Niemand wag es, und verneine,
Daß es Mars nicht treulich meyne,
Weil er niemals Winters halben
Weichet, wie die falschen Schwalben,
Sondern bleibt auf unsrer Erde,
Weil noch währt, Geld, Brodt, Küh, Pferde.

(34) Thätigkeit.

Wer nimmer nichts versucht, der weiß nicht, was er kann.
Die Uebung wirkt uns aus; Versuch der führt uns an.

(35) Frommer Herr, schlimme Diener.

Ist gleich ein Herr gerecht,
Ist aber arg sein Knecht;
So wird der Herr doch ungerecht,
Dieweil er hägt den argen Knecht.

(36) Lobsprecher.

Meistens lobt man alle Fürsten, wie sie leben, weil sie leben.
Sind es dann nicht Heucheleyen? Nein, es ist gar recht und eben,
Daß man ihre Laster theils nicht verhaßter etwan macht,
Daß man sie erinnert theils wo sie sonst nicht drauf gedacht.
Auf die Weise kann man Pillen, die sonst allzubitter schmecken,
Scheinlich machen und vergolden, und die Pflicht ins Lob verstecken.

(37) Redlichkeit.

Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er ist, kömmt selten höher an.

(38) Beyspiele.

Willst du Fürsten Regeln geben,
Gieb der andern Fürsten Leben.
Heb sie über Bös' empor,
Zeuch nicht ihnen Beßre vor.

(39) Gewinn und Besitz.

Wer den Beutel hat verloren, mag den Weg zurücke messen:
Schwer ist neuer zu erwerben; alter ist nicht zu vergessen.

(40) Mann und Weib.

Die Weiber sind die Monden, die Männer sind die Sonne;
Von diesen haben jene Nutz, Ehre, Wärme, Wonne.
Die Sonn beherrscht den Tag, der Mond beherrscht die Nacht;
Bey Nachte hat das Weib, der Mann bey Tage Macht.

(41) Ein hölzernes Pferd.

In der Argiver langem Weiberkriege,
Half letzlich noch ein hölzern Pferd zum Siege.
Was gilts, ob Krieg itzt auch nicht währen werde,
Bis sonst kein Pferd mehr bleibt, als Kinderpferde?

(42) Vom Lividus.

Lividus ist tödtlich krank. Will er leben, soll er baden —
Aus den Thränen, die er goß über eines andern Schaden.

(43) Gerechtigkeit des Neides.

Keine Straf ist ausgesetzet
Auf des Neides Gift;
Denn er ist zu aller Zeit
Selbst so voll Gerechtigkeit,
Daß er glücklich trifft,
Und sich durch sich selbst verletzet.

(44) Güter des Gemüths.

Wer ihm Güter handeln will, der erhandle solchen Grund,
Den kein Brand, kein Raub verderbt, weil er im Gemüthe stund.

(45) Auf den Fugipes.

Fugipes sollt itzo treten
In die Schlacht; da wollt' er beten,
Sprach: Mein Gott, ach mache mir,
Wie dort David rühmt von dir,
Hirschenfüß; ja, führ mich ehe
Weit von hinnen in die Höhe!

(46) Der Bauch hat nicht Ohren.

Der Bauch hat kein Gehöre? Das ist zu viel gesprochen.
Lucinens Bauch hat Ohren; erwarte nur zehn Wochen.

(47) Hofedonner.

Der Donner, den der Hofehimmel schickt,
Trifft, ehe man es merkt, daß er geblickt.

(48) Ein Verleumder.

Falsus ist ein guter Redner, jedes Wort ist eine Blume
Von Verleumdung andrer Leute, und von stolzem Eigenruhme.

(49) Festemacher.

Fürs Vaterland sein Blut vergießen,
Hat man sich sonst mit Ruhm beflissen.
Das Blut dem Vaterlande sparen,
Ist itzt ein Ruhm in unsern Jahren.

(50) Lob.

Ein sonders Lob ist dieß, daß einer Lobens werth,
Auf bloßes Lob nicht sieht, und Lobens nicht begehrt.

(51) Auf die Virnula.

Es achtet Virnula nichts in der Welt so sehr,
Wie billig, als die Zucht und angeborne Ehr:
Damit sie nicht mit Macht ihr etwan werd entnommen,
So hat sie nächst ein Freund von ihr geschenkt bekommen.

(52) Auf den Veit.

Veit, man nennt dich einen Ochsen; dieß gefällt dir schwerlich halb.
Ochse kannst du künftig heißen; bleib nur itzo noch ein Kalb.

(53) Die englische Tracht.

Die Jungfern, die das geile Rund,
Daß zu der Wollust legt den Grund,
Ans Licht so schamlos stellen aus,
Die sind ein rechtes Ballenhaus,
Wo stets der Ballen liegen viel,
Und warten, ob man spielen will.

(54) Sich hüten.

Soll der Mensch ihm selbst verhüten, was ihm kann Gefahr erregen,
Muß er sich bloß auf das Hüten, sonst auf kein Geschäffte legen.

(55) Der Weg zu Gunsten.

Willst du, daß man dich bey uns wohl verehr, und dein gedenke?
Stelle Gastereyen an, sprich stets ja, und gieb Geschenke.

(56) Vorwitz.

Du, der du um mich dich kümmerst, säumst zu kümmern dich um dich:
Kümmre dich um dich zum ersten; bleibt dir Zeit, alsdann um mich.

(57) Auf den Morus.

Morus kam nach Hofe schmausen.
Ohne Wissen, ohne Grausen
Fraß er viel von einem Raben,
Den sie ihm zum Possen gaben.
Besser, daß ich dich verzehre,
Als daß ich dein Grabmahl wäre:
Sprach er. Daß es was bedeute,
Sagen aber alle Leute.

(58) Auf die Pigritta.

Pigritta brauchet gerne Ruh; wie so? Sie hat vernommen,
Der Mensch sey nur in diese Welt wie in ein Gasthaus kommen.

(59) Der Argwohn.

Dieses kann man zwar wohl thun, daß man leichtlich niemand traue:
Nur daß nicht, daß man nicht trau, leichtlich jemand an uns schaue.

(60) Auf den Veit.

Einem andern abgeliebet,
Einem andern abgediebet,
Einem andern abgelogen,
Einem andern abbetrogen,
Einem andern abgeeidet,
Einem andern abgekreidet,
Weib, Geld, Gut, Vieh, Hülle, Fülle,
Und was sonst erwarb sein Wille,
Diese seine schöne Habe
Nennet Veit des Herren Gabe,
Will von solchem Gottbescheren,
Sich mit Gott und Ehren nähren.

(61) Der alten Deutschen Schrift.

Der Deutschen ihr Papier
War ihres Feindes Leder;
Der Degen war die Feder,
Mit Blute schrieb man hier.

(62) Von einem Spiegel.

Heimlichkeiten großer Leute soll man, wie sichs ziemt, verschweigen:
Deiner Schönheit schön Geheimniß will der Spiegel auch nicht zeigen;
Daß er sey bey Hof gewesen, Formiruta, dünkt mich eigen.

(63) Soldatenfreyheit.

Läßt man euch denn, ihr Soldaten,
Frey dahingehn alle Thaten?
Sündern, die da sterben sollen,
Thut man, was sie haben wollen.

(64) Auf den Möchus.

Möchus ist ein milder Mann außer Haus', und karg im Bette:
Seine Frau lernt diese Kunst, treibt sie mit ihm in die Wette.

(65) Der Sacer Gewohnheit.

Eh Jungfer mocht und Junggeselle sich weiland bey den Sacern paaren,
Mußt' eines vor des andern Stärke durch einen sondern Kampf erfahren;
Wer überwand, war Herr im Hause. Bey uns begehren, nicht aus Stärke,
Die Weiber Vorzug, Herrschaft, Ehre; nein, sondern weil sie schwache Werke.

(66) Wunderwerk.

Ein Soldat kann durch Verzehren
Sich ernähren!
Und ein Landmann durch Erwerben
Muß verderben!

(67) Von dem Nummosus und Bibosus.

Da Nummosus sterben sollte, lief er auf den Obersöller;
Da Bibosus sterben sollte, lief er in den tiefen Keller;
Doch den schwarzen Knochenmann hielt nicht auf noch Hoch noch Tief,
Daß er beiden nicht hinnach, bis er sie erhaschte, lief.

(68) Reime.

Ich pflege viel zu reimen; doch hab ich nie getraut,
Was bessers je zu reimen, als Bräutigam auf Braut,
Als Leichen in das Grab, als guten Wein in Magen,
Als Gold in meinen Sack, als Leben und Behagen,
Als Seligkeit auf Tod; — — Was darf ich mehrers sagen?

(69) Rath.

Da, wo man Rath nicht hört, wo Rath nicht Folge hat,
Allda ist gar kein Rath der allerbeste Rath.

(70) Auf den Paul.

Paul ist fleißig, mich zu fragen;
Ich verdrüßig, was zu sagen:
Denn mit allem meinem Sagen
Stillt sich nimmer doch sein Fragen.

(71) Ehewunsch.

Spanne meinen schwachen Mann, spann ihn aus, o Himmel, doch!
Seufzet Moeris; und ihr Mann: Himmel, ach, zerbrich mein Joch!

(72) Wer Nützliches mit Lustigem vermengt, der triffts.

Wer Nutz und wer Ergetz recht scheidet und recht mengt,
Verdienet, daß man ihn mit Lob und Ruhm beschenkt.
Lobt Passerillen, lobt! Zum Nutz ist ihr der Mann,
Der Nachbar zum Ergetz, und wer nur immer kann.

(73) Wein.

Willst du eine Lust dir kaufen, kauf ein Faß voll guten Wein,
Bitt ein Dutzend gute Brüder: Ach, was werden Narren seyn!

(74) Fürsprecher.

Männer, die durch Reden reich
Werden, sind den Vögeln gleich;
Tragen sich zu ihrer Ruh
Ein Gebäud im Munde zu.

(75) Freundschaft.

Wo Nutz sich nicht erzeigt, wo kein Gewinn sich weist,
Ist Freundschaft nicht daheim, ist über Land gereist.

(76) Eine ausgeübte Sache.

Von Sachen, die nicht vor sind wo schon ausgeübet,
Nimmt keine Simon an, wie viel man ihm gleich giebet.
Mich dünkt, (es ist nicht weit, bis daß er Hochzeit mache,)
Die Braut die bring ihm auch ein' ausgeübte Sache.

(77) Höflichkeit.

Was Höflichkeit versprochen,
Darauf ist nicht zu pochen;
Sie machet keine Pflicht;
Ihr Band das bindet nicht.

(78) Schönheit.

Schönheit ist ein Vogelleim, jeder hänget gerne dran,
Wer nur fleuget, wer nur schleicht, wer nur manchmal kriechen kann.

(79) Der Mittelstand.

Wer ruhig sitzen will, der sitze nicht beym Giebel;
Wo Schwindel folgt und Fall, daselbsten sitzt sichs übel.

(80) Unterschied zwischen Jungfrau, und junge Frau.

Es wird, was junge Frau und Jungfrau, leicht erkannt;
Denn dieses Wort ist ganz, und jenes ist getrannt.

(81) Auf die Venerilla.

Venerilla hasset Scherz,
Was sie meynt, das ist ihr Herz.
Wer an ihr was suchen will,
Such und säume nicht zu viel.
Wer nichts sagt und viel doch thut
Ist für Venerilla gut.

(82) Asche und Kohle.

Asch und Kohle sind Geschwister; Holz ist Mutter; Vater Feuer;
Asch ist Schwester, Kohle Bruder; beide sind es Ungeheuer:
Denn der Vater wie die Mutter ist alsbald durchaus verloren,
Wenn der Sohn und seine Schwester werden zu der Welt geboren.
Doch zur Rache kömmt der Wirbel, treibt die Tochter schnell davon,
Und des Vaters Bruder kömmt und vernichtet auch den Sohn.

(83) Verstand und Zustand.

Verstand, den jeder hat, hält jeder lieb und werth;
Der Zustand, den er hat, wird anders stets begehrt,
Da jener, wie mich dünkt, doch mehr als der, verkehrt.

(84) Galgenstrafe.

Ists recht, daß man die Münze mit Münze wieder zahl',
Stiehlt den mit Recht ein Rabe, der wie ein Rabe stahl.

(85) An einen Sternfreund.

Sieh nicht am Himmel erst, wie vielen Jammer
Mars stiften wird. Sieh nur — in deine Kammer.

(86) Fürstenliebe.

Große Herren lieben die, denen sie viel Wohlthat gaben,
Lieben selten die um sie sich gleich wohl verdienet haben:
Wollen, daß man ihre Güte solle stets mit Pflicht empfinden,
Wollen sich für fremdes Gute selbst hingegen nicht verbinden.

(87) Hausstand.

Viel erdulden, nichts verfechten;
Schaden leiden, doch nicht rechten;
Andre füllen, sich entleeren;
Lohnen, doch den Dienst entbehren;
Immer geben, nimmer nehmen;
Nimmer lachen, immer grämen;
Herrschen, gleichwohl dienen müssen;
Viel verwenden, nichts genießen;
Wenig haben, ofte geben;
Selbsten fallen, andre heben;
Kommt man bey so viel Geschäften
Dann von Gut, Blut, Mark und Kräften,
Wie der alte Hund den Knittel,
Dulden den Rebellentitel;
Das ist unser Hausstand heute.
Lobt ihn doch, ihr lieben Leute!

(88) Beginnen.

Fang alles an mit Wohlbedacht; führ alles mit **Bestand**:
Was drüber dir begegnen mag, da nimm **Geduld** zur Hand.

(89) Schulden.

Wer Schuld mit Schulden zahlt, thut selten alles gut;
Dem letzten, der ihm leiht, dem zahlt er mit dem Hut.

(90) Hiobs Weib.

Als der Satan gieng von Hiob, ist sein Anwald dennoch blieben,
Hiobs Weib; er hätte nimmer einen bessern aufgetrieben.

(91) Auf Jungfer Nacktlieb.

Cupinuda klagt gar schön
Ueber Vater Adams Fall:
„Welch ein Jammer überall!
„Niemand darf mehr nackend gehn!

(92) Religion.

Daß man mag in Haß und Neid wider seinen Nächsten leben,
Soll uns die Religion einen schönen Mantel geben?

Ehr mir Gott Religion, die zwar rein und heilig gläubet,
Immer aber Haß und Neid wider ihren Nächsten treibet!

(93) Die Kunst.

Wo hat die Kunst ihr Haus? Das Haus der Kunst ist rund;
Steht allenthalben so, daß Sonne drüber stund.

(94) Von meinem Buche.

Will der mein Buch nicht lieben,
Der Besseres geschrieben;
Will der mein Buch vernichten,
Der Mehrers konnte dichten:
So laß ich es geschehen!
Doch wird man auch wohl sehen,
Daß mancher etwas Aergers
Geschrieben, mancher Kärgers.

Viertes Buch.

(1) Reimdichterey.

Wenn ich Reime wo geschrieben,
Schrieb ich mir sie, mich zu üben.
Wenn sie andern wo belieben,
Sind sie andern auch geschrieben.

(2) Auf die Plausilla.

Plausilla trägt sich hoch, dieweil sie etwas schön.
Wie würde sie so hoch, wär sie nur ehrlich, gehn!

(3) Auf den Klepax.

Klepax legt sich nie ungestohlen nieder;
Was er Reichen stiehlt, giebt er Armen wieder.
Gott wird reichen Lohn ihm hingegen geben,
Daß er hoch erhöht wird in Ketten schweben.

(4) Gezwungene Soldaten.

Wer seufzend zeucht in Krieg, ist kein gar gut Soldat:
Was dünkt dich nun von dem, den man gezwungen hat?

(5) Auf die Corinna.

Corinna hat den Mann zwey Jahr lang nicht gesehen;
Und brachte doch ein Kind? — Durch Wechsel ists geschehen.

Schlägt er Menschen häufig nieder,
Zeugt er Menschen häufig wieder.

(22) Auf den Furvus.

Furvus denkt sich groß zu bauen; legt den Grund von solchen Stücken,
Die er andern durch Verleumden weggezogen hinterm Rücken.

(23) Einfalt und List.

Da Lamm und Fuchs nach Hofe kam,
Geschah es, daß man beide nahm;
Den Fuchs, der nachmals oben saß,
Das Lamm, davon ein jeder fraß.

(24) Fröhlicher Tod.

Es ist ein fröhlich Ding um aller Menschen Sterben:
Es freuen sich darauf die gerne reichen Erben,
Die Priester freuen sich, das Opfer zu genießen,
Die Würmer freuen sich an einem guten Bissen,
Die Engel freuen sich, die Seelen heimzuführen,
Der Teufel freuet sich, im Fall sie ihm gebühren.

(25) Vom Morus.

Morus war in hohen Ehren, wagte was er hatt' auf Ehr.
Als er alles nun verprachtet, als er nichts sonst hatte mehr,
Wollt' er Ehre selbst verpfänden: hatte nirgend kein Gehör.

(26) Auf den Quadruncus.

Quadruncus sticht sehr oft gelehrte Männer an.
Schon hieraus hör ich es, daß er gewiß nichts kann.

(27) Würde.

Der centnerschweren Bürde
Von Hoheit und von Würde
Wird ämsig nachgetrachtet.
Die Last wird nicht geachtet. —
O! drunter nicht zu schwitzen,
Nur weich darauf zu sitzen,
Zu sorgen nicht, zu prangen
Darauf ists angefangen!

(28) Auf die Prisca.

Prisca pflegt, nach alter Art, stillen Mundes stets zu seyn,
Saget nur: **ich weiß es nicht**; saget: **ja**, und saget: **nein**.
Weißt du, was dahinter stecket? Weil sie zu verhandeln stehet,
Fürchtet sie, daß nicht dem Kleeblatt ihrer Zähn ein Blatt entgehet.

(29) Auf den Grittus.

Grittus sollte Hochzeit machen, und es kam was anders drein;
Denn er lud ihm unversehens, rathet was? — Gevattern ein.

(30) Wer auf viel zu sehen, kanns leicht versehen.

Portia giebt Antwort drum,
Daß sie aus dem Mann nichts macht:
„Geht man erst mit vielen um,
„Giebt man nicht auf Eines Acht.

(31) Täglicher Tod.

Weil ihr Priester, daß man täglich sterben solle, Lehren gebet,
Sterb ich täglich, sagte Mopsus, alldieweil mein Weib mir lebet.

(32) Die Pasiphae.

Freundinn des Ochsen, Pasiphae, höre,
Wie man dir böslich stahl weiland die Ehre!
Ueblich ists heute noch: artige Kinder
Wählen zu Männern, bald Esel, bald Rinder.

(33) Ein unbescheidnes Weib.

In des Unglücks Rock hat sich der gekleidet,
Der ihm nahm ein Weib, das Vernunft nicht leidet.

(34) Jungferschaft.

Jungferschaft die ist ein Garten, Jungfern sind die Blumen drinnen;
Manche giebt für Bienen Honig, manche giebet Gift für Spinnen.

(35) Auf den Udus.

Als Udus Morgens früh wollt' aus nach Weine gehen,
Da fand er diesen Spruch an seiner Thüre stehen:
Es steht dieß Haus in Gottes Hand,
Versoffen ists und nicht verbrannt.

(36) Die schamhaftige Zeit.

Sie sey sonst wie sie will die Zeit,
So liebt sie doch Verschämlichkeit:
Sie kann die Wahrheit nackt nicht leiden,
Drum ist sie ämsig, sie zu kleiden.

(37) Auf den Brennus.

Brennus dienet keinem Herrn, hat ihm selbsten zu befehlen;
Und man will ihm seinen Herrn dennoch zu den Narren zählen.

(38) Weiberhüter.

Ohne Noth wird die bewacht,
Die auf Unzucht nie gedacht.
Nur vergebens wird bewacht,
Die auf Unzucht hat gedacht.

(39) Aerzte und Poeten.

Dich, Apollo, ruft der Arzt, dich, Apollo, ruft der Dichter;
Wem du vor erscheinen sollst, darf es einen rechten Richter. —
O der Arzt ist auch ein Dichter, macht die Krankheit oftmals arg,
Daß der Kranke, der genesen, sey zum Schenken minder karg.
Was er gröblich oft versah, that allein der Krankheit Stärke,
Wo er aber gar nichts half, that er wahre Wunderwerke.
Hat, Apollo, dieser Dichter dich gerufen, komme bald.
Jener hat nichts zu versäumen, Krankheit aber braucht Gewalt.

(40) Auf den Varill.

In Klugheit ist er Narr, in Narrheit ist er klug:
Ein Kluger und ein Narr hat am Varill genug.

(41) Die Lügen.

Daß mehr als Hurerey
Das Lügen Sünde sey,
Ist wahr; denn dieses fuhr
Stets wider die Natur,
Und das pflegt insgemein
Naturgemäß zu seyn.

(42) Verständiger Krieg.

Um klug und wirthlich Volk scheint Mars sich zu bemühen:
Er wirbt die Jungen itzt in Schulen und bey Kühen.

(43) Auf den Brutus.

Brutus zog mit vollem Beutel, daß er Wissenschaften lerne;
Kam auch wieder; und was wußt er? — daß sein Geld blieb in der Ferne.

(44) Verleumder.

Die Mücken singen erst, bevor sie einen stechen;
Verleumder lästern drauf, indem sie lieblich sprechen.

(45) Auf die männliche Virosa.

Wie daß Virosa denn noch keinen haben kann? —
Ein Mann bedarf ein Weib; ein Mann darf keinen Mann.

(46) Achtmonathliche Geburt.

Im achten Monden bracht ein Kind Sirona; und die Leute zählen?
Weil Buch sie selbst gehalten hat, so frag auch sie; ihr wird nichts fehlen.

(47) Auf den Trullus.

Trullus zeucht sich aus dem Kriege, will nicht länger Wache stehn;
Nimmt ein Weib; wird, will ich glauben, Wachestehen nicht entgehn.

(48) Auf den Picus.

Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:
Wollte, meyn ich, ein Spital, schwerlich einen Ehstand halten.

(49) Auf den Futlus.

Futlus soll mit seinem Feinde, wie man sagt, den Degen messen;
Spricht, er hätte diese Kunst vor gelernt und itzt vergessen.

(50) Ein Trost.

Eine Fürstinn starbe noch in bester Jugend,
War am Stande Fürstinn, Fürstinn auch an Tugend.
Jeder der sie kannte, obs gleich nichts gegolten,
Hat des Todes Raubsucht dennoch sehr gescholten.
Einer klagte weinend, daß er fast zerflosse:
Ach sie ist gefallen, Babylon, die große!

(51) Ein Rath wie der Feind zu schlagen.

Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen;
Doch Fuß hat Haupt hinweg getragen:
Man schlag ihn, rath ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.

(52) Auf den Banus.

Banus wird zu schön gestraft, der es doch zu grob verschuldet:
Seine Straf ist eine Frau, zwar voll Runzeln, doch verguldet.

(53) Des Bardus Traum.

Bardus träumt, er wär ein Pfarr,
Wachend war er sonst ein Narr;
Ob ihm träumt, er wär ein Narr,
Würd er wachend doch kein Pfarr.

(54) Auf die Casca.

Casca ist so teuflisch bös', und ihr Mann spricht doch: mein Schatz?
Wisse nur, der Teufel hat gern bey alten Schätzen Platz.

(55) Hans und Grete.

Hansen dienet keine Magd,
Außer seiner alten Greten;
Weil es keine mit ihm wagt,
Die sich scheut vor Kindesnöthen.

(56) An das Frauenvolk.

Lieben Weiber, laßt mir zu, daß ich sag, ihr seid wie Nüsse;
Diesen ist in zarte Haut eingehüllt des Kernes Süße,
Drauf folgt ein gar harter Schild, und zuletzt die bittre Schal;
So seid ihr, ihr Weiber, auch meistens, doch nicht allzumal:
Weil ihr Jungfern seid und bleibt, seid ihr gar von linden Sitten;
Wenn ihr Weiber worden seid, muß man schlagen oder bitten,
Daß die Herrschaft Männern bleibt; wenn sich Schmutz und Alter weist,
O wie bitter wird es dem, der mit euch sich schwärzt und beißt.

(57) Die Thais.

Thais sagt, daß ihres Liebsten Bildniß sie im Herzen trage;
Unterm Herzen, will ich glauben; denn so sagt gemeine Sage.

(58) Weiberschmuck.

Der Schmuck der zarten Frauen steht nicht im Haare Flechten. —
Drum lassen sie sie fliegen zur linken und zur rechten.

(59) Auf den Porus.

Porus setzt für gute Freunde mancherley Gesundheit ein,
Bald in Biere, bald in Weine, bald in starkem Brantewein.
Als er seine nun verloren, fiel er in die tiefsten Sorgen;
Keiner wollt ihm eine schenken, noch verkaufen, noch auch borgen.

(60) Auf Simpeln.

Simpel ist des Weibes Weib,
Sie ist ihres Mannes Mann:
Zweifelt nun wohl jemand dran,
Daß zwey machen Einen Leib?

(61) Hofleute.

Der zu Hause sog die Klauen, will bey Hofe weidlich prassen;
Die noch wieder hungern werden, muß man sich nur füllen lassen.

(62) Franzosenfolge.

Narrenkappen samt den Schellen, wenn ich ein Franzose wär,
Wollt' ich tragen; denn die Deutschen giengen stracks wie ich einher.

(63) Die tapfere Wahrheit.

Ein tapfrer Heldenmuth ist besser nicht zu kennen,
Als wenn man sich nicht scheut, schwarz schwarz, weiß weiß zu nennen,
Und keinen Umschweif braucht und keinen Mantel nimmt,
Und allem gegengeht, was nicht mit Wahrheit stimmt.

(64) Hofdiener.

Des Fürsten Diener sind also, wie sie der Herr will haben;
Sie arten sich nach seiner Art, sind Affen seiner Gaben.

(65) Von dem Pravus.

Es schrieb ihm Pravus an sein Haus:
Hier geh nichts Böses ein und aus.
Ich weiß nicht, soll sein Wunsch bestehn,
Wo Pravus aus und ein wird gehn?

(66) Auf den Spurcus.

Spurcus schenket guten Freunden; merkts ihr Freunde! wie ein Schwein,
Dem man giebt um Speckes willen, sollt ihr wieder nutzbar seyn!

(67) Auf den Gurges.

Gurges, dein beweglich Gut sah man längst sich wegbewegen;
Was noch unbeweglich war, wird sich ehstens gleichfalls regen.
Dieses macht der starke Wein, dessen Geist sich drinn befindet,
Daß sich alles so bewegt, regt, und endlich gar verschwindet.

(68) Auf den Lügner Lullus.

Wie gut wär Lullus doch zu einem Brillenglas!
Er macht das Kleine groß, aus Nichtes macht er Was.

(69) Unverhofft, kömmt oft.

Es kömmt oft über Nacht was sonst kaum kam aufs Jahr;
Es brachte heut ein Kind, die gestern Braut noch war.

(70) Auf den Thraso.

Thraso denkt, die Welt erschalle weit und breit von seinen Thaten,
Da sie hier doch keinem kundig. Soll ich helfen? soll ich rathen?
Tapfrer Thraso, geh zur Oder, schreib darein dein Thun und Wesen,
Dann wird man in wenig Tagen solches in der Ostsee lesen.

(71) Auf den Technicus.

Technicus kann alle Sachen
Andre lehren, selber machen:
Reiten kann er, fechten, tanzen;
Bauen kann er Städt und Schanzen;
Stadt und Land kann er regieren;
Recht und Sachen kann er führen;
Alle Krankheit kann er brechen;
Schön und zierlich kann er sprechen;
Alle Sterne kann er nennen;
Brauen kann er, backen, brennen;
Pflanzen kann er, säen, pflügen,
Und zuletzt — erschrecklich lügen.

(72) Auf den Filz.

Hast du einen Rausch gehabt? Geh zu Filzen nur zu Gaste;
Denn auf einen starken Rausch nützet eine strenge Faste.

(73) Auf den Cornulus.

Mit zweyen Weibern hat sich Cornulus vermählet.
Die eine tröstet ihn, wenn ihn die andre quälet;
Die ein' erweist ihm Haß, die andre Lieb und Huld;
Die erste nenn ich nicht, die andre heißt Geduld.

(74) Von dem Stella.

Stella ist ein Handelsmann; Glücke lacht ihm ohne Wanken,
Kein Verlust betrifft ihn je; denn er handelt — in Gedanken.

(75) Auf den Prädo.

Prädo läßt sich lieber henken,
Eh er will an Wirthschaft denken;
Weil ihm dort ein Stündlein schwer,
Hier, das ganze Leben wär.

(76) Auf den Fömininus.

Aller Unfall, der da kömmt, bringt den Föminin zum Weinen;
Dieses macht, daß man ihn hält nur für Eine, nicht für Einen.

(77) Festemacher.

Waffenweich und ehrenfeste
War im Kriege vor das Beste;
Ehrenweich und waffenfeste
Ist im Kriege jetzt das Beste.

(78) Die Verwüstung Trojens.

Eine Stutt und Hengst haben Troja umgekehrt:
Nehmlich Helena, und der Griechen hölzern Pferd.

(79) Auf den Phorbas.

Phorbas gieng zu seinem Lieb. Als er kam zu deren Thür,
Zittert er als wie ein Laub, wußte gleichwohl nicht wofür;
Hielt sich sonst für einen Mann; bis er, als er dachte nach:
„Ey mein Herze gab ich ihr, und sie gab mir ihres," sprach.

(80) Nisus und Nisa.

Nisus buhlte stark um Nisa: Dieses gab ihr viel Beschwerden;
Wollt' ihn nicht; sie freyt ihn aber, seiner dadurch los zu werden.

(81) Auf den Crispus.

Da Crispus annoch unbekannt, hielt man ihn böse nicht, noch gut;
Nun er bekannt, weiß jedermann, den Schelm bedeckt der breite Hut.

(82) Erbschaft.

Vor, wenn naher Freund gestorben,
Erbten wir was er erworben.
Wer da wolle sterbe heuer,
Man erbt nichts, als seine Steuer.

(83) Ein vernünftig Weib.

Wer nach einem Engel freyt, trifft oft einen Teufel an.
Alles trifft, wer nur Vernunft an der Seite haben kann;
Denn Vernunft schmückt trefflich schön, denn Vernunft macht alles gut;
Und ein Engel wird das Weib, wenn sie wie ein Engel thut.

(84) Auf den Veit.

Jung, war Veit ein Biedermann; alt, ist Veit in Schelmenorden.
Wie des Lebens, so der Ehr ist er überdrüßig worden.

(85) Gerüchte.

Man saget selten was, es ist doch etwas dran;
An dem ist aber nichts, daß Mops ein ehrlich Mann.

(86) Auf den Curiosus.

Curiosus grämt sich sehr, was ein andrer hat zu leben;
Curiosus grämt sich sehr, was ein andrer hat zu geben;
Curiosus grämt sich sehr, was ein andrer führt für Lehre;
Curiosus grämt sich sehr, was ein andrer hat für Ehre.
Curiosus grämt sich nicht, hat nicht wohl das Brodt zu leben;
Curiosus grämt sich nicht, hat viel Schuld, und nichts zu geben;
Curiosus grämt sich nicht, glaubt von Gott gar keiner Lehre;
Curiosus grämt sich nicht, hat viel Schmach und wenig Ehre.
Eignen Kummer schickt er fort, kann ihn nicht im Hause leiden;
Fremden Kummer hält er an, kann ihn keine Stunde meiden.

(87) Auf den Gulo.

Gulo hat Gedärm im Kopf und Gehirn im Bauche;
Denn zu sorgen für den Bauch hat er stets im Brauche.

(88) Auf die Rubida.

Rubida ist voller Scham, niemand wird sie barfuß finden;
Doch der Mode kömmt es zu, daß die Brust ist ohne Binden.

(89) Mars ein Roßtäuscher.

Kömmt etwa Mars ein Pferd zu kaufen,
So fragt er bald: kanns auch wohl laufen? —
Will Mars ein Wetterennen wagen; —
Nein, nach sich her die Feinde jagen.

(90) Auf den Glicus.

Glicus möchte gerne wissen, ob sein Weib ihm treu;
Solches aber zu erfahren trägt er gleichwohl Scheu.

(91) Auf den Koridon.

Koridon war der Betrübtste
Unter allen Bauerknechten;
Denn der Teufel holt das Liebste,
Sprach er: Nisa starb mir nächten.

(92) Auf den Ignavus.

Ignavus ist ein wirthlich Mann, er sieht der Arbeit fleißig zu:
Und wenn er hievon müde wird, so braucht er gerne seine Ruh

(93) Scherz und Schimpf.

Flut, die nicht ersäuft, nur badet;
Schimpf und Scherz, der keinem schadet;
Glut, die wärmt, und nicht verbrennet;
Zucht, die rühret, und nicht nennet;
Wer nicht diese mag erdulden,
Giebt Verdacht von sondern Schulden.

(94) Menschliche Erfindungen.

Sehr selten wird gesagt, was vor nicht auch gesagt.
Man sagt, wie vor, auch noch: Veit schläft bey seiner Magd.

(95) Das Jahr.

Das Jahr ist wie ein schwangres Weib, gebieret uns viel Tage,
Zwar Männlein, doch der Weiblein mehr; zwar Freude, doch mehr Plage.

(96) Zeitlich Gut.

Was ist doch Ehre, Macht, Pracht, Schönheit, Lust und Geld?
Ein gläsernes Gepräng und Dockenwerk der Welt.

(97) Richter.

Jeder Richter heißt gerecht, und auch ungerecht hinwieder:
Dem gerecht, der obgesiegt, ungerecht dem, der liegt nieder.

(98) Frühling und Herbst.

Der Frühling ist zwar schön, doch wenn der Herbst nicht wär,
Wär zwar das Auge satt, der Magen aber leer.

(99) Faulheit.

Ein Ballon fleucht ungeschlagen nimmer, ob er gleich voll Wind:
Manche sind zu faul zu Ehren, ob sie gleich begabet sind.

(100) Auf den Oscus.

Oscus ist an Gelde reich, darf um gar nichts sorgen;
Außer wo er guten Rath und Verstand soll borgen.

(101) Vom Mißbrauch der Singekunst.

Was denkst du, lieber Gott? wenn itzo deine Christen
In deinem Hause dir nach ihres Ohres Lüsten
Bestellen Sang und Klang? die krause Melodey
Wird angestimmt zum Tanz, zur süßen Buhlerey.
Der Andacht acht man nicht. Der geilen Brunst Gefieder
Erwächst, und steigt empor durch unsre frechen Lieder.
Der stille Geist erstitzt; wir hören viel Geschrey,
Die Einfalt weiß nicht recht, obs süß, obs sauer sey;
Obs Thier, obs Menschen sind, die ohne Sinn so klingen;
Ob einer seufzen soll, ob einer so soll springen.
Man **wiehert** den Diskant, man **brüllet** den Tenor,
Man **billt** den Contrapunkt, man **heult** den Alt hervor,
Man **brummt** den tiefen Baß; und soll es lieblich klingen,
So klingt es ohne **Wort**, wird keine Meynung bringen.

Man weiß nicht ob es Dank, man weiß nicht ob es Preis,
Man weiß nicht obs Gebet, und was es sonsten heiß.
Was denkst du, lieber Gott? wenn wir so sehr uns regen,
Und sagen doch gar kaum was uns ist angelegen?
Wir höhnen dich ja nur, wenn wir so zu dir schreyn,
Und was es sey, doch nicht verstanden wollen seyn.

(102) Auf die Elissa.

Elissa lieset gern in Büchern; Arnd, ihr liegt dein Paradies
Stets zur Hand, doch vor den Augen deine Bibel, Amadis.

(103) Kostenordnung.

Die Satzung, nach Gebühr zu zehren,
Kann itzo keinen mehr beschweren:
Man hört nicht, daß der viel verthat,
Dem man benimmt, was er nur hat.

(104) Auf den Rappinus.

Rappinus schenkt dem Herren was er ihm vor entwandt,
Er nimmt es mit der linken, giebts mit der rechten Hand;
Drum wird er treuer Diener, nicht schlimmer Dieb genannt.

(105) Auf den Coquinus.

Freunde, nicht von gutem Sinn, Freunde nur von gutem Magen
Braucht Coquinus; denn er weiß weiter nichts als aufzutragen.

(106) Soldatenwunsch.

Die Krieger rufen, sie zu holen, den Teufel fleißig an:
Es fehlen ihnen Pferd' und Ochsen, sie brauchen Vorgespann.

(107) Von meinen Reimen.

Hat jemanden wo mein Reim innerlich getroffen,
Daß er zürnt und grimmig ist: ey so will ich hoffen,
Er wird sich, und nimmer mich, schelten für Verräther;
Weil er selbsten Kläger ist, wie er selbsten Thäter.

Fünftes Buch.

(1) Von meinen Reimen.

Leser, daß du nicht gedenkst, daß ich in der Reimenschmiede
Immer etwan Tag vor Tag, sonst in gar nichts mich ermüde!

Wisse, daß mich mein Beruf eingespannt in andre Schranken.
Was du hier am Tage siehst, das sind meistens Nachtgedanken.

(2) Ein Weltverständiger.

Tapfre Männer sollen haben was vom Fuchse, was vom Leuen;
Daß Betrieger sie nicht fangen, daß sie Frevler etwas scheuen.

(3) Fürstenbefehle.

Sachen, die bequemlich sind, wollen Herren selbst befehlen,
Sachen, die gefährlich sind, sollen Diener selbst erwählen;
Nicht umsonst: ihr Absehn ist, daß sie mögen Mittel finden,
Diener ihnen, aber nicht sich den Dienern, zu verbinden.

(4) Der Sieg.

Wer durch das Eisen siegt, hat ritterlich gesiegt;
Betrieglich hat gekriegt, wer durch das Gold gekriegt.

(5) Die Hofkassandra.

Was Kassandra prophezeihte,
Ward gehört und nicht geglaubt:
Falschheit ist bey Hof erlaubt,
Wahrheit treibt man auf die Seite.

(6) Zweifelhafte Keuschheit.

Ein Biederweib im Angesicht, ein Schandsack in der Haut
Ist manche; Geiles liegt bedeckt, und Frommes wird geschaut.

(7) Menschliche Thorheit.

Oefters denk ich bey mir nach was die Menschen doch für Thoren,
Die da wissen, durch den Tod wird die ganze Welt verloren,
Wagen dennoch alles drauf, wagen wohl sich selber dran,
Und warum? — Daß jeder nur desto mehr verlieren kann.

(8) Spötter.

Wer andrer Leute hönisch lacht,
Der habe nur ein wenig Acht,
Was hinter ihm ein andrer macht.

(9) An die Schweden.

Alles Unschlitt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Asche von gesammtem Ort, den ihr setztet in den Brand,

Gäb an Seife nicht genug; auch die Oder reichte nicht,
Abzuwaschen innern Fleck, drüber das Gewissen richt!
Fühlt es selbsten was es ist, ich verschweig es itzt mit Fleiß:
Weil Gott, was ihr ihm und uns mitgespielet, selber weiß.

(10) Menschliche Irrthümer.

Daß ich irre bleibt gewiß, alldieweil ein Mensch ich bin;
Wer nun mehr ist als ein Mensch, mag mich durch die Hechel ziehn;
Sonst weis' ich ihn von mir weg, weis' ihn auf sich selber hin.

(11) Auf den Edo.

Edo sammelt allen Schatz, was er zu und ein kann tragen,
Unter ein gedoppelt Schloß: unter Bauch und inner Magen.

(12) Süßbittres.

In einem Weiberrocke,
In einem Bienenstocke,
Steckt Schaden und Genuß,
Ergetzen und Verdruß.

(13) Verdorbene Kaufmannschaft.

Bey dem Bäcker kaufen Korn, bey dem Schmiede kaufen Kohlen,
Bey dem Schneider kaufen Zwirn, hilft dem Händler auf die Solen.

(14) Träume.

Die Träume sind wohl werth, daß man sie manchmal achte:
Die Frau im Traume ward, ward Mutter, da sie wachte.

(15) Auf den Runcus.

Runcus ist ein Edelmann,
Nimmt sich nur des Ackers an,
Will sich sonst auf nichts befleissen,
Will ein **Edelbauer** heissen.

(16) Diebesstrick.

Der Strick, daran ein Dieb erhieng, hilft für des Hauptes Weh,
Gebunden um den kranken Kopf. — O um den Hals viel eh!

(17) Verleumder.

Wer Verleumdung hört, ist ein Feuereisen,
Wer Verleumdung bringt, ist ein Feuerstein:

Dieser würde nichts schaffen oder seyn,
Wollt ihm jener nicht hülflich sich erweisen.

(18) Auf die Varna.

Von Trost steckt Varna voll. Ihr Mann ist jüngst gestorben,
Da spricht sie: Ob er todt, doch ist er nicht verdorben.
Der meine Wohlfahrt war, der ist gar wohl gefahren;
Drum mag auch ich mich nun mit neuer Wohlfahrt paaren.

(19) Die Ostsee, oder das Baltische Meer.

Alle Flüsse gehn ins Meer;
Alle kommen auch dorther.
In die Ostsee gehet zwar
Unsre Oder, das ist wahr:
Aber thut auch ihre Flut
Unsrer Oder viel zu Gut?
Ostsee! unsern Schmuck und Gold
Hast du von uns weggerollt:
Aber was du wiederbracht,
Werde dir dereinst gedacht!

(20) Die Falschheit.

Höflichkeit verlor den Rock, Falschheit hat ihn angezogen;
Hat darinnen viel geäfft, hat manch Biederherz betrogen.

(21) Auf die Rivula.

Rivula ist wie der Schnee,
Der kaum itzt fiel aus der Höh;
Wie auch ihre Redlichkeit
Ist wie Schnee zur Märzenzeit,
Der, wie neu er ist geacht,
Immer trübes Wasser macht.

(22) Gerechtigkeit.

In einer hat das Schwerdt, in andrer hat die Schalen
Gerechtigkeit; denn so sieht man sie meistens malen.
Wie so? Weil sich zur Wag ein Schwacher gerne kehrt,
Ein Starker aber nicht; denn der faßt gern das Schwerdt.

(23) Erbarmung und Barmherzigkeit.

Eines andern Pein empfinden, heißet nicht barmherzig seyn;
Recht barmherzig seyn will heißen: wenden eines andern Pein.

(24) Ein Kriegeshund redet von sich selbst.

Hunde, die das Vieh behüten,
Hunde, die am Bande wüten,
Hunde, die nach Wilde jagen,
Hunde, welche stehn, und tragen,
Hunde, die zu Tische schmeicheln,
Hunde, die die Frauen streicheln,
Glaubt, daß alle die zusammen
Aus gemeinem Blute stammen.
Aber ich bin von den Hunden,
Die im Kriege sich gefunden;
Bleibe nur wo Helden bleiben,
Wenn sie Küh und Pferde treiben,
Habe Bündniß mit den Dieben,
Trag am Rauben ein Belieben,
Pflege, bin ich in Quartieren,
Gänſ' und Hühner zuzuführen;
Kann die schlauen Bauern riechen,
Wo sie sich ins Holz verkriechen;
Wenn sie nach den Pferden kommen,
Die mein Herr wo weggenommen,
Kann ich sie von dannen hetzen,
Daß sie Hut und Schuh versetzen;
Kann durch Schaden, kann durch Zehren
Helfen Haus und Hof verzehren.
Cavalliere kann ich leiden,
Bauern müssen mich vermeiden.
Drum bin ich in meinem Orden
Hundecavallier geworden.

(25) Auf den Schliffel.

Schliffel hat zwar eine Seele; aber was ist solche nütze? —
Salz ist sie, daß nicht sein Leib lebend wird zu fauler Pfütze.

(26) Auf den Veit.

Ey, siehst du nicht wie Veit vor Weibern sich verstecke? —
Ja! — Aber wo denn hin? — Ey unter ihre Decke.

(27) Sicherheit.

Schiffer, die am Ruder sitzen, kehren da den Rücken hin,
Wo sie dennoch hin gedenken und mit allen Kräften ziehn:
Menschen leben ohne Rücksicht, an den Tod wird nie gedacht,
Rennen gleichwohl ihrem Tode stündlich zu mit ganzer Macht.

(28) Preis der Tugend.

Der Tugend theure Waare wer sie für schätzbar hält,
Der kaufe sie um Mühe, hier gilt kein ander Geld.

(29) Die höchste Weisheit.

Gott, und sich, im Grunde kennen,
Ist der höchste Witz zu nennen.
Vielen ist viel Witz gegeben,
Dieser selten noch daneben.

(30) Lebensregel.

Sey, wer du bist; laß jeden auch vor dir seyn, wer er ist;
Nicht, was du nicht kannst, was du kannst, sey dir zu seyn erkiest.

(31) Hoffnung und Furcht.

Furcht und Hoffnung sind Gespielen:
Diese wird geliebt von vielen,
Und wer dies' ihm hat genommen,
Dem pflegt jene selbst zu kommen.

(32) Ein redlicher Mann.

Sein Ruhm der kann bestehn, und sein Gerücht ist ächt,
Wer dieses sagt, was wahr, und dieses thut, was recht.

(33) Kleider.

Pferde kennt man an den Haaren:
Kleider können offenbaren,
Wie des Menschen Sinn bestellt,
Und wie weit er Farbe hält.

(34) Arzeneykunst.

Wer die Krankheit will verjagen muß den Kranken nur vertreiben;
Wo kein Raum und Ort vorhanden, wird auch nichts mehr seyn und bleiben.

(35) Zutritt bey hohen Häuptern.

Ohne Gaben soll man nie vor den großen Herren stehen;
Ohne Danken soll man nie weg von großen Herren gehen.

(36) Ein Räthsel und seine Lösung.

Die Mutter frißt das Kind:
Daß dieser Stamm vergeh,
So frißt ihn Erd und Wind. —
Es regnet in den Schnee.

(37) Der säumige Mars.

Der Krieg geht langsam fort! — Die Pferde sind dahin;
Drum muß er sein Geräth anitzt mit Ochsen ziehn.

(38) Reich und grob.

Wo der Geldsack ist daheim, ist die Kunst verreiset;
Selten daß sich Wissenschaft bey viel Reichthum weiset.
Ob nun gleich ein goldnes Tuch kann den Esel decken,
Sieht man ihn doch immerzu noch die Ohren recken.

(39) Der Neidische.

Wie ich essen soll und trinken, wie ich mich bekleiden soll,
Wie ich sonst mein Thun soll richten, sind die Leute kummersvoll.
Wenn ich nicht zu trinken, essen, noch mich zu bekleiden hätte,
Sonsten auch gar viel nicht gälte, gilt es eine starke Wette,
Ob nur einer findlich wäre, der nur einmal sorgt' um mich.
Immer dünket mich, sie kümmern nicht aus Gunst, aus Neide sich.

(40) Der Mittelweg.

In Gefahr und großer Noth
Bringt der Mittelweg den Tod.

(41) Wittwen.

Wer sich an ein Schienbein stößet, der hat große kurze Schmerzen:
Wittwen, welchen Männer sterben, fühlen gleiches in dem Herzen.

(42) Lohn für Dienst.

Treuer Dienst heischt seinen Lohn,
Sagt er gleich kein Wort davon.

(43) Auf den Timax.

Timax war bey vielen Schlachten, dennoch ist er stets genesen; —
Ist zum Treffen immer letzter, erster in der Flucht gewesen.

(44) Tüchtige Waaren.

Die Waaren, welche ganz voran
In einem Laden liegen,
Die kauft nicht gern ein kluger Mann,
Sie pflegen nicht zu tügen:
Die Jungfern, welche zu dem Freyn
Die Freyer gleichsam laden,
Wo diese nicht verlegen seyn,
So haben sie doch Schaden.

(45) Falschheit.

Mohren haben weiße Zähne, sind sonst schwarz fast aller Orten:
Falsche Leute bleiben Schwarze, sind sie gleich von weißen Worten.

(46) Bücherlesen.

Wie die Honigmacherinnen
Ihren süßen Nektarsaft
Vielen Blumen abgewinnen:
So wächst unsre Wissenschaft,
Durch ein unversäumtes Lesen,
In ein gleichsam göttlich Wesen.

(47) Auf den Gulanus.

Weil Gulanus von dem Tode fort und fort Gedanken hat,
Ißt und trinkt er jeden Abend sich sehr satt und übersatt;
Denn er meynet, jede Mahlzeit werde sein Valetschmaus seyn:
Schafft in sein sonst leeres Schiffchen drum vorher den Ballast ein.

(48) Vom Gerast.

Gerast legt zur Gesellschaft sich Schelm' und Diebe bey; —
Damit man sehen möge, wie viel Er besser sey.

(49) Des Krieges Ungelegenheiten.

Krieg ist die allerschärfste Zucht,
Womit uns Gott zu Hause sucht;
Denn unter seinen sauern Nöthen
Ist noch die süßste Noth, das Tödten.

(50) Kenne dich.

Kannst du dem, der vor dir geht, seine Mängel bald erblicken,
Wird dir auch die deinen sehn, wer dir nachsieht, auf dem Rücken.

(51) Fürstliche persönliche Zusammenkunft.

Fürsten sollen sich nicht kennen
Durch das Sehen, nur durchs Nennen:
Was das Ohr erst groß gemacht,
Hat das Auge drauf verlacht.

(52) Lebenssatt.

Canus ist zwar lebenssatt; eh der Magen sich soll schließen,
Will er gleichwohl zum Confekt etwas Jahre noch genießen.

(53) Auf den Harpax.

Harpax haßte Müßiggehn; wollt' ihm niemand was befehlen,
So erbrach er Thür und Thor, Lad und Kiste, was zu stehlen.

(54) Poeten und Maler.

Man pfleget mehr was Maler malen,
Als was Poeten, zu bezahlen;
Da doch die Farben werden blind,
Reim' aber unvergänglich sind.

(55) Freye Zunge.

Wo das Reden nichts verfängt, hat das Schweigen beßre Statt;
Besser, daß man nichts gesagt, als gesagt vergebens hat.

(56) Hofleute.

Bey Hofe haben die den allergrößten Sold,
Die gar nichts weiter thun, als fressen und als saufen.
Fürwahr! wer Seele soll und Körper soll verkaufen,
Dem ist kein Silber nicht genug und auch kein Gold.

(57) Auf den Trepicordus.

Trepicordus soll sich raufen; will nicht kommen; denn er will
Nicht verrücken, will vollenden sein von Gott gesetztes Ziel.

(58) Weiber.

Die nicht Weiber haben,
Wünschen ihre Gaben;
Die sie nun genossen,
Werden drob verdrossen.

(59) Aenderung des Anschlages.

Zu Wasser muß nach Hause, wer nicht zu Lande kann;
Wem Ein Rath nicht gelinget, greif einen andern an.

(60) Des Mars Drechslerkunst.

Daß aus einem Bauern itzt
Mars bald einen Herren schnitzt,
Wundert euch? Wird nicht gebrochen
Manche Pfeif aus Eselsknochen?

(61) Deutschland wider Deutschland.

Das Eisen zeugt ihm selbst den Rost, der es hernach verzehret;
Wir Deutschen haben selbst gezeugt die, die uns itzt verheeret.

(62) Lebenslauf.

Es mühet sich der Mensch, damit er was erwerbe,
Und was er dann erwirbt, soll ihm, daß er nicht sterbe;
Und wann er nun nicht stirbt, so soll er darum leben,
Damit er kann, was er erwirbt, zur Steuer geben.
Und also hilft ihm nichts das Mühen und Erwerben,
Und alles was er giebt, als — eher nur zu sterben.

(63) Fromm und Unfromm.

Heuchler wächst in Einer Erde leichtlich nicht und Biedermann;
Denn wo jener hebt zu grünen, hebet der zu dorren an.

(64) Drey schädliche Dinge.

Spiel, Unzucht, und der Wein,
Läßt reich, stark, alt nicht seyn.

(65) Sieg.

Wenn man Feinden obgesiegt, soll man Feinde so besiegen,
Daß sie klagen, daß sie nicht eher sollen unterliegen.

(66) Die lachende Wahrheit.

Siedend Wasser kann man stillen,
Wenn man kaltes dran will füllen.
Glimpf kann auch durch frommes Lachen
Bittre Wahrheit süße machen.

(67) Hofgunst.

Die Kinder lieben den, der nachgiebt ihrem Muthe,
Die Kinder hassen den, der ihnen zeigt das Gute.
Es ist die Hofegunst als wie die Gunst der Kinder:
Die Heucheley hat Preis, die Wahrheit Haß nicht minder.

(68) Das Unrecht der Zeit.

Was frag ich nach der Zeit? Wenn der mir nur will wohl,
Der alles schafft was war, was ist, was werden soll.

(69) Die einfältige Redlichkeit.

Andre mögen schlau und witzig,
Ich will lieber redlich heißen.
Kann ich, will ich mich befleißen
Mehr auf glimpflich, als auf spitzig.

(70) Liebe und Wollust.

Wo die Lieb und Wollust buhlen, zeugen sie zuerst Vergnügen;
Aber bald wird Stiefgeschwister, Schmerz und Reu, sich drunter fügen.

(71) Reichthum.

Reichthum soll man zwar nicht lieben, mag ihn, wenn er kömmt, doch fassen;
Mag ihn in sein Haus zwar nehmen, aber nicht ins Herze lassen;
Mag ihn, hat man ihn, behalten; darf ihn nicht von sich verjagen;
Mag ihn wohl in sein Behältniß, sich nur nicht in seines, tragen.

(72) Auf den Levulus.

Levulus hat keinen Kopf, sein Gesicht steht auf der Brust:
Was er denkt und was er thut, ist nur alles Bauchesluſt.

(73) Das Verhängniß.

Willst du dein Verhängniß trotzen: ey so wolle, was es will.
Ungeduld, Schreyn, Heulen, Schelten, ändert wahrlich nicht sein Ziel;
Macht vielmehr was arg ist, ärger, macht aus vielem allzuviel.

(74) Der Neid.

Dieses oder Jenes Neiden
Will ich, kann ich besser leiden,
Als daß da und dort wo einer
Spreche: Gott erbarm sich seiner!

(75) Winterlager.

Weiland hielten unter Häuten Krieger jeden Winter aus;
Itzund muß in Schnee der Bauer, und der Krieger nimmt sein Haus.

(76) Ein langsamer Tod.

Der ärgste Tod ist der, der gar zu langsam tödtet;
Die ärgste Noth ist die, die gar zu lange nöthet.

(77) Hoffart.

Hoffart heget nicht Vernunft. Wer aus Hoffart uns veracht,
Dessen lacht man, wie es Brauch, daß man eines Narren lacht.

(78) Vertriebene.

Wer Tugend hat und Kunst, wird nimmermehr vertrieben;
Ist, wo er ist, als wär er stets zu Hause blieben.

(79) Falschheit.

Die alte Welt hat ihren Witz in Fabeln uns berichtet. —
O! was die neue Welt uns sagt ist ebenfalls erdichtet.

(80) Geschwister.

Wie kömmt es, daß Geschwister so selten einig lebt? —
Weil jedes gern alleine für sich die Erbschaft hebt.

(81) Das beste Band zwischen Obern und Untern.

Wann Willigkeit im Leisten und Billigkeit im Heißen
Sich wo zusammenfügen: wer will dieß Band zerreißen?

(82) Hofwerkzeug.

Mäntel zum bedecken,
Larven zum verstecken,
Pinsel zum vergolden,
Blasen zum besolden,
Polster einzuwiegen,
Brillen zum Betriegen,
Fechel Wind zu machen,
Mehr noch solche Sachen
Sind bey Hof in Hausen;
Niemand darf sie kaufen.

(83) Auf den Parcus.

Parcus hat sonst keine Tugend, aber gastfrey will er seyn:
Läßt, damit er dieß erlange, keinen in sein Haus hinein.

(84) Auf den Pätus.

Pätus ist gar milder Art; hat er was, so giebt er auch:
Einen Theil für manche Hur, andern Theil für seinen Bauch.

(85) Die Zukunft Christi.

Christus hat durch erstes Kommen
Uns des Teufels Reich entnommen;
Kömmt er nun nicht ehstens wieder,
Kriegt der Teufel Meistes wieder.

(86) Arbeit und Fleiß.

Die Welt ist wie ein Kram, hat Waaren ganze Haufen;
Um Arbeit stehn sie feil, und sind durch Fleiß zu kaufen.

(87) Auf einen Fresser.

Edo lobt und hält für Gut,
Wenn ein Mensch stets etwas thut:
Nichts thut er; doch thut er das,
Daß er ißt, wenn er kaum aß.

(88) Diana und Dione.

Der Diana sollte rufen Elsa, rufte der Dione;
Sollt' ins Kloster, lag in Wochen vor mit einem jungen Sohne.

(89) Wein.

Der Wein ist unser noch, wann ihn das Faß beschleußt;
Sein aber sind wir dann, wann ihn der Mund geneußt.

(90) Auf den Phanus.

Phanus will mit Christus ärmlich in der Kripp im Stalle liegen,
Wollte nur ein Stern erscheinen, der es also könnte fügen,
Daß die Weisen zu ihm kämen, legten ihre Schätze aus,
Und von Ochsen immer wäre und von Eseln voll sein Haus.

(91) Lügen.

Willst du lügen, leug von Fern;
Wer zeucht hin und fraget gern?

(92) Ein jedes Werk fordert einen ganzen Menschen.

Wer irgend was beginnt und täglich will beginnen,
Der bleibe ganz dabey mit Leib und auch mit Sinnen.
Im Kriege kann man dieß: man wagt Fleiß, Schweiß, Rath, That,
Man waget Seel und Leib zu stehlen was man hat.

(93) Auf den Cornutus.

Cornutus und sein Freund bestehn auf Einem Willen:
Wer sagt denn, daß sie nicht der Freundschaft Pflicht erfüllen?
Ob jener liebt sein Weib, liebt dieser die nicht minder,
Ob jener etwan denkt, denkt dieser auch auf Kinder.

(94) An den Naso.

Naso, dir ist deine Nase statt der Sonnenuhr bereit,
Wann der Schatten weist gerade auf das Maul, ists Essenszeit.

(95) Auf den Thraso.

Thraso wagt sich in den Krieg:
Seine Mutter will nicht weinen;
Denn mit seinen schnellen Beinen
Stund ihm zu manch schöner Sieg.

(96) Schönheit.

Trau der Farbe nicht zu viel! Was Natur so schön gebildt,
Drunter hat sich Geilheit, Stolz, Thorheit, Faulheit oft verhüllt.

(97) Eines Fürsten Amt.

Ein Fürst ist zwar ein Herr; doch herrscht er fromm und recht,
So ist er seinem Volk als wie ein treuer Knecht.
Er wacht, damit sein Volk fein sicher schlafen kann;
Er stellt sich vor den Riß, nimmt allen Anlauf an,
Ist Nagel an der Wand, daran ein jeder henkt
Was ihn beschwert und drückt, was peinigt und was kränkt.
An Ehren ist er Herr, an Treuen ist er Knecht.
Ein Herr ders anders meynt, der meynt es schwerlich recht.

(98) Wollust.

Wer der Wollust sich verleihet, wird er nicht ums Hauptgut kommen,
Hat er Krankheit doch am Ende statt der Zinsen eingenommen.

(99) Gewissen.

Was niemand wissen soll, soll niemand auch begehen.
Ein jeder muß ihm selbst statt tausend Zeugen stehen.

(100) Poeterey.

Es bringt Poeterey zwar nicht viel Brodt ins Haus;
Was aber drinnen ist, wirft sie auch nicht hinaus.

(101) Eifrige Geistliche.

Wie ein Ottomannisch Kaiser wollen Geistliche regieren,
Der, den Zepter ihm zu sichern, läßt die Brüder stranguliren;
Also sie in Glaubenssachen, wollen herrschen, und die Brüder
Lieber von dem Brodte räumen, wenn sie ihrem Wahn zuwider.

(102) Aegyptische Dienstbarkeit.

Jakobs Stamm klagt alter Zeit
Ueber schwere Dienstbarkeit.
Steht es da denn so gar übel,
Wo man Fleisch hat, Knoblauch, Zwiebel?
Unsre Leut in dieser Zeit
Hielten es für Herrlichkeit.

(103) Geizige Huren.

Wer Hund' und Huren will zu Freunden haben,
Der muß sich rüsten mit Geschenk und Gaben.

(104) Tischfreundschaft.

Vermeynst du wohl, daß der ein treues Herze sey,
Den dir zum Freunde macht dein' öftre Gasterey?
Dein' Austern liebt er nur, dein Wildbret, deinen Fisch;
Auch mein Freund würd er bald, besäß ich deinen Tisch.

(105) Auf den Veit.

Fünf Sinnen hat zwar Veit, doch sind ihm drey entlaufen;
Zwey suchen drey: was gilts? er bringt sie nicht zu Haufen.

(106) Eigenlob.

Doppelter, nicht einzler Mund
Zeugt und macht die Wahrheit kund;
Drum gilt der nicht allzuviel,
Der sich selbst nur loben will.

(107) Regierungskunst oder Weltkunst.

Die Weltkunst ist ein Meer: es sey Port oder Höhe,
Es ist kein Ort, wo nicht ein Fahrzeug untergehe.
Der eine segelt fort, wo jener fährt in Sand;
Wer fremd ist irret hier, hier irret wer bekannt.

(108) Auf den Schmeckel.

Schmeckel könnte wohl sein Laufen
Großen Herren hoch verkaufen,
Könnte sich sein Fuß so regen,
Wie sein Zahn sich kann bewegen.

(109) Geizhals.

Den Geizhals und ein fettes Schwein
Sieht man im Tod erst nützlich seyn.

(110) Auf den unbeständigen Volvulus.

Für dein Herz und für den Mond, Volvulus, dient gar kein Kleid;
Beides bleibt nie, wie es war, wandelt sich zu aller Zeit.

(111) Nachfolge.

Ob zwar Maler ihre Farben bey dem Krämer nehmen,
Dürfen sie sich ihrer Bilder darum doch nicht schämen.

Wer von andern was gelernt, bring, es steht ihm frey,
Doch mit andrer Weis' und Art, solches andern bey.

(112) Von meinem Buche.

Ist in meinem Buche was, das mir gaben andre Leute,
Ist das meiste doch wohl Mein, und nicht alles fremde Beute.
Jedem, der das Seine kennet, geb ich willig Seines hin.
Weiß wohl, daß ich über manches dennoch Eigner bleib und bin.
Zwar ich geb auch gerne zu, daß das Meine Böses heisse;
Gar genug, wenn fremdes Gut recht zu brauchen ich mich fleisse.

Sechstes Buch.

(1) Kurzweilen.

Andre mögen Gläser stürzen; andre mögen Hund' anbeten;
Andre mögen näschig geilen, da bey Grethen, dort bey Käthen;
Mögen Glück auf Blätter bauen, mögen stündlich Kleider wandeln,
Mögen bey der Sonnenthüre Stein, Bein, Glas und Fäden handeln.
Mögen sich leibeigen geben ihrer Lüste tollen Grillen:
Meine Lust soll immer bleiben mich mit Dichterey zu stillen.

(2) Jahreszeiten.

Im Lenzen prangt die Welt mit zarter Jungferschaft;
Im Sommer ist sie Frau, mit Schwangerseyn verhaft;
Wird Mutter in dem Herbst, giebt reiche Frucht heraus;
Ist gute Wirthinn, hält, im Winter, sparsam Haus.

(3) Von der Phyllis.

Eines Morgens schaut ich gehen
Phyllis vor den Rosenstrauch,
Da sie, nach gewohntem Brauch,
Seine Zierden sahe stehen.
Damals konnt ich nicht vergleichen
Welches unter ihnen wohl,
Weil sie beid' an Schönheit voll,
Von dem Siege sollte weichen.
Ob die Phyllis angenommen
Von den Rosen ihre Zier,
Oder ob vielleicht von ihr
Solche solchen Schein bekommen,

War gar übel zu entscheiden;
Denn ich hatt in ihren Glanz
Mich vertiefet gar und ganz,
Mußte nur die Augen weiden.
Endlich hab ich doch erfahren,
Als der Sonne goldnes Rad
Traf den letzten Tagesgrad,
Daß die Rosen Diebe waren.
Weil sie Phyllis wollen gleichen,
Und mit ihrer Wangen Schein
Ganz von Einer Farbe seyn,
Mußten sie gar bald verbleichen.

(4) Ein Brief.

Dein Brief begrüßte mich, mein Brief begrüßt dich wieder.
Nun wissen wir, von uns liegt keiner todt danieder.

(5) Ein junges Mädchen und ein alter Greis.

Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten Nacht,
Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen bracht.

(6) An eine fürstliche Person.

Fürstinn! Ihr geht, wie es billig, inner Gold und Seiden her;
Dennoch seh ich, als die Kleider, nichts an Euch, das schlechter wär.

(7) Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundinn.

Da, wo ich itzo war, da war mir herzlich wohl,
Wohl wird mir wieder seyn, wohin ich kommen soll;
Gunst ohne Falsch war hier, dort ist Lieb ohne List;
Hier ward ich sehr geehrt, dort werd ich schön geküßt;
Beym Freunde war ich jetzt, zur Freundinn komm ich nun;
Hier that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun.

(8) Bittre Liebe.

Lieben ist ein süßes Leiden,
Wenns nicht bitter wird durch Scheiden.
Bittres will ich dennoch leiden;
Daß ich Süßes nicht darf meiden.

(9) Die deutsche Sprache.

Ist die deutsche Sprache rauh? Wie, daß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe lieblich spricht?

(10) Auf die Pulchra.

Dreyerley vergöttert dich: Daß du bist so wunderschön;
Und so wunderkeusch; und daß beide Ding beysammen stehn.

(11) Gasterey.

Gemäßigte Trachten,
Vermiedene Prachten,
Bekannte Gesellen,
Geräumige Stellen,
Vertrauliche Schwänke,
Beliebtes Getränke,
Sind Stücke, die Gäste
Befinden fürs beste.

(12) Hunger und Liebe.

Der Hunger und die Liebe sind beide scharfer Sinnen;
Sie finden leichtlich Mittel ihr Futter zu gewinnen.

(13) Die Lockfinke.

Nicht zu weit von meinem Singen
Liegen Netz und falsche Schlingen.
Die vor mir hier hat gelogen,
Hat mich, wie ich euch, betrogen.
Ich, die ich gefangen sitze,
Bin nur meinem Herren nütze.
Die da will, die mag verfliegen,
Die nicht will, die laß sich kriegen.
Wenn nur ich die Kost erwerbe,
Gilt mirs gleich viel, wer verderbe.

(14) Auf die Anna.

Bey einem Kranken wachen bis Morgens drey bis vier,
Sagt Anna, muß ich lassen, es geht nicht mehr mit mir;
Bey einer Hochzeit tanzen bis Morgens drey bis vier,
Kann Anna noch wohl schaffen, da geht es noch mit ihr.

(15) Schädliche Liebe.

Lieben läßt nicht lange leben,
Lange leben läßt nicht lieben.
Wer dem Leben ist ergeben,
Muß das Lieben sparsam üben.
Wem das Lieben will behagen,
Muß des Lebens sich entsagen.

(16) Vergängliche Gesellschaft.

Ein guter Freund, ein reiner Wein, und auch ein klares Glas
Die waren neulich um mich her; wie lustig war mir das!
Hör aber was darauf geschieht: das klare Glas zerbricht,
Der reine Wein verraucht, der Freund fällt schmerzlich in die Gicht.

(17) An einen Bräutigam.

Wenn du die Braut ins Bette rufst, so wehrt sie sich beym Bitten;
Nicht bitte! denn sie hat schon selbst viel vom Verzug erlitten.

(18) Auf die Floja.

Floja wär ein schönes Weib, könnte Floja sich nur schämen;
Denn sie würde von der Scham eine schöne Röthe nehmen.

(19) Der Frühling.

Da der Himmel gütig lachet,
Da die Erd ihr Brautkleid machet,
Da sich Feld und Wiese malen,
Da der Bäume Häupter stralen,
Da die Brunnen Silber gießen,
Da mit Funkeln Bäche fließen,
Da die Vögel Lieder singen,
Und die Fische Sprünge springen,
Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt:
O so muß vor trübem Kränken
Bloß der Mensch die Stirne senken,
Weil bey solchen Frühlingslüsten
Mars erneuert sein Verwüsten,
Mars, der dieß für Lust erkennet,
Wenn er raubet, schändet, brennet.

(20) Wunsch an eine Dame.

Gott geb dir alles Gute, und mich dir noch dazu:
Dann hab ich alles wieder, und habe mehr als du.

(21) Küsse.

Amor saß jüngsthin betrübet,
Weil sein Bogen mißgelibet,
So doch selten sich begiebet.
Sahe drauf zwey Mündlein ringen,
Hörte süße Küsse klingen:
Da hub Amor an zu springen.

(22) Gewissen.

Wo du Lust zur Wollust fühlest, kannst du sie am besten büßen,
Wenn du dir ein Mädchen zulegst, ein schön Mädchen, — das Gewissen.

(23) Von der Aristea.

Aristea, du bist schön. Allen Leuten macht dich hold
Zier am Leibe, Zucht im Sinn, und im Beutel eignes Gold.

(24) An die Kunstgöttinnen.

Ihr, ihr süßen Zuckermädchen, ihr, ihr zarten Pindustöchter,
Seid nicht wie die andern Jungfern, die da treiben ein Gelächter,
Wenn ein haarbereifter Buhler, wenn ein gichtgekränkter Freyer
Ihnen anzeigt seine Flammen, ihnen anstimmt seine Leyer.
Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Lust an reifen Sinnen,
Wollt am ersten die beglücken, wollt am liebsten liebgewinnen,
Die durch vieler Jahre Wissen, die durch vieler Jahr Erfahren
Innerlich sich schön und munter, sich am Geiste neu bewahren.

(25) Ungleiche Ehe.

Der junge Schnee der Haut kam zu dem Schnee der Haare,
Auf daß mit jenem der auf eine Zeit sich paare.
Das Paaren gieng wohl an; doch ward man zeitig innen,
Der Hautschnee der war Glut, der Haarschnee mußte rinnen.

(26) An einen Freund.

Weil du mich, Freund, beschenkst mit dir,
So dank ich billig dir mit mir;

Nimm hin deßwegen mich für dich:
Ich sey dir Du, sey du mir Ich.

(27) Von des Marcus Töchtern.

Seyd lustig, seyd lustig, sprach Marcus, ihr Kinder!
Ich Alter bin lustig, seyd ihr es nicht minder.
Ey, Vater, ey wisset, das beste Gelächter
Ist, daß Ihr uns Männer gebt: sagten die Töchter.

(28) Die Liebe brennt.

Die Fische lieben auch. Mag Wasserliebe brennen?
Kein Fisch bin ich, und sie sind stumm: wer wills bekennen?

(29) An die Venus.

Die Sonne geht zu Bette, die halbe Welt ist blind:
O Venus, nun wird sehend dein sonst so blindes Kind!

(30) Ein Kuß.

Die süße Näscherey, ein lieblich Mündleinkuß
Macht zwar niemanden fett, stillt aber viel Verdruß.

(31) Von einer Biene.

Phyllis schlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihren Mund, und nahm
Honig, oder was es war,
Koridon, dir zur Gefahr!
Denn sie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ey wie recht! Du, fauler Mann,
Solltest thun, was sie gethan.

(32) Das Weib schweige.

Weiberlippen sind geschaffen
Mehr zum Küssen, als zum Klaffen.

(33) Die Weltfreundschaft.

Ich will nicht Damon seyn, die Welt darf auch nicht werden
Mein Pythias, wir sind von zweyerley Geberden:
Mein Sinn steht aufgericht, die Welt geht krumm gebückt;
Mein Sinn ist ungefärbt, die Welt ist glatt geschmückt;

Mein Mund hat Eine Zung, ich kann nicht Warmes hauchen
Und Kaltes auch zugleich, die Welt pflegt Ja zu brauchen
Wie Nein, und Nein wie Ja; denn ihre Zunge bricht
Die schöne zwischen Mund und Herz gepflogene Pflicht.

(34) Frauenminze.

Frauenminze heilt viel Leid,
Wer sie braucht mit Maaß und Zeit.

(35) Die Liebe.

Liebe darf nicht malen lernen, weil sie nicht die Farben kennt,
Weil sie Blaues oft für Rothes und für Weißes Schwarzes nennt.

(36) Ursprung der Bienen.

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Da sie den Adonis liebte,
Der sie labt' und auch betrübte?
Wann im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen;
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückisch Bübeln,
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen;
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des Andern Klette.
Bis es Venus so verfügte,
Die dieß Thun sehr wohl vergnügte,
Daß die Geister, die sie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daß die Küsse Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wiese, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten sich zum Küssen immer,
Hielten ohne sich sich nimmer,

Saßen auf die Menschentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn sie sie mit Küssen grüßten,
Wenn sie sie mit Grüßen küßten.
Aber Neid hat scheel gesehen;
Und Verhängniß ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.
Venus, voller Zorn und Wüten,
Hat gar schwerlich dieß erlitten.
Als sie mehr nicht konnte schaffen,
Gieng sie, ließ zusammenraffen
Aller dieser Küsse Schaaren,
Wo sie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß sie gäben süße Beute,
Daß sie aber auch darneben
Einen scharfen Stachel gäben,
So wie sie das Küssen büßen
Und mit Leid ersetzen müssen.
Sag ich dieses einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern dieß nicht glauben:
Wünsch ich euch, für solche Tücke,
Daß euch Küssen nie erquicke!
Glaubt ihrs aber, o so schauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

(37) Jugend und Alter.

Jugend liebt und wird geliebt, Alter liebt und wird verlacht.
Liebe nimmt so leichte nicht Liebe, die nicht Liebe macht.

(38) Auf die Blandula.

Blandula, du Jungfer Mutter, kannst so schöne Kinder bringen?
Lieber treibs als ein Gewerbe, mancher wird dir was verdingen.

(39) Gastzahl.

Mit sieben Gästen
Gehts fast am besten.
Der achte Gast
Wird eine Last.

(40) Der Liebe Märtyrerthum.

Buhler sind zwar Märtyrer oft so gut als einer,
Martern aber sich nur selbst; darum preist sie keiner.

(41) Händekuß.

Jungfern, euch die Hände küssen,
Pflegt euch heimlich zu verdrießen;
Weil man läppisch zugewandt,
Was dem Munde soll, der Hand.

(42) Köstliches Wasser.

Wasser, die die Alchymisten brennen, sind gar hoch geacht;
Höher Thränen, die die Bräute gießen in der ersten Nacht.

(43) Auf die Nivula.

Nivula brennt ihrer viel:
Jeder der sie sieht, der will
Dieß und das an sie verwagen.
Was für Nutzen wird es tragen?
Was sie gab, das bleibt ihr doch;
Wer es hatte, sucht es noch.

(44) Ein Kuß.

Giebt Clara einen Kuß, solls viel gegeben seyn.
So oft sie einen giebt, so nimmt sie einen ein.

(45) Wittwer und Wittwen.

Wär Freyen Dienstbarkeit, wär nicht was Freyes dran,
So gienge keine Frau, kein Mann mehr diese Bahn.
Sie gehen aber drauf oft mehr als zween Gänge.
Wär gar nichts Gutes dran, man miede ja die Menge.

(46) An die Rhodia.

Rhodia, geh nicht ins Feld! Werden Bienen deiner innen,
Wird sich dein Gesicht und Mund ihrer nicht erwehren können;
Werden lassen Ros' und Klee, werden alle Blumen lassen,
Werden deinen Honig nur, werden deinen Zucker fassen.

(47) Geliebte Sachen.

Springet in der Schale Wein,
Spielen kluge Saiten rein,
Fallen süße Küsse drein,
Kann man herzlich lustig seyn.

(48) Frage.

Wie willst du weiße Lilien zu rothen Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee: sie wird erröthend lachen.

(49) Ein honigsüßer Schlaf.

Ein Honig ist der Schlaf: als Chloe diesen aß,
Geschahs daß was, (ich glaub, es war ein Bienlein,) saß
Auf ihrer schönen Haut. Sie hats nicht achten wollen;
Doch wie man nunmehr merkt, so ist sie sehr geschwollen.

(50) Farbe der Schamhaftigkeit.

Karmesinroth hält man werth,
Reines Weiß wird sehr begehrt,
Purpur hat gar hohen Ruhm,
Gold wünscht man zum Eigenthum:
Billiger wird hoch geacht
Farbe, die die Tugend macht.

(51) Ein Briefkuß.

Phyllis schickte Thyrsis zu durch ein Brieflein einen Kuß:
Unterwegens ward er kalt, bracht' ihm so nicht viel Genuß.
Drum so schrieb er: wenn sie wollte, sollte sie zwar schriftlich grüßen,
Immer aber selber kommen, wann sie wollt', und mündlich küssen.

(52) Von der Galathea.

Als man, zarte Galathea, einen alten Greis dir gab,
Sprach die Stadt: man legt den Todten in ein alabastern Grab.

(53) Ein thierischer Mensch.

Lupula will keinen lieben,
Der Vernunft zu sehr will üben;
Weil ihr besser der gefällt,
Der sich etwas thierisch stellt:

Wer da kann wie Tauben herzen,
Wer da kann wie Spatzen scherzen,
Wer wie Hähne buhlen kann,
Ist für sie der rechte Mann.

(54) Wittwentrost.

Meinen Mann hat Gott genommen, den er gab, wie ihm beliebt;
Ey! ich will ihn wieder nehmen, wenn er mir noch Einen giebt.

(55) Die Liebe und der Tod.

Tod und Liebe wechseln öfters ihr Geschoß:
Jenes geht auf Junge, dieß auf Alte los.

(56) Auf die Dubiosa.

Dubiosa gieng zur Beicht
Traurig, und mit Recht vielleicht.
Als der Pfarr fragt' ohngefehr,
Ob sie eine Jungfer wär',
Sprach sie: ja, ich armes Kind!
Aber wie sie heuer sind.

(57) Küssen.

Bienen küssen schöne Blumen, und die Blumen bleiben schön:
Schöne Jungfern, laßt euch küssen, Schönheit wird euch nicht vergehn.

(58) Auf die Cerinna.

Cerinna ist so zart, so sauber, wie weißes Wachs gezieret. —
In dieses Wachs hat jüngst ein Künstler ein schönes Kind bossiret.

(59) Die Liebe.

Nenne mir den weiten Mantel, drunter alles sich verstecket. —
Liebe ists, die alle Mängel gern verhüllt und fleißig decket.

(60) In der Person eines Wittwers.

Bringt Lieben etwan Lust, bringt Lust von Liebe sagen:
Bringt beides dennoch mir nichts, als nur Bitterkeit.
Was andern Herzens Wonn, ist mir nur Herzens Leid;
Denn meine Lieb ist längst ins Grab hinein getragen.
Wiewohl wer recht geliebt, pflegt nichts darnach zu fragen;
Er liebet fort und fort, und hat erst ausgeliebt

Wenn ihm sein Ende selbst des Liebens Ende giebt.
Die Liebe war nicht stark, die sich verzehrt von Tagen.
Ich liebe weil ich bin. Die nicht mehr ist, zu lieben,
Erfodert ihre Treu; ihr Werth ist ewig werth,
Daß mehr als nur von ihr mein Mund kein Wort begehrt,
Mein Sinn sonst keine Lust; hieran will ich mich üben.
Geht dieses Lieben gleich bey andern bitter ein,
Soll mir um Liebe doch lieb auch das Bittre seyn.

(61) Von vier Hirtinnen.

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen Hirten alle;
Ihm zu weisen mit dem Werke, daß er jeder wohlgefalle,
Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht ihm Honigschnitte;
Iris grüßet' ihn mit Lächeln; Ciris faßt' ihn in die Mitte,
Küßte seinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küssen,
Und er überließ der Ciris Krone, Honig, und das Grüßen.

(62) Vergnüglichkeit.

Wer ihm immer läßt begnügen,
Den kann Glück nie recht betriegen;
Alles falle, wie es will:
Das Vergnügen ist sein Ziel.

(63) Ein geraubter Kuß.

Was meynt ihr? Ein gestohlner Kuß sey minder angenehme? —
Der Kuß wird süßer, wenn man schaut, wie Sie so schön sich schäme;
Und was man leichtlich haben kann, ist selten gar bequeme.

(64) Zuchthüter.

Ein Hüter, der die Weiber vor Schand in Obsicht nahm,
War keiner nimmer treuer als tugendhafte Scham.

(65) Jungfrauen.

Ihr Jungfern hört mir zu! doch fasset die Geberden,
Und fangt durch meinen Ruhm nicht stolzer an zu werden.
Die Jungfern sind ein Volk, das unter uns gestellt
Als Engel in der Zeit, als Wunder in der Welt.
Ich wüßte nicht, wer der, und wannen er entsprossen,
Und was für wilde Milch sein erster Mund genossen,
Der hier nur ernsthaft sieht, der hier nicht fröhlich lacht,

Wenn ihm des Himmels Gunst die Augen würdig macht
Zu schauen diesen Glanz, zu merken diese Sonnen,
Wodurch der Menschheit Werth den höchsten Stand gewonnen,
Und so erleuchtet ist. Er ist nicht werth so gar,
Daß seine Mutter selbst je eine Jungfrau war,
Der sein' Geberde nicht zur Ehrerbietung neiget,
Sein Haupt aufs tiefste bückt, den Fuß in Demuth beuget,
Und giebt sich pflichtbar hin für einen eignen Knecht,
Für ein so liebes Volk und himmlisches Geschlecht.
Jedoch merkt gleichwohl auch, ihr lieblichen Jungfrauen,
Ich meyne die, wo mehr auf That als Wort zu bauen,
Und, haltet mirs zu Gut, ich meyn auch meistens die,
Wo Winter nicht verbeut, daß Frühling nicht mehr blüh.

(66) Von der Paulina.

Eines Tages sprach ein Buhler um die Gunst Paulinen an:
Weil sie, sprach sie, meines Mannes, so befrage meinen Mann.

(67) Poeterey.

Wer durch Dichten **Ruhm** will haben, kann ihn nießen:
Wer durch Dichten **Lust** will haben, kann sie büßen:
Wer da denket **reich** zu werden durch das Dichten,
Der erdichtet was ihm kömmet gar mit nichten.

(68) Ueber das Bildniß des nackten Cupido, welchen seine Mutter züchtigt.

Was hat doch der liebliche Knabe verschuldet,
Weßhalb er die Streiche der Mutter erduldet?
Er hat sich gesäumt, daß dem Ehestandsorden
Chlorinde zu langsam ist einverleibt worden.

(69) Von einer Fliege.

Eine Fliege war so kühn,
Setzte sich vermessen hin
Auf des süßen Mündleins Roth;
Chloris schlug, und schlug sie todt.
Florus sprach: o wenn nur ich
Dürfte dieß erkühnen mich:
Dieser Schlag, hielt ich dafür,
Diente mehr, als schadte mir.

(70) Küssen.

Wer küssen will, küß auf den Mund, das andre giebt nur halb Genießen.
Gesichte nicht, nicht Hals, Hand, Brust; der Mund allein kann wieder küssen.

(71) An eine Fürstinn.

Die Welt hat den Geruch, wir haben hier die Blum:
Das Land hat, Fürstinn, Euch; die Welt hat Euern Ruhm.

(72) Lustschmerzen.

Feuer glänzet, mehr als Gold;
Doch verbrennt es sehr:
Thut uns gleich die Wollust hold,
Doch verletzt sie mehr.

(73) Von meinen Sinngedichten.

Was mein Sinn bisher gezeugt, und an Tag die Feder legte,
Steht dahin, ob mans verwarf, oder ob es jemand pflegte.
Taugt jemanden diese Zucht, kann sich noch Geschwister finden.
Daß sie werden schöner seyn, will ich mich doch nicht verbinden.

Siebentes Buch.

(1) Von meinen Reimen.

Meine Reime riechen nicht
Noch nach Oele, noch nach Wein:
Beides kann gar schwerlich seyn;
Jenes, wegen Amtespflicht,
Dieses, wegen schlimmer Gicht.

(2) Herrengewissen.

Ochsen spannt man nicht an Fäden, denn sie würden stracks zerrissen;
So auch läßt sich schwerlich binden, wer Gewalt hat, ans Gewissen.

(3) Gerechtigkeit zum Saufen.

Stände soll man unterscheiden; saufen soll nicht jedermann.
Bauern strafe man ums Saufen; Saufen steht den Edeln an.

(4) Heldentod.

Es ritten ihrer zwey nach Rossen,
Darüber ward der ein' erschossen;

Der andre sagte mit Betrüben:
O welch ein ehrlich Kerl ist blieben!

(5) Auf den Capito.

Capito hat Kopfs genug; wenig aber hat er Sinn.
Wie ein Mohnkopf, lauter Schlaf, sonsten hat er nichts darinn.

(6) Täglicher Wunsch.

Von außen guter Fried und gute Ruh von innen,
In wohl gesundem Leib auch wohl gesunde Sinnen,
Des Himmels Freude dort, der Erde Segen hier:
Dieß ist mein Morgenwunsch, nichts weiter wünsch ich mir.

(7) Gegenwärtiger und vergangener Zustand.

Glücke kennt man nicht, wenn man drinn geboren;
Glücke kennt man erst, wenn man es verloren.

(8) Hoffolge.

Sobald der Herr mir lacht, so lacht mir jedermann;
Sieht er mir sauer zu, sieht jeder so mich an.
Die Puppen machens so, die fremde Faust regiert,
Sie stellen sich nach dem, nach dem sie einer führt.

(9) Schläge.

Eine Glock und eine Nuß, und ein Esel, und ein Knecht
Thun nicht leichtlich ohne Schlag, was sie sollen, jemals recht;
Jene schweiget, die bleibt hart, jener steht, und dieser liegt.
Wird das Eisen und das Holz ihnen richtig angefügt:
Klinget jene, diese bricht, jener geht, und dieser eilt.
Drum was jedem zugehört, sey auch jedem zugetheilt.

(10) Sache nicht Worte.

Wo die Hand vonnöthen ist, schafft man wenig mit der Zunge;
Wo das Herze hingehört, da verrichtet nichts die Lunge.

(11) Verachtung der Schmach.

Manchen Frevel acht man nicht, manches Unrecht wird verlacht.
Selten rächt man einen Fleck, den uns Ochs und Esel macht.

(12) Auf die Gellula.

Die Gellula hält viel von Thaten und von Werken;
Im Glauben suchet sie den Nächsten stets zu stärken;
Von Zeichen hält sie nichts, vom Wesen hält sie mehr;
Ist vielfach eine Frau, und geht im Kranz einher.
Ob Papst, ob Luther ihr, ob ihr Calvin gefalle,
Ist unklar; ist mir recht, gefallen sie ihr alle.

(13) Ehrgeiz.

Es ist kein Regiment so gut, das allen Leuten tüget:
Das macht, Regieren selbst, und nicht Regieret seyn, vergnüget.

(14) Von dem Veit.

Kömmt gleich manches neues Jahr, dennoch klaget Veit, ihm bleibe
Fort und fort manch altes Jahr, — nehmlich bey dem alten Weibe.

(15) Reichthum.

Eines Ungerechten Erb, oder selbst ein solcher Mann,
Oder beides auch zugleich ist, wer Reichthum sammeln kann.

(16) Auf den Poscinummus.

Was man guten Freunden schenket, ist verwahret, nicht verschenket:
Also saget Poscinummus, wenn er was zu heben denket.
Aber soll er etwas geben, o so rühmt er hoch das Sparen;
Daß man nicht aufs Alter etwan Noth und Armuth dürf' erfahren.

(17) Mars von Ohngefähr fromm.

War etwan Mars wo fromm, so kehrt es ihm zu Gute;
Es ist gewiß geschehn aus unbedachtem Muthe.

(18) Feile Gerechtigkeit.

Sind des Richters Ohren zu, mache du die Hand nur auf.
Recht hat itzt, wie alles Ding, einen gleichen hohen Kauf.

(19) Der Zeiten Schauspiel.

Ich denke noch des Spiels bey meinen jungen Jahren,
Worinn ich König war, wenn andre Knechte waren;
Sobald das Spiel sich schloß, fiel meine Hoheit hin,
Und ich ward wieder der, der ich noch itzo bin.

Der heutige Gebrauch trägt gleichsam ein Ergetzen,
Die Bauern dieser Zeit den Fürsten beyzusetzen.
Schimpf aber ist nicht Ernst, und das Saturnusfest
Ist Einmal nur des Jahrs zu Rom in Brauch gewest.

(20) Der enthärte Samson.

Samson schlief bey Delila, und verschlief sich Haar und Stärke.
Solcher Schlaf bringt auch noch heut solche Beut und solch Gemerke.

(21) Auf den Schwollius.

Der Praler Schwollius will gar nicht wohnen enge,
Geräumig ist sein Haus, gewaschen alle Gänge.
Kein Wunder! Als ein Kind liebt' er schon solch ein Haus;
Drum kam er bald hervor aus Kerker, Nacht und Graus,
Wo er gefangen lag, ans Tageslicht gekrochen,
War seine Mutter gleich erst Frau von dreyzehn Wochen.

(22) Der Kaiserliche Dienst.

Was ist es für ein Ding, der kaiserliche Dienst?
Der Bauern ihr Verderb, der Krieger ihr Gewinnst.
Der Bauer thut den Dienst, der Krieger spricht davon;
Doch straft man jenen noch, und diesem giebt man Lohn.

(23) Auf den Quadratus.

Quadratus ist der Welt viel nütz, er giebt viel Schatten;
Wär übel, wenn er stürb, im Sommer zu entrathen!

(24) Hofverdienst.

Hast du bey Hofe was gethan,
Was niemand dir verdanken kann;
So geh bey Zeiten selbst davon,
Der Haß ist sonst gewiß dein Lohn.

(25) Auf den Bullatus.

Bullatus sprach, gefragt; woher er edel wär?
Mein Adel kömmt vom Haupt und nicht vom Bauche her.

(26) Auf die Glauca.

Es stritten ihrer zwey, ob Glauca schön, ob häßlich? —
Gemalet ist sie schön; natürlich ist sie gräßlich.

(27) Auf die Claja.

Gott nahm, sagt Claja, meinen Mann;
Der Herr hat alles wohl gethan
Der einen frischen geben kann!

(28) Ein verlorner Freund.

Mein Freund ward nächst nach Hof in Ehrendienst erkohren;
Die Ehre gönnt' ich ihm, doch gieng der Freund verloren.

(29) Weltbeherrscher.

Gott, Fleiß und die Gelegenheit
Beherrschen Menschen, Welt und Zeit.
Gott ist in Nöthen anzusehn;
Gelegenheit nicht zu versehn;
Der Fleiß muß fort und fort geschehn.

(30) Eine Hure.

Wem die Hur ins Herze kömmt, wird sie auch in Beutel kommen;
Mag dann zählen, was die Nacht ihm geschenkt, der Tag genommen!

(31) Redlichkeit.

Die Redlichkeit verlacht, was ihr Verfolger spricht;
Ein Biedermann steht stets; nicht lang ein Bösewicht.

(32) Die tausend goldenen Jahre.

Tausend goldne Jahre werden von Propheten itzt versprochen.
Wie es scheinet, sind sie nahe; denn dergleichen Gold zu kochen,
Hat der Krieg bereits zu Kohlen Städt und Dörfer abgebrochen.

(33) Fürstendiener.

Wenn Diener löblich rathen,
So sinds der Herren Thaten;
Wenn Herren gröblich fehlen,
Ists Dienern zuzuzählen.

(34) Auf den unverschämten Calvus.

Calvus hat so großen Schedel, und hat dennoch kein Gehirn;
Voller Stirn ist auch sein Schedel, und doch hat er keine Stirn.

(35) Auf den Pätus.

Pätus bat mich jüngst zu Gast; und ich gieng nicht. Ich war satt
Noch von dem, womit er mich längst vorhin kasteyet hat.

(36) Reisen.

Weiland ward fürs Vaterland Gut und Blut gelassen;
Gut und Blut wird itzt verthan, Vaterland zu hassen.
Man verreiset großes Geld; was man heimbringt, wendet man
Alte deutsche Redlichkeit hämisch zu beschimpfen an.

(37) Erdengötter.

Obrigkeiten heißen Götter, sollen Menschen Wohlfahrt geben,
Wollen aber meistens selber von den Menschen Wohlfahrt heben.

(38) Das Beste der Welt.

Weißt du, was in dieser Welt
Mir am meisten wohlgefällt? —
Daß die Zeit sich selbst verzehret,
Und die Welt nicht ewig währet.

(39) Waaren der Wollust.

Wer sich um der Wollust Waaren als ein Kaufmann will bemühn,
Wird, wie witzig er gleich handelt, Reue, statt Gewinnes ziehn.

(40) Sey wer du warest.

Wer eine Tugend einmal übt,
Eh er sie leichtlich übergiebt,
So geb er eher hin sein Leben;
Sonst muß er sich der Ehr' begeben.

(41) Hofgunst.

Hofgunst brennt wie Stroh, giebt geschwinde Flammen;
Fällt geschwind in Asch, wie das Stroh, zusammen.

(42) Hülfe.

Eigner Fleiß und fremde Hülfe födern einen Mann.
Wenn man einem vor soll spannen, spann er selber an.

(43) Aemsigkeit.

Man kann im Ruhn
Doch etwas thun.
Man kann im Thun
Doch gleichwohl ruhn.

(44) Von dem Largus.

Largus wünschet seinem Feinde, daß er ein Ducaten sey
In den Händen eines Filzes; denn da würd er nimmer frey.

(45) Wohlfeiler Frauenstand.

Was man mit Wenigem erlangt, daselbst ist Viel
Nicht nöthig. Eine Magd, die gerne Frau seyn will,
Die wird zur Hure nur, alsdann ist Kirchenfahrt,
Und aller Hochzeitpracht erhalten und erspart.

(46) Hofmaler.

Bey Hofe hats viel Maler; die wissen abzumalen
Gemeiniglich mit Kohlen; sie fodern kein Bezahlen;
Sie thun es ungeheißen, sie thuns von freyen Stücken;
So darf man auch nicht sitzen, sie könnens hinterm Rücken.

(47) Müßiggang.

Jedes Haus hat seinen Ort, der gewidmet ist zur Ruh.
Knecht und Mägde haben Lust, Herr und Frau hat Fug dazu.

(48) Mittel zu verarmen.

Ich möchte wissen, wie es käme,
Daß unser Hab und Gut zunähme?
Was wir aus Pflicht nicht geben müssen,
Soll Höflichkeit zusammen schießen.
Ist für den Mund was übrig blieben,
So bleibt es doch nicht vor den Dieben.
Was selbst die Todten schuldig waren
Das büßen wir mit unsern Haaren.
Was wir gehabt, und nicht mehr haben,
Davon erheischt man Schoß und Gaben.
Ich möchte wissen, wie es käme,
Daß unser Hab und Gut zunähme?

(49) Von der Clodia.

Clodia taugt nicht zum sieden; ob sie etwan taugt zum braten? —
O, man laß sie roh den Würmern; besser weiß ich nichts zu rathen.

(50) Krieg und Friede.

Die Welt hat Krieg geführt weit über zwanzig Jahr;
Nunmehr soll Friede seyn, soll werden wie es war.
Sie hat gekriegt um das, o lachenswerthe That!
Was sie, eh sie gekriegt, zuvor besessen hat.

(51) Geschminkte Weiber willige Weiber.

Wiewohl es noch nicht Brauch, daß Wittwen, daß Jungfrauen
Sich auszubieten gehn, sich suchen anzutrauen:
So fragt, will gleich der Mund sich noch in etwas schämen,
Doch Schmuck und Schminke dreist: Ey will mich niemand nehmen?

(52) Hirten.

Was ist das für ein Hirt, der durch Gewalt und List
Zum Theil die Schafe schindt, zum Theil die Schafe frißt?

(53) Auf den Pralin.

Wie dein Kopf, Gelegenheit,
Ist, Pralin, dein Ehrenkleid.

(54) Gesinde.

Sein Gesinde soll man speisen, darf es aber doch nicht mästen,
Soll es brauchen uns zu helfen, soll es brauchen nicht zu Gästen.

(55) Gewalt ist nicht Tapferkeit.

Wenn ihrer Drey gleich Einen schlagen,
So hat Geschlagner nichts zu klagen;
Denn ungeschlagen bleibt itzt keiner,
Und Dreye schlagen mehr als Einer.

(56) Sichere Armuth; elender Reichthum.

Ein Armer hat es gut; er fürchtet selten sehr,
(Dieweil er nichts mehr hat) daß er verliere mehr.
Ein Reicher hat es arg; ist keine Zeit nicht frey,
Daß er nicht morgen schon der allerärmste sey.

(57) Loben.

Thorheit ist es, alles loben; Bosheit ist es, gar nichts preisen:
Mich wird Thorheit schwerlich treffen; Bosheit wird sich eher weisen.

(58) Die Steuer.

Daß mein Buch die theure Gabe
Allen zu gefallen habe,
Glaub ich nicht. Doch glaub ich, allen
Werde folgendes gefallen:
„O es müsse höllisch Feuer
„Fressen die verfluchte Steuer!

(59) Ein Indianischer Brauch.

Wenn ein Indianer freyet, schenket er die erste Nacht
Einem Priester, der zum Segen einen guten Anfang macht.
Blondus freyet eine Jungfer: ob er nun gleich dort nicht wohnt,
Hat sie dennoch ihm ein Pfaffe eingeweihet unbelohnt.

(60) Von der Hulda.

Was man liebt, das braucht man wenig, daß mans lange brauch':
Hulda schonet man zum Nehmen, liebt man sie gleich auch.

(61) Zunder der Hoffart.

Was reizet uns zur Hoffart an? — der Leute Heucheley,
Die alles preisen, was wir thun, es sey gleich wie es sey.

(62) Büchermenge.

Des Bücherschreibens ist kein Ende, ein jeder schreibt mit Haufen! —
Kein Mensch wird weiter Bücher schreiben, wenn nur kein Mensch wird kaufen.

(63) Ein redlicher Mann.

Für einen guten Mann sind alle Zeiten gut,
Weil niemals Böses er und Böses ihm nichts thut;
Er führt durch beides Glück nur immer Einen Muth.

(64) Menschensinnen.

Köpfe haben Dünkel,
Herzen haben Winkel:
Prüfe, was du siehest,
Merke, was du fliehest!

(65) Auf den Thraso.

Thraso geht, wie Herkules, mit der Löwenhaut bedeckt;
Sags nur nicht, ein Hasenbalg ist zum Futter untersteckt.

(66) Wunderwerk der Welt.

Man sagt, und hat gesagt von großen Wunderwerken,
Die wohl zu merken sind, und waren wohl zu merken;
Noch ist ein größers kaum, als daß ein frommer Mann
Bey dieser bösen Zeit, fromm seyn und bleiben kann.

(67) Hofdiener.

Jeder will bey Hofe dienen; dienen will er immer,
Nicht beym Sorgen, nicht beym Dulden; nur im Tafelzimmer.

(68) Lob.

Eines Narren Probe,
Die besteht im Lobe.
Seine Kunst zu weisen,
Schleußt ihn auf das Preisen.

(69) Auf den Stichus.

Stichus hat ein böses Weib, will sich gern vertragen,
Meynt, ihr Grimm werd endlich sich müden von dem Plagen;
Da ihn sonst ein neues Weib werd' aufs neue nagen.

(70) Das Herz auf der Zunge.

Wers Herz auf seiner Zunge führt,
Der muß, wenn er die Zunge rührt,
Sich der Bedachtsamkeit befleißen,
Sonst möcht er ihm das Herz abbeißen.

(71) Kriegesschäden.

Hat Land durch diesen Krieg, hat Stadt mehr ausgestanden?
Schau wo der beste Tisch und größte Schmuck vorhanden.

(72) Hoffnung.

Wer nichts hat, dem ist noch Rath,
Wenn er nur noch Hoffnung hat.

(73) Erkenntniß Seiner.

Der Schatten pflegt zu stehen nach dem die Sonne steht;
Sobald sie scheint, ist niemand der ohne Schatten geht.
Auch ist auf Erden niemand von aller Thorheit frey;
Ein Mensch von klaren Sinnen, der merkt wie groß sie sey.

(74) Durch Mühen, nicht durch Schmeicheln.

Redlich will ich lieber schwitzen,
Als die Heuchlerbank besitzen.
Besser harte Fäuste strecken,
Als von fremdem Schweiße lecken.
Besser was mit Noth erwerben,
Als gut leben, furchtsam sterben.

(75) Auf den Piger.

Piger kann nicht müßig gehen; —
Müßig aber kann er stehen.

(76) Neuerung gefährlich.

Das Böse, wohl gestellt, laß stehen, wie es steht;
Es ist noch ungewiß, obs gut mit Neuem geht.

(77) Freygebige Herrendiener.

Wenn Diener Herren schenken,
So mögen Herren denken,
Daß sich, was auf sie fleußt,
Von ihnen vor ergeußt.

(78) Augen, Ohren, Mund.

Ohr und Auge sind die Fenster, und der Mund die Thür ins Haus:
Sind sie alle wohl verwahret, geht nichts Böses ein und aus.

(79) Verdächtige Sachen.

Ein versöhnter Feind,
Ein erkaufter Freund
Sind zu einer Brücke
Ungeschickte Stücke.

(80) Seelenwanderung.

Daß eine fremde Seel in fremden Körper krieche,
Das glaube wer es will; es sind nicht Bibelsprüche.
Dieß aber ist gewiß, daß itzt ein fremder Leib
Oft fähret auf und in ein fremdes Pferd, Kleid, Weib.

(81) Auf die Prisca.

Deine Schönheit liegt am Laden, gar nicht, Prisca, in der Kiste;
Was man sieht, das ist das Beste, mit dem Innern steht es wüste.

(82) Gewandelte Freundschaft.

Wer die Freundschaft brechen kann,
Fieng sie nie von Herzen an:
Der ward falsch ein Freund genennt,
Wer sich von dem Freunde trennt.

(83) Das Glück ein gemein Weib.

Das Glück ist wie ein Weib, die keinen völlig liebet,
Indem sie sich itzt dem, itzt jenem übergiebet.

(84) Bücher.

Es ist mir meine Lust, bey Todten stets zu leben;
Zu seyn mit denen, die nicht sind, rund um umgeben,
Zu fragen, die ganz taub; zu hören, die nichts sagen;
Und die nichts haben, doch viel pflegen aufzutragen,
Vor andern vorzuziehn. Ich bin auf die beflissen,
Die mir viel Gutes thun, und doch von mir nichts wissen.
Ich halte diese hoch, die nie mich angesehn;
Die manchmal mich im Ernst verhöhnen, schelten, schmähn,
Sind meine besten Freund'; anstatt sie hinzugeben,
So gäb ich alle Welt dahin, und auch das Leben.

(85) Auf den Curvus.

Curvus ist den Lastern gram, nicht aus Tugend, nur aus Neid;
Daß er ihnen nicht mehr dient, schafft nicht Wille, sondern Zeit.

(86) Hoffarth.

Ich nehm ein Quintlein Glück, und kaufe Hofegunst:
Ob dir es so beliebt, nimm einen Centner Kunst:
Die leichte Münze gilt, die schwer ist hier umsonst.

(87) Verliebte.

So viel Händel, so viel Wunder, als verliebte Leute machen,
Wozu dient es? wohin zielt es? — Denke nach, so wirst du lachen.

(88) Austritt der Zunge.

Die Zunge wohnt mit Fleiß in weißem Beingehäge.
Denn dieß ist ihre Gränz, in der sie sich bewege.
Wächst aber wo die Zung, und steiget übern Zaun,
Derselben traue du, ich will ihr nimmer traun.

(89) Der Liebe Blindheit.

Ein Wollsack und ein Kohlensack, da die beysammen stunden,
Da schoß Cupido, und der Pfeil ward in dem schwarzen funden.
Die Lieb ist an die Farbe nicht, dieweil sie blind, gebunden.

(90) Männermangel.

Daß mehr Weiber sind als Männer, macht des Krieges Raserey;
Doch mich dünket, Weiber stunden durch die Buhlschaft Kriege bey.

(91) Ein fauler Knecht.

Wenn selten stiehlt ein Dieb, und nie ein Knecht was thut,
So halt ich den für bös', und jenen mehr für gut.

(92) Auf den Vagus.

Vagus liebet Weiber, Wittwen, Jungfern, Mägde, was es giebt;
Christenlieb ist so geartet, denkt er, daß sie alles liebt.

(93) Freunde.

Freunde die das Glücke macht sind kein rechtes Meisterstücke,
Wenn sie nicht zuvor beschaut und bewährt das Ungelücke.

(94) Auf die Stultina.

Alle sehen ernsthaft aus: dennoch will Stultina lachen? —
Weil sie weiße Zähne hat, sucht sie sich beliebt zu machen.

(95) Die Freyheit.

Wo dieses Freyheit ist, zu thun nach aller Lust,
So sind ein freyes Volk die Säu in ihrem Wust.

(96) Fremde Schutzherren.

Der, der uns für Ketzer hält, sollt' uns kriegen für den Glauben?
Freyheit sollten schützen die, die uns Freyheit helfen rauben?
Ausgang wird zu glauben dir Freyheit was du willst erlauben.

(97) Lust und Unlust.

Ihrer zwey sind, die sich hassen,
Und einander doch nicht lassen:
Wo die Wollust kehret ein,
Wird nicht weit die Unlust seyn.

(98) Der rasende David.*

Wer bey Achis denkt zu leben, wer bey Welt denkt fortzukommen,
Muß bald haben Narrenkappe, Doctorshut bald angenommen.

(99) Der Soldaten gutes Werk.

Buße zeucht dem Kriege nach; wo das Heer nur hingetreten,
Thun die Leute nichts als weinen, nichts als fasten, feyern, beten.

(100) Auf den Simon.

Simon wünschet, daß sein Weib
Eine Moscovitinn wäre,
Wenn er ihr gleich bläut den Leib,
Daß sie sich doch nicht beschwere;
Aber weil sie deutsch gesinnt,
Schaut sie, wie sie sich erwehret,
Wie sie Oberhand gewinnt,
Und mit ihm die Stube kehret.

(101) Trunkenheit.

Es säuft sich voll, für sich, kein unvernünftig Thier. —
O, hätten sie Vernunft, sie tränken auch, wie wir.

(102) Stadtleute und Dorfleute.

Wer sind Bürger? Nur Verzehrer.
Wer sind Bauern? Ihr' Ernährer.
Jene machen Koth aus Brodte,
Diese machen Brodt aus Kothe.
Wie daß denn der Bürger Orden
Höher als der Bauern worden?

* 1 Sam. XXI, 13.

(103) Auf den Faulinus.

Faulinus ist ein Mann, er ist ein rüstig Mann;
Die Arbeit hat er lieb, — wenn andre sie gethan.

(104) Schnecken.

Bruder, komm und iß mit mir; Haus und Wirth soll vor dir stehen.
Doch iß nur den Wirth, das Haus möchte nicht zu Halse gehen.

(105) Weintrauben.

Bruder, komm auf einen Trunk; doch im süßen Bacchusnaß
Thu mir nicht allein Bescheid, thu mir auch Bescheid im Faß.

(106) Friedenshinderniß.

Ey, es wird bald Friede seyn! Freue dich, du deutscher Mann!
Mißvertraun und Eigennutz, ein Paar Wörtlein, stehn nur an.

(107) Tadler.

Wer mich tadelt lässet merken, daß was Gutes an mir sey;
Sonst wär nichts ihm dran gelegen, dürfte keiner Tadeley.

(108) Von meinen Reimen.

Nicht einmal in seinem Buche guter Freunde zu gedenken? —
Weiß ich doch noch selbst nicht eigen, welchen Ruhm man mir wird schenken.

Achtes Buch.

(1) An den Leser.

O Leser, dir steht frey zu richten über mich,
Und andern stehet frey zu richten über dich.
Wie du dein Urtheil nun von andern dir begehrest,
So siehe daß du mir mein Urtheil auch gewährest.

(2) Die Ehre.

Die Ehre kennet keinen Obern; wer ihr zum Nachtheil was gebeut,
Den fürchte nicht, wenn dich dein Leben zum Schutz der Ehre nicht gereut.

(3) Zuversicht auf Menschen.

Wer sein Glück auf Menschen baut, hat es ganz vergessen,
Daß in kurzem diesen Grund Wurm und Schlange fressen.

(4) Von dem Probus.

Probus thu gleich was er thu; nimmer taugt doch, was er thut.
Ist er denn so böser Art? — Nein, sein Richter ist nicht gut.

(5) Eitelkeit.

Nimm weg die Eitelkeit von allen unsern Werken,
Was wird dir übrig seyn und gültig zu vermerken?

(6) Auf den Morus.

Morus hat viel Geld und Gut? Muß dabey doch hungrig fasten? —
Ey! der Teufel, und nicht Er, hat die Schlüssel zu den Kasten.

(7) Leben und Tod.

Der Tag hat große Müh, die Nacht hat süße Ruh:
Das Leben bringt uns Müh, der Tod die Ruhe zu.

(8) Goldkunst.

Aus dem kalten Nordenloche kam der Handgriff Gold zu kochen,
Da die Künstler für ihr Kupfer kamen deutsches Gold zu suchen:
Deutsches Blut, mit deutscher Asche wohl vermischet, konnte machen,
Daß zu Gold den Künstlern wurden Glaube, Treu und alle Sachen.

(9) Gemeinschaft bringt Verachtung, sonderlich Fürsten.

Wo viel Gemeinschaft ist, ist Ansehn nicht gemein;
Wo nicht mehr Ansehn ist, wird schwerlich Folge seyn;
Wo Folge sich verliert, kann Ordnung nicht bestehen;
Wo Ordnung nicht besteht, muß Wohlfahrt untergehen.

(10) Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herumgetrieben;
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst zerrieben.

(11) Christliche Liebe.

Prochus lag in tausend Nöthen,
Die ihn drängten bis aufs Tödten.
Sollte Christenliebe haben,
Sich zu retten, sich zu laben:
Ließ sie hin und wieder suchen,
Weil sie sich itzt sehr verkrochen;

Ließ sie suchen bey Gerichten,
Fand sie aber da mit nichten;
Mußte hören, daß man sagte:
Was das sey, wonach er fragte?

(12) Auf den Honoratus.

Obs recht, obs ehrlich sey, was Honoratus thut,
Daran gedenkt er nicht. Ihm dünket alles gut,
Was gut zum Schmausen ist. Was soll man von ihm sagen?
Er hat das Recht im Maul, er hat die Ehr im Magen.

(13) Auf den Stilpo.

In deines Weibes Almanach steht, Stilpo, allewege:
Trüb, Ungestüm, Platzregen, Sturm, Wind, Hagel, Donnerschläge.

(14) Ehestand.

Wer im Sommer Blumen sammelt; sammelt aber sonst nichts ein,
Ey wovon will der im Winter ruhig, satt und muthig seyn?
Wer beym Freyen bloß auf Zierden, Prangen, Stolz und Großthun denkt,
Was wird der für Tröstung finden, wenn ihn großer Unfall kränkt.

(15) Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

(16) Ists nicht gut, so wirds gut.

Böse Leute mögen trotzen, fromme Christen stille leben:
Schafeswolle kömmt in Himmel, Wolfeslocken nur daneben.

(17) Das Mittel.

Wenn das Beste nicht zu haben, nehme man für gut das Gute;
Auch für lieb, ists nicht ein tapfrer, dennoch mit dem frohen Muthe.
Wem die Flügel nicht gewachsen, kann die Wolken nicht erreichen;
Wem des Adlers Augen fehlen, muß der Sonne Stralen weichen.

(18) Schein der Freyheit.

Die Freyheit ist ein Strick, womit man Freyheit fängt;
Je mehr man sie bedrückt, je mehr man ihrer denkt.

(19) Dankbarkeit gegen die Schweden.

Was werden doch für Dank die Schweden um ihre Kriege haben? —
Wir wünschen, daß Gott ihnen gebe, so viel als sie uns gaben!

(20) Hofleute.

Leute, die bey Hofe dienen, dünken sich, als andre, mehr;
Mich bedünket, der, der dienet, weiche dem, der frey ist, sehr.

(21) Von dem Crispus.

Crispus ist gereist, ist munter, ist gelehrt; — und wird veracht? —
Ey! der neue Musterschneider hat ihm noch kein Kleid gemacht.

(22) Erinnerungen.

Große Herren wollen niemals gern Erinnerung ertragen:
Wie dem Bileam, muß ihnen oft ein Esel Wahrheit sagen.

(23) Auf den Pseudo.

Pseudo leugt so ungemein,
Daß ich ihm nicht glauben kann,
Zeigt er, wenn er leugt, gleich an,
Daß es nichts als Lügen seyn.

(24) Auf den Vulpinus.

Dein Herz ist ein Castell, hat gar viel Außenwerke,
Vulpinus; wer drein kömmt, hat nicht gemeine Stärke;
Wer drein noch kommen wär ist keiner, wie ich merke.

(25) Die Furcht.

Der Tod, vor dem der Mensch so fleucht und so erschrickt,
Währt an ihm selbst so lang, als lang ein Auge blickt.
Des Todes Furcht ist Tod, mehr als der Tod; der Tod
Verkürzt, was ihn vergällt, die Furcht, die schlimmste Noth.

(26) Der Köhlerglaube.

Was die Kirche glauben heißt, soll man glauben ohne Wanken? —
Also darf man weder Geist, weder Sinnen, noch Gedanken.

(27) Wiedervergeltung.

Für Güt nichts Gutes geben, ist keine gute That;
Für Böses Böses geben, ist ein verkehrter Rath;

Für Gutes Böses geben, ist schändliches Beginnen;
Für Gutes Gutes geben, gebühret frommen Sinnen;
Für Böses Gutes geben ist recht und wohl gethan,
Denn daran wird erkennet ein ächter Christenmann.

(28) Lebenssatz.

Viel bedenken, wenig reden, und nicht leichtlich schreiben,
Kan viel Händel, viel Beschwerden, viel Gefahr vertreiben.

(29) Fürstengeschenke.

Fürstengaben sind wie Bäche, stürzen immer gegen Thal;
Treffen so nur, wie sie treffen, ohngefähr und ohne Wahl.

(30) Hand und Finger, ein Vorbild brüderlicher Einigkeit.

Jeder Finger an der Hand
Hat sein Maaß und seinen Stand.
Jeder hilft dem andern ein,
Keiner will sein eigen seyn.
Brüder, die des Blutes Pflicht
Hat in Einen Bund gericht,
Sagt, was wollen die sich zeihn,
Wenn sie eigennützig seyn?
Wenn sie das gemeine Heil
Messen nach dem eignen Theil?
Wenn nur jeder darauf denkt,
Was den andern Bruder kränkt?
Wenn der andre steigen will
Hin auf den, der niederfiel?
Wetten will ich, all ihr Thun
Wird auf Misgriff nur beruhn.

(31) Verstand.

Witz, der nur auf Vortheil gehet, ist nicht Witz, er ist nur Tücke.
Rechter Witz übt nur was redlich, weiß von keinem krummen Stücke.

(32) Friedenskrieg.

Wer durch Waffen überwunden,
Hat noch lange nicht gesiegt:
Friedemachen hat erfunden,
Daß der Sieger unterliegt.

(33) Abwechselung.

Andern gehet auf die Sonne, wenn sie uns geht nieder.
Wenn sie andern niedergehet, kömmt sie zu uns wieder.
Was uns Gott nicht heute schenkte, kann er morgen schicken,
Kann uns, was er heute schickte, morgen auch entrücken.

(34) Hofgunst.

Kein Begehrtes je verwiedern,
Kein Verwiedertes begehren,
Hiedurch pflegt die Gunst der Niedern
Bey den Hohen fortzuwähren.

(35) Herr und Knecht.

Wer andern dient, ist Herr, so fern er fromm sich hält:
Wer andrer Herr ist, dient, wenn er sich sündlich stellt.

(36) Die Gerechtigkeit.

Daß Gerechtigkeit bestehe, muß man Köpfe dazu haben,
Theils die kluge Leute führen, theils der Henker giebt den Raben.

(37) Heuchler.

Wer nicht höret, hat nicht Heuchler: wer die Heuchler denkt zu hassen,
Mag zwar ihnen Thor und Thüre, nur nicht Ohren offen lassen.

(38) Von einer Wittwe.

Eine Wittwe gieng zur Trau; nahm itzt ihren vierten Mann.
Als die Zeit zum Schlafengehn auch nun endlich kam heran,
Sprach sie: ach ich armes Kind! hätt ich dieses eh bedacht,
Niemand, niemand hätte mich mehr zu diesem Schritt gebracht!
Doch sie gieng, war gar getrost; und das Kind, das sie gebar
Kaum in zwanzig Wochen drauf, wies wie sie vergeßlich war.

(39) Eine Gasterey.

Man lud mich jüngst zu Gaste: der Magen gieng mit mir;
Doch war er mir nichts nütze, den Milz bedurft ich hier.

(40) Die Gicht.

Wer sich üben will im Fühlen,
Mag mit Gicht ein wenig spielen.

(41) Angezogene Schrift.

Wenn der Hausherr, wann die Diebe kommen wollten, eigen wüßte;
Würd er wachen: sagt ein Priester, als der Bischof ihn begrüßte.

(42) Freyheit.

Wer seinem Willen lebt, lebt ohne Zweifel wohl;
Doch dann erst, wenn er will nicht anders, als er soll.

(43) Ueberfluß.

Der Ueberfluß hat keinen Feind, der ärger ist, als er:
In kurzem führt er über sich den Mangel selber her.

(44) Abfall.

Es ist ein Wunderding: wer zehn, wer zwanzig Jahr,
Und länger, nicht gewußt, was rechter Glaube war,
Wenn der vom ersten tritt, und nimmt den andern an,
Daß der bald alles weiß, und andre lehren kann!
Mich dünkt, Gunst, Ehre, Macht, Gemach und gute Bissen
Die stärkten ihm das Hirn; — nicht aber das Gewissen.

(45) Auf den Udus.

Udus säuft den ganzen Tag. Wird er drüber wo besprochen,
Spricht er: einen halben Tag hab ich mich am Durst gerochen,
Und den andern halben Tag sauf ich darum wieder an,
Weil mich leicht der böse Durst tückisch überfallen kann.

(46) Jungfern.

Gute Bißlein bleiben selten in der Schüssel liegen:
Jungfern bleiben selten sitzen, wenn sie nur was tügen.

(47) Die Armuth.

Die Armuth ist mit dem insonderheit begabt,
Daß sie, wohin sie kömmt, hat, was sie hat gehabt.

(48) Jungfrauschaft.

Ein glühend Eisen in der Hand,
Ein unverletzter Jungfernstand,
Ist leichtlich nicht zu tragen allen:
Man lässet beides gerne fallen.

(49) Ergetzlichkeit.

Ey wie Schad ists um die Zeit, die mit Reimen ich verspiele! —
Uebler aber reimte sichs, wenn mit Nichsthun sie verfiele.
Eine Ruh für Leib und Sinn läßt man einem jeden zu.
Jeder ruhe, wie er will; ich beruh in dieser Ruh.

(50) Die lateinische Sprache.

Latein hat keinen Sitz noch Land, wie andre Zungen. —
Ihm ist die Bürgerschaft durch alle Welt gelungen.

(51) Lohn und Strafe.

Besser, Gutes nicht belohnen,
Als des Bösen wo verschonen.

(52) Lob und Schande.

Wen nicht zum Guten zeucht das Preisen,
Treibt nicht vom Bösen das Verweisen.

(53) Auf den trunkenen Veit.

Man warf den Veit die Trepp hinab: Veit schickte sich darein,
Sprach: Hätt es nicht ein Mensch gethan, so hätts gethan der Wein.

(54) Beute aus dem deutschen Kriege.

Was gab der deutsche Krieg für Beute?
Viel Grafen, Herren, Edelleute.
Das deutsche Blut ist edler worden
Durch den geschwächten Bauerorden.

(55) Ein Fürstenrath.

Wer ist, der seinen Rath dem Herren redlich giebt?
Der, den sein Fürst? — Nein der, der seinen Fürsten liebt.

(56) Worte.

Man giebt den Weibern Schuld, daß ihre Worte leichter,
Als leichte Blätter sind: daß ihre Sinnen seichter,
Als Regenbäche sind. — O Männer könnens auch!
Viel Worte, wenig Herz ist ihr gemeiner Brauch.

(57) Das Glück.

Unglück herrschet so die Welt, daß man auch sein Toben,
Daß es noch nicht ärger ist, muß mit Danke loben.

(58) Vergessen.

Schweigen ist nicht jedem leicht. Doch ists leichter noch, verschweigen
Als vergessen solche Dinge, die uns zu Gemüthe steigen.

(59) Auf die Silvula.

Man vergleicht dich einer Lilge, Silvula: Ich laß es seyn! —
Nur die gelbe, nicht die weiße, bilde dir hierunter ein.

(60) Auf die Ardella.

Alles was Ardella thut, thut sie, weil es Ruhm gewähret;
Doch je mehr sie Rühmens macht, desto mehr sie Ruhm entbehret.

(61) Vergnüglichkeit.

Seines Lebens und der Welt kann am besten der genießen,
Der das Große dieser Welt nicht mag kennen, nicht mag wissen.

(62) Ein Lobsprecher.

Wer andre loben will, muß selbsten löblich seyn,
Sonst trifft das Loben leicht mit Schänden überein.

(63) Amt einer Ehefrau.

Herrschen nicht, und auch nicht dienen, freundlich, hülflich, tröstlich seyn,
Dieses ziemet sich den Weibern, ist ihr Amt und Ruhm allein.

(64) Bildnisse.

Große Herren geben Bildniß wohlgeprägt nach allem Leben,
Wenn sie ihre Hofemägde manchmal ihren Dienern geben.

(65) Auf die Anna.

Anna hat die Jungferschaft für den Ehestand erkiest,
Weil sie keiner, auch geschenkt, anzunehmen Willens ist.

(66) Die deutsche Sprache.

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen:
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

(67) Liebe zur Kunst.

Wer Lust zu lernen hat dem mangelt immer was:
Itzt will er wissen dieß, itzt will er wissen das.

(68) Ein böser Zahler.

Der mir funfzig Gülden soll, waget zwanzig Gülden dran,
Daß er meine Zahlung nur länger noch verzögern kann.
Seht doch, wie er auf Gewinn sich versteht, der schlaue Mann!

(69) Nehmen.

Wenn das Weib ihr einen Mann, wenn der Mann ein Weib ihm nahm,
Weil sie beide Nehmer sind, wer denn ists, der was bekam?
Ey das Weib! denn die empfänget, träget Bürden ohne Scheu,
Leget ab, und kommet wieder, holet mehr, und trägt aufs neu.

(70) Auf die Blinca.

Blinca kann die Malerkunst, hat sich selbst gemalet;
Und ihr Bild das bleibt ihr doch, obs gleich mancher zahlet.

(71) Auf den Pravus.

Sicher wäre zwar bey Juden Pravus, denn er ist ein Schwein;
Weil er aber auch ein Ochse, würd er doch nicht sicher seyn.

(72) Die eiserne und goldene Zeit.

Die Zeit ist eisern bey dem Volke, die Zeit ist golden bey Gerichten:
Das was der schwere Pflug erpflüget, geht alles auf Gehorsamspflichten.

(73) Auf den Runcus, einen beliebten Hofmann.

Runcus ist recht eckigt grob:
Hat doch lauter Lieb und Lob.
Recht! es müssen starke Gaben
Keine schwache Liebe haben.

(74) Ein verdächtiger Richter.

Ist ein Esel zu erstreiten: ey so suche dir zur Hand
Einen Richter, der nicht selber diesem Esel anverwandt.

(75) Schminke.

Wenn sich Weiber schminken,
Ist es als ein Winken,

Daß man aufgenommen,
Wolle man ja kommen.

(76) Von dem Cajus.

Cajus hat ein zierlich Weib. Schade nur, es geht die Sage,
Daß sie jede Woch im Jahr feyre sieben Feyertage!

(77) Liebhabende.

Ein Kranker hat nicht Witz, der seine Krankheit liebt:
Ein Buhler raset so, der sich der Lieb ergiebt.

(78) Güter.

Daß man ohne Sorge lebe, sorgt man stets um Gut und Geld,
Das doch den, der es ersorget, immerdar in Sorgen hält.

(79) Amt der Obrigkeit.

Wie kömmt es, da sie säugen sollen,
Daß Obrigkeiten saugen wollen?

(80) Zorn.

Wo Zorn nimmt Ueberhand, da steigt ein Nebel auf,
Der den Verstand verblendt und wehrt ihm seinen Lauf.

(81) Von dem Machiavell.

Mancher schilt auf diesen Mann, folget ihm doch heimlich nach:
Giebt ihm um die Lehre nicht, giebt ihm um die Oeffnung Schmach.

(82) Kunst und Geschicke.

Wissenschaft und Höflichkeit paaren sich nicht immer:
Oefters ist ein hölzern Haus, wo ein goldnes Zimmer.

(83) Ein Hofmann.

Wer redlich ist im Herzen und mit dem Munde frey,
Der wisse, daß bey Hofe er nicht behäglich sey.
Wie man ihm vorgesaget, so sagt der Papagey:
Wer gelten will bey Hofe, der trete diesem bey.

(84) Die Poeten.

Ueber seinen Schatten springen,
Kann dem Leichtsten nicht gelingen:

Dichtern aber kanns gelingen,
Ueber ihren Tod zu springen.

(85) Auf die Vanula.

Vanula will einen Schönen, Edeln, Tapfern, Klugen, Reichen,
Wohlgereisten, Wohlbesprachten, Wohlgewachsnen ohne Gleichen:
Nun der Wunsch kömmt zum Gewähren, fällt viel ab von diesem Willen,
Und den Mangel aller Stücke muß allein — die Thorheit füllen.

(86) Ein reicher Geitzhals.

Verres ist ein lastbar Esel, nicht ein reicher Mann;
Denn nur bloß zum Säcketragen nahm das Glück ihn an.

(87) Der wohlthätige Gott.

Gott macht Gutes, Böses wir:
Er braut Wein, wir aber Bier.

(88) Die gastfreyen Schlesier.

Weiland waren wir bekannt, daß wir rühmlich gastfrey waren;
Wie denn? daß wir diesen Ruhm und Gebrauch itzt schimpflich sparen? —
Gäste haben Haus und Wirth ganz vertilgt bey diesen Jahren.

(89) Auf den Fungus.

Fungus Maul ist eine Mühle, die gar gäng in ihrem Lauf;
Mahlet Witz kaum eine Handvoll, schüttet Wort ein Malter auf.

(90) Auf die Jungfer Lusthold.

Laternen trägt man auf den Gassen, im Hause braucht man sie nicht sehr:
Bey Leuten ist Lustolda züchtig, im Winkel fragt sie nichts nach Ehr.

(91) Braut und Bräutigam.

Für die Jungferschaft der Braut gab ein Bräutgam seine:
Sie, wie er drauf inne ward, hatte selber keine.
Daß er nicht im Handel möcht übervortheilt seyn,
Gab sie ihm die Mutterschaft morgens oben drein.

(92) Von der Casca.

Wie daß ihr doch, daß Casca starb, die Schuld dem Arzte gebt!
Sie hat sich durch so lange Zeit zu Tode selbst gelebt.

(93) Die Saat der Wahrheit.

Wer bey Hofe Wahrheit säet, erndtet meistens Misgunst ein:
Wächst ihm etwas zu von Gnade, wirft der Schmeichler Feuer drein.

(94) Menschenliebe.

Gott sollst du mehr als dich, wie dich, den Nächsten lieben;
Wenn Eine Liebe bleibt, so sind sie beide blieben:
Denn Gott und Nächsten knüpft ein unauflöslich Band;
Wer sich hier trennen will, der hat sich dort getrannt.

(95) Die Begierden.

Solche Räthe, die sich kleiden in des Fürsten Kleid und Zierden,
Leiden selten andre Räthe. — Welche sind es? — Die Begierden.

(96) Friede und Krieg.

Ein Krieg ist köstlich gut, der auf den Frieden bringt;
Ein Fried ist schändlich arg, der neues Kriegen bringt.

(97) Hofregel.

Non mihi sit servus medicus, propheta, sacerdos.

Fürsten wollen keinen Diener, der da will, daß Trank und Essen
Sey nach Ordnung und Vermögen eingetheilt und abgemessen.
Fürsten wollen keinen Diener, der da will zuvor verkünden,
Was auf ihr verkehrtes Wesen für Verderben sich wird finden.
Fürsten wollen keinen Diener, der da will, daß ihr Gewissen
Sich von allen Uebelthaten kehren soll zu ernstem Büßen.

(98) Auf den Klepax.

Klepax, der so manches Thier in den Magen hat begraben,
Hat nun auch ein warmes Grab inner einem frommen Raben.

(99) Doppelter Samson.

Weil Onander Eselsbacken einen mehr als Samson trägt,
Hört man, daß zwey tausend Maden er bey Einem Käse schlägt.

(100) Der weichende Krieg.

Mars macht es gar zu arg, Mars tobt itzt gar zu sehr.
Der Teufel, wenn er weicht, stinkt, sagt man, desto mehr.

(101) Auf die Birna eine gemeine Wittwe.

Birna, der der Mann gestorben, klaget itzt, sie sey Niemandes;
Falls mit ihr gedienet wäre, will sie seyn des ganzen Landes.

(102) Wiedergebrachte Jungferschaft.

Der die Jungferschaft benommen,
Kann sie wiederum bekommen,
Wenn es ihr vielleicht gelingt,
Daß sie eine Tochter bringt.

(103) David durch Michal verborgen.

Die Michal legt ein Bild ins Bett, an Davids Statt,
Und dann zu seinem Haupt ein Fell von einer Ziegen:
Will mancher, wie ein Bild, im Bette stille liegen,
Giebt man ihm insgemein ein Fell das Hörner hat.

(104) Wein.

Guter Wein verderbt den Beutel, böser schadet sehr dem Magen;
Besser aber ists, den Beutel als den guten Magen plagen.

(105) Nürnbergische Unterhandlung.

Was zu Nürnberg wird gehandelt
Wird gewiß was Gutes seyn;
Denn gut Ding darf gute Weile.
Wo es sich zum ärgsten wandelt,
Und mit Hoffnung nicht trifft ein,
Gebe niemand Schuld der Eile.

(106) Weisheitliebende.

Die in Sachen, die, wer weiß wo und was sind, witzig sind,
Diese sind in denen Sachen, die vor Augen, oft ein Kind.

(107) Auf den Arkas.

Arkas ruft viel Hochzeitgäste. — Woher hat er Geld genommen? —
O! es sollen nicht die Gäste, die Geschenke sollen kommen.

(108) Nichts neues unter der Sonne.*

Wie jetzt die Zeiten sind, so waren vor die Zeiten:
Denn Salomon sah auch auf Pferden Knechte reiten,

* Pred. Sal. X, 7, 8. Ich sahe Knechte auf Rossen, und Fürsten zu Fuße gehn, wie Knechte. Aber wer eine Grube macht, wird selbst drein fallen, u. s. w.

Hingegen Fürstenvolk zu Fuß wie Knechte gehen.
Die Grube fehlt nur noch. — Auch die wird man bald sehen.

(109) Die Verleumdung.

Wenn uns die Verleumdung schlägt,
Heilen gleich zuletzt die Wunden,
Wird, wie viel man Pflaster legt,
Immer doch die Narbe funden.

(110) Die gute Sache.

Ist jede Sache falsch, die etwan übel gieng:
Ist Christus Sache falsch, die ihn ans Kreuze hieng.

(111) Beschenkungen.

Wer durch Gaben bey dem Richter denkt zu helfen seinen Sachen,
Suche lieber durch das Schenken aus dem Feinde Freund zu machen.

(112) Auf den Mopsus.

Mopsus hat ein grob Verständniß, meynt es sey ihm trefflich nütz;
Denn was tölpisch dauert lange; stumpf wird leichtlich, was zu spitz.

(113) Auf den Nepos.

Nepos geht in großem Kummer, aber nur bis an das Knie;
Weiter läßt er ihn nicht dringen, bis zum Herzen kömmt er nie.

(114) Von meinen Reimen.

Sind meine Reime richtig?
Sind meine Worte wichtig? —
Nur daß nicht beide nichtig;
Sonst sind sie gar nicht tüchtig.

Neuntes Buch.

(1) Von meinen Reimen.

Ich weiß wohl, daß man glaubt, daß einer gerne thu,
Das was er gerne sagt; allein es trifft nicht zu.
Die Welt ist umgewandt: ich kenne manchen Mann,
An Worten ist er Mönch, an Thaten ist er Hahn.
Mein Reim ist manchmal frech, die Sinnen sind es nicht:
Der eine Zeug ist Gott, der andre das Gerücht.
Ich höhne Laster aus, ich schimpfe böse Zeit,
Denn die macht großes Werk von großer Ueppigkeit.

(2) Bilder.

Bey Bildern niederknien, das gelte wo es gilt,
So gilt es da und dort doch vor ein Frauenbild.

(3) Edelstein und Perlen.

Was macht die edlen Stein und klaren Perlen werth?
Ihr Werth nicht, sondern das, daß man sie so begehrt.

(4) Schönheit.

Die Schönheit ist der Schirm, dahinter Falschheit steckt;
Ist Liebe gar zu blind, wird Falschheit nicht entdeckt.

(5) Urtheil des Mopsus.

Egla war von blöden Augen, Phyllis war von stumpfen Ohren,
Nisa war von schwerer Zunge, jede war also geboren.
Sonsten hatte Zier und Zucht unter ihnen gleichen Krieg,
Sonsten hatte Zier und Zucht unter ihnen gleichen Sieg.
Mopsus sollt' ein Urtheil fällen ihrer drey Gebrechen wegen,
Sprach: ist Fühlen nur bey allen, ist am andern nichts gelegen.

(6) Fische sind nicht Fleisch.

Seinen Weg hat alles Fleisch in der ersten Welt verderbt:
Drum hat durch den Sündenfluß Gott gar recht das Fleisch gesterbt;
Nur die Fische blieben leben. Müssen also billig schließen,
Wer im Fasten Fische speiset, könne ja nicht Fleisch genießen.

(7) Hofwerth.

Bey Hof ist mehr ein Pferd,
Als oft ein Diener werth:
Manch Diener kömmt gelaufen;
Die Pferde muß man kaufen.

(8) Auf den Simon.

Simon ist im Feld ein Mann: wie daß er im Hause nicht
Einen Rock bezwingen kann, wie er einen Harnisch bricht?

(9) Auf die Gallicana.

Du bist der Baum im Paradiese: wer deine Frucht geschmeckt,
Hat nicht allein sich selbst verderbet, hat andre auch befleckt.

(10) Auf den Pseudo.

Wenn die Wahrheit sonst nur wollte, könnte Pseudo sie wohl freyn;
Denn sie ist ihm zugesippet gar mit keinem Stammesreihn.

(11) Großer Herren Unrecht.

Das Unrecht pflegen Große mit Unrecht zu ersetzen,
Weil sie dazu noch hassen die, die sie vor verletzen.

(12) Vermummte Jugend.

Manches Laster thut so viel, als die Jugend manchmal thut.
Wer die Münze nicht recht kennt, dem ist jeder Groschen gut.

(13) Erinnerungen.

Zu Citronen darf man Zucker: weisen mag man, nicht verweisen;
Und bey Fürsten soll man Böses dulden, aber Gutes preisen.

(14) Lügen.

Wer sein Kleid mit Lügen flickt, der befindet doch,
Ob er immer flickt und flickt, da und dort ein Loch.

(15) Auf den Ronchus.

Ronchus ist alleine klug; Klugheit bleibt ihm auch alleine:
Denn es sucht und holt bey ihm nun und nimmer keiner keine.

(16) Auf die Pudibunda.

Pudibunda, wie sie spricht,
Ehret hoch des Tages Licht.
Wer mit ihres Leibes Gaben
Noch vor Nacht sich will erlaben,
Muß sich mühen, daß er macht,
Wenn es Mittag, Mitternacht.
Kann er sonst nicht Rath erfinden,
Muß er ihr das Haupt verbinden.
Manchem kömmt es, ders geneußt,
Daß sie selbst die Augen schleußt.

(17) Auf den Altus.

Altus ist ein tapfrer Mann, dessen Gleichen man kaum fände;
Tapfrer wär er, wenn er nicht, daß er tapfer, selbst gestände.

(18) Herrendiener.

Fürsten werden unverhohlen,
Mehr als Niedere, bestohlen.
Großes Brodt giebt große Bissen,
Und von viel ist viel zu missen.
Großes Holz giebt große Späne;
Ochs wetzt mehr als Schaf die Zähne.

(19) Die Nothwendigkeit.

Noth ist unser sechster Sinn, hat im Augenblick erfunden,
Wo zuvor die andern fünf in Gedanken stille stunden.

(20) Auf den Claudius.

Claudius ist lauter Maul, Claudius ist lauter Zahn;
Alle Sachen schwatzt er aus, jedem henkt er etwas an.

(21) Auf die Flora.

Flora hat zwar wohl die Blüth ihrer Jungferschaft verloren:
Was ists mehr? Wird nicht die Frucht, spricht sie, vor der Blüth erkoren?

(22) Die Rache.

Zugedachte Rach ist süße, sie erwecket Freud in Leid;
Ausgeübte Rach ist bitter, macht aus Freude Traurigkeit.

(23) Diebstal.

Daß man Einen Dieb beschenkt,
Daß man einen andern henkt,
Ist gelegen an der Art,
Drinn ein jeder Meister ward.

(24) Auf die Pua.

Pua pflegt von frommen Sinnen, Zucht und Keuschheit viel zu sagen;
Niemand hat um guten Willen sie nur jemals wollen fragen.

(25) Fliegen.

Einem träumt' er könnte fliegen. Morgens stieg er auf die Bank,
Streckte von sich beide Hände, flog so breit er war und lang.
Wahrlich er wär tief geflogen, hätts der Boden nicht gethan,
Der empfieng aus Maul und Nase sein Geblüt und manchen Zahn.

(26) Huren.

Wer sich selbsten liebt und acht, lasse Hurenliebe fahren;
Huren geben immerdar für gut Geld gar faule Waaren.

(27) Vernünftige Unvernunft.

Menschen sind Thiere, vernünftige Thiere;
Aber nicht alle, so viel ich verspühre:
Hohe sind Löwen, und wollen sich füllen,
Machen Gesetze nach Kräften und Willen;
Edle sind Hunde, verpflichtet den Lüsten;
Krieger sind Wölfe, zum rauben und wüsten;
Bürger sind Füchse, zum schmeicheln und schmiegen,
Vortheln, berücken, finanzen und lügen;
Buhler sind Affen, zu tollen Geberden;
Bauern sind Esel, zu lauter Beschwerden.

(28) Fürstenregiment und Pöbelregiment.

Bey gutem Fürstenregiment ist mehr der Bürger frey,
Als bey des leichten Pöbelvolks verwirrter Policey,
Die stets nach blindem Willen geht, übt freche Tyranney.

(29) Spielende Würde.

Mancher kann durch Fleiß und Schweiß dennoch nicht zu Ehren kommen;
Mancher wird in Schimpf und Scherz auf die Oberbank genommen.

(30) Eine Hure zum Weibe nehmen.

Vagus nimmt ihm itzt zu eigen, was vor sein und andrer war;
Wer Gemeines Eigen machet stiftet Hader und Gefahr.

(31) Degen und Feder.

Kühne Faust und blanker Degen
Können Würd und Ruhm erregen;
Ruhm und Würde muß sich legen,
Stützet Feder nicht den Degen.

(32) Erfahrung.

Wer hinterm Ofen her will von der Kälte schliessen,
Wer aus dem Keller will viel von der Hitze wissen,
Wer eines Dinges Art nie recht erfahren hat,

Will aber ordnen dran, will geben Rath und That,
Dem kömmt die Schande früh, die Reue viel zu spat.

(33) Auf die Alba.

Du, Alba, bist so zart, so klar, so rein, so weiß;
Doch deine Weiße fleckt, und darf sehr großen Fleiß.

(34) Lang und kurz.

Langer höhnte Kleinern; diesem sagte Kleiner:
Da ich ward gezeuget war dabey nur Einer.

(35) Auf den Nothus.

Nothus ist mit Rath gezeugt, ist gezeugt nicht ohngefähr;
Ihrer neune waren da, gaben Rath und Beyschub her.

(36) Auf den Adamus.

Erster Adam konnte nennen jedes Ding nach Eigenschaft;
Dieser nennet seine Söhne, Söhne die von Andrer Kraft.

(37) Menschliche Thorheit.

Jedem klebet Thorheit an;
Dieser ist am besten dran,
Der fein kurz sie fassen kann.

(38) Der Poetenbrunnen.

Poeten sagen viel von ihrem Brunngewässer:
Das Wasser ist der Wein, der Brunnen sind die Fässer.

(39) Auf den Pätus.

Pätus ließ ihm neulich taufen einen lieben jungen Erben;
Diesen wollt' er in der Kindheit handeln lernen und erwerben:
Aufzubringen erste Schanze, (heilig Geld muß wohl gerathen!)
Bat er funfzig, ihm Gevattern, seinem Kinde, treue Pathen.

(40) Streithändel.

Händel sind wie Fischerreusen: leichtlich kömmt man drein,
Leichtlich sich heraus zu wickeln kann so bald nicht seyn.

(41) Verleumder.

Mein Urtheil, das mir fällt,
Das kostet nimmer Geld;

Weil solches, unbehellt,
Mein Richter mir bestellt.

(42) Gesundheit.

Wird ein kranker Mensch gesund, ist Gesundheit Gottes Gabe,
Und dem Arzte kömmt nur zu, daß er für die Müh was habe.

(43) Ein frommer Edelmann.

Mag denn auch ein Rittersmann
Redlich, fromm und ehrbar seyn?
Dünkt mich doch, es steht schlecht an,
Giebt auch einen feigen Schein.
Ein Bericht ist noth, ob der,
Der zum Rittersmann gemacht,
Bloß gehört ins Teufels Heer?
Dann ist alles ausgemacht.

(44) Auf den Pravus.

Was Pravus lehrt, das lernt er nicht, lebt arg, und lehret gut;
Ruft hin, wohin er selbst nicht kömmt, thut was die Glocke thut.

(45) Meine Herren.

Zu dienen zweyen Herren ist schwer; ich diene dreyen,
Und darf mich doch bey keinem der Redlichkeit verzeyhen.
Gott dien ich mit dem **Herzen** nach meinem besten Können,
Dem **Fürsten** mit dem **Kopfe** nach meinen besten Sinnen,
Dem **Nächsten** mit den **Händen** durch Hülf aus gutem Willen.
Kann hoffentlich bey allen so meine Pflicht erfüllen.

(46) Tugend und Laster.

Wenn gar kein Laster wär, wär keine Tugend nicht;
Denn tugendhaft ist der, der wider Laster ficht.

(47) Verachtung der Welt.

Hin über das Gewölke steiget der Reiger, daß er nicht beregne:
Wer Dunst der Eitelkeit nicht liebet, macht, daß kein Unfall ihm begegne.

(48) Rathschläge.

Einem Fürsten ist gut rathen, der des Rathes Schluß und Rath
Für sich selbsten kann ermessen, ob er Grund und Glauben hat.

(49) Das Hausleben.

Ist Glücke was und wo, so halt ich mir für Glücke,
Daß ich mein eigen bin; daß ich kein dienstbar Ohr
Um wegverkaufte Pflicht darf recken hoch empor
Und horchen auf Befehl. Daß mich der Neid berücke,
Deß bin ich sorgenlos; Die schmale Stürzebrücke,
Worauf man zeugt nach Gunst, die bringt mir nicht Gefahr.
Ich stehe wo ich steh, und bleibe wo ich war.
Der Ehre scheinlich Gift, des Hofes Meisterstücke
Was gehen die mich an? Gut, daß mir das Vergnügen
Für große Würde gilt. Mir ist mehr sanft und wohl,
Als dem der Wanst zerschwillt, dieweil er Hoffartvoll.
Wer sich nicht biegen kann, bleibt, wann er fället, liegen.
Nach Purpur tracht ich nicht; ich nehme gern dafür,
Wenn ich Gott leben kann, dem Nächsten, und auch mir.

(50) Ein böses Weib.

Ein böses Weib ist eine Waar, die sagen wird und sagte,
Was für ein Narr der Käufer war, der sie zu nehmen wagte.

(51) Religion.

Was geht es Menschen an, was mein Gewissen gläubet,
Wenn sonst nur christlich Ding mein Lauf mit ihnen treibet?
Gott gläub ich, was ich gläub; ich gläub es Menschen nicht.
Was richtet denn der Mensch, was Gott alleine richt?

(52) Verleumdung.

Wenn man eine Wunde haut, sieht man eher Blut als Wunde:
Ungunst merkt man bald bey Hof, aber nicht aus was für Grunde.

(53) Plauderey.

Wo kein Brunn, da kanns nicht fließen:
Wer viel redet, muß viel wissen.
Veit sagt viel, weiß nichts; er flicke,
Dünkt mich, Lügen vor die Lücke.

(54) Auf den Siccus.

Siccus ist ein Todtengräber, der das Geld mit Erde deckt,
Und sein Sohn ein Tausendkünstler, der die Todten auferweckt.

(55) Weibsvolk.

Daß ein ganzes Meer der Lust von den Weibern auf uns rinnt,
Glaub ich gern; doch glaub ich auch, daß viel Wunder drinnen sind.

(56) Gelehrte Schriften.

Wer verlachet dich, Papier?
Paart sich kluge Hand mit dir,
Wird der Marmor nicht bestehn,
Werden Zedern eh vergehn,
Hat das Eisen nicht Bestand,
Dauert nicht der Diamant;
Eher wirst du nicht gefällt,
Bis mit dir verbrennt die Welt.

(57) Mäßigkeit.

Wer mäßig leben kann und wer ihm läßt genügen,
Wird leichtlich, wird man sehn, zu keinem Schmeichler tügen.

(58) Jungfrauen.

Venus war gefährlich krank: schickte hin den kleinen Schützen,
Daß er sollte Jungfernhaut mit dem goldnen Pfeile ritzen,
Weil sie Jungfernblut bedurfte. Zwar der Knabe schoß gewiß,
Gleichwohl merkt er, wo er hintraf, daß kein Blut sich sehen ließ;
Flog betrübt zur Mutter hin, wollte drüber sich beschweren;
Bis er hörte, daß durch Krieg auch die Jungfern feste wären.

(59) Auf die Florida.

Florida, dieweil sie schön, meynet sie, ein einzler Mann
Sey nicht ihrer Schönheit werth; beut der ganzen Welt sich an.

(60) Auf den Crispus.

Crispus meynt, wer in der Jugend ausgenarrt, sey klug bey Jahren;
Crispus, meyn ich, sey noch immer jung an Witz und alt an Haaren.

(61) Lustfreunde.

Den beweinen wir am meisten, wenn er sich von dannen macht,
Der am meisten, weil er lebte, mitgescherzt und mitgelacht.

(62) Auf die Thais.

Thais wünscht gestreckt zu seyn unter Erde von drey Ellen. —
Was für Erd? Ein Mensch, ein Mann läßt sich auch für Erde zählen.

(63) Bücher.

Böse Bücher tügen auch, guten zu der Gegenprobe:
Finstres macht, daß Jedermann desto mehr das Lichte lobe.

(64) Des Frauenzimmers Vogelfang.

Der **Herd**, drauf Frauenvolk ihr Vogelwildbret fangen,
Ist ihr gerader Leib, Stirn, Augen, Mund und Wangen;
Die **Locker** sind die Wort'; und Küssen, süßes Blicken,
Sind **Körnung**; Arme sind das **Netze** zum Berücken.

(65) Allgemeine Arzeney.

Moses gab so viel Gesetze niemals als die Aerzte geben
Dem der gern gesund will bleiben und auch gern will lange leben.
Schweiß und Maaß in deinem Thun, und die Gottesfurcht dabey,
Die erhalten lange frisch: halte dich an diese drey.

(66) Das Glück.

Das Glück erhebt und stürzt die Bürger dieser Welt. —
O Glücke thut es nicht! Nach dem sich jeder stellt,
Nach dem stellt sich das Glück. Ein Sinn dem stets gefällt,
Was Gott gefällt, steht stets; weil Zuversicht ihn hält.

(67) Die Liebe.

Wer in der Liebe lebt, ist bey Vernunft doch toll;
Wer in der Liebe lebt, ist nüchtern dennoch voll.

(68) Braut und Bräutigam.

Unter andern ist auch dieß, das von Gottes Zorn uns lehret,
Wenn man etwan nicht gar viel Braut und Bräutgams Stimme höret!
An Personen mangelts nicht, an der Stimme mangelts itzt,
Weil das Brautvolk unsrer Zeit gerne still im Winkel sitzt.

(69) Samson.

Der sich des Löwen konnt' erwehren,
Läßt durch ein Weib sich kahl bescheeren?

(70) Auf ein Zweifelkind.

Du seyst dem Vater gleich? Der Vater saget: nein! —
Die Mutter saget: ja! Der Mutter stimm ich ein.

(71) Galgenstrafen.

Am Galgen und am Strang erworgen, ist nicht ehrlich. —
O ehrlich oder nicht; allein es ist gefährlich!

(72) Der Plautinische Tellerlecker.

Meine Mutter war der Hunger; seit sie mich aus sich geboren,
Hat sie sich bey keinem Tage noch zur Zeit aus mir verloren.
Zwar zehn Monath trug sie mich und zehn Jahre trag ich sie,
Keines hat für diese Last anderm noch gedanket ie.
Ich war klein, da sie mich trug; sie ist mächtig groß zu tragen;
Drum entstunden ihr gar kleine, mir gar große Kindesplagen.
Ich auch fühle fort und fort große Schmerzen, große Wehn,
Auch vermerk ich, sie wird nicht so geschwinde von mir gehn.

(73) Versuchen.

Wer hoch zu steigen denket, gesetzt er kömmt nicht auf die Spitze,
Kömmt doch durch Steigen weiter, als blieb er still auf seinem Sitze.

(74) Glauben.

Luthrisch, päbstisch, und calvinisch, diese Glauben alle drey
Sind vorhanden; doch ist Zweifel wo das Christenthum denn sey?

(75) Beruf.

Die Person, die ich itzt führe auf dem Schauplatz dieser Welt,
Will ich nach Vermögen führen, weil sie mir so zugestellt,
Denn ich hab sie nie gesucht; wird was anders mir gegeben,
Will ich nach des Schöpfers Ruf, nicht nach meinen Lüsten, leben.

(76) Bleichheit.

Der ist nicht alleine bleich,
Wer nicht satt ist und nicht reich;
Großes Gut und stetes Prassen
Macht vielmehr die Leute blassen.

(77) Freund und Feind.

Ein Freund, der nie mir hilft, ein Feind, der nichts mir thut,
Sind beid' aus einer Zunft; sie sind gleich schlimm, gleich gut.

(78) Gnädig und gestrenge.

Fürsten nennet man genädig, Räthe nennet man gestrenge;
Jene meynen, daß nur diese, ihrer keiner, Leute dränge.

(79) Jungfernmord.

Gestern war ein Freudenfest; drauf ward in der späten Nacht,
Eh es jemand hat gesehn, eine Jungfer umgebracht.
Einer ist, der sie vermuthlich (alle sagens) hat ertödtet,
Denn so oft er sie berühret, hat die Leiche sich erröthet.

(80) Eine Graskrone.

Der sein Vaterland errettet diesen krönte Rom mit Gras.
Blieb' uns doch so viel von Grünem, daß man wo zum Kranze was
Nur für die zusammenläse, die das deutsche Vaterland
(Ließen sie gleich nichts darinnen) dennoch ließen, daß es stand.

(81) Hofdiener.

Treue Diener sind bey Hofe nach dem Tode bald vergessen. —
O sie werden schlecht geachtet, wenn sie gleich noch da gesessen.

(82) Auf den Cacus.

Cacus war ein junger Schelm, ist ein alter frommer Mann;
Daß er anders ist, als war, macht, daß er itzt nimmer kann.

(83) Meßkunst.

Länge, Breite, Höhe, Tiefe vieler Dinge kann man messen:
Andre forschen, ist zu wichtig; selbst sich prüfen, bleibt vergessen.

(84) Blutsverwandte.

Ist Gold das andre Blut: hat manchen Blutsfreund der,
Dem nur der Beutel voll, und keinen, dem er leer.

(85) Auf den Canus.

Canus hat ein junges Menschlein voller Glut und Geist genommen:
Zu der Hochzeit wird manch Schwager, drauf der Tod zu Gaste kommen.

(86) Theure Ruh.

Deutschland gab fünf Millionen,
Schweden reichlich zu belohnen,
Daß sie uns zu Bettlern machten;
Weil sie hoch solch Mühen achten.
Nun sie sich zur Ruh begeben,
Und von unserm Gute leben,
Muß man doch bey vielenmalen
Höher noch die Ruh bezahlen.

(87) Lügen.

Ob Lügen sind der Wahrheit gleich, sind sie darum ihr Kind? —
Die Kinder sind oft einem gleich, von dem sie doch nicht sind.

(88) Vom Bardus.

Wenn Bardus spricht: Glück zu! so ist er nicht geliebt;
Spricht er: Gehab dich wohl! so ist kein Mensch betrübt.

(89) Auf den Trullus.

Daß die Seele seines Weibes einen Widerhaken habe,
Meynet Trullus, denn sie wäre, glaubt er, sonst vorlängst im Grabe.

(90) Die christliche Liebe.

Weiland war die Lieb ein Feuer, Wärmen war ihr nützer Brauch;
Nun sie überall erloschen, beißt sie nur, als wie der Rauch.

(91) Spielkarten.

Karten, die bey Tage streiten, liegen Nachts beysammen stille;
Weiber, die mit Männern zanken, stillt bey Nacht Ein guter Wille.

(92) Auf den Gumpertus.

Gumpertus nimmt ein schönes Mensch, und ist gewaltig froh.
O lieber Gümpel, freu dich sacht! Es ist gedroschen Stroh.

(93) Ein Hofmann.

Wer bey Hofe lange will
Stehen ohne Wanken,
Muß des Unrechts leiden viel,
Und sich stets bedanken.

(94) Erde und Wasser.

Wassers ist mehr als des Landes, wie die Künstler ausgemessen;
Und man merkts auch an den Deutschen, die mehr trinken als sie essen.

(95) Gesundheit.

Gesundheit kehrt bey Armen mehr als bey Reichen ein.
Wie so? Sie hasset Prassen und kann nicht müßig seyn.

(96) Schönheit.

Wenn schöne Weiber bitten, so heißt es doch befehlen;
Dann bitten schöne Weiber, wenn sie das Schweigen wählen.

(97) Von dem Magnus.

Magnus hat mehr Herz im Leibe, als er Geld im Beutel hat:
Gar genug! Ein kühner Muth findt zu Reichthum leichtlich Rath.

(98) Vernunft und Begierden.

Die Besatzung in dem Haupte, die Besatzung in dem Bauche,
(Die Vernunft und die Begierden) haben immer Krieg im Brauche.

(99) Auf die Blasca.

Blasca ist zwar nicht mehr Jungfer, träget gleichwohl einen Kranz;
Ey sie pralet: brach die Jungfer, ist die Frau hingegen ganz.

(100) Auf die Caja.

Caja, du berühmtes Wunder, bist du doch wie Alabaster!
Schade, daß du jedem dienest, wie ein schlechter Stein im Pflaster!

(101) Ein Umstand, oder eine Magd.

Ein Umstand macht, daß Veit sein Weib nicht völlig liebt,
Und daß er was der Frau gehört, der Magd vergiebt.

(102) Ein Gebrauch.

An manchen Orten ists so Brauch, die Weiber müssen jährlich kindern;
Sind gleich die Männer nicht daheim, so muß doch dieses gar nichts hindern.

(103) Schönheit.

Die Schönheit ist der Schönen Feind
Wo frommer Sinn sie nicht vereint.

(104) Auf den Mutius.

Mutius ist eine Biene, fleucht herum auf allem Süßen,
Ist nicht stolz was nur begegnet, zu beherzen, zu beküssen.

(105) Auf den Astutus.

Daß Astutus weiser sey, glaub ich gern, als ich;
Daß ich frömmer sey als er, drauf befleiß ich mich.

(106) Von meinem Buche.

Sind in meinem Buche Possen,
Die dich, Leser, wo verdrossen?
Ey, vergönne mir zu schreiben,
Was du dir vergönnst zu treiben!

Zehntes Buch.

(1) Von meinen Reimen.

Sind meine Reime gleich nicht alle gut und richtig,
So sind die Leser auch nicht alle gleich und tüchtig.

(2) Auf den Fuscus.

Fuscus lachet seiner Sachen,
Lachet nicht, wenn andre lachen:
Drum macht Er, nicht seine Sachen,
Daß die andern mit ihm lachen.

(3) Böses.

Böses soll man bald vergessen, doch vergißt sichs schwerlich bald;
Gutes stirbet in der Jugend, Böses wird hingegen alt.

(4) Hofschminke.

Viel küssen, wenig herzen,
Arg meynen, höflich scherzen,
Dieß ist des Hofes Spiel,
Man spielt es täglich viel.

(5) Worte.

Das hat der Mensch voraus vor allen andern Thieren,
Daß er, wovon er will, kann Wort und Reden führen.

Fürwahr wir brauchen itzt rechtschaffen diese Gabe,
Es scheint, daß unser Thun sonst nichts als Worte habe.

(6) Unbeständige Arbeit.

Wer nimmer nichts vollbringt, und fängt doch vieles an,
Wird in Gedanken reich, im Werk ein armer Mann.

(7) Auf den Vagus.

Vagus hat sich, Glück zu fangen, immer hin und her gewagt,
Ungewiß ob ihn das Glück, oder er das Glücke jagt.

(8) Fürstenfreundschaft.

Weil Fürsten Menschen sind, und weil der Menschheit Bestes
Die wahre Freundschaft ist, (wovon man nicht viel Festes
Bey hohen Häuptern spürt;) so ists natürlich Ding,
Daß auch ein Fürstensinn nach diesem Gute hieng;
Am Wählen fehlt es nur. Sie pflegen die zu kiesen,
Die mit getheilter Zung und krummem Knie sich wiesen.
Bey welchem freyes Wahr, der Freundschaft Seele, wohnt,
Der bleibt vor ihrer Gunst gar sicher und verschont.

(9) Der Welt Süßbittres.

Welt giebt ihren Hochzeitgästen erstlich gerne guten Wein;
Und schenkt ihnen sauern Lauer, wenn sie schon bethört sind, ein.

(10) Hofspeise.

Bey Fürstentafeln geht was auf, und wie der Zettel weist,
So werden Zungen immer mehr, als Herzen, da gespeist.

(11) Bauern.

Die Bauern sind so listig, und sind gleichwohl so grob? —
Sie sinnen nur auf Eines, und halten auch darob.

(12) Grabschrift eines Beutels.

Hier liegt ein Beutel, der ist todt, die Seel ist ihm entwichen;
Das Leben wird, thu Geld darein, bald wieder in ihn kriechen.

(13) Ein altes Weib.

Alte Weiber sind die Sträuche drauf vor Zeiten Rosen stunden:
Ob die Rosen sind verblichen, werden doch die Dörner funden.

(14) Auf den Fallmundus.

Fallmundus leuget, was er sagt, und stets, und aller Orten;
Das macht er will kein Sklave seyn von seinen eignen Worten.

(15) Auf den Oenophilus.

Der Hering ist Oenophilus, das Meer das ist der Wein;
Denn jener kann nicht einen Tag von diesem trocken seyn.

(16) Venus in der Muschel.

Venus ward aus einer Muschel, wie man schreibt, geboren:
Drum hat Frauenzimmer Perlen sich zum Schmuck erkohren.

(17) Von der Bella und Varna.

Bella ist ein schwarz Magnet, der das Eisen an sich zeucht;
Varna ist ein weiß Magnet, der das Eisen immer fleucht:
Bella liebt nicht, wird geliebt; Varna liebt, wird nicht geliebt;
Jene giebt nicht, wenn sie nimmt, diese nimmt nicht, wenn sie giebt.

(18) Hofleute.

Mancher ist bey Hof ein Herr, taugte Bauern nicht zum Scholzen;
Wer daselbst die Pferde putzt, ist der stolzeste von Stolzen.

(19) Genießleute des Friedens.

Wer hilft, nun Friede wird, bey solcherley Verwüsten
Sich wohl am ersten auf? — Die Henker und Juristen.

(20) Auf den Honoratus.

Honoratus steiget hoch, ohne Grund, nur wie ein Rauch;
Denn je höher dieser steigt, desto mehr verschwindt er auch.

(21) Wissenschaft aus dem Bernhardus.

Theils sucht man Wissenschaft nur bloß zu schlechtem Wissen;
Und dieses dient dahin den Vorwitz nur zu büßen.
Theils sucht man Wissenschaft, damit man sey geehrt;
Und dieses thun nur die, die Eitelkeit bethört.
Theils sucht man Wissenschaft, damit man was verdiene,
Und dieses schlägt nur aus zu schändlichem Gewinne.
Theils sucht man Wissenschaft dem Nächsten zum Genieß;
Und dieses ist ein Werk, das wahre Lieb uns hieß.

Theils sucht man Wissenschaft, für seinen Geist zu sorgen;
Und dieß dient, daß man nicht darf fremde Weisheit borgen.

(22) Auf den Pseudo.

Mir sagt Pseudo halb sich zu, einem andern auch so viel,
Und das Herz behält er ihm. — Nehm ihn gar, wer immer will.

(23) Auf den Chrysophilus.

Sehr reich bist du und auch sehr karg, Chrysophilus? Mich dünkt,
Daß Gold, wenn es gefangen liegt, nicht mehr als Eisen bringt.

(24) Verheißungen.

Wer mit viel Verheißen zahlet,
Zahlt mit Gelde, das man malet.

(25) Nachdrückliche Worte.

Daß der Sinn es redlich meyne, haben wir nur Ein Gemerke,
Wenn nicht Worte bleiben Worte, sondern Worte werden Werke.

(26) Man wags.

Wer nichts auf Glücke wagt, stellt alles nur auf Rath,
Irrt oft so sehr als der gewaget alles hat.

(27) Auf den Friedenshasser Veit.

Veit trägt zum Frieden Haß, zum Kriege trägt er Liebe;
Das macht, der Friede henkt, der Krieg beschenkt die Diebe.

(28) An die Frauen.

Krieg hat der Männer Zahl gemindert,
Und Menschenwachsthum sehr verhindert:
Ihr Weiber sollt, hier Rath zu schaffen,
Die Sinnen recht zusammenraffen,
Und euch fein rund und kurz erklären,
Ob ihr stets Zwilling' wollt gebären,
Sonst oder Männern nicht verargen,
Daß sie nicht nur mit Einer kargen.

(29) Der Ausgang.

Wohl berathen, gut gerathen, bringt dem Rathe Ehr und Huld;
Wohl berathen, mißgerathen, setzt den Rath doch außer Schuld.

(30) Kopfstrafe.

Die Haare sind ein Wald, der einen Berg bedeckt,
Die Sinnen sind das Wild, das drunter sich versteckt;
Die wüten manchmal so, daß dann ein Jäger kömmt,
Der Wild, der Berg und Wald auf Einen Streich hinnimmt.

(31) Auf den Nasatus.

Nasatus ist ein großer Herr, schickt ins Quartier und meldt sich an:
Lakay, Trompeter ist es nicht; wer denn? die Nase kömmt voran.

(32) Dichter.

Dichter pflegen arm zu seyn? — Arm sind die mit nichten,
Die sich selber Geld und Gut, Ruhm und Hoheit dichten.

(33) Von dem Cornus.

Cornus will bey Hofe dienen: — Hat er etwann sondre Gaben? —
Solche nur, wie die besitzen, welche Händ und Füße haben. —
Gar genug! der ist der Beste. Sieht man dort auf was von innen,
Ist es nur allein der Magen; denn man achtet keine Sinnen.

(34) Falsch im Niedern, falscher im Höhern.

Wer im Geringen bübelt, wo man nicht viel gewinnt,
Wird mehr in Sachen vortheln, die mehr genießlich sind.

(35) Das neue Jahr.

Abermals ein neues Jahr! Immer noch die alte Noth! —
O das Alte kömmt von uns, und das Neue kömmt von Gott.
Gottes Güt ist immer neu, immer alt ist unsre Schuld.
Neue Reu verleih uns Herr und beweis' uns alte Huld.

(36) Hofnarren.

Daß gern ein Fürstenhof an Narren fruchtbar sey,
Bleibt wahr; doch sind daselbst von solchen meistens zwey:
Der eine, den der Fürst nach Willen stets vexirt,
Der andre, der nach Lust am Seil den Fürsten führt.

(37) Auf die Lupa.

Lupa scheinet immer lustig, geht in steter Mummerey;
Denn wer ihr Gesicht sieht, glaubet, daß es eine Larve sey.

(38) Feile Ehre.

Weiland mußte man um Ehre wachen, bluten, schwitzen, schnaufen;
Nunmehr ist sie zahmer worden, läßet sich um Münze kaufen.

(39) Wahrheit und Lügen.

Die Wahrheit ist ein Oel, die Lügen Wasser; schwimmt
Doch endlich oben auf, wie viel man Wasser nimmt.

(40) Gold aus der neuen Welt.

Wie so viel des goldnen Staubes hat die neue Welt gestreuet!
Wie so wenig ist erschienen, deß die alte Welt sich freuet!
Denn das Gold der neuen Welt macht, daß alte Welt sehr narrt,
Ja es macht, daß alte Welt ganz in ihrem Blute starrt:
Denn auf Prachten, denn auf Kriegen, pflegt man allen Schatz zu wagen;
Arme Christen zu versorgen will die ganze Welt nichts tragen.

(41) Von mir selbst.

Dem Besten gleich zu gehn das bild ich mir nicht ein;
Hoff aber besser doch als Böse noch zu seyn.

(42) Eine Rede.

Gute Reden sind wie Jungfern, die man nach der Größe nicht,
Die nach Schönheit, nach Geschicke, nach Verstand man gerne richt.

(43) Auf den Pätus.

Pätus, du und auch dein Weib lebet stets in Einem Willen:
Jedes will das andre sehn ehestens sein Grab erfüllen.

(44) Unterschied.

Was Einem Recht ist, Freund, ist nicht dem andern Recht;
Sonst wär des Herren Frau auch für des Herren Knecht.

(45) Auf die bekreidete Lucida.

Lucida, du schöner Schwan, dran zu tadeln keine Feder, —
Wenn du nur nicht, wie der Schwan, drunter decktest schwarzes Leder!

(46) Liebesarbeit.

Die bey der Lieb in Arbeit stehn,
Die wird man fast beständig sehn
Der andern Arbeit müßig gehn.

(47) Hofedienst.

Nicht denke, daß du was verdienen solltest können:
Bey Hofe lohnt man nicht, was kömmt, das kömmt durch Gönnen.

(48) Lob und Ehre.

Wer Ruhm und Ehr erlangen will, das leckerhafte Gut,
Hat sonst kein anders Mittel nicht, als nur Gehirn und Blut.

(49) Unschuld.

Wer nicht selbsten kann betriegen,
Wird gemeiniglich betrogen;
Wer nicht andre kann belügen,
Wird gemeiniglich belogen.

(50) Steuerschätzung.

In unserm Land ist alles, ja auch das Nichts geschätzt;
Wir sind den Alchymisten an Kunst weit vorgesetzt!
Sie machen Geld aus Kupfer; wir geben Geld so gar
Von dem, was gar kein Wesen und kaum ein Name war.

(51) An einen Tyrannen.

Friß die Schafe selbst: (eine gute List!)
So erfährst du nicht daß der Wolf sie frißt.

(52) Auf den Fastus.

Du, Fastus, machst dich groß, ein jeder schätzt dich klein: —
Die Elle, die dich mißt, wird, glaub ich, deine seyn.

(53) Das Dorf.

Mein Gut besucht ich nächst: das Feld war voller Segen;
Sonst war mirs nicht so gut als in der Stadt gelegen.
Mein Tisch der war ein Brett. Mein Bette konnte gehen (*).
Ich hatte frommen Trank (**). Zur Speise hatt ich stehen
Ein Kind, ein solches Kind, worüber, wanns geboren,
Die Mutter fröhlich singt (***). Ich hatte mir erkohren
Den Platz, der zur Musik den ersten Grund uns giebet (†).
Und dennoch war mir wohl, und alles fiel geliebet,

(*) Ein Wagen. (**) Wasser. (***) Ein Ey. (†) Die Tenne.

Weil Ruh mir wohlgefiel. Das Zanken der Parteyen,
Der Ueberlauf des Volks, des Hofes Schwelgereyen,
Verleumdung, Neid und Haß, Druck, Heucheley und Höhnen,
Die ausgeschmückten Wort und fälschliches Beschönen
Die hatten hier nicht Statt. Hier war ich ganz mein eigen,
Und konnt all meine Müh zu meinem Besten neigen.
O Feld! o werthes Feld! Ich will, ich muß bekennen,
Die Höfe sind die Höll, der Himmel du, zu nennen!

(54) Fremde Hülfe.

Man sollt' uns Hülfe thun: Da nahm man ein Gebiß,
Das man in unser Maul uns zu beschreiten stieß;
Man ritt uns hin und her, man ließ uns keine Ruh,
Und rief dabey, man ritt uns unsrer Wohlfahrt zu.
Die Wohlfahrt, die es war, war aber so bewandt,
Daß, eh man sie gefühlt, man uns zu Lager rannt'.

(55) Arztwasser.

Aerzte bauen ihre Mühlen an die Menschenflüsse;
Selten giebt es Wassermühlen, die man so genieße.

(56) Geizige Geistliche.

Viel dienen dem Altar,
Wahr ists, und bleibt auch wahr;
Doch dünkt mich gleichwohl auch,
Altar sey manchmal Bauch.

(57) Auf den Varius.

Varius thu was er thu, dennoch kann er nichts vollenden;
Eh er erstes hat gethan, hat er anders schon in Händen.

(58) Verehrungen.

Nicht gar nichts, und nicht alles, und auch von Allen nicht
Soll Gab und Ehrung nehmen der, den man drum bespricht.

(59) Hofproceß.

Bey Hof ist der am besten in seiner Sache dran,
Der, eh er wird verklaget, klagt lieber andre an;
Wer hier am ersten klaget, der trägt die Siegesfahn.

(60) Die Weiber.

Will man Weiber Gänse nennen, da die Weiber doch nicht fliegen,
Mag man es: theils weil sie schnattern, theils in Gänsefedern liegen.

(61) Die Mode.

Was ist die Mode für ein Ding? Wer kennt sie von Gesicht?
Ich weiß nicht wer sie kennen kann: sie ist ja angericht
Nie morgen wie sie heute war. Sie kennt sich selber nicht.

(62) Das karge Alter.

Alter hilft für Thorheit nicht: Alte sollen morgen sterben;
Wollen dennoch heute noch, das vergraben, dieß erwerben

(63) Die Welt.

Alles, alles überall
In der Welt, ist nichts wie Schall:
Denn all ihre Prachten
Sind, wie wir sie achten.

(64) Wer kennt sein Glücke?

So du willst glücklich seyn, so bitte, daß dir giebt
Gott selten was du willst und dir zu sehr beliebt.

(65) Der Sonnen und des Menschen Untergang.

Untergehn und nicht vergehn
Ist der Sonnen Eigenschaft:
Durch des Schöpfers Will und Kraft
Stirbt der Mensch zum Auferstehn.

(66) Die jetzige Weltkunst.

Die Weltkunst ist ein Herr, das Christenthum ihr Knecht:
Der Nutz sitzt auf dem Thron, im Kerker steckt das Recht.

(67) Auferweckung vom Tode.

Kann Frösche, Fliegen, Schwalben, Würmer, Schnecken,
Die Kaltes sterbte, Warmes wieder wecken:
So kann auch der, der alles dieß kann machen,
Noch wohl so viel, daß Todte wieder wachen.

(68) Der jetzige Friede.

Dreyßig Jahr und drüber noch hat gewährt das deutsche Kriegen:
Währt der Friede dreyßig Jahr, läßt ihm jeder wohl genügen.

(69) Feinde der Traurigkeit.

Jugend ist des Trauerns Feind, schickt dawider in das Feld
Buhlschaft, Wein, Musik, und Spiel, und den General, — das Geld.

(70) Beschenkungen.

Wer mit Gaben kämpfen will, und verlanget Sieg und Glücke,
Schieße nicht mit kleinem Loth, schieß aus einem groben Stücke.

(71) Weisheit der Alten.

Nimmt der Leib erst ab, nimmt Verstand recht zu:
Seele, scheint es, hat mehr vor Leibe Ruh.

(72) Gemäßigte Strafen.

Strafe soll seyn wie Salat,
Der mehr Oel als Essig hat.

(73) Unverschämt.

Dieß sind Laster aller Laster: sich vor keinem Laster scheuen,
Sich der Laster selbst berühmen, und die Laster nicht bereuen.

(74) Versuchen.

Seine Schwachheit giebt an Tag,
Wer versucht und nicht vermag.
Wer ein Ding versuchen will,
Prüfe sich erst in der Still.

(75) Poeten.

Der Dichter sind genug: was sollen sie für Sachen
Denn nun durch ihren Geist berühmt und ewig machen?
Was gut ist das ist rar bey Dichtern und bey Sachen. —
Die Bösen mögen sich auch über Böses machen.

(76) Hinterlist.

Falschheit streicht sich zierlich an, ist auf Mäntel gar beflissen:
Wer nur will, der kennt sie bald; denn sie hinkt auf beiden Füßen.

(77) Mehlthau.

Mehrentheils, weil Krieg noch währte, fiel ein Mehlthau alle Jahr
In die zarte Jungfernblüte, der der Würmer viel gebar.

(78) Auf die Clelia.

Wahrheit kann nicht jeder hören. Clelia kann keine sehen:
Um den Spiegel, der ihr weiset daß sie schwarz sey, ists geschehen.

(79) Auf den Thrax.

Für Lauten und für Violinen hat Thrax den Pohlschen Bock erkohren,
Denn jene konnten ihm nicht füllen die hohen, weiten, tiefen Ohren.

(80) Schminke.

Wollt ihr euch, ihr Jungfern, schminken? Nehmet dieses zum Bericht;
Wählet Oele zu den Farben; Wasserfarben halten nicht.

(81) Der Nisa Ehestand.

Nisa nahm ihr einen Mann; — nein, man sagt, sie selber melde,
Sie besäße keinen Mann, sondern einen Sack mit Gelde.

(82) Nutzfreunde bey Hofe.

Werther hat sich der gemacht,
Der zur Küch ein Rind gebracht,
Als der einen klugen Rath
Da und dort gegeben hat.

(83) Fromm und klug.

Ein Frommer und ein Kluger die sind nicht immer Einer: —
Viel besser daß der Klugen, als daß der Frommen keiner.

(84) Auf den Stilpo.

Stilpo, du geschwinder Kopf, hurtig weißt du einen Rath,
Wie es hätte sollen seyn, wenn ein Ding gefehlet hat.
Weißt du, wie man diese nennt, die nicht früh klug, sondern spat?

(85) Der Erde und des Wassers Hülfe.

Die Erde speist das Wasser, das Wasser tränkt die Erde:
Damit der Mensch gespeiset, getränkt von beiden werde.

(86) Göttliche Verordnung.

Wer die Uhr gleich nicht versteht,
Merket dennoch wie sie geht:
Gottes Rath, den wir nicht kennen,
Ist doch immer gut zu nennen.

(87) Verzeihung.

Wie du giebst, giebt man dir. Gieb mir geneigten Blick:
Vielleicht versieht man dir auch ein versehnes Stück.

(88) Wissenschaft.

Viel wissen ist wohl schön; doch, wer zu viel will wissen,
Muß Ruh und gut Gemach, wohl Gut und Blut vermissen.

(89) Jäger.

Ihr Götter der Wälder, ihr Schützen, ihr Jäger,
Die Fürsten und Herren sind gütige Pfleger
Für eure Altäre, verehren so sehr
Die Pallas, den Phöbus, den Consus nicht mehr.

(90) Kriegen.

Schlechte Kunst ist Krieg erwecken;
Schwere Last ist Krieg erstrecken;
Große Kunst ist Krieg erstecken.

(91) Rathschläge.

Wer des Freundes treuen Rath nach dem Ausgang achten will,
Trete selber, wenn er kann, hart an das entfernte Ziel,
Wiß ihm selber einen Rath; darf des Freundes dann nicht viel.

(92) Verwüstete Güter.

Seinen Beutel baue vor, wer ein wüstes Gut will pflügen:
Wird das Gut erbauet seyn, wird der Beutel wüste liegen,
Wird sich kaum ums sechste Jahr wieder aus den Falten fügen.

(93) Von der Nachtigall.

Von Ferne bist du viel, und in der Nähe nichts;
Ein Wunder des Gehörs, ein Spotten des Gesichts:
Du bist die Welt; auch sie ist in der Nähe nichts.

(94) Auf einen Aesopus.

Es glänzet dein Verstand, Aesopus, weit und ferne;
Ey Schade nur! ihn faßt so schmutzige Laterne.

(95) Thorheit.

Es ist zwar selten klug wer nichts versteht und kann;
Doch minder wer sich selbst und seinen Witz zeucht an.

(96) Fürsten und Festungen.

Eine Festung und ein Fürst sehn sich an für eine Sache,
Die da stets darf Vorrath, Geld, Mannschaft und bestellte Wache.

(97) Gutes.

Was ist das, was die Welt nennt mit dem Namen **gut**?
Fast immer ist es das, was jeder **will** und **thut**.

(98) Auf den Duplicius.

Duplicius ist zwar ein Mann gar tüchtig unter Leute,
Nur Schade! seine rechte Hand steht an der linken Seite.

(99) Das Wasser.

Ob das Wasser, fragt man oft, die die Wasser trinken, nähret?
Nährt es nicht, so ists doch gut, daß es auch wie Wein nicht **zehret**.

(100) Der Namenstag.

Einen schlechten Namen hat, dessen Name durch das Jahr
Einen Tag, und sonsten nie, kundig und geehret war.

(101) Reichthum.

Wer zu sehr das Rothe liebt, kann das Gelbe selten haben;
Wer sich schämt, der wird nicht reich: Reichthum fodert freche Gaben.

(102) Auf den Bibulus.

Wie führet Bibulus die Sorge für sein Haus? —
Der Magen nimmet ein, die Blase giebet aus.

(103) Die Arbeit.

Arbeit ist der Sünde Fluch. Sollte Piger viel sich mühen,
Würd er auf sich viel Verdacht eines großen Sünders ziehen.

(101) Der Apfelbiß.

Adam mußt in Apfel beißen, konnt es nicht verbessern: —
Weil man noch zu seinen Zeiten nichts gehabt von Messern.

(105) Auf die Pura.

Pura hält an ihrem Gott immer treu und fest;
Ist hingegen, wo sie kann, ihres Nächsten Pest.

(106) Auf den Longus.

Longus ist der andre Bias: was er bey und an sich träget,
Dieses ists was ihn ernähret und in weiche Betten leget.

(107) Gespräch eines Pfarrers und Küsters.

Ein Küster sprach: Herr Pfarr, sie bringen eine Leiche.
Der Priester sprach: Wohl gut! Ists aber eine reiche?
Der Küster sprach: O nein! Der Priester sprach: des Armen
Deß hätte sich der Tod noch mögen wohl erbarmen.
Der Küster sprach: O ja! — Der Priester sprach: wir leben,
Dem Tode seinen Zoll, früh oder spät, zu geben.

(108) Verleumdung.

Wer mich hasset, wer mich schimpft, dessen Bosheit giebt an Tag,
Daß ihm meine Redlichkeit wo zuwider laufen mag.

(109) Narren und Kluge.

Narren herrschen über Kluge? — Ihre Händel, ihre Sachen,
Die die Narren arg verwirren, müssen Kluge richtig machen.

(110) Langes Leben.

Langes Leben ist ein Segen, seinen Kindern giebt ihn Gott;
Jeder wünschet ihn zu haben: und er ist doch voller Spott.

(111) Freundschaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt, für Früchte Blumen handeln.

(112) Auf den Gulo.

Gulo führt durch seine Gurgel täglich große Speisewagen,
Daß man meynt die Landesstraße geh vielleicht durch seinen Magen.

(113) Auf den Planus.

Planus ist so hoch gewachsen, daß er bis zur Sonne geht.
Für die Erd ists gar verderblich, weil er ihr im Lichte steht.

(114) Ein Sperling.

Der Sperling der ist unter Vögeln was unter Menschen ist der Bauer:
Ist ungeschickt, ist schlecht gezieret, hat Weizen lieb, ist gar ein Lauer.

(115) Auf den Aerius.

Wo wohnt Aerius? Wie ist sein Haus bestellt? —
Sein Haus hat keine Thür, es ist die ganze Welt.

(116) Weibereifer.

Weiber sind zum Zürnen hurtig; und ihr Zorn ist nicht zu sagen,
Wenn der Mann aus ihrer Küche Feuer will in fremde tragen.

(117) Ehestand.

Das Weib ist ihres Mannes Herz, der Mann des Weibes Haupt:
Daß eines einem andern lebt, ist keinem nicht erlaubt.

(118) Zuläßiger Wucher.

Ein Wucher bringet nicht Gefährde, —
Den Wirthe treiben mit der Erde.

(119) Geborgte Haare.

Frankreich träget zwar die Schuld daß es manchem nimmt sein Haar;
Weiset aber wie man braucht das was eines andern war.

(120) An den Leser.

Leser, wie gefall ich dir? —
Leser, wie gefällst du mir?

Eilftes Buch.

(1) Von meinen Gedichten.

Ich schreibe kurze Sinngedichte; um dadurch minder schlimm die Bösen
Zu machen, und zu höhern Pflichten mich desto eher abzulösen.

(2) Gewaffneter Friede.

Krieg hat den Harnisch weggelegt, der Friede zeucht ihn an;
Wir wissen was der Krieg verübt, wer weiß was Friede kann!

(3) Auf den Gengmundus.

Gengmundus lobt sich selbst, es lobt ihn auch die Welt:
Wenn er das Wort führt, Er; Sie, wenn er inne hält.

(4) Seelenhandel.

Jedes Land hat sein Gewerb, sein Gesuch und seinen Wandel:
Die die gegen Norden sind machte reich der Seelenhandel.

(5) Zweyfüßige Esel.

Daß ein Esel hat gespracht, warum wundert man sich doch?
Geh aufs Dorf, geh auf den Markt: — o sie reden heute noch.

(6) Auf die Amea.

Amea ist so wunderhübsch, daß Schwangere sich segnen:
Es geht nicht ab ohn Mißgeburt, sobald sie ihr begegnen.

(7) Zahlungsfristen.

Es ist zwar eine Frist zu zahlen ausgeschrieben,
Mit Undank aber ist zu zahlen frey geblieben.

(8) Auf den Justus.

Justus lernet die Gesetze: nun er alle kann,
Meynt er, keines unter ihnen geh ihn selber an.

(9) Verleumder.

Wer mit Weiberschwerdtern haut, schadet nicht des Leibes Leben,
Kann hingegen schnöden Tod unsrer Ehr und Leumuth geben.

(10) Haben und Gehabt.

Haben ist ein reicher Mann, und **Gehabt** ein armer Mann;
Daß aus **Haben** wird **Gehabt**, ist oft **Haben** Schuld daran.

(11) Das begrabene Deutschland.

Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben,
Bevor sie Deutschland konnten recht in sich selbst vergraben.

Jetzt sind sie doppelt sorgsam den Körper zu verwahren;
Damit nicht neue Geister in solchen etwan fahren,
Und das erweckte Deutschland nicht wiederum, wie billig,
Auch seine Todtengräber sey zu bestatten willig.

(12) Auf den Alastor.

Alastor brüllet wie ein Leu. — Ist grösser als ein Leu, —
Er ist ein Hirsch! Wie sehr er tobt, so trägt er doch auch Scheu.

(13) Hofglieder.

Was dient bey Hof am meisten?
Der Kopf? — Nicht ganz: die Zunge.
Was dient bey Hof am treusten?
Das Herz? — O nein: die Lunge.

(14) Auf den Baldus.

Baldus führet alle Sachen, die er führet, aufs Verschieben;
Will sie bey dem Weltgerichte dann auf einen Tag ausüben.

(15) Abgedankte Soldaten.

Was werden die Krieger, gewöhnet zum Wachen,
Nun Friede geschlossen, ins Künftige machen?
Sie werden, des Wachens nicht müßig zu gehen,
Sehn wie es zu Nachte bey Schläfern wird stehen.

(16) Auf den Veit.

Veit gieng mit einem Herren schwanger, eh der ward reif, da kam sein End:
Ich weiß nicht ob er diesen Erben auch hat bedacht im Testament.

(17) Die Aerzte.

Ihr Aerzte seyd wie Götter, sagt heimlich zu dem Kranken:
Du mußt zur Erde werden! und er muß noch wohl danken.

(18) Tugend.

Tugend ist nicht allen nütze: wenn sich Thais schämen will
Hat sie noch von guten Nächten, noch von gutem Lohne viel.

(19) Die Furcht.

Die Furcht sagt nur sehr selten wahr,
Leugt meistens, wo nicht immerdar.

(20) Poeterey.

Was nützt Poeterey? Sie stiehlt die Zeit zu sehr.
O! schnöde Sorg und Pracht und Herrlichkeit noch mehr.

(21) Lustdiener.

Schlafen, essen, trinken, spielen, tanzen und spazieren,
Sonst um nichts, als nur um dieses, Fleiß und Sorge führen,
Die bey Hofe dieß verrichten rühmen Dienst und Treu;
Geben nicht, sie nehmen Dienste, sag ich, ohne Scheu.

(22) Essen und Trinken.

Wenn der Brauch, wie zuzutrinken, also wäre zuzuessen,
Meyn ich daß man mehrern Leichen würde müssen Särge messen.

(23) Fremde Kleider.

Fremde Kleider schimpfen uns: weil sie aber so gemein,
Ist alleine der ein Narr, ders nicht will mit andern seyn.
Frommer Sinn in fremder Tracht bringet alles wieder ein.

(24) Gewalt.

Unbedacht ist bey Gewalt: Wer Gewalt hat, scheint zu denken,
Nachwelt werd ihm alles Frech gar vergessen, oder schenken.

(25) Einfältige Jungfrauen.

Jungfern, wenn sie mannbar sind, wollen dennoch gar nicht wissen,
Was ein Mann sey für ein Ding, wie ein Mann sey zu genießen:
Weil sie aber meistens doch lieber jung' als alte nehmen,
Fehlt es nicht, sie haben Wind, was dabey sey für Bequemen.

(26) Verdächtige Dienste.

Geht Freundschaft und Gevatterschaft hinein ins Amtmanns Haus,
So geht gewiß des Herren Nutz zur Hinterthür hinaus.

(27) Finsterniß.

Die Finsterniß ist gut, weil sie viel Sünden stillet;
Die Finsterniß ist arg, weil sie viel Sünden hüllet:
Ein jedes Ding ist gut, bös ist ein jedes Ding,
Nicht an sich selbst, nach dem ein jeder es begieng.

(28) Die Mittel zur Gesundheit.

Hunger haben, müde seyn,
Würzt die Speise, schläfert ein.

(29) Himmel und Erde.

Der Mann soll seyn der Himmel, das Weib will seyn die Erde:
Daß Erde von dem Himmel umfangen immer werde,
Daß Erde von dem Himmel sich stets erwärmet wisse,
Daß Erde von dem Himmel den Einfluß stets genieße.

(30) Auf den Piger.

Immer ist der Tag zu lang, immer dir zu kurz die Nacht,
Piger; weil mit Nichtsthun Tag, Nacht mit Schlaf wird zugebracht.

(31) Ein Glaube und kein Glaube.

Deutschland soll von dreyen Glauben nunmehr nur behalten Einen;
Christus meynt, wenn Er wird kommen, dürft Er alsdann finden **keinen**.

(32) Besonnenheit.

Willst du einen Wächter haben, der vor Schaden wacht?
Nimm dir einen an zum Diener Namens **Wohlbedacht**.

(33) Freundschaft.

Freundschaft ist ein theurer Schatz: immer hört man von ihm sagen,
Selten rühmt sich einer recht, daß er ihn davon getragen.

(34) Der Tod.

Der Tod ist unser Vater, von dem uns neu empfängt
Das Erdgrab, unsre Mutter, und uns in ihr vermengt;
Wenn nun der Tag erscheinet und die bestimmte Zeit,
Gebiert uns diese Mutter zur Welt der Ewigkeit.

(35) Ordentlicher und unordentlicher Verderb.

Unordnung warf uns hin, und Ordnung läßt uns liegen:
Das Steuern thut uns dieß, und jenes that das Kriegen.

(36) Auf den Nepos.

Nepos richtet nach der Sonn allen Rath und alle That:
Wenn es früh, so wird er jung, und geht unter, wenn es spat;
Denn er denket nur auf das, was er heute darf und hat.

(37) Auf eine wollüstige Person.

Wärst du nicht ein Mensch geworden, Lieber, wozu wärst du tüchtig? —
Nur zur Sau: die lebt zum Fressen, und ist unnütz sonst und nichtig.

(38) Hofgunst.

Wer treu bey Hofe dient, verdient doch lauter Haß.
Wie so? Wem man viel soll, vor diesem wird man blaß.

(39) Leid und Freude.

Ist ein Böser wo gestorben:
Traure, denn er ist verdorben.
Ist ein Frommer wo verschieden:
Freu dich! denn er ist im Frieden.

(40) Thorheit.

Unter Thieren ist kein Narr. Affen treiben Gaukeleyn;
Aber dieß ist Ernst und Art, ist nur Thorheit nach dem Schein.
Bleibt dabey, daß nur der Mensch bey Vernunft ein Thor kann seyn.

(41) Kleider.

Was ists, was uns bedeckt, und gleichwohl auch entdeckt?
Das Kleid bedeckt den Mann und weist was in ihm steckt.

(42) Das Herz.

Gott giebt uns, an Leib und Seele, so viel Schätze, so viel Gaben,
Will für Gaben, will für Schätze, bloß nur unsre Herzen haben:
Wir zwar nehmen Schätz und Gaben, lassen aber Schätz und Gaben
(Nicht der Schätz und Gaben Geber) unsre ganzen Herzen haben.

(43) Das Kreuz.

Gottes Kelch ist bitter trinken, sonderlich der letzte Grund;
Bösen ist das letzte Saufen, Frommen erster Trunk vergunnt.

(44) Mütterliche Liebe.

Die Mutter trug im Leibe das Kind drey Viertheil Jahr;
Die Mutter trug auf Armen das Kind weils schwach noch war;
Die Mutter trägt im Herzen die Kinder immerdar.

(45) Gegenwärtige und verlorne Tugend.

Tapfre Leute sieht der Neid gern begraben,
Ausgegraben, wenn sie nicht mehr zu haben.

(46) Geld.

Der Menschen Geist und Blut ist itzo Gut und Geld:
Wer dieß nicht hat, der ist ein Todter in der Welt.

(47) Christliche Liebe.

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erstrecken:
Weil sie, was durch dreyßig Jahr Krieg verübt, soll alles decken.

(48) Hundestreue.

Hunde lecken fremden Schaden: Menschen sind viel minder treu!
Jeder muß ihm selber rathen, Fremde tragen leichtlich Scheu.

(49) Zuwachs der Diebe.

Diebe, die der Krieg gesät, läßt der Friede reichlich finden,
Und der Henker mäht sie ab; wird in Hanf die Garben binden.

(50) Auf den Nigricanus.

Kein Mensch kann zweyen Herren dienen. Hiezu weiß Nigricanus Rath,
Der seinen Gott auf seiner Zunge, den Teufel in dem Herzen hat.

(51) Hofleben.

Von dem Leben an den Höfen hab ich manchmal viel gelesen: —
O das Lesen ist mir besser, als das Selber da gewesen.

(52) Zornurtheil.

Wo der Zorn der Richter ist, hat Gerechter schon verspielt:
Weil der Zorn nicht auf das Recht, sondern auf die Rache zielt.

(53) Rathen.

Wer andern Rath ertheilt giebt wider sich den Rath:
Denn Zorn erfolgt für Dank, wenn Rath gefehlet hat.

(54) Poeten.

Es helfen große Herren Poeten zwar zum Leben,
Die aber können jenen, daß sie nicht sterben, geben.

(55) Begierden.

Begierden sind ein hartes Pferd, das seinen Reiter reitet,
Wenn nicht Vernunft sein Maul versteht und recht den Zügel leitet.

(56) Die Wahrheit.

Bey Hofe sagt man nicht von Wahrheit allzuviel:
Es will nicht, wer da darf; es darf nicht, wer da will.

(57) Wohlthat.

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem andern schenken,
Ist sattsam uns vergolten, wenn andre dran gedenken.

(58) Verheißungen.

Dein **Ja** soll seyn ein Pfand, bey dem sich sicher weiß,
Wer sein **Vertrauen** dir geliehn auf dein **Verheiß**.

(59) Todesfurcht.

Wer Sterben ängstlich fürchtet, der höre meinen Rath:
Er lebe wohl. Was bleibet, wovor er Grausen hat?

(60) Reime aus dem Stegereif.

Auf Einem Fuße stehn und hundert Verse schmieden,
Das hab ich nie gekonnt, und bins auch wohl zufrieden,
Daß ich es noch nicht kann. Ein Pilz wächst Eine Nacht,
Die andre fällt er hin, drum wird er schlecht geacht.
Des Bacchus süßer Saft, worauf Poeten pochen,
Muß erst durch Sonn und Zeit zahm werden und wohl kochen.
Das Wasser, das mit Macht aus allen Ritzen quillt,
Hat seinen Nutz zwar auch, nur daß es wenig gilt.

(61) Ehre.

Wenn Ehr und Eigennutz in einer Sache streiten,
So siehe daß du stehst der Ehr an ihrer Seiten.

(62) Verleumdung.

Daß ein Frommer dich geschmähet, trau nicht leichtlich auf Bericht
Daß ein Böser dich geschmähet, wundre dich darüber nicht.

(63) Reichthum.

Viel haben nicht; nicht viel bedürfen machet reich:
Wenn ihr nicht habt, was ihr nicht dürft, was fehlet euch?

(64) Heucheley.

Die Redlichkeit ist Gold, die Heucheley ist Erde:
Zu suchen die aus der, darf Kunst und hat Beschwerde.

(65) Büchersiube.

Dieses ist ein Todtengrab, und die Todten reden gar:
Zeigen was entfernet ist, sagen was geschehen war.

(66) Ein Rath.

Kennt ein Rath nicht seinen Fürsten, und der Fürst nicht seinen Rath:
Räth sichs übel, folgt sichs übel, und der Rath kömmt nicht zur That.

(67) Sittsamkeit.

Je heller Feuer brennt, je minder Feuer raucht:
Je mehr bey einem Witz, je mehr er Glimpf gebraucht.

(68) Ein menschlich Vieh.

Mancher weiß nicht durch Vernunft rühmlich sich zu weisen;
Sucht darum durch Unvernunft sich uns anzupreisen.

(69) Lobgeiz.

Wer hungrig ist auf Lob, ist gern an Tugend leer.
Die Tugend hat genug, darf Lob nur ohngefähr.

(70) Ein versoffen Weib.

Ein Weib, das gerne trinkt, speyt unversehens aus
Ihr Ehr und gut Gerücht, und endlich Hab und Haus.

(71) Gelehrte Leute.

Die Gelehrten sind nicht gerne von den Alten und den Rothen;
Denn sie sind zu allen Zeiten untermischet mit den Todten.

(72) Auf den Niger.

Niger schickte seine Ohren auf den Markt, da kauften sie
Einen Titel: Einen ärgern Schelm, als Nigern, sah man nie.

(73) Eine schöne Frau.

Meistens sind nur schöne Weiber nütze bey der Nacht;
Ihre Werke sind bey Tage Müßiggang und Pracht.

(74) Die Kinderkrankheit, der Frosch.

Udus wird gewiß den **Frosch** unter seiner Zunge haben,
Den er immer fort und fort muß mit etwas Nassem laben.

(75) Auf den Magnulus.

Die Fackel unsrer Zeit wird Magnulus genannt? —
O sie ist nur von Pech, und hat noch nie gebrannt.

(76) Die Stadt.

Der Sack, worein der Krieg, was er gestohlen hat,
Hat alles eingepackt, wo war er? — In der Stadt.

(77) Treue Hofdiener.

Wer den Herren um hilft stoßen, dieser ist ein treuer Diener;
Wer den Herren auf hilft heben, dieser gilt nicht einen Wiener.

(78) Auf die Vulpia.

Vulpia weint um den Mann, weinet Tag und weinet Nacht;
Nur daß ihrer Seufzer Wind bald die Thränen trocken macht.

(79) Ungeschickte Diener.

Bauern, wenn die Messer fehlen, stecken Holz in ihre Scheiden:
Herren mögen dumme Köpfe gern in Ehrenämter kleiden.

(80) Leumuth.

Ehre darf nicht großen Riß, so bekömmt sie solch ein Loch,
Das man, wenn man immer stopft, nimmer kann verstopfen doch.

(81) Ein Geiziger.

Wenn ein Geiziger gestorben, hebt sein Schatz erst an zu leben:
Jeder will bey diesem Kinde willig einen Pathen geben.

(82) Gefahr.

Gefahr der Ehre gleicht:
Folgt dem, der vor ihr weicht.

(83) Auf den Lurcus.

Lurcus spricht: Es ist nicht löblich einen loben ins Gesichte.
Recht; viel minder ist es löblich, daß man einen hinten richte.

(84) Auf den Bardus und Mopsus.

Mopsus hat gar nichts verstanden, ob er gleich sehr viel gehört;
Bardus hat gar wohl studiret, dennoch ist er nicht gelehrt.

(85) Vergebliche Sorge.

Sorgen, und doch nichts ersorgen,
Heißt, was nicht zu zahlen, borgen.

(86) Auf den Duplus.

Duplus ist ein Spiegelmann: was man sieht das hat kein Seyn,
Sieht zwar wie ein Biedermann, aber hat nur bloß den Schein.

(87) Alexander der Große.

Den Alexander hieß man groß?
Er war ein großer — Erdenkloß.

(88) Auf den Tetrus.

Du bist ein feines Kind, hängst an Erynnis Brust;
Des Neides blaue Milch ist, Tetrus, deine Lust.

(89) Freundeshülfe.

Danke Gott, wer Hände hat, daß er selbst sich kann versorgen.
Der, der selbst nicht Hände hat, kann sie wahrlich nirgends borgen.

(90) Sterben.

Ob Sterben grausam ist, so bild ich mir doch ein,
Daß lieblichers nichts ist, als das Gestorben seyn.

(91) Geiz.

Wer Gold, ihm nicht zum Brauch, der Welt zum Dienste, nützet,
Hat das, was der hat, der im Stollen Gold besitzet.

(92) Undank.

Dem, der Haß und Undank leidet, einem solchen trau ich zu,
Daß er redlich sich verhalte und mit Treu das Seine thu.

(93) Fürstliche Kleidung. (*)

Gerechtigkeit, das Kleid, und Recht, den Fürstenhut,
Wer diese beide trägt, derselbe Fürst steht gut.

(94) Menschliche Unvollkommenheit.

Daß wir unvollkommen sind wenn wir dieß erkennen,
Kann man dieß Erkenntniß schon eine Beßrung nennen.

(95) Einfältiges Gebet.

Die Einfalt im Gebet ist großer Witz vor Gott;
Genug wer ihm vertraut und nennet bloß die Noth.

(96) Eingeborne Diener.

Wahr ists, daß von fremden Bäumen man doch Früchte haben kann:
Wer die Früchte samt den Bäumen eigen hat, ist besser dran.

(97) Die Gelegenheit.

Der Will ist zwar ein Reisemann, der da und dort hin will:
Spannt ihm Gelegenheit nicht vor, so kömmt er nicht ans Ziel.

(98) Leichtgläubigkeit.

Wer gar nichts glaubt, glaubt allzuwenig; wer alles glaubt, glaubt gar zu viel;
Behutsamkeit hilft allen Dingen: im Mittel ist das beste Ziel.

(99) Salz und Kreuz.

Das Kreuz und auch das Salz sind beide gleich und gut:
Das faule Fleisch dämpft dieß, und das den wilden Muth.

(100) Auf den Morus.

Morus ist zwar wohl kein Narr, nur daß Manchem Wunder nahm,
Daß er alles stieß heraus, was ihm in die Backen kam.

(101) Zustand.

Beßres Glücke könnt ich leiden; kömmt es nicht? ich bin vergnügt;
Wenn sichs nur mit mir nicht ärger, als ich itzt es habe, fügt.

(102) Auf den Leporinus.

Leporinus jagt mit Hunden, Vetter Hasen nachzusetzen:
Kennten ihn die Hunde besser, würden sie ihn selber hetzen.

(*) Hiob XXVIII, 14.

(103) Auf den Flavian.

Ein Spiegel ist dein Herz, du guter Flavian:
Es nimmt die Bildungen von jeder Schönheit an.

(104) Auf den Firmus.

Firmus ist ein treuer Buhler, ist wie die Magneten,
Die sich nie von einem Sterne zu dem andern drehten.

(105) Eine reiche Alte.

Reich und häßlich liebt man halb: —
Ist Aarons goldnes Kalb.

(106) Auf den Siccus.

Siccus ist ein frommer Mann; und es ist die Sage,
Daß er (wenn er nichts mehr hat) faste manche Tage.

(107) Auf den Narribertus.

Gut macht Muth. Wenn Narribertus nur zwey Thaler bey sich hat,
Weiß er durch das Thor zu gehen keinen Raum und keinen Rath.

(108) Ein ungesalzen Gastgebot.

Kein Wunder ists, daß sich daselbst ein Ekel findt,
Wo Wirth, wo Kost, wo Gast nicht recht gesalzen sind.

(109) Waschhaft.

Ein Plaudrer stiftet Haß, pflegt Freundschaft zu verstören.
Wer nichts verschweigen kann, soll billig auch nichts hören.

(110) Ein Mensch des andern Wolf.

Meine Dienste: sagt die Welt. — Deine Dienste sind so gut,
Liebe Welt, als wie der Dienst, den der Wolf den Lämmern thut.

(111) Leib und Seele.

Ist die Seele Wirth, und der Leib ihr Haus:
Wie daß dieses denn jenen oft jagt aus?

(112) Ein geschminkter Freund.

Ptochus rufet seinen Freund in der Noth um Beyschub an:
Dieser schickt ihm Hülfe zu, spannet aber Krebse dran.

(113) Trunkenbolde.

Die, die immer gerne trinken, müssen nicht sehr weit gedenken:
Wenn sie jetzt getrunken haben, soll man ihnen wieder schenken.

(114) Auf den Knospus.

Knospus hat zwey tausend Gülden auf sein Lernen angewandt.
Wer dafür ihm funfzehn zahlet, zahlet mit gar reicher Hand.

(115) Soldaten.

Brodt und Wasser giebt man Sündern, die am Galgen sollen büßen;
Waren Krieger denn noch ärger? denn sie mußten es oft missen.

(116) Ein Freund.

Weißt du, wer ein guter Freund wirklich ist und billig heißt? —
Der sich, wenn du ihn nicht siehst, deinem Namen Freund erweist.

(117) Ein ausgeklärtes Gemüth.

Besser als durch Aderlassen reiniget man sein Geblüte,
Wenn man schwere Sorgen meidet und sich freuet im Gemüthe.

(118) Rathschläge.

Dieses ist der beste Rath, den man kann zu Werke setzen:
Weisheit, die nicht wirken kann, ist für Thorheit nur zu schätzen.

(119) Gerechtigkeit.

Das Recht schleußt für die Armen sich in ein eisern Thor:
Schlag an mit goldnem Hammer, so kömmst du hurtig vor.

(120) Die Wahrheit.

Weil die Wahrheit harte klinget und zu reden schwer kömmt an,
Schont sie mancher, der sich fürchtet, sie verletz' ihm einen Zahn.

(121) Frauenzimmer.

Wer will der Weiber Tück erkunden und entdecken?
Sie sind geschmückt so schön! gehn in so langen Röcken!

(122) Auf den Banus, der mit großer Mühe nichts that.

Herr Banus ist ein Mann der nimmermehr kann ruhn:
Er müht sich, daß er schwitzt, im leeren Garnichtsthun.

(123) Das Urtheil des Paris.

Daß Paris nicht recht klug im Urtheln sey gewesen,
Meynt jeder, der von ihm gehöret und gelesen:
Mich dünket immer noch, ihm fiele mancher bey,
Stünd ihm nur Helena dafür, wie jenem, frey.

(124) Menschen sind Menschen.

Trägt der Diener Menschenhaut, trägt der Herr ein Menschenhemde:
Herren ist das Fehlen auch, wie den Dienern, selten fremde.

(125) Wollust und Schmerz.

Das Letzte von der Hitze giebt Anfang auf den Frost,
Den Anfang auf das Trauern das Letzte von der Lust.

(126) Ansehen.

Das Ansehn wird erhalten, wenn jeder sich erweist
So wie sein Stand es fodert, und ihm sein Amt es heißt.
Wenn Kaufleut Edelleute und Pfaffen Krieger spielen,
Wird Ansehn keinem kommen, weil sie den Zweck verzielen.

(127) Weiber sind Menschen.

Ob Weiber Menschen sind? — Sie haben ja Vernunft,
Sie lieben fort und fort; denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der süßen Liebe Brunst.

(128) Hofwitz.

Wer nicht bey den schlauen Höfen jedem Kopfe weiß zu kommen,
Der hat selber nicht nach Hofe was von Kopfe mitgenommen.
Wer da bey den schlauen Höfen jedem Kopfe weiß zu kommen,
Der hat nur den Kopf nach Hofe, das Gewissen nicht, genommen.

(129) Das fromme Alter.

Wenn die Wollust uns verläßt, dann kömmt uns die Andacht an:
Himmel hat den alten nur, Welt hat vor den jungen Mann.

(130) Reformation.

Immer dünkt mich, wer nichts hat, der mag glauben was er will;
Denn um seine Seligkeit müht sich keiner leichtlich viel.

(131) Das neue Jahr.

Ob das Jahr gleich alle Jahre sich gewohnt ist zu verjüngen,
Dennoch kann der Jahre Jugend Menschen nichts als Alter bringen.

(132) Merkzeichen des Gemüths.

Was an dem Manne sey, weist seiner Augen Schein,
Sein Amt, ein Beutel Geld, und dann ein Becher Wein.

(133) Von meinen Reimen.

Wo ich Reime schreiben soll die gefällig allen bleiben,
Leg ich meine Feder weg und begehre nichts zu schreiben.

Zwölftes Buch.

(1) Von meinen Reimen.

Ihr Reime, die ihr hinten steht, habt einen guten Muth!
Kein Mensch kömmt zu euch letzten her, wenn nicht die ersten gut.
Sind aber nur die ersten gut, so geht ihr euern Schritt,
Ob ihr gleich nicht den Rang bekommt, doch unter andern mit.

(2) Menschlicher Zustand.

Der Mensch bringt nichts davon, wie lang er immer lebt,
Als daß man ihn vergißt, gleichwie man ihn begräbt.

(3) Ein ehrliches Leben und seliger Tod.

Wer ehrlich hat gelebt und selig ist gestorben,
Hat einen Himmel hier und einen dort erworben.

(4) Hoheit und Demuth.

Man sieht nicht leicht, daß Demuth der Ehre Schritt begleite,
Vielmehr, wenn diese steiget, weicht jene von der Seite.

(5) Bald versagen und bald geben.

Wer bald mir was versagt, der giebt mir dennoch was;
Wer bald giebt, was er giebt, der giebt mir zweymal das.

(6) Ehre und Hoffart.

Mancher meynet Ehr und Würde scheine nicht an ihm hervor,
Wenn sie nicht steh ausgestellet auf der Hoffart Berg empor.

(7) Auf den Durus.

Durus hört manch spitzig Wort, wird dadurch doch nicht bewogen;
Hat den Ohren, wie man meynt, einen Harnisch angezogen.

(8) Werke des Krieges und des Friedens.

Krieg der macht' aus Bauern Herren: Ey es war ein guter Handel!
Friede macht aus Herren Bauern: Ey es ist ein schlimmer Wandel

(9) Bescheidenheit.

Wodurch wird Würd und Glück erhalten lange Zeit
Ich meyne: durch nichts mehr, als durch Bescheidenheit.

(10) Rathschläge.

Die Vögel fängt man so, wie man nach ihnen stellt:
Der Ausschlag fällt nach dem, nach dem der Anschlag fällt.

(11) An den Mirus.

Mirus, daß die Kunstgöttinnen alles Wissen dir gewähret,
Ist zu wenig: du hast völlig die Vollkommenheit geleeret

(12) Auf den Hermes.

Hermes ist der beste Redner, weit und breit und um und um;
Ein Gebrechen ist bedenklich: manchmal ist er silberstumm.

(13) Grabschrift.

Ein Todter lieget hier, der, wie er war sein Tod,
So war er auch sein Grab, und seines Grabes Spott.

(14) Völlerey und Plauderey.

Wer viel redet muß viel trinken; trinkt der Redner aber viel,
Kann er nur sehr selten reden was er will, und wenn er will.

(15) Auf die Submissa.

Submissa sucht ein schnödes Geld durch gar ein schändlich Leben;
Meynt, sey es schändlich gleich verdient, seys ehrlich doch gegeben.

(16) Auf den Drances.

Drances wünschet seinem Weibe langes Leben: (denn ihr Geld,
Das sie gab, verdient es billig;) — doch er meynt, in jener Welt.

(17) Vom Orpheus und der Euridice.

Niemand um ein todtes Weib fährt zur Höll in unsern Jahren;
Aber um ein lebend Weib will zur Hölle mancher fahren.

(18) An den Plutus.

Du hast viel Preis, und glaubst dieß sey der Ehre Sohn;
O nein! der Heucheley: man preiset dich ums Lohn.

(19) Zärtlichkeit.

Wer gar kein Ungemach begehret auszustehen,
Muß in der Welt nicht seyn, muß aus der Menschheit gehen.

(20) Auf den Gniscus.

Gniscus thut niemanden nichts, dennoch ist ihm niemand gut.
Eben darum, weil er nie keinem etwas Gutes thut.

(21) Auf den Glaukus.

Um einen Sack voll Geld nahm Glaukus, wie ich meyne,
Sein ausgefleischtes Weib, den alten Sack voll Beine.

(22) Stehlen.

Stehlen darf nicht viel Verlag, und hat dennoch viel Genieß;
Trägt es sonst auch nichts mehr ein, ist doch Holz und Hanf gewiß.

(23) Das andere Weib.

Die andre Frau pflegt lieber als erste Frau zu seyn. —
Das macht, es ist die erste nichts mehr, als Asch und Bein.

(24) Auf den Fürsprecher Lallus.

Wenn Lallus etwan Sachen hat, ist allen Richtern bange;
Sie födern ihn: Ums Recht? o nein, — er redet grausam lange.

(25) Freundschaft und Gold.

Gold und Freunde sind gleich köstlich: jederley von dieser Waar
Sucht man mühsam, findt man sparsam, hat man immer mit Gefahr.

(26) Das Leben.

Lebeten wir hier stets nach unserm Willen,
Würde Lebenslust nimmermehr sich stillen.

(27) Verstand und Unverstand.

Ein fälschlicher Verdacht, ein blinder Unverstand,
Wo die Regenten sind, da räume du das Land.

(28) Auf den Marcus.

Man nahm dir, Marcus, alles Gut: wie bist denn du noch selbst genesen?
Man hätte dich wohl auch geraubt, wär nur an dir was Guts gewesen.

(29) Auf einen Todtgesoffenen.

Der vom Weine gestern todt, ist vom Tode heute todt:
Daß ihm Wein ins Handwerk fiel, hielt der Tod für einen Spott.

(30) Armuth.

Ob die Armuth gleich nichts hat, giebt sie dennoch reiche Gaben:
Durch sie kann man Sicherheit und ein gut Gewissen haben.

(31) Blendung kömmt vor Schändung.

Wer kürzlich werden soll gestürzet und geschändet,
Wird meistentheils vorher bethöret und geblendet.

(32) Der Bauch.

Der Bauch der ist der Beutel, drein legt man alles Gut;
Man thut nur ihm zum Besten das meiste was man thut.

(33) Die Welt.

Die Welt ist wie das Meer: ihr Leben ist gar bitter;
Der Teufel machet Sturm, die Sünden Ungewitter;
Die Kirch ist hier das Schiff und Christus Steuermann,
Das Segel ist die Reu, das Kreuz des Schiffes Fahn,
Der Wind ist Gottes Geist, der Anker das Vertrauen,
Wodurch man hier kann stehn, und dort im Port sich schauen.

(34) Auf den Cotta.

Die Seel ist Herr, der Leib ist Knecht: Bekenn es, Cotta, frey,
Daß bey dir gar (wie ist der Herr?) der Knecht ein Schelme sey.

(35) Auf den Cornius.

Cornius hat auf dem Haupt einen unbenannten Schaden:
Weiland in Cerastia war manch Mann damit beladen.

(36) Der Liebe Nahrung.

Ein Buhler, daß er Lieb entzünde,
Nimmt Gold zum Holz, nimmt Lob zum Winde.

(37) Krieg zwischen Hier und Dort.

Hier und Dort sind Brüder zwar,
Doch ein ganz verkehrtes Paar;
Hier führt wider Dort viel Krieg,
Doch behauptet Dort den Sieg.
Jeder muß in diesen Zug:
Wer dem Dort dient, der ist klug;
Dort belohnt mit lauter Gott,
Hier bezahlt mit lauter Tod.

(38) Gelehrt.

Wenn einer meynt er lerne noch, so kömmt sein Witz empor;
Wenn einer meynt er sey gelehrt, so wird er itzt ein Thor.

(39) Die Elemente.

Wie viel sind Element? — Man sagt von vieren, auch von zweyen. —
Nein, fünfe: denn das Gold will auch sich mit darunter reihen.

(40) Das Glück, ein Weib.

Man malt das Glücke wie ein Weib nun schon seit langer Zeit:
Weil sie beständig, wie ein Weib, in Unbeständigkeit.

(41) Auf den Morus.

Morus kennet Kräuter, Steine, Erz und Vögel, Fisch und Thiere;
Kennt den Hasen doch nicht eigen, den er tränkt mit Wein und Biere.

(42) Die Gestalt.

Wer, Flora, dein Gesichte nennt, der hat ein schönes Gut genannt,
Das aber, wenn ein Fieber kömmt, in einem Nu ist weggebrannt.

(43) Ich bin wer ich bin, so bin ich des Herrn. Luth.

Begehrt mich Gott nicht reich, und sonst von hohen Gaben,
So sey ich wie ich bin, er muß mich dennoch haben.

(44) Feile Aemter.

Wer die Aemter kauft um Geld, diesem ist ja nicht benommen,
Daß er Recht zu Markte führ', seinem Schaden nachzukommen.

(45) Die Tugend.

Tugend, rufet Echo wieder, wer im Walde Tugend ruft.
Tugend ist beym meisten Volke nichts als Schall und Wind und Luft.

(46) Das Eisen.

Das Eisen dürft ich mehr, das Gold viel minder preisen:
Ohn Eisen kömmt nicht Gold, Gold bleibt auch nicht ohn Eisen.

(47) Auf den Säufer Bonosus.

Bonosus ist ein Fleischer: das Glas, daraus er trank,
Dran hübe sich ein andrer, der nicht ein Fleischer, krank.

(48) Selbstbetrug.

Man sagte: Du Betrieger! — Das wollte Franz nicht leiden;
Man sagte: Deiner selbsten! — Deß mußt er sich bescheiden.

(49) Unverschämt.

Wer sich gern sieht aller Orten, wer sich nirgends nimmer schämt,
Kann dem Glück sich leicht bequemen, wenn Glück ihm sich nicht bequemt.

(50) Von dem Milo.

Mein Glück, spricht Milo, thut mir nichts von diesem allen,
Was ich mit gutem Fug verlange, zu Gefallen.
Glück spricht: Wenn du begehrst was grösser nicht als du,
Was in dir Raum nur hat, weis' ich dirs gerne zu.

(51) Mißgunst.

Mißgunst sey sonst wie sie will, dennoch ist ihr Eigenthum,
Daß sie immer mehr verklärt als verdunkelt unsern Ruhm.

(52) Der Spiegel des Gerüchts.

Was der Spiegel dem Gesichte,
Ist den Sinnen das Gerüchte.

(53) Hier sind wir, dort bleiben wir.

Ich bin, ich bleibe nicht in dieser schnöden Welt:
Und weil das Bleiben mir mehr als das Seyn gefällt,
So lieb ich Sterben mehr als Leben; denn alsdann
Hör ich zu seyn erst auf, und fang zu bleiben an.

(54) Zweyerley Nacht und zweyerley Tag.

Zwey Nächte hat der Mensch, der Mensch hat auch zwey Tage,
Drauf er sich freue theils, theils drüber sich beklage:
Der Mutter Leib ist Nacht, das Grab ist wieder Nacht;
Geburt giebt Einen Tag, wie Tod den andern macht.
Die erste Nacht und Tag ist voller Noth und Leiden;
Der Tag nach letzter Nacht bleibt voller Heil und Freuden.

(55) Zeitliche Güter.

Weltlich Gut wird von sich selbst, oder wird von uns verzehret,
Oder wird durch List, durch Macht, andern zu, uns weg gekehret.

(56) Der Spiegel.

Der Spiegel kann zwar weisen, doch reden kann er nicht;
Sonst hätt er mancher Stolzen den Irrthum schon bericht.

(57) Vorschub und Hülfe.

Wer dem Nächsten meynt zu helfen, und will vor Warum? erst fragen,
Dem geht Hülfe nicht von Herzen, will nur auf den Ruhm was wagen.

(58) Glück und Recht.

Denen die da schliefen, ist viel Glück entzogen,
Denen die da wachen, ist das Recht gewogen.

(59) Sorgen.

Bey wem bleibt Kummer gerne und will am liebsten ruhn?
Bey denen, die ihn warten und die ihm gütlich thun.

(60) Säufer.

Gottes Werk hat immer Tadel: Wem der Tag zu kurz zum Trinken,
Diesem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedünken.

(61) Kleider.

Kleider machen Leute: trifft es richtig ein,
Werdet ihr, ihr Schneider, Gottes Fuscher seyn.

(62) Auf die Vetla und den Jungus.

Jungus Weib ist lauter Winter, Sommer ist er selbst; wer weiß,
Ob Eis Hitze dämpfen werde, oder ob die Hitz das Eis?

(63) Krippenreiter.

Es ist ein Volk, das seine Pferd' an fremde Krippen bindet,
Das sich bey fremdem Feuer wärmt, zu fremdem Teller findet:
Verhöhn es nicht! es ist das Volk, das uns im Werke weiset,
Daß hier der Mensch noch nicht daheim, und nur vorüber reiset.

(64) Der Neid.

Der Neid ist gar ein Wundergast: denn kehret er wo ein,
Wird ihm das allerbeste Ding zur allerärgsten Pein.

(65) Schmeichler.

Wer will alle Mücken können aus der Speisekammer treiben?
Heuchler werden nie vergehen, weil noch werden Höfe bleiben.

(66) Krieg zwischen Holland und England.

Ihr blanken Heringsheere, o sagt von Herzen Dank
Für Engelands und Hollands erneuten Waffenzank!
Weil beide selbst sich fressen, kann keines euch verschlingen,
Noch euch aus eignem Salze hin in ein fremdes bringen.

(67) Auf den Atriol.

Unter Augen, hinterm Rücken, lobt mich, schimpft mich, Atriol.
Was zu thun? An ihm und andern will ich mich dermaßen rächen,
Daß er hinterm Rücken lügen, vor den Augen Wahrheit sprechen,
Daß mir selbst das Lob verbleiben, ihm der Schimpf verbleiben soll.

(68) Das Gegenwärtige, Vergangene und Zukünftige.

Was ist, wie lange währts? Was war, was hilft michs wohl?
Was werden wird, wer weiß obs mir, obs andern soll?
Was hier ist, war, und wird, ist, war, und wird ein Schein;
Was dort ist, war, und wird, ist, war, wird ewig seyn.

(69) Undankbarkeit.

Der uns giebt die ganze Welt, der uns will den Himmel geben,
Fodert nichts dafür als Dank; kann ihn aber auch nicht heben.

(70) Wir wollen was wir nicht sollen.

Wir dringen auf den Zaum, und wo wir sollen gehn,
Da laufen wir; wir gehn da, wo wir sollen stehn.

(71) Wohlthätigkeit.

Wer Wohlthat giebt, solls bald vergessen; wer Wohlthat nimmt, solls nie vergessen:
Sonst ist um Undank der zu strafen, und jenem Hoffart beyzumessen.

(72) Auf den Trullus.

Trullus hat ein schönes Weib: wenn sie an der Thüre steht,
Sieht man nicht daß leicht ein Hund sich bey ihr ins Haus vergeht.

(73) Auf den Säufer Thrax.

Thrax ist der andre Mond: steht aber immer stille,
Und nimmt kein Vierthel an; bleibt immer in der Fülle.

(74) Auf den Largus.

Andre ziehen an das Recht, Largus zeucht den Richter an:
Parten, denen er bedient, finden daß er gut gethan.

(75) Huren und Soldaten.

Soldaten und die Huren die dienten beid' ins Feld:
Denn jene leerten immer, die mehrten unsre Welt.

(76) Hören.

Ich höre manchmal viel;
Doch glaub ich was ich will.
Wer willig ist zum Hören,
Kann Thorheit selbst bethören.
Ein unverdroßnes Ohr
Lockt manche List hervor.

(77) Tag und Nacht.

Der Tag der ist der Mann, sein Weib das ist die Nacht;
Von denen wird die Zeit stets zur Geburt gebracht.

(78) Geiziges Reichthum.

Wer Geld nicht braucht, doch hat, warum hat der denn Geld?
Damit er etwas hat, das ihn in Marter hält.

(79) Von meinen Reimen.

Ich schreibe Sinngedichte; die dürfen nicht viel Weile,
(Mein andres Thun ist pflichtig,) sind Töchter freyer Eile.

(80) Gefährlichkeit.

Kohlen faßt man, daß die Hand sicher bleiben soll, mit Zangen:
Was gefährlich ist, hat man mit Bedenken anzufangen.

(81) Fremde Diener.

Fürsten bauen oft aufs Fremde, eigner Grund wird oft verschmäht:
Werden endlich inne werden, daß ihr Bau nicht Ihnen steht.

(82) Gewalt für Recht.

Gewohnheit wird Gebot durch Brauch und lange Zeit:
Krieg hat durch dreyßig Jahr Gewalt in Recht gefreyt.

(83) Das Zeitrad.

Die Zeiten sind als wie ein Rad, sie reißen mit sich um
Wer sich dran henket, machen ihn verdreht, verkehrt, krumm, dumm.

(84) Verschwiegenheit.

Wer selber schweigen kann
Dem schweiget jedermann.

(85) An den Tod.

O Tod, du schwarzer Tod, du Schauer unsrer Sinnen! —
Thu ich dir auch zu viel? — Ja wohl! Du kannst gewinnen
Ein englisches Gesicht: denn du bists, der erfreut;
Du bists, der uns entzeucht dem Leben toller Zeit;
Du bists, der uns den Hut der goldnen Freyheit schenket;
Du bists, der uns ergetzt, (zwar unsre Freunde kränket!)
Du bists, der unsern Stul hin zu den Sternen trägt;
Der aller Frevler Trotz zu unsern Füßen legt;
Du bists, der unsre Klag in lauter Jauchzen kehret;
Du bists, der uns für Zeit die Ewigkeit gewähret;

Du giebst uns, wenn du nimmst; dein so gefürchter Stich
Bereitet uns durch dich ein Leben ohne dich.

(86) Wissenschaft.

Wen Vernunft gelehrt gemacht
Wird viel höher oft geacht,
Als den oft des Buches Blatt
An Vernunft verwirret hat.

(87) Gold.

Der gelbe Kern der Erde, das Gold, hat alle Kraft.
Vor ihm ist alles Schale: Witz, Tugend, Wissenschaft.

(88) Auf den Vertumnus.

Macht dein Maler dich nicht ähnlich besser als du selber dir:
Ey so bist du nimmer Einer, bist ein Andrer für und für.

(89) Unglück.

Bey einer guten Zeit denk an die böse Stunde,
Die sich der guten Zeit gern auf dem Rücken funde.

(90) Gasterey.

Dieses Mahl gefällt mir wohl, dran sich frischt und speist
Nicht nur unser Aug und Leib, sondern auch der Geist.

(91) Ruhm.

Es ist kein größrer Ruhm, als Schmach und Tadel leiden —
Um seine Bosheit nicht; aus böser Leute Neiden.

(92) Leben und Sterben.

Wer noch kann und will nicht leben,
Dieser fehlt so gut und eben,
Als wer, wenn der Tod erscheinet,
Vor dem letzten Gange weinet.

(93) Eigenwille.

Hunde, die an Ketten liegen, Menschen, die nach Willen leben,
Sind bedenklich: beide pflegen leichtlich Schaden anzugeben.

(94) Gleißnerey.

Bey krummen Gesellen
Ist nöthig das Stellen;
Ist übel zu deuten
Bey Biedermannsleuten.

(95) Theilung wüster Güter.

Da wir mehr nichts Ganzes haben, sollen wir uns dennoch theilen:
Wollen lieber neue schneiden, als die alten Wunden heilen.

(96) Gewaltsame Bekehrung.

Wenn durch Tödten, durch Verjagen Christus reformiren wollen,
Hätt ans Kreuz Er alle Juden, Sie nicht Ihn, erhöhen sollen.

(97) Vom Plutus und Ptochus.

Am Ueberfluß ist Plutus, am Mangel Ptochus krank; —
Ein jeder kann vom andern verdienen Doctorsdank.

(98) Ohrenbläser.

Fürsten, die von Ohrenbläsern sich die Ohren lassen füllen,
Können nicht in Freyheit leben, dienen stets dem Widerwillen.

(99) Auf den Gulo.

Gulo ist sonst nichts als Maul, was er ist, und um und an:
Denn sein Thun ist nichts als Dienst nur für seinen Gott, den Zahn.

(100) Sittsamkeit.

Allzulanger Glimpf
Bringet endlich Schimpf.

(101) Das Alte und das Neue.

Immer fragten wir nach Neuem, weil sich Krieg bey uns enthalten:
Nun der Krieg von uns entwichen, fragen wir stets nach dem Alten.

(102) Lebekunst.

Wer langes Leben wünscht, der schlafe nicht zu viel;
Denn lange **lebt** nicht der, wer lange **schlafen** will.

(103) Die Welt.

Was ist die Welt? — Dieß ist sie gar,
Was sie wird seyn, und Anfangs war.

(104) Der Schlesische Parnaß.

Dein Zabothus, Schlesien, ward er nicht vor wenig Jahren
Was den Griechen ihr Parnaß, Helikon und Pindus waren?
Ward dein Opitz nicht Apoll? Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, sind sie nicht was dort sind die Castalinnen?
Ja, dieß sey dein Ruhm, dein Stolz! Glaube, was die Griechen dichten,
Wer da will; von uns kann selbst Ort und Tag und Jeder richten.

(105) Selbstgunst.

Selbstlieb handelt immer recht: denn ihr giebet Recht und Rath
Rath und Richter an die Hand, den der Mensch im Spiegel hat.

(106) Thorheit und Halsstarrigkeit.

Närrisch Hirn und harter Nacke dienen manchem klugen Mann;
Denn sie machen durch ihr Wüten, daß er was erwerben kann.

(107) Tugend und Laster.

Tugend läßt sich nicht begraben, auch die Laster sterben nicht;
Diese leben durch die Schande, jene durch ein gut Gerücht.

(108) Sündenscheu.

Wer Sünde weiß zu scheuen,
Der darf sie nicht bereuen.

(109) Gesundheitspflege.

Läßt der Arzt erst seinen Kranken essen, trinken, was er will,
Ist der Arzt der Meynung: Kranker sey nun nah an seinem Ziel.

(110) Waschhaftigkeit.

Weiberworte, böse Münze: wird man ihr das Kupfer nehmen,
Wird das Silber sich verkriechen und das Kupfer wird sich schämen.

(111) Wahr und Recht.

Die Wahrheit und das Recht die werden immer bleiben. —
Sie pflegen durch den Brauch sich nicht leicht abzureiben.

(112) Die entschiedene Streitigkeit.

Stadt und Land hat viel gestritten,
Wer im Kriege mehr gelitten.
Aber nun kömmt an den Tag,
Was die stolze Stadt vermag,
Und wer hier die Haut gefunden,
Die dem Lande weggeschunden.

(113) Ein Weiser unter Narren.

Wer unter Narren wohnt, wie viel auch deren seyn,
Ist unter ihnen doch als wär er gar allein.

(114) Flüchtige Zeit.

Wer die Zeit verklagen will, daß sie gar zu früh verraucht,
Der verklage sich nur selbst, daß er sie nicht früher braucht.

(115) Das Glücke.

Ist unser Glücke schwer, drückt, beugt und macht uns müde:
Geduld! wir schlugens selbst in unsrer eignen Schmiede.

(116) Gottesdienst ist ohne Zwang.

Wer kann doch durch Gewalt den Sinn zum Glauben zwingen?
Verleugnen kann wohl Zwang, nicht aber Glauben bringen.

(117) Stillstand.

Ist gleich mancher nicht der Klügste, dennoch kann ihm etwas gelten,
Daß ihn ja für keinen Narren Kluge pflegen auszuschelten.

(118) Spitzige Rathschläge.

Rath, der gar zu spitzig, pflegt sich umzusetzen;
Rath, der nicht zu spitzig, läßt sich leichte wetzen.

(119) Menschlicher Wandel.

Unsers Lebens ganzer Wandel steht im Lernen und Vergessen:
Nur wird Lernen und Vergessen falsch getheilt und abgemessen;
Was vergessen werden sollte, pflegen wir sehr gut zu wissen,
Was gelernet werden sollte, wollen wir am liebsten missen.

(120) Auf den Lukas.

Lukas ist ein Licht des Landes; aber seinen Schein nimmt er
Nicht von seinem eignen Feuer, nur von seinen Vätern her.

(121) Knechte und Herren.

Manche sind geborne Knechte, die nur folgen fremden Augen;
Manche sind geborne Herren, die sich selbst zu leiten taugen.

(122) Auf die Veturia.

Veturia schimpft alte Leute: Wer ihr drum etwan wünschen will,
Daß sie der Tod mög ehstens holen, der saget wahrlich viel zu viel:
Wie kann sie durch ein altes Leben denn treffen auf ein junges Ziel?

(123) Auf den Druda.

Was kann man, Druda, thun, das jemals dir gefällt? —
Du bist doch noch kein Land, vielweniger die Welt.

(124) Fromm seyn ums Lohn.

Umsonst ist keiner gerne fromm; wenn Tugend nur was trägt,
So wird sie, weil sie Früchte bringt, geachtet und gepflegt.

(125) Hunger und Durst.

Durst und Hunger sind die Mahner, die man nimmer kann bestillen;
Morgen kommen sie doch wieder, kann man sie gleich heute füllen.

(126) Unehrbare That.

Prava stund im Hurenbuche, bessert aber ernstlich sich:
Ward drauf ausgelöscht im Buche; dennoch aber bleibt der Strich.

(127) Lügen.

Wer ihm des Lügens nur zum Nutzen, zum Schaden keinem, hat gepflogen,
Was meynst du wohl von einem solchen? — Ich meyne doch, er hat gelogen.

(128) Wasser und Wein.

Es kann, wer Wasser trinkt, kein gut Gedichte schreiben;
Wer Wein trinkt, kriegt die Gicht und muß erschrecklich schreyn.
Ist dieses wahr: so mag das Dichten unterbleiben,
Eh ich im Gichten will so stark geübet seyn.

(129) An mein Buch.

Geh hin, mein Buch, in alle Welt; steh aus was dir kömmt zu.
Man beiße dich, man reiße dich: nur daß man mir nichts thu.

Zugabe.

(1) Von meiner Zugabe.

War meine Waare nicht recht gut, so geb ich etwas zu,
Damit was nicht die Güte thät, vielleicht die Menge thu.

(2) Die aufgeweckte Chimära.

Epigramma est brevis satira; satira est longum epigramma.

Ihr helikonisch Volk, euch ist zu viel geschehen!
Man hat euch nie geglaubt, dieweil man nie gesehen
Was ihr uns vorgesagt: Wie Lycus armes Land
Chimära einst erschreckt, verwüstet und verbrannt.
Von fornen war sie Löw, war Zieg am Bauch und Rücken,
Und hinten war sie Drach. Tod war in ihren Blicken,
Ihr Maul war voller Glut, ihr Leib war voller Gift,
Bis daß Alcidens Keul auf ihr Gehirne trifft;
Trifft aber nur so stark, daß sie betäubt entschlafen,
Und itzund, aufgeweckt durch unsre deutsche Waffen,
Tobt mitten unter uns, an Form und Namen alt,
An Kräften aber neu, und ärger an Gewalt.
Es ist der tolle Krieg, der wild sich selbst verzehret,
Der um und um gestürzt das Land das ihn ernähret;
Es ist der dumme Krieg, der sonsten nichts ersiegt,
Als daß er sagen mag: wir haben doch gekriegt!
Im Anfang war er **Löw**, verübte kühne Thaten,
Hielt höher auf die Faust, als tückisches Verrathen;
Und Deutschland war noch deutsch: man schlug noch ernstlich drauf,
Sah auf des Krieges End, und nicht auf fernern Lauf.
Da nun der süße Brauch, zu machen fette Beute
Aus allem was Gott selbst gehabt und alle Leute,
Anstatt des Soldes kam, so wuchs dem Krieg ein Bauch,
Draus, wie von einer **Zieg**, ein schädlich dürrer Rauch
Für Kraut und Bäume fuhr: Die Nahrung ward vertrieben,
Der Ochsen saure Müh ist unvergolten blieben;
Ein andrer nahm Besitz: es hieß, der Wirth vom Haus'
Laß alles was er hat und zieh auf ewig aus.

Und nun war man bedacht den Krieg weit hin zu spielen;
Nicht auf den Feind so wohl, als auf den Freund zu zielen,
Der noch in gutem Land in seinem Schatten saß,
Und sein genüglich Brodt mit süßem Frieden aß.
Zu diesem drang man ein, stund Titan gleich erhöhet
Wo flammenathmend sonst der heiße Löwe stehet,
Noch mußt es Winter seyn, noch nahm man da Quartier,
Und alles was man fand war schuldige Gebühr.
Gleichwie der scharfe Zahn der Ziegen auch die Rinden
(An Blättern nicht vergnügt) von Bäumen pflegt zu schinden:
So war es nicht genug zu fressen unser Gut,
Man gönnt' uns in dem Leib auch kaum das letzte Blut.
Hieraus erwächst der **Drach**, das Ende wird zur Schlange:
Der Krieg, der alle Welt bisher macht ängstlich bange,
Wird ärger noch als arg, kreucht gar ins Teufels Art,
Wird rasend, wenn ein Mensch noch wo gefunden ward,
Der Gott, der Ehre, Zucht und Recht wünscht nachzustreben;
Will gar nicht daß ein Mensch auf Erden mehr soll leben,
Der nicht ein Kriegesknecht, und ihm sich ähnlich macht,
Und was nur menschlich ist verwirft, verbannt, verlacht.
Sein Gift schont keinen Stand, Amt, Würde, Freundschaft, Ehre;
Was lebt, lebt darum noch, damit er es zerstöre:
Bis daß nichts übrig ist, und niemand etwas hat,
Drauf wendt er alle Macht, drauf schärft er allen Rath.
Sein Gift ist so vergift, daß er sich selbst vergiftet,
Und ihm sein eignes End aus eignem Rasen stiftet.
So wie der Skorpion sich selbst zu stechen pflegt,
Wenn Feuer um ihn her wird etwan angelegt;
Und wie es Schlangen geht, daß ihnen ihre Jungen,
(Zu einem schönen Lohn für die ererbten Zungen,)
Zerreißen ihren Bauch: so auch des Krieges Frucht
Der Mutter Henker sey. — Was dieß umsonst versucht,
Führt Alexikakos (†) Alcides aus der Höhe,
Vor dem der ganzen Welt durch Krieg entstandnes Wehe
Erbarmen hat erlangt, mit Ehren endlich aus,
Und bindet diesen Wurm ins heiße tiefe Haus.
Da, da seys ihm vergönnt zu fechten und zu schmeißen,
Den Hauswirth abzuthun, das Haus in Grund zu reißen;
Dann raub und plünder' er, dann wehr er seinen Mann,
Zu weisen, was sein **Löw** und **Zieg** und **Drache** kann.

(†) Der Wender des Bösen.

(3) Amadisjungfern.

Pfui euch, die ihr euch rühmt der geilen Buhlerlügen
Des frechen Amadis, die dahin deutlich tügen
Wo Circe machte Säu, wo Messalina gieng,
Und für den schnöden Sieg der Wette Lohn empfieng!
Die Zunge schärfst er zwar, allein er stümpft die Sinnen,
Lehrt was ihr thun sollt, will euch Beyfall abgewinnen
Durch das, was nie geschehn, durch das, was, wenns geschehn,
Die Ehre ganz verdammt, die Tugend nicht mag sehn.
Nicht mir den weisen Mund, den Amadis gelehret!
Ob Zunge läufet gut, wird Sinn doch so verkehret,
Daß manche Mutter wird, eh als sie Braut seyn mag,
Mag Braut bey Nachte seyn, und Jungfer auf den Tag.
Dieß lernt die Neubegier vom Meister in den Lüsten,
Für dessen Schüler ich mir wünsche zuzurüsten
Ein Schiff nach Tomos hin, auf daß der Liebe Schweiß
Zu löschen Mittel sey durch ein erfrischlich Eis.
Wie Nasons Schicksal war, der, nach geschriebner Liebe,
Vom Pontus Klagebrief' und Trauerbücher schriebe,
Und wohl gewünschet hätt', daß er der Liebe Lust
Nie andere gelehrt und selber nie gewußt.
Ihr Jungfern, glaubt es nur, so frech das Wort zu führen,
Das will dem züchtigen Geschlechte nicht gebühren.
Schon lange hat es Recht und Brauch so eingericht,
Daß immer jemand ist, der eure Worte spricht,
Wo Nutz und Noth es heischt. O wie erschrackt ihr Väter!
O wie befahrte Rom ein großes Unfallswetter,
Als weiland vor Gericht ein freches Weib auftrat,
Selbst Sach und Klage führt' und um die Rechte bat!
Man fragte drüber Rath, schlug auf Sibyllens Bücher,
Und bat die Götter drum, daß diese That sey sicher
Dem allgemeinen Heil: So seltsam war dieß Ding,
Weit mehr als da ein Ochs einst an zu reden fieng.
Ist Scham und Ehr in euch, so spricht das Stilleschweigen
Genug von euch für euch; so kann die Herzen neigen
Zu euerm Schutz und Gunst ein sittsam Angesicht,
Das jedem von sich selbst zu Huld und Dienst verpflicht.
Des edeln Goldes Preis darf keinem Advocaten
Auf seine theure Zung, in feilen Mund gerathen;

Es lobt sich durch den Glanz, es lobt sich durch die Kraft,
An welcher Erde, Luft, Glut, Flut nichts thut und schafft.
Die Damascener Rof', wenn sie aus grünem Bette
Am frühen Morgen stralt, und spielet in die Wette,
Leukothoe, mit dir: ist selbst ihr' eigne Pracht,
Die keine Zunge mehr noch minder zierlich macht.
Solls erst die Zunge thun, die Jungfern werth zu machen,
So ists gar schlecht bestellt, so sind der Tugend Sachen
Aufs Schlüpfrige gesetzt, und ihre Würde steht,
Nach dem die Zunge schwer, nach dem sie fertig geht;
Solls viel Geschwätze thun, so steigen Papageyen
Im Preise doppelt hoch, so giebt der Schwalbe Schreyen
Ihr einen hohen Werth, und ein gemeiner Hähr
Gilt einer Jungfer gleich, wie schön sie immer wär.
Fürwahr, ihr redet oft viel, prächtig, frey und lange.
Thuts euern Ohren wohl, thuts fremden doch sehr bange;
Und ist es ausgeredt, wird billig noch gefragt:
Ists aus? Was will sie denn? Was hat sie denn gesagt?
Die Rhone lachet oft, und sauer sieht die Tiber,
Die Elbe rümpfet sich, die Augen gehen über
Dem armen Priscian, wenn euer strenger Mund
So martert, krüppelt, würgt, was keine je verstund.
Ein Bach, ein Regenbach, vom Himmel her gestärket,
Wenn er den Ueberfluß und sein Vermögen merket,
Läuft über Damm und Rand, schießt über Schutz und Wehr,
Bricht da und dort heraus, ergeußt sich hin und her,
Mischt, was er in sich hat, treibt, was er führt, zu Haufen,
Daß Fisch, Frosch, Holz und Schlamm hin miteinander laufen,
Bis daß die Wolke weicht, die ihm gab kurze Kraft,
Dann bleibt das eine da, das andre dort verhaft.
Ihr Damen, so seyd ihr: Die krausen Complimenten,
Die euch das leichte Volk der freyen Liebsstudenten
In eure Sinnen geußt, die schwellen euern Muth,
Weil euch das Heucheln wohl, das Loben sanfte thut.
Sie werfen sich euch hin zu euern zarten Füßen,
Sie wollen sonst von nichts als nur von Knechtschaft wissen;
Sie küssen eure Hand, sie küssen wohl den Grund,
Den euer Fuß betrat, wo euer Schatten stund.
Sie stellen auf ein Wort von euch ihr Seyn und Wesen,
Auf einen Blick von euch ihr Wohlseyn und Genesen;

Ihr seyd der Seele Seel, und außer euch sind sie
Als wären sie nicht mehr, und vor gewesen nie.
Die Sonne selbst hat so zu stralen nie begonnen,
Als eurer Augen Licht, das göttliche Paar Sonnen.
Der Wangen Lilien mit Rosen untermengt
Ist ihre Frühlingslust, daran ihr Herze hängt.
Der theure Mundrubin, wem dieser kommt zu küssen,
Der mag sich einen Gott und keinen Menschen wissen,
Sich dünken mehr als Mars, auch als Adonis mehr,
Die Venus Mund geküßt, der vor berühmt war sehr,
Eh Ihr kamt auf die Welt, doch jetzt, nun eurer funkelt,
Wie vor der Sonn ihr Stern am Himmel, sich verdunkelt.
So sanft der Buhler Wind um euer offnes Ohr,
Schwellt die Gedanken auf; die suchen denn ein Thor
Am nächsten wo es ist: dann gebt ihr euch zu merken,
Wollt das gegönnte Lob nicht mindern, sondern stärken,
Sagt her, so viel ihr wißt, gebt was ihr bey euch fühlt,
Meynt, daß selbst Pitho(†) nie die Rede schöner hielt.
Es gilt euch aber gleich geschickt und ungeschicket,
Gereimt und ungereimt, gesticket und geflicket,
Gemengt und abgetheilt, halb oder ausgeführt:
Es ist euch gar genug, wenns nur heißt discurirt.
Viel Plaudern hat noch nie viel Nutzen heim getragen;
Viel Schweigen hat noch nie viel Schaden zu beklagen.
Ein wohlgeschloßner Mund verwahrt ein weises Herz,
Ein ungebundnes Maul bringt ihm und andern Schmerz.
Ihr irrt, wenn euch bedünkt, ihr wäret angenehmer
Wenn ihr viel Worte macht. Ich halt es viel bequemer
Zu aller Menschen Gunst, wenn ihr nur so viel sagt,
Daß der euch fromm bemerkt, der euch um etwas fragt.
Man rühmet Jungfern nicht, die allzuviel gereiset;
Ein Weib, das mehr weiß als ein Weib, wird nicht gepreiset.
Die Jungfern, die so wohl im Lieben sind geübt,
Die übt man zwar noch mehr, nur daß man sie nicht liebt.
Wenn man den Zeitverdruß mit Schachbrett, Kartenspielen
Bey solchen Leuten stillt, die nicht nach Golde zielen
Und nach Gewinn, wie da, so bald die Lust gestillt,
Das Spiel im Winkel liegt, nichts Knecht noch König gilt:
So gehts mit euch: Des Schlafs sich etwan zu erwehren,
Den Unmuth abzuthun, die Weile zu verzehren,

(†) Die Göttinn der Beredsamkeit.

Hört mancher, was ihr sagt, sagt, was ihr gerne hört;
Bald wird er eurer satt, ihr aber seyd bethört.

(4) Waffenanstand.

Von Anstand und von Fried und vielen schönen Dingen
Will Fama dieser Zeit ein neues Liedlein singen;
Doch weiß ich nicht obs neu: der Anstand ist gar alt,
Der Fried ist auch vorlängst gar recht, gar wohl bestallt.
Was darf ein Anstand seyn, wo man noch nie gestritten?
Man führt die Waffen ja, nach dieses Krieges Sitten,
Gleichwie in einem Spiel, nur bloß zum Scherz und Schein,
Und daß sie Rost nicht frißt. Was darf ein Anstand seyn,
Wo niemand uns bekriegt, und wo kein Feind erscheinet,
Der zu bekriegen steht; wo mans nicht böser meynet,
Als daß man unser Land, nach draus geschöpftem Nutz,
Alsdann dem lieben Gott empfiehlt in seinen Schutz?
Was darf ein Anstand seyn, wo man die Kriegeskinder
Gar gut und glimpflich meynt, und bloß die feisten Rinder,
Samt ihrer jungen Zucht, und etwan Pferd und Schwein,
Schaf, Huhn, Hahn, Ente, Gans läßt seine Feinde seyn?
Der Fried ist lange schon in unsre Gränze kommen,
Da jene viel zwar uns, wir ihnen nichts, genommen,
Indem wir uns bemüht, (o eine feine Kunst!)
Zu brechen ihren Trotz durch unsre gute Gunst.
Es ist ja Fried und Ruh im Lande ganz die Fülle:
Das Feld hält Sabbattag, der Acker lieget stille,
Und seufzet nicht wie vor, als ihm viel Wunden schlug
Des Bauers frecher Arm und ein tyrannisch Pflug.
Es ist ja Friede da: man darf forthin nicht sorgen,
Wie jeder Hab und Gut vor Dieben hält verborgen
In sicherem Gemach. Es bleibt ja Gold und Geld
In festem Hause so, wie durch das offne Feld.
Hierum singt Fama falsch von Anstand und von Friede;
Ihr Sinn sey dieser denn: daß, weil die Welt schon müde
Der alten Deutschen Treu, man mit **Betrieglichkeit**
Stets Frieden haben woll', und Krieg mit **Redlichkeit**.

(5) Schutzrede einer Jungfrau über die gänge Zunge.

Jüngst sagt ein alter Greis: „Je mehr die Jungfern schweigen,
„Je mehr wird, ohne Wort, ihr Preis gen Himmel steigen.

„Die stille fromme Zucht, die Eingezogenheit,
„Die Rede, welche schweigt, erwirbt Gefälligkeit."
Schweig, alter Vater, schweig von so verrosten Sprüchen:
Sonst lohnt man dich dafür mit Alamodeflüchen!
Du hast den Amadis, woraus man **discurirt**,
Nie oder nicht genug gelesen und studirt.
Die Ethik deiner Zeit ist lange schon vermodert.
Von **braven Damen** wird anitzo mehr gefodert.
Nein, ja, ich weiß es nicht, das war nur damals gnug,
Als Jungfern, was die Kuh hergab, und was der Pflug
Erwarb, herzähleten; die Junker giengen seichte,
Sie waren nicht weit her, und zu erreichen leichte;
Giengs wo recht höflich zu, so klang ein Reiterlied,
Der grüne Tannenbaum, und dann, der **Lindenschmidt**.
Itzt ist die Heldenzeit, itzt herrschen solche Sinnen,
Die nicht im Grase gehn; die zu den hohen Zinnen
Der Ehr gestiegen sind; in denen Muth und Geist
Den Mund von nichts als Krieg, Sieg, Mannheit reden heißt,
Und dann von **Courtoisie** und süßem **Caressiren**
Der Damen, die es werth, und die sie **obligiren**
Zu dienstlichem **Faveur** durch schönen Unterhalt
Und lieblichen **Discours**, die nicht so kahl und kalt
An Worten wie ums Maul, die nicht, wie stumme Götzen
Nur in die Kirche sind, nicht an den Tisch, zu setzen
Und die man billig heißt ein hölzern Frauenbild,
Das nur zum Schauen taugt und nicht zum Brauchen gilt.
Hier hört Don Florisel der Helena Befehlen;
Das Fräulein Sydera kann auf die Dienste zählen
Des Don Rogelio; und Oriana hat
Den tapfern Amadis und alle seine That
Zu vollem Brauch und Pflicht. Die nur mit stummen Sitten
Und siegelfestem Mund ihr Angesicht uns bieten
Wie Larven ohne Hirn, die taugen nicht hieher,
Und ihres Bettes Hälft bleibt billig kalt und leer.
Die Zunge muß es thun, sie muß die süßen Trauben,
Die auf den Lippen stehn, verbieten und erlauben,
Nach dem es jeder werth. Soll ein ergetzlich Kuß
Seyn besser angebracht, als auf des Pabstes Fuß:
So giebt ein lieblich Wort dem Liebsten ein Gemerke,
Sein Thun sey wohl gethan, gefällig seine Werke.

Den andern schleußt sie zu die Korallinenpfort
Durch ein entsetzlich Pfui und durch ein bittres Wort.
Die Zunge muß es thun, daß Cavalliere lernen
Gescheuter Damen Witz, und niemals sich entfernen
Von ihrer Seite weg, das muß die Zunge thun.
Die macht den Helden Lust, sich heilsam auszuruhn;
Giebt ihnen neue Kraft, indem sie von den Lasten
Der Waffen und der Wut des Blutvergießens rasten;
Macht, daß ein kühnes Herz sich Thaten unterstund,
Die bis zum Himmel gehn, um aus der Damen Mund
Ein angenehmes Wort zu hören; kalte Sinnen
Befeurt sie, weiß die Kunst Feldschlachten zu gewinnen,
Die sonst Tyrtäus trieb, der durch den Schlachtgesang
Sein Heer erhitzte, daß es in die Feinde drang.
Die Zunge muß es thun und durch die Panzer dringen,
Und in idalische Gesetz und Rechte zwingen
Ein martialisch Herz; sie schafft, daß der sich bückt
Vor einer Dame, dem, so bald sein Auge blickt,
Sonst tausend Cavallier' Gehör und Folge geben
Und setzen, wenn er will, in Tod ihr frisches Leben.
Die Zunge muß es thun, und hat es schon gethan,
Daß eine Dame mehr als Schwerdt und Zepter kann.
Die Zunge hats gethan, daß niedriges Geblüte
Auf hohen Stülen sitzt, und gehet in der Mitte,
Und fährt mit sechsen her. Die Zunge hats gethan,
Daß einer Dame Wort kann was sonst niemand kann,
Daß sie sich edel kann, schön, reich und ehrlich machen,
Ob sie es vor nicht war, daß sie in allen Sachen
Recht hat und Recht behält, wiewohl sie Unrecht thut,
Und löblich all ihr Thun, und herrlich heißt, und gut.

(6) Geraubt ist erlaubt.

Die Welt ist voller Raub: sie raubet Gott die Ehre
Und giebt sie ihr nur selbst; sie raubt sein Wort und Lehre,
Sein Ordnung und Befehl, und setzt an dessen Statt
Was ihr gefüllter Wanst zur Zeit geträumet hat.
Drauf raubt der Teufel nun das Glück und allen Segen,
Und ist geschäfftig nichts als Unmuth zu erregen:
Er raubet Fried und Ruh, er raubt die gute Zeit,
Er raubet Scham und Zucht, er raubt die Seligkeit.

Dem Menschen raubt der Mensch was ihm das Glück gegeben
An Leumuth, Ehre, Gut, Gesundheit, Wohlfahrt, Leben,
Der Oberstand raubt hin den letzten Bissen Brod,
Und läßt gemeiner Schaar nichts als die leere Noth.
Der Unterthan raubt weg Gehorsam, Pflicht und Treue,
Die Furcht vor aller Straf und vor den Lastern Scheue.
Die Liebe, die ein Christ zum Christen billig trägt,
Die ist durchaus entraubt, die ist seitab gelegt.
Was macht denn der Soldat? (das Volk vom Wildgeschlechte,
Das man forthin nicht mehr zu Menschen zählen möchte;)
Er hätte gar vorlängst, wärs ihm nur halb erlaubt;
Den Himmel und Gott selbst geplündert und beraubt.
  Was Räuber hat die Welt! Doch mag ein jeder glauben,
Daß den, der so geraubt, man wieder wird berauben:
Ich wett, ob er ihm schon geraubt hätt' alle Welt,
Daß er davon doch nichts als Höll und Tod behält.

(7) Schutzrede einer Jungfrau über die spielenden Augen.

Ihr Schwestern, lacht ihr nicht der alberklugen Herren,
Die Damen unsrer Art in blinde Kappen sperren,
Und es für schön ansehn, wenn unsre schönste Zier,
Der schönen Augen Licht nur selten zu der Thür
Hinaus blickt? Denkt doch nach! Durch finstres Sauersehen
Ist Liebe nie gestift und nie kein Bund geschehen.
Sind wir dem Himmel gleich: so muß der Aeuglein Schein,
Gleichwie das Firmament, frey zu beschauen seyn
Von jedem der da will. Was dienen uns die Stralen
Der Sonne bey der Nacht? Wer lobt des Künstlers Malen,
Wovor ein Umhang schwebt? Soll die, die lebt und lacht,
Ihr selbst, noch vor der Zeit, des Todes schwarze Nacht
In ihr Gesichte ziehn? Kann denn Natur auch leiden,
Daß man so schänden soll, und soll zu brauchen meiden,
Was sie zu brauchen gab? Wer munter um sich schaut,
Der giebet an den Tag, daß er ihm selber traut,
Und gut Gewissen hat, das sich vor nichts entsetzet,
Und nicht zu fliehen denkt, dieweil es nichts verletzet.
Ein Auge, das nicht kann ein fremdes Auge sehn,
Weiß, was geschehen war, weiß, was noch soll geschehn
Das nicht zu rühmen ist. — Soll dieses etwan gelten,
Der Damen beste Kunst zu tilgen und zu schelten?

Die Kunst, wodurch sie sich behutsam und mit List
Einspielen, und ein Herz bezaubern, das sonst Frist
Noch hatte? Das sey fern! Der Augen klare Blicke
Sind unsre stärkste Kraft, sind unsre Band und Stricke;
Hiedurch fällt uns ins Garn ein Wild das uns gefällt,
Und das vor unsrer Gunst sich allzuflüchtig stellt.
Itzt decken wir sie zu, itzt lassen wir sie schießen,
Nach dem wir diesen schnell und jenen langsam wissen;
Hier brauchen wir den Sporn, dort brauchen wir den Zaum.
Wir halten jenen an, und geben diesem Raum.
Im Fall sich einer scheut, will uns und ihm nicht trauen,
So öffnen wir das Licht durch freundlich Gegenschauen,
Erleuchten seinen Sinn, befeuern seinen Muth:
Der Zagheit kaltes Eis zerschmilzt und er fühlt Glut.
Wer eifrig seiner Brunst halb wütend nach will denken,
Muß plötzlich seinen Muth zur Ehrerbietung lenken,
Wenn unser Auge sich mit Wolken überzeucht,
Und für den goldnen Stral ein finstrer Unmuth leucht.
Doch lassen wir nicht gar in kalter Nacht ihn zagen,
Wir blicken einsmals auf und lassens wieder tagen;
So daß, ob das Gesicht ein kurzes Schrecken giebt,
Er dennoch Anlaß nimmt, daß er sich mehr verliebt.
Manch Schiffer hat gezürnt, wenn trübe Wolkendecken
Ihm haben Cynosur und Helice verstecken
Und also seinen Lauf in Irrthum wollen ziehn,
Daß er nicht konnte da wohin er wollte hin:
Ihr tapfern Cavallier', die ihr in Lieb und Waffen
Zu leben euch begehrt und auch darinn zu schlafen,
Auf, unterstützt die Sach, und stürmt eh alle Welt,
Eh dieser Buhlersund der braven Damen fällt,
Dieß Kunstwerk, euch zum Trost mit Augen frey zu funkeln,
Um eurer Liebe Fahrt nicht irrsam zu verdunkeln.
Sie sind ja darum da, damit ihr wissen könnt,
Wo, wie, wenn euer Schiff in sichern Hafen ländt.
Wem ist die Fackel gut, die sich nur selbst verbrennet
In einer tiefen Gruft? bey der kein Wandrer kennet
Weg, Steig, Berg oder Thal? Was nützet ein Gesicht,
Das sich nicht auf sich selbst verlassen, dem auch nicht
Ein andrer trauen darf? Nicht uns sind wir geboren,
Auch nicht zur Einsamkeit. Nein, nein, wir sind erkoren,

Gesellschaft einzugehn. Drum schaut nur frisch umher,
Ihr Augen, schaut, ob nicht an warme Seite der
Bald kömmt, der uns geweiht und dem wir zugehören.
Laßt euch das alte Lied vom Schämen nicht bethören:
Ein gar zu blödes Aug, (wie dieses oft geschehn,)
Hat das, was ihm gesollt, versäumt, verschämt, versehn.

(8) Abschied von einem verstorbenen Ehegatten.

Treues Herz, du zeuchst von hinnen,
Freud und Ruhe zu gewinnen,
Die der Himmel denen giebt,
Die ihn, so wie du, geliebt.
Mir und andern deinen Lieben
Ist an deiner Stelle blieben,
Bey der schon gehäuften Noth,
Herzens Leid um deinen Tod. —
Doch wie lange? — Bald ergetzet
Uns, die hier die Zeit verletzet,
Ewigkeit, die ohne Ziel
Uns aufs neue trauen will.
Eh ich kann dein Lob vergessen,
Wird man meinen Sarg mir messen.
Würdig bist du, daß dein Ruhm
Bleibt, weil bleibt das Menschenthum.
Habe Dank für deine Liebe,
Die beständig war, wenns trübe,
So wie wenn es helle war,
So in Glück, als in Gefahr!
Habe Dank für deine Treue,
Die stets bliebe frisch und neue!
Habe Dank fürs werthe Pfand
Das du läßt in meiner Hand!
Habe Dank für Müh und Sorgen,
Die bis Abends, an vom Morgen,
Deine weise Redlichkeit
Pfloge mir zur Nutzbarkeit!
Habe Dank, daß deine Tugend,
Habe Dank, daß deine Jugend,
Obwohl eine kurze Zeit,
Mir gab so viel Gnüglichkeit!

Fahr im Friede! Gott wills haben.
Aber lasse deine Gaben
Deme, das zum Troste mir
Uebrig blieben ist von dir.
Fahr im Fried'! ich kanns nicht wenden,
Bin zu schwach des Herren Händen.
Du zeuchst weg, wo ich itzt bin;
Doch wo du bist, komm ich hin.

(9) An mein väterliches Gut, welches ich drey Jahr nicht gesehen.

Glück zu, du ödes Feld! Glück zu, ihr wüsten Auen!
Die ich, wenn ich euch seh, mit Thränen muß bethauen,
Weil ihr nicht mehr seyd ihr: so gar hat euern Stand
Der freche Mordgott Mars von Grund aus umgewandt.
Seyd aber doch gegrüßt! seyd dennoch vorgesetzet
Dem allen, was die Stadt für schön und köstlich schätzet!
Ihr wart mir lieb, ihr seyd, ihr bleibt mir lieb und werth;
Ich bin, ob ihr verkehrt, doch darum nicht verkehrt,
Ich bin noch der ich war. Seyd ihr gleich sehr vernichtet,
So bleib ich dennoch euch zu voller Gunst verpflichtet,
So lang ich Ich seyn kann; und wird mein Seyn vergehn,
Mag meine Muse denn an meiner Stelle stehn.
Gehab dich wohl, o Stadt! die du in deinen Zinnen
Zwar meinen Leib gehabt, nicht aber meine Sinnen;
Gehab dich wohl! Mein Leib ist nun vom Kerker los;
Ich darf nun nicht mehr seyn wo mich zu seyn verdroß.
Ich habe dich, du mich, du süße Vatererde!
Mein Feuer glänzt nunmehr auf meinem eignen Herde.
Ich geh, ich steh, ich sitz, ich schlaf, ich wach umsonst;
Was mir dort theuer war, das kann ich hier aus Gunst
Des Herren der Natur um Habedank genießen
Und um gesunden Schweiß; darf nichts hingegen wissen
Von Vortheil und Betrug, von Hinterlist und Neid,
Und allem dem, wodurch man sich schickt in die Zeit.
Ich eß' ein selig Brodt, mit Schweiß zwar eingeteiget,
Doch das durchs Beckers Kunst und Hefen hoch nicht steiget,
Das zwar Gesichte nicht, den Magen aber füllt,
Und dient mehr, weil es nährt, als weil es Heller gilt.
Mein Trinken ist nicht falsch: ich darf mir nicht gedenken,
Es sey gebrauen zwier, vom Brauer und vom Schenken;

Mir schmeckt der klare Saft, mir schmeckt das reine Naß,
Das ohne Keller frisch, das gut bleibt ohne Faß,
Um das die Nymphen nicht erst mit der Ceres kämpfen,
Wer Meister drüber sey; das nichts bedarf zum dämpfen,
Weils keinen Schwefelrauch und keinen Einschlag hat;
Das feil steht ohne Geld, das keine frevle That
Den jemals hat gelehrt, der ihm daran ließ gnügen.
Der Krämer nützer Schwur und ihr genießlich Lügen
Hat nimmer Erndt um mich: der vielgeplagte Lein
Der muß, der kann mir auch anstatt der Seide seyn.
Bewegung ist mein Arzt. Die kräuterreichen Wälder
Sind Apotheks genug; Gold tragen mir die Felder.
Was mangelt mir denn noch! Wer Gott zum Freunde hat,
Und hat ein eignes Feld, fragt wenig nach der Stadt,
Der vortheilhaften Stadt, wo, Nahrung zu gewinnen,
Fast jeder muß auf List, auf Tück, auf Ränke sinnen.
Drum lebe wohl, o Stadt! Wenn ich dich habe, Feld,
So hab ich Haus und Kost, Kleid, Ruh, Gesundheit, Geld.

(10) Ueber die deutschen Gedichte Herrn Wenzel Schärfers.

Kein Kraut dient für das Tödten. —
Nein, sagen die Poeten:
Ein Blatt von unserm Kranze,
Der frischen Lorbeerpflanze,
Erwärmt von unsrer Stirne,
Begeistert vom Gehirne,
Giebt Balsam zum Genesen,
Und trotzet das Verwesen.
Nicht anders. — Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen tödten,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.
Die alten kühnen **Degen**
Gehn noch auf unsern Wegen,
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen sinken nieder.
Was wüßten wir von Helden
Und ihrer Thurst zu melden,
Wenn nicht Poetengeister,
Des schwarzen Grabes Meister,

Die Sterblichkeit verbürget,
Daß sie sie nicht gewürget?
Was wär von tapfern Thaten,
Was wär von klugem Rathen
Der Nachwelt kundig blieben,
Wenn diese nicht geschrieben?
Es macht poetisch Dichten,
Daß alles bleibt im Lichten:
Sonst fiel in lauter Nächte
Was Herz und Witz vollbrächte.
  Es sind zwar ihrer viele,
Die nach dem fernen Ziele,
Die nach den Ewigkeiten
Uns gleiche Fahrt bereiten:
Doch dünkt mich, daß Poeten
Noch mehr als andre röthen,
Was Todtenasche blasset.
  Ihr Thun ist so gefasset,
Daß ihre süßen Sachen
Viel Buhler ihnen machen,
Daß ihre Zierlichkeiten
Die Sinnen mächtig leiten:
Sie zuckern alle Worte,
Es blüht an jedem Orte,
Sie schreiben nicht, sie malen.
Die ungezählten Zahlen
Der andern Künstlichkeiten
Die taugen alle Zeiten
Und Völker, alle Sinnen
Und Herzen zu gewinnen;
Drum hat der Tod nicht Beute
An Werken dieser Leute.
  Wie dein Poete singet
Und mit dem Alter dinget
Dich, Brieg, und die darinnen,
Vom Sterben zu gewinnen,
Das zeugen seine Lieder:
Was sonst noch hin und wieder
Er künstlich artig spielet,
Daß Lust und Nutz man fühlet,

Dieß kann genüglich zeigen,
Wie hoch Poeten steigen.
Brieg, ehre dieß Bemühen,
Willst du nach dir noch blühen.
Zwar können ihr Gerüchte
Durch eigenes Gewichte
Verewigen die Dichter:
Doch durch bewährte Richter,
Die ihnen hold und günstig,
Wird erst ihr Trieb recht brünstig,
Sich selber und die Ihren
Gar himmelan zu führen.

(11) An einen guten Freund, über den Abschied seiner Liebsten.

Freund, da jeder sich itzt freut, daß auf der erfrornen Erde
Auch des langen Krieges Eis endlich einmal schmelzen werde,
Und der nächste Frühlingstag werd ein Tag des Friedens seyn:
O so seh ich dein Gesicht trübe, blaß und naß allein?
Wollte Gott! noch dir noch mir wär die Ursach also kündig;
Mir zwar ist sie nur im Sinn, aber dir, dir ist sie fündig
Wo du hin gehst, siehst und stehst; was du denkest, was du thust,
Drüber mangelt leider! dir deine Friedensfrühlingslust. —
Deine Friedensfrühlingslust hat des Krieges rauhes Stürmen
Oft geblasen, nie gestürzt: aber ach! des Grabs Gewürmen
Opfert sie der Tod zuletzt, ohngeacht das halbe Theil
Deiner dran verbunden hieng, auch wohl gar Dein sterblich Heil.
Weder Schatz, wie groß er sey, ist uns Männern so ersprießlich,
Weder Freund, wie gut er sey, ist uns Männern so genießlich,
Als der uns in Armen schlief: denn die angetraute Treu
Herrschet über Leid und Zeit, wird durch Altseyn immer neu.
Wem ist mehr als mir bewußt, wie die Jugend eurer Liebe
Erstlich wuchs, und weiter wuchs? Aller Grund, worauf sie bliebe,
War die Treu und Redlichkeit; alles andre dauert nicht.
Was sich auf vergänglich Ding stützet, das verfällt und bricht;
Was die Tugend baut, das steht. Denk ich weiter noch zurücke
An die nun verrauchte Zeit, an mein mir begrabnes Glücke,
O so denk ich auch zugleich an der Freundschaft Schwesterschaft,
Drinnen dein und meine **Lust** unverbrüchlich war verhaft:
Wie sich dein und meine **Lieb** unter sich so lieblich liebten,

Und des Blutes nahe Pflicht durch vertraute Sinnen übten.
Ob der Tod mein erste **Treu** gleich verbarg in frischen Sand,
Dennoch hat das liebe Mensch ein vertrautes Freundschaftsband
Auf die Meinen unverfälscht immer fort und fort erstrecket,
Bis nun auch des Todes Neid ihr das letzte Ziel gestecket.
Sey gesichert, treuer Freund, daß dein' Augen nicht allein
Sondern mir und meinem Hauß' in Gesellschaft wäßrig seyn.
Wer das allgemeine **Falsch**, das die Welt für **Witz** verhandelt,
Kennt und haßt, dem wird sein Herz auf betrübten Muth gewandelt,
Wenn ein redlich frommer Christ hin sich sichert in das Grab:
Arges wird dadurch verstärkt, **Frommes** nimmt hingegen ab.
Nun was hilfts? Es muß so seyn. In der Welt von Kindes Beinen
Hat man, daß der Mensch verstarb, hören klagen, sehen weinen;
Nun sie auf der Grube geht wird es wohl nicht anders seyn:
Auf ihr gehet Jedermann und zuletzt sie selber ein.
Ey gar gut! Was dünkt uns wohl, wenn wir stets hier sollten leben,
Sollten stets der Teufeley dieser Welt seyn untergeben?
Nähmen wir wohl eine Welt, und bestünden noch einmal
Was bisher uns dreyßig Jahr zugezählt an Noth und Quaal?
In der Welt sey was da will, find ich doch nichts bessers drinnen,
Als daß frommes Biedervolk einst ein ruhig Grab gewinnen.
Weiche Gott, geliebter Freund! Ihm, der dir die Kinder nahm? —
Aber der auch wußte, daß bald nachher die Mutter kam.
Auch den Sohn, der ehe starb als er anfieng hier zu leben,
Der, mit finstrer Nacht umringt, sich bereits ins Grab begeben
Eh er sich ans Licht begab? — Diesem sagte Gott: Geh vor,
Sage deine Mutter an oben in der Engel Chor!
Nun er auch die Mutter nimmt? — O nun wird auch hier sich zeigen,
Daß zu deinem Besten sich seine weisen Schlüsse neigen.
Deine Friedensfrühlingslust hat des Todes Tuch verhüllt.
Aber sind wir wohl gewiß, daß sich aller Unfall stillt?
Daß sich, wenn der Friede nun mit dem Frühling eingetroffen,
Aller Zorn des Unglücks legt? — O wer darf doch hierauf hoffen?
Welt wird immer bleiben Welt, ist des Bösen so gewohnt,
Daß sie den, der nicht wie sie rasen will, mit Spott belohnt.
Giebt der Herr den Frieden gleich: dennoch will mich immer dünken,
Wie ich sehe seinen Arm ausgestrecket, uns zu winken;
Weil wir gegen seine Gnad alles Dankes uns verzeihn,
Wissen wir, wo künftig Brodt wird für uns zu sammeln seyn,
Weil der Himmel fast ein Jahr so gar reichlich weinen wollen?

Wissen wir, wie Mensch und Vieh sich wird länger sichern sollen
Vor der Seuchen schnellem Gift? O wer weiß was sonst nicht noch
Uns der Unfall schnitzen kann für ein unerwartet Joch?
Weil der Teufel nun forthin wird vom Kriegen müssig werden,
Wird er sonst gar wirthlich seyn, uns zu kochen viel Beschwerden.
Was die Welt am höchsten schätzt: daß man Hab und Gut erwirbt,
Lieber, wem ist dieses gut? O durch welchen man verdirbt,
Diesen lohnt man noch damit. Wie die Honigmeisterinnen,
Wie das Wollenträgervolk, ihnen selber nicht gewinnen,
Was sie sammeln, so auch wir: geben was der Stirne Schweiß,
Schweiß wie Wasser ausgepreßt, alles unsern Räubern preis.
Drum so bleibt es fest gestellt: Wen der Tod hinweg genommen,
Dieser ist mit nichten todt, dieser ist zum Leben kommen;
Denn hier ist der sichre Port aller Unvergänglichkeit,
Denn hier ist die feste Burg aller stolzen Sicherheit.

(12) An die Fichte auf meinem Gute.

So oft ich zählen kann, daß ich, du edle Fichte,
Des Sommers meinen Gang zu deinem Schatten richte,
So oft auch beicht ich mir die Schuld, die mich beschwert,
Daß ich dich nicht nach Pflicht und nach Verdienst geehrt. —
Du mußt der Attes seyn, den Jupiter beneidet,
Den Rhea lieb gehabt; sie hat dich so verkleidet,
Sie hat dich wo du stehst, so hoch und frey gesetzt,
So daß sich nah und fern an dir ihr Aug ergetzt.
Da wo das schöne Kind vom Bratislav (*) geboren
Der alte Guttalus (**) zu seiner Braut erkohren;
Da wo Zabothus (***) fühlt, ob Juno geußt, ob stürmt;
Wo Roydevall (†) sein Haus in Wolken aufgethürmt;
Da wo des Chzechus Stamm (††) mit Bergen sich gegürtet;
Da wo Lyäus uns mit süßem Wein bewirthet,
Mit reinem Golde Dis (†††), dahin ist für dein Haupt
Dein krauses Haupt ein Paß und offner Weg erlaubt,
Auf Ordnung und Befehl der Mutter aller Götter.
Dein Fuß ist so gesetzt, daß Aeol und sein Wetter
An dir zu Schanden wird: ein harter Felsenstein
Muß dir in seinen Leib zu bauen zinsbar seyn.
Auch ist dir Pan geneigt, und unter deinen Aesten
Hat er das liebe Volk der Nymphen oft zu Gästen.

(*) Breslau. (**) Die Oder. (***) Der Zobtenberg. (†) Rübenzalberg.
(††) Böhmen. (†††) Ungarn.

Kein' unter ihnen ist, die jemals um dich war,
Die heimlich nicht gedacht: o wären wir ein Paar!
Dir aber liebet nicht das unbefreyte Freyen,
Und deiner selbst zu seyn willst du dich nicht verzeihen.
Du hast genug an dem, daß der dein Thun gefällt,
Die dich da wo du stehst mit Ehren hingestellt.
Zu mehren deren Preis, die deine Kräfte mehret,
Steht einzig nur dein Sinn. Drum ist dir auch verehret
Zum Zeichen deiner Treu das immergrüne Kleid,
Das seinen Schmuck behält, das nur umsonst bedräut
Mit Eise Boreas, und Sirius mit Brande:
Du bist kein Mondensohn, der nichts weiß von Bestande.
Um dich ist freyer Tag, du scheuest nicht das Licht
Der Sonne, du stehst da vor Jedermanns Gesicht:
Kein Berg ist der dich birgt, kein Wald der dich verstecket,
Und dein gerader Leib bleibt immer aufgerecket,
Kennt keine Krümme nicht. — Mars hat dir oft geflucht,
Wann du von fernen hast dem Mann, der dich besucht,
Sein Häuflein nutzbar Vieh vor diebschen Hinterlisten
Wo gänzlich nicht bewahrt, doch vielmals helfen fristen.
Zwar hast du müssen sehn, wie die verkaufte Schaar
Hat ganz zu nichts gemacht, was vormals herrlich war;
Das hast du zwar gesehn, und drüber viel geweinet,
Daß noch der Thränen Gold an deinem Rock erscheinet;
Jedoch was einst geschah kann nicht seyn nicht geschehn:
Wann du nur ferner nicht siehst, was du sonst gesehn,
So sey das Alte gern in dessen Schooß vergraben,
Der drüber seinen Kerb wohl halten wird und haben.
Indessen bin ich froh, vergönnt mir nur die Zeit,
Daß ich dich preisen mag; daß ich durch dich mein Leid,
Das allgemeine Leid ein wenig mag verschieben:
(Vertrieben wird es nicht.) Denn will mich Unmuth üben
In seinem engen Kreis', so nehm ich ihm den Zaum,
Und suche mir für mich und mein Gemüthe Raum.
Ich pflege mich dir bey in freyes Blau zu paaren,
Und lasse meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die purschen weit und breit, erforschen dieß und das,
Und haben ihre Lust an Himmel, Wasser, Gras,
An Wald und Berg und Thal, an Feldern und an Auen,
Und allem was Natur so künstlich konnte bauen;

Dann bin ich nicht daheim und die Melancholey
Muß warten, bis ich sonst zu Haus', und müßig sey.
Auch wann der heiße Hund, der dürre Flammen sprühet,
Macht daß die goldne Glut der Sonne stärker glühet,
Auch dann komm ich zu dir: da hab ich was ich will,
Da lab ich mich bey dir durch ein erquicklich Spiel,
Das stets um deinen Raum Asträus Kinder (*) spielen.
Wann Ceres sehnlich wünscht sich wieder abzukühlen
Durch ein gedeylich Naß, und Jupiter verzeucht,
So seh ich bald bey dir was den Silenus (**) deucht,
Ob ihm sein Haupt verhüllt mit einer feuchten Hauben,
Und ob er mir vorher zu sagen woll erlauben:
Ein Regen zeucht herauf! Wenn dann die feuchte Schaar
Der Wolken rückt ins Feld, und, mehr als nöthig war,
Den nassen Zug erstreckt, so giebst du mir zu kennen,
Ob, oder auch wie bald ihr' Ordnung sich wird trennen
Durch Titans heißen Stral: so klärlich stellst du dar
Theils was noch fern und weit, theils was noch gar nicht war.
Und darum wärst du werth, hoch auf Parnassens Höhen,
Und da wo Daphne steht, zu wurzeln und zu stehen,
Auf daß der Musen Reyh um dich häg ihren Tanz,
Und dich ihr Fürst gebrauch als seinen Lorbeerkranz.
Indem du aber dir läßt meinen Grund gefallen:
Ey so gefällt mirs auch, daß eben dieser allen
Von dir bleibt vorgesetzt. Im Fall ich was vermag
An Helikonergunst, so soll kein neidisch Tag
Bezwingen deinen Ruhm; du sollst betagten Eichen
Und ihrem festen Stark mit nichten dürfen weichen.
Der Lorbeerbäume Frisch, der Zedern Ewigkeit,
Und was noch mehr macht stumpf den argen Zahn der Zeit,
Soll nicht dein Meister seyn. O daß dich nicht verletze
Des Jupiters Geschütz! O daß nicht an dich setze
Noch Mulcibers Gewalt und Grimm, noch Aeols Trutz,
Noch sonst ein freches Beil! Es leiste dir den Schutz
Die, die dich so geliebt; die, die dich hergestellet,
Die halte deinen Fuß, daß solcher nimmer fället,
Daß du, weil dieser Grund steht, bleibest für und für
Sein Wächter, sein Prophet, sein Nutz, sein Spiel und Zier.

(*) Argestes, Zephyrus, Notus, Boreas. (**) Zobtenberg.

(13) An den Leser.

Deine Arbeit, lieber Leser, und mein Buch, sind hier geschlossen.
Mir genügt, wo dir nichts gnüget, wenn dich auch nur nichts verdrossen.

W ö r t e r b u c h.

Vorbericht
von der Sprache des Logau.

Die Sprache unsers Dichters ist, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der besten seiner Zeitverwandten und Landesleute. Und wenn Tscherningen hierinn die erste Stelle nach Opitzen gebühret, so gebühret die erste Stelle nach Tscherningen unserm Logau.

Das Sinngedicht konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie, unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte sind überall der Sprache angemessen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen sucht.

Der Sprachenmengerey, die zu seiner Zeit schon stark eingerissen war *, und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutschen Boden brachte, herleitet **, machte er sich nicht schuldig; und was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen und französischen aus, welche letztere Sprache auch seine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten ***. Er

* Sinngedicht 257 und 398.

** Sinngedicht 257.

Die Musen wirkten zwar, durch kluge Dichtersinnen,
Daß Deutschland sollte Deutsch, und artlich reden können,
Mars aber schafft es ab, und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blut arm, drum geht es so geflickt.

*** Sinngedicht 1594.

Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann rc.

hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. So nennt er z. E.

Nomen adjectivum & substantivum, das zusetzliche und eigenständige Wort †

Accentus, Beylaut ††

Inventarium, Fundregister ꝛc. †††

Doch war er auch kein übertriebener Purist, er spottet über die zu weitgehenden Neuerungen des Zesen *, ob er gleich mit ihm in Einem Jahre (1648) in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen ward.

Es bedarf aber nur einer ganz geringen Aufmerksamkeit, zu erkennen, wie sehr die Sprache unserer neuesten und besten Schriftsteller, von dieser alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, unterschieden ist. Der fremden Wendungen und Wortfügungen, welche die erstern aus dem Französischen und Englischen, nach dem diese oder jene eines jeden Lieblingssprache ist, häufig herüber nehmen, nicht zu gedenken; so haben sie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten lassen.

Und auf diese veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unser Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben alle sorgfältig gesammelt, so viele derselben bey unserm Dichter vorkommen; und haben dabey nicht allein auf den Leser, der

† In der Ueberschrift des 488ten Sinngedichtes.

†† In der Vorrede zu dem ersten Tausend seiner Sinngedichte, wo er sagt, daß er sich bey prosaischem Gebrauche der unbestimmten einsylbichten Wörter, nach dem Beylaute, so wie dieser im Reden und Lesen jedesmal falle, gerichtet habe. Desgleichen Sinngedicht 1526.

Deutscher Reimkunst meistes Werk, steht im Beylaut, oder Schalle;
Ob der Sylben Ausspruch kurz, lang, und wo er hin verfalle.

††† Sinngedicht 2363.

Cynthia will ihren Mann, wenn sie stirbt, der Chloris geben;
Chloris will die Erbschaft nicht weiter und zuvor erheben,
Bis ein Fundregister da, (Seht mir an den klugen Rath!)
Bis zuvor sie sey gewiß, was für Kraft die Erbschaft hat.

Mehrere glücklich übersetzte Kunstwörter wird man in dem Wörterbuche selbst antreffen.

* Sinngedicht 1747.

sie verstehen muß, sondern auch auf diejenigen von unsern Rednern und Dichtern gesehen, welche Ansehen genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen. Wir brauchen ihnen nicht zu sagen, daß sie der Sprache dadurch einen weit größern Dienst thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem eckelsten Leser, durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen ist.

Ferner haben wir unsern Fleiß auf die Provinzialsprache des Dichters gerichtet. Die Schlesische Mundart ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit, vor allen andern Mundarten, würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, welche diese Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darinn gefunden haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden.

Von diesen Vortheilen, so fern wir dergleichen bey unserm Logau bemerkt, wollen wir diejenigen, die in dem Wörterbuche selbst keine fügliche Stelle finden können, unter folgende allgemeine Anmerkungen bringen.

I.

Logau läßt vielfältig die Geschlechtswörter weg. Z. E.

Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,
Doch **Fuß** hat **Haupt** hinweggetragen *.

Er thut dieses 1. bey denjenigen Hauptwörtern, welche Abstracta ausdrücken, und gewissermaßen zu Geschlechtsnamen werden; allwo es zu einer besondern Schönheit wird:

Aber **Neid** hat scheel gesehen;
Und **Verhängniß** ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber **.

Hier werden der Neid und das Verhängniß, durch die Weglassung des Artikels, zu Personen gemacht, welches weit stärker

* (IV. 51.) ** (VI. 36.)

und poetischer ist, als wenn es hieße: „Der Neid hat scheel gesehen; Das Verhängniß ließ geschehen. Eben so auch (IV. 11)

Säcvus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben ꝛc.

Hier wird die Ewigkeit zu einem lebendigen Wesen.

2. Thut er es bey denjenigen Hauptwörtern, welchen der unbestimmte Artikel ein, eine zukömmt, den man in der vielfachen Zahl ohnedem schon wegzulassen genöthigt ist. Z. E. (VII. 71.)

Hat Land durch diesen Krieg, hat Stadt mehr ausgestanden?

Nicht die Stadt, eine gewisse Stadt, sondern unbestimmt: Städte. Ferner (X. 87)

Gieb mir geneigten Blick.

Anstatt: einen geneigten Blick, oder, geneigte Blicke. Man sehe, welche gute Wirkung dieses in den Kriegesliedern des Preußischen Grenadiers hervorbringt.

„Wie kriegrische Trompete laut
„Erschalle, mein Gesang!

anstatt: laut wie eine Trompete, oder wie Trompeten.

„Drum singet herrlichen Gesang ꝛc.

anstatt: einen herrlichen Gesang, oder, herrliche Gesänge.

„Er faßte weisen Schluß,

anstatt: er faßte einen weisen Schluß.

II.

Logau läßt die Endung der Beywörter, nicht allein in dem ungewissen, sondern auch in dem männlichen Geschlechte weg. Er sagt: „ein groß Verdruß, ein gut Soldat*, ein stätig Gaul**, ein kriechend Erdegeist u. s. w.

III.

Logau braucht sehr häufig das Beywort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Z. E.

Seither ist unser Frey in Dienstbarkeit verkehret †,

für: unsere Freyheit.

Nachwelt werd ihm alles Frech gar vergessen oder schenken; ††

für: alle Frechheit.

— — — — Ein solches Klug,
Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug, †††

* (IV. 4.) ** Sinngedicht 91. † Sinngedicht 157.
†† (XI. 24.) ††† Sinngedicht 1259.

für: eine solche Klugheit.

Bey welchem freyes Wahr, der Freundschaft Seele wohnt; *

für: freye Wahrheit.

Canus geht gar krumm gebückt,
Weil ihn Arm und Alt so drückt; **

für: Armuth und Alter.

Und ernähren fremdes Faul, ***

für: fremde Faulheit.

IV.

Logau läßt von den Zeitwörtern die selbstständigen Fürwörter da weg, wo sie zur Deutlichkeit nichts mehr beytragen, und erhält dadurch mehr Nachdruck und Feuer. Z. E.

Mich, sagt Elsa, schreckt es nicht, werde brünstig nur gemacht,
Unter Augen dem zu gehn ꝛc. †

für: ich werde nur brünstig gemacht.

Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:
Wollte, meyn ich, ein Spital, schwerlich einen Ehstand halten. ††

für: er wollte ein Spital halten.

Nisus buhlte stark um Nisa: Dieses gab ihr viel Beschwerden;
Wollt' ihn nicht; sie freyt ihn aber, seiner dadurch los zu werden. †††

für: sie wollt' ihn nicht.

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen:
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln;
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen. ††††

für: sie wollten keine Zeit vermissen.

V.

Logau trennet von den zusammengesetzten Zeitwörtern die Vorwörter auch da, wo wir sie nicht zu trennen pflegen, und setzet zwischen beyde irgend ein ander Redetheilchen, um die Worte für das Sylbenmaaß bequemer zu machen. Wenn wir uns dieser Freyheit nicht mehr bedienen, so werden wir wenigstens Ursache finden, ihn darum zu beneiden. Z. E.

* (X. 8.) ** Sinnged. 1820. *** Erste Zugabe, Sinngedicht 201.
† (III. 34.) †† (IV. 48.) ††† (IV. 80.) †††† (VI. 36.)

Ey, ich wills ihm ein noch treiben; dieses Ding muß seyn gerochen;*
für: ich wills ihm noch eintreiben.

Lieb und Geiz sind solche Brillen, welche dem, der auf sie stellt,**
für: der sie aufstellt ꝛc. Itzo müssen wir uns durch die Umkehrung helfen: er stellt es auf, er trieb es ein; und in der unbestimmten Weise durch das Wörtchen zu: einzutreiben, aufzustellen; und in zwey vergangenen Zeiten durch die Sylbe ge: er hat eingetrieben, er hatte aufgestellt. Alles gute Mittel; die wir aber zuweilen nicht ohne Zwang und Weitschweifigkeit gebrauchen können.

VI.

Logan setzet die Endsylbe ley, die wir itzt nur bey den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch, (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort, oder ein unabänderliches Beywort von besonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Großen noch wird Sordalus wohl werden,
Denn seinerley Geburt ist nicht gemein auf Erden ꝛc.***

Wie weitschweifig müssen wir itzt dafür sagen: „denn eine Geburt, wie seine war ꝛc.

Du Schelme, du Bauer! So zierliche Titel
Verehrten die Krieger den Bauern ins Mittel.
Nun Krieger getreten in Zippelpelzorden
Sind dieserley Titel Besitzer sie worden.†

Dieserley, sagt hier nicht so viel, als dieser; es scheinet auch nicht so viel zu sagen, als dergleichen, sondern es begreift beydes: Dieser und dergleichen Titel. Ueberdem da wir dieses ley bey den uneigentlichen Fürwörtern sehr wohl leiden; denn wir sagen ohne Tadel, mancherley, solcherley, keinerley, vielerley, allerley: warum sollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter gesetzt werden können? Die Schlesische Mundart kömmt hier mit der Schweizerischen überein, welches man aus folgender Stelle, die Frisch aus Geilers von Kaysersberg Postille anführet, ersehen wird. Sie erläutert zugleich den Gebrauch dieser Fürwörter in ley vortrefflich. „Ein Sun ist nit anders,

* Sinngedicht 1041. ** Sinngedicht 1317. *** Sinngedicht 779.
† Sinngedicht 1586.

„dann ein Ding das da lebet von einem lebendigen seinerley.
„Ich hätte einen Sun, der wär meinerley, ejusdem speciei.
„Ich kann die Species nicht baß teutschen. Würme, die du
„in dir hast, sind nicht deinerley.

VII.

Logau construirt die Zahlwörter gern mit der Zeugendung. Z. E.

Für ein einzles, das man thut,
So es ist zu nennen gut,
Kann man zehen böser Stücke,
Rechnen ab, und ziehn zurücke.*

Nicht: zehn böse Stücke. Man wird sich dieser Zeugendung sehr wohl bedienen können, so oft das Hauptwort mit einem Selbstlauter anfängt, und man den Hiatus vermeiden will.

VIII.

Logau läßt von sehr vielen Wörtern die Anfangssylbe ge weg, wodurch sie an ihrem Nachdrucke nichts verlieren, oft aber an dem Wohlklange gewinnen. Er sagt z. E.

Die weitgereiste Würze —**

wofür wir Gewürze sagen und es in ein Neutrum verwandeln; wiewohl wir auch die erste Art, besonders im höhern Styl, beybehalten.

Gott sey Dank für meinen Schmack 2c.***

für Geschmack; deßgleichen auch Ruch für Geruch.****

Wer der Arbeit Mark will nießen 2c.†

für genießen. So auch Hirn für Gehirn, (welches noch üblich ist) linde für gelinde, Sang für Gesang,†† bracht für gebracht 2c. Mit der Anfangssylbe be verfährt er oft auf gleiche Weise. Z. E. sonders für besonders:

Ein sonders Lob ist dieß, daß einer Lobens werth 2c.†††

müht für bemüht††††, hausen für behausen, mir liebet für mir beliebet 2c.

Und so viel von den allgemeinen Anmerkungen über die Provinzialsprache unsers Dichters; einzelne wird man in dem

* Sinngedicht 2470. ** Sinngedicht 403. *** Sinngedicht 1725.
**** Sinngedicht 1727 und 1148. † (II. 78.) †† (IV. 101.)
††† (III. 50.) †††† (XI. 130.)

nachstehenden kleinen Wörterbuche häufig antreffen. Man wird aber wohl sehen, daß unsere Absicht weder hier noch dort gewesen ist, alle Eigenthümlichkeiten der Schlesischen Mundart damit zu erschöpfen. Sie kommen bey unserm Dichter nicht alle vor, und von denen, welche vorkommen, haben wir, wie schon gedacht, nur diejenigen ausgesucht, von welchen er einigen Nutzen gezogen, und von welchen auch noch unsre heutigen Schriftsteller vielleicht einigen Vortheil ziehen könnten.

A.

Abgleichen; einen oder etwas abgleichen, referre. Sinng. 13.

> Kinder — — —
> Die des Vaters tapfern Sinn
> Und der Mutter schönes Kinn
> Lieblich werden abegleichen.

Ablangsrund, wofür wir itzt länglichrund, oval, sagen. Sinng. 2410. wo der Dichter von der Figur der Erde redet, wie sie damals geglaubt wurde:

> Ist der Erdkreis, wie man meynt, ablangsrund als wie ein Ey rc.

Allengefallenheit ein ziemlich unbehülfliches und von dem Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, für: das Bestreben allen zu gefallen. Vielleicht könnten es noch die Gottesgelehrten brauchen, die ἀρεσκεια des H. Paulus auszudrücken.

Alter Zeit an statt in alten Zeiten, vor Alters. (V. 102.)

> Jakobs Stamm klagt alter Zeit
> Ueber schwere Dienstbarkeit.

Flemming sagt:

> „Die Freude mitte nehmen
> „So sich giebet dieser Zeit rc.

Nach eben der Art sagen wir noch: stehendes Fußes, gerades Weges rc.

Angehen, einen; in dem eigentlichsten Verstande, für **anfallen**. Sinnged. 725.

> Er steht viel fester noch als feste Zedern stehn,
> Die Regen, Thau, Reif, Schnee, Frost, Hitze wird angehn.

Angesichts braucht Logau als ein Nebenwort nicht unglücklich, vielleicht weil ihn **augenblicklich**, in einem Augen-

blick, welches er dafür hätte setzen müssen, zu prosaisch dünkte. Sinng. 176.

> Wer Erde liebt, liebt das, was endlich angesichts,
> Wann Gott gebeut, zerstäubt — —

Angler für Engländer. Sinng. 2512. Man hat geglaubt, das Wort Englisch sey das einzige Adjectivum patronymicum, welches wider die Sprachähnlichkeit eingeführt worden wäre, und hat es daher allemal in Engländisch verwandeln wollen: Anglisch aber, oder wie wir es nunmehr aussprechen, Englisch, kömmt von unserm alten Worte Angler eben so natürlich her, als Französisch von Franzose, Holländisch von Holländer, Italienisch von Italiener u. s. w. Im Fall der Zweydeutigkeit könnte man es freylich wohl in Engländisch verwandeln, wie man die Franzosen aus eben der Ursache zuweilen in die Französische Nation zu verwandeln pflegt.

Ansprengen einen, für anfallen; eine Redensart, die von den Ritterübungen hergenommen ist. Sinnged. 2790.

> Eisen schützet zwar den Mann,
> Wenn Gewalt ihn sprenget an ꝛc.

Anstand, Waffenanstand; beides ist unserm Dichter so viel als das jetzt gebräuchlichere, aber gewiß nicht bessere Waffenstillestand (XIII. 4). In der Metapher wenigstens wird Anstand sich weit schicklicher sagen lassen, als Waffenstillestand. Z. E.

> Anstand kann zwar manchmal auch mit der Krankheit seyn,
> Aber Friede will sie nie mit ihm gehen ein.

Für Aufschub ist es noch überall in den Redensarten ohne Anstand, Anstand nehmen, im Gebrauche.

Arzung. Wir haben dieses Wort mit Unrecht untergehen lassen, denn wir haben kein anderes an seiner Stelle. Heilung kann nur von äußerlichen Schäden gesagt werden; und die Curirung, die Gesundmachung — welche Wörter! Die Hebung, die Vertreibung einer Krankheit also, in so ferne sie das Werk des Arztes ist, wie soll man sie besser nennen, als Arzung? Erste Zugabe 24.

Aufgehebe, das; ein Kunstwort der Klopffechter, worunter sie alle die Ceremonien und Fechterstreiche verstehen, mit welchen sie ihren Kampf beginnen. Diese Bedeutung muß man wissen,

um das 2624te Sinngedicht unsers Logaus über die Gicht zu verstehen:

Was man auch der Gicht immer Schuld gleich gebe,
Ist sie fechtrisch doch, macht manch Aufgehebe.

Und eben daher kömmt auch der sprichwörtliche Ausdruck: viel Aufhebens machen; den man eigentlich nur von unnöthigen, pralerhaften Vorbereitungen brauchen sollte. Weil man aber nach und nach diese wahre Ableitung vergessen, und vielleicht geglaubt, das Wort aufheben sey nach dem lateinischen extollere (*laudibus*) gemacht worden, (gleichwie man erheben für loben, wirklich darnach gemacht hat) so hat man hernach den Begriff eines übermäßigen Lobes, einer Pralerey überhaupt damit verbunden:

Augst für August. Zweite Zugabe 216, wo der Dichter von einem Fuchsschwänzer sagt:

— — — Spricht wo sein großer Mann:
Mir ist gewaltig warm: so trocknet er die Stirne,
Eröffnet sein Gewand, entdecket sein Gehirne;
Obschon für grimmen Frost des Daches Nagel springt.
Spricht jener: Mir ist kalt; obgleich die Tropfen zwingt
Die Hitz aus seiner Haut, so wird er dennoch zittern,
Und ließ ihm auch im Augst sein Kleid mit Füchsen füttern.

Ausgleicher. So nennt Logau den Tod; weil er allen Unterschied unter den Menschen aufhebt. Sinng. 1806.

B.

Baar, 1. für bloß, leer. Sinng. 1721.

— — ist an Ehr und Namen baar.

2. für barfuß, unbeschlagen. Sinng. 1513.

Polsche Pferde gehen baar, pohlsche Leute gehn beschlagen ꝛc.

Bach, eine. Logau macht dieses Wort durchgängig weiblichen Geschlechts. Sinng. 1267.

Der Zorn ist eine volle Bach.

Auch Opitz, Tscherning, Flemming sagen die Bach.

Bankart, Bankkind; ein außer der Ehe erzeugtes Kind. Man sehe, wie Logau Sinng. 975. die verschiedenen Benennungen solcher unehelichen Kinder ordnet:

Ein wohlbenamtes Volk sind gleichwohl **Hurenkinder**!
Bey Bauern heißt man sie zwar so nichts desto minder;
Bey Bürgern besser noch, **Bankart**; und im Geschlechte
Der Edeln, **Bastarte**; und **Beyschlag** auch **Unächte**
Bey Fürst und Königen.

Allein es ist falsch, daß sonst kein Unterschied unter diesen Wörtern seyn sollte. **Bankart** heißt jedes Kind, das außer dem Ehebette, welchem hier die Bank entgegen gesetzt wird, erzeugt worden. **Bastart** aber hat den Nebenbegriff, daß die Mutter von weit geringerm Stande, als der Vater, gewesen sey; ja dieser Nebenbegriff ist bey den mittlern Schriftstellern oft der Hauptbegriff, ohne daß dabey zugleich auf eine unehliche Geburt sollte gesehen werden. **Beyschlag** klingt ziemlich nach der Stutterey. **Unächte** Kinder glaubt man itzt weit feiner **natürliche** Kinder nennen zu können; welche Benennung, nach Logaus Zeiten, aus der französischen in die deutsche Sprache gekommen ist. In dem sogenannten Heldenbuche kömmt ein altes Wort vor, welches hieher gehört, und der Wiedereinführung vollkommen würdig ist: **Kebskind**. (Auf dem 49ten Blatte der Ausgabe von 1560.)

„Sie sagten seltzam Märe
„Wol auf den werden Mann,
„Wie er ein Kebskind were
„Und möcht kein Erbe han.

Barmherzigkeit und **Erbarmung** unterscheidet Logau in der Aufschrift des 23ten Sinngedichts im V Buche. **Erbarmung** ist ihm das bloße unangenehme Gefühl, welches wir bey der Pein eines andern empfinden: **Barmherzigkeit** aber ist ihm weit mehr, nehmlich die thätige Bemühung, eines andern Pein zu wenden.

Bedurft, **Lebensbedurft**, Sinng. 507. wofür wir jetzt Lebensnothdurft sagen.

Befahren, sich: für befürchten. Sinng. 38. ist noch an vielen Orten im Gebrauche. Herr Bodmer hat das Hauptwort hievon:

„Ich entdeckte ihm meiner Seele **Befahren**;

anstatt, die Besorgnisse meiner Seele. Ueberhaupt findet man in den Schriften dieses Dichters und seiner übrigen Landesleute

viele dergleichen nachdrückliche Wörter, von gutem altem Schrot und Korne, die den meisten Provinzen Deutschlands fremde geworden sind und sich in der Schweiz am längsten erhalten haben.

Begünsten. Sinng. 2477. wofür wir itzt, etwas wohlklingender, begünstigen sagen.

Belieb, das. Sinng. 545.

Die Bibel, Gottes Wort, ist mein Belieb im Leben ꝛc.

Belieben (I. 71.) scheint unserm Dichter die Bedeutung des Worts lieben zu verstärken. Eben so sagt er (IX. 104.) beherzen und beküssen. Auch finden wir dieses Wort mit belachen verbunden: belieben und belachen.

Be moll übersetzt Logau: Das linde Be. Sinng. 1366. Ein Kunstwort, welches eingeführt zu werden verdienet, weil wir uns sonst mit dem fremden behelfen müßten.

Bequemen, das; für die Bequemlichkeit. (XI. 25.) An einem andern Orte finden wir das Lustbequemen.

Bescheinen etwas, ihm einen Schein, einen Anstrich geben. Zweyte Zugabe 72.

Wenn böse Weiber ihre Tücke wollen bescheinen,
So wissen sie kein bessers Mittel, als das Weinen.

Besinnen, dieses Zeitwort, welches sonst nur ein Reciprocum ist, braucht Logau als ein bloßes Activum; da ihm denn etwas besinnen so viel ist, als seinen Scharfsinn an etwas zeigen, worauf sinnen und es durch das Sinnen herausbringen. excogitare. Anhang 254.

O Lieber, wie viel ists, das ich pflag zu besinnen?
Geh, zähle mir die Stern, und menschliches Beginnen!

An diesem Orte heißt es ihm so viel als Sinngedichte machen. Wir finden dieses Wort in eben dieser thätigen Bedeutung auch beym Flemming:

„Die Gesellschaft sprach ihm zu:
„Damon, was besinnest du?

Besitzen, sich worauf setzen. (VII. 74.)

Redlich will ich lieber schwitzen
Als die Heuchlerbank besitzen.

Besonnenheit; das Gegentheil von dem gebräuchlichern Unbesonnenheit. Anh. 174.

Bestand, der; für Beständigkeit. (III. 88.) und Sinng. 211.

= Hoffnung kriegt die Kron,
Und Bestand den rechten Lohn.

Bestehen; 1. Als ein Neutrum, für stehen bleiben, stecken bleiben. Sinng. 946.

— — — im Rücken
Bestund der heiße Pfeil ꝛc.

2. Als ein Activum. **Etwas bestehen** heißt alsdann so viel als einem Dinge Stand halten, es ausstehen. Im **Heldenbuche** lesen wir es sehr oft; und auch in der Geschichte des Ritters **Don Quixotte von Mancha** kömmt der Ausdruck **ein Abentheuer bestehen**, häufig vor. Logau sagt: (XIII. 11.)

Nähmen wir wohl eine Welt und bestünden noch einmal
Was bisher uns dreyßig Jahr zugezählt an Noth und Quaal?

Und Opitz:

„Sie wissen allen Fall des Lebens zu **bestehen**.

Bestillen, für stillen; das **Be** verstärkt die Bedeutung, wie wir unter **Belieben** angemerket haben. Sinng. 2135.

Durst und Hunger sind die Mahner, die man nimmer kann bestillen:
Morgen kommen sie doch wieder, kann man sie gleich heute füllen.

Beyschub, Hülfe, Vorschub. (XI. 112.)

Ptochus rufet seinen Freund in der Noth um Beyschub an ꝛc.

Bieder, rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort muthwillig untergehen. Frisch führt den Passionsgesang: O Mensch, bewein dein Sünde groß ꝛc. an, worinn es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Logaus in dieser Absicht anführen (III. 37.)

Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er ist, kömmt selten höher an.

Biedermann ist zum Theil noch üblich. Bey ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Composita; als **Biederweib** (V. 6.)

Ein Biederweib im Angesicht, ein Schandsack in der Haut
Ist manche —

desgleichen **Biederherz**, (V. 20) **Biederwesen**, Sinng. 761. **Biedersinnen**, Sinng. 2110.

Werther Freund, du lieber Alter, alt von alten Biedersinnen,
Alt von Jahren, Witz und Ehre —

Und welch ein vortreffliches Wort ist nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendischen König Anthyrus vorkömmt:

„Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre?

Biederlob ist hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermanne erhält. In den Fabeln des von Riedenburg finden wir auch das Hauptwort hievon, Biederkeit.

An Eren und an Biderkeit.

Bilderbogen. So nennt Logau den Thierkreis. Erste Zugabe 201.

Bindlich. 1. Als ein Beywort, so viel als verbindlich, verbunden: Sinng. 2448. einer Frau bindlich werden. 2. Als ein Nebenwort, so viel als stricte: (III. 9) sich bindlich wozu erklären.

Blassen; pallere, pallescere. als ein Activum. (XIII. 10.)

— — — röthen
Was Todtenasche blasset.

2. als ein Neutrum (IX. 76.)

Der ist nicht alleine bleich,
Wer nicht satt ist und nicht reich;
Großes Gut und stetes Prassen
Macht vielmehr die Leute blassen.

Blick, für Augenblick. Sinng. 365.

— — Du achtest Gott so klein,
Und kannst doch ohne Gott nicht einen Blick nur seyn.

Blicklich, als ein Nebenwort; für, alle Augenblicke. Anh. 138.

— — — blicklich Kleider wandeln.

Und Flemming:

„Wer bezahlt euch Leib und Leben,
„Die ihr blicklich hin müßt geben?

Blitzlich, geschwinde wie der Blitz. Sinnged. 1131.

Mensch, vertraue keinen Stunden, weil sie nimmer stille stunden;
Du läufst mit, und hast dich blitzlich deinem End entgegen funden.

Blößlich für bloß. Sinng. 1498.

Wer auf Tugend nichts nicht wagt, will auf Glücke blößlich harren ꝛc.

Bruch, braccæ, Hosen (Plattd. Brooke) Sinng. 1573.

Trotzt mancher noch so hoch
So trifft er endlich doch
Für seine Füße Schuch,
Für seinen Sitzer **Bruch**.

Brunft Sinng. 2164.

— — Denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der süßen Liebe **Brunft**.

Und dieses ist auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewisser wilden Thiere zur Vermischung anzuzeigen; derjenigen nehmlich, welche dabey brüllen oder **brummen**. Unwissenheit und Nachläßigkeit haben dieses Wort in **Brunst** verwandelt, welches von **brennen** gemacht ist; und haben dadurch Anlaß gegeben, mit diesem letztern schönen und edeln Worte einen unzüchtigen und eckeln Begriff zu verbinden. Noch ist es Zeit, diese nachtheilige Vermischung wieder abzuschaffen. **Brunst** heißt fervor, ardor, und bedeutet so wenig etwas übels, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beywort erhalten kann. So sagt z. E. unser Logau: arge **Brunst**, geile **Brunst** ꝛc. **Brünstig** aber, **entbrünsten** und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen **Opitz**, **Morhof** ꝛc. in der besten Bedeutung von der Welt. **Frisch** in seinem Wörterbuche schreibt zwar: „Brunst sagt man nicht wohl von Wölfen, Luchsen und „dergleichen, wie einige Jäger thun; sondern besser Brunst." Allein man lasse sich nicht irre machen; denn **Frisch** hat hier offenbar unrecht; weil die Jäger von Wölfen und Luchsen weder Brunft noch Brunst sagen, sondern beyde rollen oder ranzen lassen. S. **Döbels erfahrnen Jäger**.

Brunst; anstatt Brand, Verbrennung, Feuersbrunst. Sinng. 91. hat zur Ueberschrift: **die letzte Brunst der Welt**, und heißt:

Unsre Welt ist schlägefaul,
Setzt sich wie ein stätig Gaul.
Will sie Gott zu Stande bringen,
Muß er sie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Flut,
Diese Welt erfodert Glut.

Und Opitz sagt:

„ — — so viel Schriften — —
„Die keine Macht der Zeit, kein Wetter, keine Brunst
„Zu dämpfen hat vermocht. — —

Bübeln. 1. betriegen, Unterschleif machen. (X. 34.)

Wer im Geringen bübelt :c.

2. wollüstig scherzen; wovon sich die gröbere Bedeutung noch in dem Ausdrucke huren und buben findet. (VI. 36.)

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln.

Buhlen. Von diesem Zeitworte macht Logau die leidende Weise; gebuhlt werden. Sinnged. 1136.

Denn der Buhler buhlt dem Buhler, buhlt und wird gebuhlt nicht minder.

Büttner oder Bütner für Böttcher. Sinng. 1530. das alte Wort heißt Buittin, ein hölzern Gefäß; Plattdeutsch: eine Bütte.

C.

Cärl; so schreibt Logau wofür wir itzt Kerl schreiben. Sinng. 672. Das ä hätten wir billig beybehalten sollen, weil das alte gothische Wort Karle heißt.

D.

Dannen braucht Logau öfters für, von dannen. Z. E. Sinng. 895.

Alle Flüsse gehn ins Meer,
Alle kommen dannen her.

So wie in den alten Fabeln:

Dannan schied er mit Bitterkeit. —
Der Tiep sich balde dannan stal.

Degen. Logau braucht dieses Wort in der alten Bedeutung, für einen tapfern Kriegsmann, für einen Helden. (XIII. 10.)

— — — Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.
Die alten kühnen Degen

Gehn noch auf unsern Wegen,
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen sinken nieder.

Diese Bedeutung war also zu seiner Zeit noch bekannt. Bey viel spätern Schriftstellern wird man sie schwerlich finden. Denn ohngefähr dreyßig Jahr darauf mußte sie Sandrart bereits seinen Lesern in einer Anmerkung erklären. (S. der deutschen Akademie zweyten Haupttheils erste Abth. S. 42.)

Demmen. Dieses Zeitwort braucht Logau, dem ersten Ansehen nach, in zwey ganz verschiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm so viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinng. 1667.

Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft schnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

Ein andermal bedeutet es schlemmen, prassen. Anh. 228.

In vollem Sause leben, nur schlemmen, demmen, zehren,
Ist hofemäßig. Sorgen, woher es zu gewehren,
Damit sind ihre Köpfe mit nichten zu beschweren.

Frisch hat die erstere Bedeutung gar nicht, und aus der zweyten macht er ein besonderes Wort, das er vor sich, und nicht unter Demmerung anführet. Es sind aber beide Bedeutungen so verwandt, daß auch mit der zweyten eigentlich der Begriff in der Demmerung zu verbinden ist. Der Spate in seinem Sprachschatze sagt sehr wohl: Demmen proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quamcunque intemperantiam & helluationem transferri cœpit.

Denken. Logau macht hievon ein unpersönliches Zeitwort: es denkt mich, memini. Sinng. 84.

Es denkt mich noch ein Spiel bey meinen jungen Jahren.

Wir erinnern, im Vorbeygehen, daß man einen Unterschied machen könnte unter denken, cogitare, und unter gedenken, recordari. Doch der Unterschied ist schon gemacht, wird nur nicht allemal beobachtet.

Deube, die; für Diebstahl. Sinng. 2808.

— — Keine Deube bleibt verhohlen.

Drang, der; für Drangsal. Sinng. 2835.

Der Drang, den Krieg uns that ꝛc.

Einem allen Drang anthun sagt man noch hin und wieder in der gemeinen Rede.

Druden, die; wofür wir itzt Druiden sagen. Man sehe die oben unter **Degen** angezogene Stelle.

Dupelmann; ein von unserm Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, durch welches man das Englische double-dealer eher eigentlich ausdrücken könnte, wenn man es, nach unserm jetzigen Dialekte, in **Doppelmann** verwandelte. Sinng. 1103.

Die sich ließen schreiben ein
In den Biedermannesbund,
Da kein Dupelmann nie stund.

Er scheint es in dem 1226ten Sinngedichte ausdrücklich erklären zu wollen:

Duplus hat nicht duple Stärke, da er doch hat duples Herze:
Denn er führet duple Sinnen; sagt im Ernste, meynt im Scherze.

Jetzt sagen wir dafür **Zweyzüngler, Doppelzüngler.**

Durchschnitt. Mit diesem Worte hat schon unser Logau das undeutsche Profil übersetzt; und zwar eben da, wo wir es selten oder gar nicht brauchen. Denn wir sagen es zwar von Gebäuden ohne Bedenken, aber nicht von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat. Erste Zugabe 183.

Große Herren, wenn sie blind, daß sie Maler gerne zahlen,
Pflegen nach dem **Durchschnitt** sie, oder schlafend sie zu malen.

E.

Eifere, der, die, das; so viel als scharf, beißend. Unser Dichter sagt Sinng. 1534. eifere **Lauge**. Der häufige Gebrauch der uneigentlichen Bedeutung des Hauptwortes hievon, nehmlich des Wortes Eifer, zelus, ist ohne Zweifel an dem Untergange dieses Beywortes Schuld.

Eignen, für geziemen. Sinng. 777.

Mit Verlust des guten Namen einen guten Freund erkaufen,
Eignet nicht den weisen Leuten.

Er sagt auch auf die unpersönliche Weise: es eignet sich, für es geziemt sich. Sinnged. 1771. So sagt man auch noch im

gerichtlichen Styl: wie es einem treuen Anwalde ꝛc. eignet und gebühret.

Eitel, als ein Nebenwort für **nichts**, als (I. 3.)

Emse schreibt Logau anstatt **Ameise**. Sinng. 761.

Wohl indessen dem, der dort lacht, und schaut die Emsenhaufen,
Drinnen um das eitle Nichts kriegen, steigen, dringen, laufen
Unbedachte Menschenschwärme!

Wie von dem alten Worte **Erbeis**, Erbse; so ist von dem ältern **Emeis**, Emse entstanden. Man hat auch vor Zeiten **Ambeiz** geschrieben, und daher ist **Ameise** gekommen. **Emse** wäre noch immer ein sehr bequemes Wort für die deutsche Prosodie.

Ent; mit dieser Sylbe fängt Logau verschiedene Wörter an, die sich sonst mit **em** anfangen. Er sagt z. E. **entpor** anstatt **empor**. Sinng. 1257. Desgleichen **entfinden** anstatt **empfinden**. Sinnged. 1390.

Als bald ein neues Kind
Die erste Luft entfindt,
So hebt es an zu weinen.

Enthalten, **sich**; anstatt **sich aufhalten**. (XII. 102.)

Immer fragten wir nach Neuem, weil sich Krieg bey uns enthalten ꝛc.

Entjungferung, die. Sinnged. 1672. und **entjungfern**. 2586.

Blumona ward entjungfert: da solches war geschehen,
Verschwur sie Haut und Haare, sie hätt es nicht gesehen.

Entschließen, für **ausschließen**. Sinng. 610.

Wer vom Herzen Gott entschleußt ꝛc.

Entwerden, für Entkommen, davon fliehen. Sinng. 1209.

— — Wer entwerden kann ist froh.

Er, **das**; und **das Sie**. Man sehe in welchem sensu nupto Logau beides braucht. Sinng. 2776. Auf den Mollis.

Dein Weib ist dir kein Weib, und du bist ihr kein Mann:
Wie daß das Er nicht ihr, Sie dir gewachsen an?

Erarnen; so viel als **erwerben**. Sinng. 966.

So wirst du dorten Glanz, und Segen hier **erarnen**.

Das **Heldenbuch** hat an einem andern Orte von Christo:

„— — der mich hat
„Hoch an dem Kreuz erarnet.

Erdegeist, ein poetisches Wort, für einen Geist der am Irdischen klebt. Sinng. 3.

Billig! denn so hohe Sinnen
Müssen andern Dank gewinnen,
Als ein kriechend Erdegeist.

Erdisch, wofür wir itzt irdisch sagen. Sinng. 2212.

Erkunden. (XI. 121.)

Wer will der Weiber Tück erkunden und entdecken? ꝛc.

Erlusten. Anhang 76.

In der Jugend zum **erlusten**, in dem Alter zum erlaben
Sind die Weiber —

Ernüchtern; nüchtern werden. (XII. 60.)

Gottes Werk hat immer Tadel. Wem der Tag zu kurz zum Trinken,
Diesem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedünken.

Erstecken braucht Logau für: **machen daß etwas erstickt.** Sinng. 1275. **Liebe erstecken**; und (X. 90.) **Krieg erstecken.**

Erstrecken; als ein Activum für erweitern, ausdehnen, machen daß sich ein Ding weiter erstreckt. Bey Gerichten kömmt es in dieser thätigen Bedeutung noch überall vor. Man sagt z. E. Man will zwar dieß Gesetz auch dahin **erstrecken**; allein ꝛc. Und unser Logau sagt: (XI. 47.)

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erstrecken,
Weil sie, was durch dreyßig Jahr Krieg verübt, soll alles decken.

Einer unsrer lyrischen Dichter hat diese veraltete Bedeutung sehr schön wieder erneuert, wenn er in seiner Ode an das Glück sagt:

„Wenn kein Ruhm, — —
„Wenn kein Gold mein Lebensziel **erstrecket**,
„Wenn ich nicht vergnügter küsse:
„Was vermiß ich, wenn ich dich vermisse?

Siehe auch **Strecken.**

Erwarmen, auf etwas; auf etwas hitzig werden. Sinng. 803.

— — die manchmal so erwarmen
Auf unser Gut und Blut. —

Erwinden, sich; so viel als sich unterstehen, sich unterwinden. Anh. 62.

— — wenn wir Diener uns erwinden.

F.

Feber schreibt Logau anstatt Fieber. Sinng. 2589. und anderwerts, doch nicht überall.

Feuerspiegel nennt Logau, was wir itzt Brennspiegel nennen. Anh. 159.

Feulen oder faulen; für müßig sitzen, faullenzen. Sinng. 1933.

Feyern von etwas; so viel als, (wie er sich Sinng. 1120. ausdrückt) von etwas müßig werden, damit aufhören. Sinng. 114.

> Allein es kömmt dazu, daß endlich selbst sein Fuß,
> Hoch in der Luft, vom Treten feyern muß.

Sie sind feyrig, sagt man noch an einigen Orten von den Handwerksgesellen, die keine Arbeit bey Meistern haben. Luther gebraucht einmal den Ausdruck: ich will ihn nicht viel darum feyern; welches vollkommen das sagt, was der Franzose durch faiter quelqu'un ausdrückt.

Filzigkeit, die; schändliche, schmutzige Kargheit. Sinng. 2127.

Findlich, was zu finden ist. (V. 39)

> Ob nur einer findlich wäre rc.

Flammenschütze; so nennt unser Dichter den Amor. Sinng. 2448.

> Freund, der kleine Flammenschütze hat das dritte Freudenfeuer
> Angeflammt in deinem Herzen.

Flitte, die. Sinng. 644.

> Des Nero Meistern nahm die Flitte
> Sein Leben hin, wie sein Geblüte rc.

Flitte bedeutet ein Instrument, womit die Ader gelassen wird. Einige wollen, daß es aus dem Griechischen Phlebotomum zusammen gezogen seyn soll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu seyn, welches einen Pfeil bedeutet, und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche ist. Uebrigens ist dieses weder die Lanzette, noch der Schnäpper; sondern es ist das alte deutsche Laßeisen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbessert und dadurch zu dem so genannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heisters Chirurgie, S. 380.

Flucht. Sinng. 2162. hat Logau den Pluralis von diesem Worte, der sonst selten oder gar nicht vorkommt; die Flüchte.

> — — treibt die Tochter in die Flüchte.

Freunden, sich zu einem; so viel als sich mit einem befreunden. Sinng. 74.

Frevelich. So macht Logau dieses Wort; so muß es gemacht werden: und das itzt gebräuchliche freventlich taugt eigentlich gar nichts. Frevel und frevelich aber heißt bey unsern alten Schriftstellern alles, was in der Hitze einer gewaltsamen Leidenschaft gesagt oder gethan wird. Sinng. 1715.

Gewalt ist wie ein Kind: wo nicht Verstand sie leitet,
So stürzet sie sich selbst, weil sie zu frevlich schreitet.

Frevlerplan, der; ein altes poetisches Wort für, die Bahn der Frevler. Sinng. 761.

Will nicht wider Recht und Zucht, treten auf den Frevlerplan.

Frommen, einem; einem nützen. Anh. 52. und öfter.

Frosch, der; heißt bey den deutschen Wundärzten die mit Materie angefüllte Geschwulst, die, öfter bey Kindern, als bey Erwachsenen, unter dem vordersten Theile der Zunge bey den Froschadern entstehet. Lateinisch ranula. Logau nennt sie daher in der Ueberschrift des 74sten Sinngedichts unsers eilften Buches, eine Kinderkrankheit.

Udus wird gewiß den Frosch unter seiner Zunge haben,
Den er immer fort und fort muß mit etwas nassem laben.

Führen, eine Person; eine Person spielen. (IX. 75.)

Die Person die ich itzt führe auf dem Schauplatz dieser Welt rc.

Fürlieb. (VIII. 17.) So sagt Logau allezeit, wofür wir itzt fast durchgehends vorlieb sagen, wider unsere eigene angenommene Regel: daß nehmlich für allemal pro bedeuten solle.

Fußgicht, die; das Podagra. Anh. 90.

Wer zum Tischtrunk Fischtrunk nimmt,
Selten dem die Fußgicht kömmt.

So auch Darmgicht, ileus. (I. 9.)

G.

Gach; præceps, properus. Auch dieses den alten schwäbischen Dichtern sehr übliche, und uns nur noch in dem zusammengesetzten Jachzorn überbliebene Wort, kömmt zweymal bey unserm Logau vor 2. Zugabe 90.

Die Magd, die stieg aufs Heu, der Knecht, der stieg ihr nach;
Sie ward gar sehr erhitzt, zur Rache ward ihr gach.

Doch nicht allein das Wort, die ganze Redensart ist hier alt, und eben dieselbe, wie sie bey dem **von Riedenburg** (Fab. 69.) vorkömmt, wo es von dem tückischen Hunde heißt:

> Wenne er gebels, so wart im gach
> Ze flucht.

Præceps se in fugam dabat.
In der zweyten Stelle des Logau bekömmt gach noch die Nebedeutung der Unbedachtsamkeit, als welche mit der Eilfertigkeit und Hitze verbunden ist. 1. Zugabe 165.

> Die Deutschen sind nicht männisch mehr, thun Kindern alles nach,
> Die, wenn sie etwas neues sehn, thun töblich, dumm und gach.

Gaden, der, heißt bey unserm Dichter so viel als der Laden, das Gewölbe des Kaufmanns. 1 Zugabe 168.

> Diese Waar ist nicht die beste die im Gaden vornen leit ꝛc.

Aeltere und andere doch in der Hauptsache übereinkommende Bedeutungen findet man bey dem Schilter, **Wachter** ꝛc.

Gebette, das; **Brautgebette**. Sinng. 1943. Ein Bette kann ein bloßes einzelnes Stück, ein Oberbette, oder Unterbette seyn; ein Gebette aber bedeutet alle diese einzelnen Stücke, die ein vollständiges Bette ausmachen, zusammengenommen.

Gebruch; Mangel, von dem Zeitworte **gebrechen**, mangeln. Sinng. 2141.

> Cominäus ist, ihr Fürsten, euer Katechismusbuch:
> An dem Grunde wohl zu herrschen, ist bey ihm fast kein Gebruch.

Gedenkkunst, die; so nennt Logau die Kunst das Gedächtniß zu stärken, und ihm durch natürliche oder künstliche Mittel zu Hülfe zu kommen; dergleichen **Lullus**, **Kircherus** und andere geschrieben. Sinng. 2717.

Gedieg, ein Hauptwort, wovon wir noch das Beywort **gediegen** behalten haben. Sinng. 1678.

> Geld= Lust= und Ehrengeiz macht daß die ganze Welt
> So arm ist am Gedieg, und nichts von Heil behält.

Geding, das. Daß dieses Wort auch so viel heiße als Hoffnung, Vertrauen, zeigt **Wachter**, und führt unter andern einen alten Kirchengesang an, wo es in dieser Bedeutung vorkomme. In den oben angeführten Fabeln des **von Riedenburg** heißt es: (Fab. 32.)

> Guot gedinge sullen haben
> Jung, alt — — —
> Guot gedinge machet das,
> Das der genîset der siech was.

In folgender Stelle unsers Dichters scheint diese Bedeutung gleichfalls Statt finden zu können. Sinnged. 1103.

> Ach es wolle diesem Ringe
> Seyn verpflichtet das Gedinge,
> Daß er sich zu sicherm Pfande
> Eurem Glück und Segensstande.

Doch wollen wir nicht leugnen, daß der weitläuftige sensus forensis dieses Worts nicht auch noch eine andere Erklärung darbieten könnte, es kann hier nehmlich so viel heißen als: das Gelübde.

Gehöne, das; so viel als Gespötte. 1 Zugabe 51.

> An der hohen Häupter Seite, stehen graue Häupter schön:
> Dennoch sind itzt hohen Häuptern graue Häupter ein Gehön.

Gelosen; so viel als los werden. Sinng. 1237. und anderwerts.

> Man fleißt sich itzt den Bart vom Maule zu gelosen &c.

Gemahlinn, die. Dieses Wort war schon zu unsers Dichters Zeiten im Gebrauch; und auch damals schon maaßten es sich geringere Leute an. Sinng. 2442.

> Vitus nennt sein Weib Gemahlinn. Billig! weil sie sich so malt,
> Daß um Weißes und um Rothes jährlich sie viel Thaler zahlt.

Gemein und gemeinlich als ein Nebenwort, für meistentheils, insgemein; kömmt sehr oft vor; als Sinng. 1154.

> Was Pelops, Attalus und Krösus schwangre Kasten
> Von Golde, Geld und Gut vor Zeiten in sich faßten
> Nützt nur so viel, daß der, der gar zu viel drauf denkt,
> Den Leib **gemein** an Baum, die Seel an Nagel henkt.

und Sinng. 1136.

> Buhler sind **gemeinlich** Blinde &c.

Gemerke, für Merkmaal, Merkzeichen. (X. 25.)

> Daß der Sinn es redlich meyne, haben wir nur Ein Gemerke &c.

Genoß, der; socius. (I. 32.)

> Krieg und Hunger, Kriegs Genoß &c.

Gerne. Durch Vorsetzung dieses Nebenworts macht Logau ein zusammengesetztes Hauptwort, welches alsdann eben das eitle und fruchtlose Bestreben ausdrückt, das die Engländer durch das angehängte would-be ausdrücken: z. E. a Merchant-would-be, a Politik-would-be. Auf diese Weise sagt er nicht allein ein Gernegroß, welches noch üblich ist: Anhang 212.

> Bardus strebt nach großem Namen, ist von allen Gaben bloß:
> Dieses kann man ihm wohl gönnen, daß er heiße **Gernegroß.**

Sondern er sagt auch ein **Gerneklug:** Sinng. 257. wo von der thörigten Praleren, fremde Wörte in die deutsche Sprache zu mengen, die Rede ist,

> — — — das andre wird genommen
> So gut es wird gezeugt und auf die Welt ist kommen
> Durch einen Gerneklug, der, wenn der Geist ihn rührt,
> Itzt dieses Pralewort, itzt jenes raus gebiert.

Gieben; so viel als das gemeine **giebsen**, oder das plattdeutsche **gappen.** 1 Zugabe 201.

> Die für Drang, Zwang, Pein und Schmach
> Endlich mehr kaum konnten gieben.

Tscherning sagt dafür **geufzen.** Siehe dessen Frühling deutscher Gedichte S. 8.

> — — das herzensweher Seufzen
> „Macht mich so laß und matt, daß ich auch kaum kann **geufzen.**

Gnadselig; ein **gnadseliger Diener** ist unserm Dichter der, den der Herr mit seinem ganzen Vertrauen begnadiget hat. (II. 21.)

Graskrone. Dieses Wort ist die Ueberschrift des 80ten Sinngedichts im IX Buche, und fängt an:

> Der sein Vaterland errettet, diesen krönte Rom mit Gras.

Allein der Dichter muß sich hier geirrt haben. Wir wenigstens können uns keines Scribenten erinnern, der uns berichtete, daß man jemals in Rom diese oder eine andere große That mit einer dergleichen Krone belohnt habe. Vielleicht hat er die coronam civicam in Gedanken gehabt, die aber nicht dem Erretter des Vaterlandes, sondern dem Bürger, der einen Nebenbürger errettet hatte, von diesem erretteten Bürger geschenkt wurde. Sie war auch nicht von Gras, sondern von Eichenlaube. **Morhof**

übersetzt (Gedichte S. 399.) diese coronam civicam nicht übel durch Bürgerkranz.

Grau, der; der Eckel. (II. 84.)

Greiner. Greinen heißt so viel als winseln, klagen, weinen, jammern; und einer, der dieses oft und ohne Ursache thut, ein Greiner. Sinnged. 1622.

> Vor Zeiten stunden Junge den Alten höflich auf;
> Itzt heißt es: Junger sitze, und alter Greiner lauf!

Greis; als ein Beywort, für grau. Sinng. 785.

> Ein Künstler, glaub ich, ist, der Schwarzes färbe weiß:
> Das Alter kann die Kunst, färbt schwarze Haare greis.

Großmuth, der; sagt Logau nach der Analogie der Wörter Muth, Hochmuth. Sinng. 1171.

Grün; für frisch, gesund. Sinng. 2784.

> Ein grüner Mann, ein rothes Weib, die farben wohl zusammen,
> Sie sind geschickt im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Gumpen; muthwillig springen, hüpfen, tanzen. Sinng. 453.

> Ein Kalb scherzt, gumpt und springt &c.

Wachter führt bey diesem Worte weiter nichts an, als das griechische κολπειν, strepitum edere *jactu pedum*, (von welcher Bedeutung, nehmlich in Ansehung des jactu pedum, er uns noch dazu den Währmann schuldig geblieben ist,) und setzt hinzu: forte aliqua affinitate. Es ist zu verwundern, daß ihm nicht vielmehr das italiänische gamba und gambata, welches man von dem lateinischen gamba, und dieses von dem griechischen καμπη herleitet, beygefallen. Auch die Franzosen haben daher ihre gambade und ihr regimber gemacht, welches mit diesem gumpen sehr viele Aehnlichkeit hat.

Gunst; den ungewöhnlichen Pluralis von diesem Hauptworte hat Logau in der Ueberschrift: der Weg zu Gunsten. (III. 55.)

Güteln; dieses Zeitwort kömmt im VIII Buche, im 66ten Sinngedichte vor:

> Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen?
> Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Wie betteln von Bitte gemacht worden, so scheint güteln von gut, oder vielmehr von Güte entstanden zu seyn. Frisch hat das ähnliche Zeitwort gutzeln, welches er aber von gucken her-

leitet, und durch aspicere aliquem more mendicorum eleemosynam expectantium, erkläret.

H.

Hahnen, einen; einen zu Hahnrey machen. Sinnged. 179.

Die neue Welt ist fromm, und frömmer als die alte.
Sie darf nur acht Gebot, die sie im Leben halte;
Denn Ehbruch, Diebstahl bleibt; man hahnet nur die Leute
Und macht, was uns gefällt, nach Krieges Art, zur Beute.

Dieses Zeitwort würde man mit gutem Grunde Frischen entgegen stellen können, welcher Hahnrey für kein Compositum will gelten lassen, sondern es von dem italienischen Cornaro herleitet.

Halt, für Hinterhalt. Sinnged. 1257. wo der Dichter von den Wangen schöner Mädchen ungemein anakreontisch sagt:

— — — hier ist das flache Rund
Drum Zephyrus spielt her, darauf Cupido stund,
Und sich um einen Weg für seinen Pfeil umsahe,
Und dachte, wie ein Wild für seine Küch er fahe
Mit seinem Purpurzeug. Hier lag er oft im Halt,
Mit Rosen wohl verhägt, wenn er die Jagd bestallt.

Hauptgut, sagt unser Dichter sehr oft, und sehr wohl anstatt des undeutschen Capital; als Sinng. 1326.

Noch Hauptgut, noch die Zinsen darf itzt ein Schuldner gelten.

Tscherning (Frühl. S. 69.) sagt Hauptgeld:

„Das Hauptgeld bleibet stehn, ihr streicht die Zinsen ein.

Hausinnen, die; so nennet man in Schlesien Miethsleute von der niedrigern Gattung. Sinng. 952.

Wenn, Jungfern, eure Flöh, die ihr habt zu Hausinnen,
Was sie gehört, gesehn, vermelden sollten können,
Wie mancher fragte sie, der Lust zu freyen hat,
Eh als den besten Freund, um einen treuen Rath.

Und Sinng. 2050.

Jedermann hat zu Hausinnen ꝛc.

Hebelbaum sagt Logau, wofür wir itzt Hebebaum sagen. Sinng. 2795.

Runcus ist gewaltig stark, gäbe Bauern großen Nutz,
Könnten ihn zum Hebelbaum brauchen für das größte Klutz.

Hergesippt; für entsprossen, erzeugt. Sinng. 2379.

Fürstinn von den Obotriten, einer deutschen Heldenart
Hergesippt rc.

Desgleichen hat er auch zugesippt, für verwandt. (IX. 10.)

Herzlich, welches itzt nur so viel als sehr bedeutet, nimmt Logau in seiner ursprünglichen Bedeutung für von Herzen, mit dem Herzen; nach der Analogie des Wortes mündlich:

Herzlich hassen, mündlich lieben.

Hinsichern, sich. (XIII. 11.)

Wenn ein redlich frommer Christ hin sich sichert in das Grab.

Ein Wort welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an diesem Orte ungemein nachdrücklich ist, indem es so viel sagen will, als: der Christ, der itzt in der Welt nirgends sicher ist, begiebt sich in sein Grab hin, um daselbst gewiß sicher zu seyn. Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterschied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geschmacke halten das Mittel, und gebrauchen solche Ausdrücke desto seltener, je glänzender sie sind. Ein Poet muß sehr arm seyn, der seine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzustützen weiß.

Hochträchtig braucht Logau für hoffärtig; so wie man das Gegentheil niederträchtig nennt. Sinnged. 117.

Wer will Pertunda stolz, hochträchtig auch wohl nennen?

Beym ersten Anblicke könnte man es für hochschwanger nehmen; und es kann leicht seyn, daß unser Dichter, der gar kein Feind von Wortspielen ist, auf diesen Nebenbegriff mit gezielet hat; denn das angeführte Gedicht heißt weiter:

Er giebt genug an Tag, er müß sie recht nicht kennen.
Heißt dieses denn wohl stolz? Sie bleibet unten an,
Und duldet über ihr so leichtlich jedermann.

Uebrigens kann dieses hochträchtig, in so fern es der Gegensatz von niederträchtig ist, einen analogischen Grund für die Ableitung von Hoffart mit abgeben, daß solches nehmlich nicht von HofArt, sondern von hoch Fahrt gemacht und zusammengezogen sey. Auch scheint Logau an einem andern Orte, wo er ausdrücklich Hochfahrt schreibt, Sinng. 1354. auf diese Etymolo-

gie zu zielen; welche dadurch außer allen Zweifel gesetzt ist, daß wir in unsern ältesten Dichtern überall Hochfahrt lesen.

Höchlich, für hoch. Sinng. 2269.

Wer höchlich fallen soll, den muß man hoch erheben.

Sich höchlich verwundern ist noch im Gebrauche.

Honigthum; der Liebe Honigthum ist die Ueberschrift des 1174 Sinngedichts, welches wir unter Rosen anführen werden; und ein Wort, welches unser Dichter zum Scherze gemacht hat, nach der Aehnlichkeit des Wortes Märtyrerthum u. a. m.

Husche, die. Auch die Nachrichter haben ihre Kunstwörter und dieses ist eines davon. Sinng. 2269.

Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meynt man, werd ans Holz noch kleben;
Sorgt drum selbsten, wie der Henker ihm wird doch die Husche geben.

Unsere Wörterbücher erklären Husche durch Ohrfeige. Daß es aber hier etwas anders, und zwar so etwas bedeute, was an den Haaren oder mit den Haaren geschieht, giebt der Augenschein. Denn warum dürfte Calvus sonst besorgt seyn, wie ihm, als einem Kahlkopfe, der Henker die Husche geben werde? Man sagt noch in der Sprache des Volks: sich huschen, einander bey den Köpfen kriegen. Auch braucht man in eben dieser Sprache das Wort husch als eine Interjection der Geschwindigkeit: husch! da war er weg. An dieser Stelle bedeutet Husche also den letzten Stoß, den der Uebelthäter bekömmt, und wobey ihn der Henker vielleicht beym Schopfe ergreift. Der Begriff der Geschwindigkeit, welchen das Zwischenwort husch hat, macht, daß eine Husche auch in verschiedenen Provinzen einen überhingehenden Platzregen bedeutet. Man erlaube uns aus dieser letzten Bedeutung beyläufig eine Stelle aus dem Rabelais zu erklären. Dieser possierliche Schriftsteller braucht in seinem Gargantua zu verschiedenen Malen das Wort Housée. Er sagt z. E. tumbant par une housée de pluie. Seine Ausleger wollen, housée sey so viel als horée, und dieses so viel als pluviosa tempestas ad horam durans vel circiter. Diese Erklärung ist offenbar gezwungen, und sie würden sie schwerlich gewagt haben, wenn ihnen unser deutsches Husche bekannt gewesen wäre. Daß aber Rabelais etwas deutsch verstanden habe,

und in seinen Schriften hin und wieder deutsche Wörter affektire, ist eine bekannte Sache.

J.

Ihrzen; mit einem in der zweyten Person des Pluralis reden. Es ist dieses die Ueberschrift des 196 Sinngedichts im Anhange, worinn unser Dichter diese unnatürliche Art zu reden verwirft. Was würde er von uns, seinen Nachkommen, sagen, die wir aus dem Ihr gar Sie gemacht haben?

> Ists deutscher Art gemäß mit Worten so zu spielen?
> Wir heißen Einen Ihr, und reden wie mit vielen.

Ein Glück für unsere Poesie, daß sie das natürliche Du überall behalten hat! So wie man **ihrzen** sagt, sagt man auch **duzen**, **erzen**, **siezen** *c.

Inner sagt Logau öfters für in, innerhalb. (VIII. 98.) Er hat sein Grab inner einem frommen Raben. (VI. 6.) Sie geht inner Gold und Seide her. Desgleichen (V. 11.) inner dem Magen.

Inselt schreibt Logau, der Aussprache seines Landes gemäß, wofür wir itzt Inschlitt und Unschlitt schreiben. Sinng. 1338.

K.

Kat für **Koth**. Sinng. 2723.

> Die Lieb ist wie der Schwalbenkat,
> Verblendet wen sie troffen hat.

Kerb, der; für das Kerbholz. (XIII. 11.) der drüber seinen Kerb wohl halten wird.

Kiefeln, so viel als zanken, keifen. Sinng. 1534.

> Mit der ich Schätzchen und Herzchen mich heiße;
> Kieffel und beiße.

Von dem alten **Kieb**, ira, jurgium.

Kieslingstein für Kieselstein. Sinng. 1003.

Kindeln, sich wie ein Kind aufführen. Sinng. 1082.

> — — Verdruß zu mindern
> Kindeln Männer oft mit Kindern.

Auch das Hauptwort **Kindeley** für Kinderey, Tändeley, kömmt bey unserm **Dichter** vor. Sinnged. 1150.

> Was in meiner Jugend Mayen
> Von der Venus Kindeleyen
> Ich gezeichnet auf Papier.

Kindern, heißt nicht: sich kindisch aufführen, sondern Kinder zur Welt bringen. (IX. 102.)

An manchen Orten ists so Brauch, die Weiber müssen jährlich kindern.

So sagt auch Tscherning **entkindert**, für der Kinder beraubt: (Frühl. S. 54.)

„Steigt dieses, Herr, zu Herzen
„Daß ihr entkindert seyd?
„Ihr seid auch frey von Schmerzen:
„Wo Kinder sind, ist Leid.

Klapf, der: von klopfen; so viel als Schlag; wie denn auch die Alten **Donnerklapf** für Donnerschlag sagten. Sinng. 808.

— — so wird ein jeder Stein,
Womit man nach uns wirft, ein Klapf am Himmel seyn.

Knebelhaut. Logau sagt; Sinng. 2024.

Veit trägt eine Flegelkapp über einer Knebelhaut rc.

um zu sagen, daß Veit der unhöflichste und ungeschliffenste Mensch von der Welt sey. **Knebel** und **Flegel** ist hier eines; beides bedeutet einen bäurischen Menschen: appellamus, sagt der Spate, hominem agrestem einen **Knebel**. Knebel aber ist so viel als **Knüppel**: auch ein **Klotz** bedeutet in der gemeinen Sprache nichts bessers. Mit dieser Bedeutung stimmen die übrigen Wörter dieser Art sehr natürlich zusammen: als, die **Knebel** der Finger, Einen **knebeln**, ein Knebelbart, ein Knebelspieß; daß man also Unrecht thun würde, wenn man solche von **Knabe** herleiten und mit einem ä schreiben wollte, wie wir irgendwo gefunden haben.

Knechterey, sagt Logau, und will damit nicht so wohl die Knechtschaft ausdrücken, als vielmehr etwas, das sich für keinen freyen Mann, sondern für einen Sklaven schickt. Sinng. 883.

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverey:
Solls denn seyn, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freyes Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden **Knechterey**.

Kosen. Sinng. 1174.

Die Buhler sind Bienen, die Jungfern sind Rosen,
Gedanken sind Honig, zum Schmeicheln und Kosen.

Dieses Zeitwort, welches so viel als **reden**, **schwatzen**, bedeutet, ist ziemlich rar geworden. Der Uebersetzer des Don-Qui-

xotte hat es sehr wohl gekannt, und ihm im zweyten Theile der Geschichte dieses Ritters S. 459. eine sehr glückliche Stelle gegeben. Der lächerliche Sancho sagt daselbst von den so genannten sieben Ziegen am Himmel: Ich kosete mit diesen Ziegen drey bis vier Stunden. Das zusammengesetzte Zeitwort liebkosen wird noch überall gebraucht. Bey diesem letztern merken wir an, daß Logau dafür liebekosen schreibt. Sinng. 726.

Kuchel für Küche, hin und wieder, als Sinng. 403.

Die edle Poesie ermuntert Sinn und Geist,
Daß er greift an mit Lust was schwer und wichtig heißt.
Ob nöthig ist das Brodt, so läßt man gleichwohl gelten
Die weitgereiste Würz, und sonsten was da selten
In unsre Kuchel kömmt; man gönnet auch der Lust,
Bedarf es nicht Natur zu Zeiten eine Kost.

Kuchel ist eigentlich Oesterreichisch und nicht Schlesisch; man sagte es aber zu Logaus Zeiten in Schlesien, um mit der Hofsprache zu reden.

Kürmeln, kömmt bey unserm Dichter so wohl, als bey andern vor, und bedeutet so viel als: lallen, schmeichelnd stammeln. Unsere Wörterbücher haben dieses Wort gar nicht, und von seiner Ableitung ist nichts zuverläßiges zu sagen. Sinng. 798.

— — Wir zeugen Kind auf Kind,
Ein Denkmaal hinter uns daß wir gewesen sind.
Gut! Gut! Was kann uns sonst aus Wermut Zucker machen,
Als wenn das liebe Kind mit Kürmeln und mit Lachen
An unser Haupt sich drückt, uns lieber Vater nennt,
Und macht daß man in ihm sich wie im Spiegel kennt.

Imgleichen: Sinng. 908.

— — vom süßen Namen Sohne
Ein kürmelnd Exemplar —

Eben so spricht Opitz von einem neugebornen Kinde:

„Was es kürmeln wird und lachen
„Werden lauter Verse seyn.

Lohenstein braucht es so gar von dem freundlichen, verliebten Murren der Löwen. (Arminius 1 Theiles zweytes Buch S. 84.)

L.

Längen, für in die Länge dauern. Sinnged. 2756.

> Erdenbau kann übel längen,
> Drein sich Wind und Wasser mengen.

Hievon kömmt das alte Beywort gelängt her, welches wir in des Adam Olearius persianischem Baumgarten finden: „Die „ausgelängte Nacht laufen sie, und sprechen früh Morgens ꝛc.

Lappe, ein; heißt ein feiger, weibischer, nichtswürdiger Mensch, wie das Beywort läppisch, welches von diesem Hauptworte abstammt, zu erkennen giebt. Und wer wird für feiger, weibischer und nichtswürdiger gehalten, als ein Verschnittener? Für diesen braucht es Logau Sinng. 2499.

> Sonst möcht es seyn vergönnte Sache,
> Daß man den Hahn zum Lappen mache.

Das Wort **Laffe**, welches noch gebräuchlich ist, bedeutet gleichfalls einen läppischen, einen kindischen Kerl. Da ferner **Lappen** und **Lumpen** einerley sind, so heißen, im verblümten Verstande, nichtswürdige Leute auch **Lumpen**, **Lumpengesinde**, **Lumpenhunde**.

Latz, schwäbisch **Latz**, der. Man wird das 227te Sinngedicht des Anhangs nicht verstehen, wenn man sich nicht erinnert, daß ein schwäbischer **Latz** so viel ist, als ein Hosenlatz.

Lauer, der; kömmt von dem lateinischen lora her, welches den sauern Nachwein bedeutet, der aus den Hülsen und Kernen der bereits gepreßten Trauben durch zugegossenes Wasser gemacht wird. (X. 9.)

> Welt giebt ihren Hochzeitgästen erstlich gerne guten Wein;
> Und schenkt ihnen sauern Lauer, wenn sie schon bethört sind, ein.

In einem andern Verstande bedeutet ein **Lauer** einen Schelm. Sinng. 497.

> Schlaf und Tod der macht Vergleich
> Zwischen Arm und zwischen Reich,
> Zwischen Fürst und zwischen Bauer,
> Zwischen Biedermann und Lauer.

Die Lateiner nennen diesen Lauer, mit einem ähnlichen Worte, vappam, und wir könnten ihn also auch zur Noth von dem schlechten Weine, Lauer herleiten. Wir glauben ihm aber ei-

nen weit natürlichern Ursprung zu geben, wenn wir ihn von dem einheimischen Worte lauern ableiten, da denn ein Lauer so viel bedeuten wird, als: ein Schleicher, ein tückischer Dieb. Man sehe auch das 114te Sinngedicht des Xten Buchs.

Lebensfadenreißerinnen, ein poetisches, von unserm Logau zum Scherz gemachtes Wort, ohngefähr wie des La=Fontaine sœurs filandieres. Sinng. 2448.

> Waren alle drey nicht Gräen, waren sie nicht Gorgoninnen,
> Waren sie nicht alle dreye Lebensfadenreißerinnen,
> War es doch zum mindsten Eine.

Lieb, das; für die Geliebte. Ein Schmeichelwort der Liebhaber, wofür einige itzt **Liebchen** sagen; ist bey allen Zeitverwandten unsers Dichters im Gebrauch. Sinng. 2637.

> Paulus ist ein Freund der Welt, aber nur der kleinen Welt,
> Wenn er sein geliebtes Lieb fest umarmt beschlossen hält.

So sagt auch Flemming:

> „Mein Lieb gedenket weg; was wünsch ich ihr für Glücke?

Eben so sagten auch unsere Alten vor vierhundert Jahren:

> Minne, Got musse mich an dir rechen.

d. i. Mein Lieb, oder mein Liebchen, Gott müsse mich an dir rächen.

Liebeln; ein nicht unebenes **Verbum diminutivum** von **lieben**. Unser Dichter sagt von der Zeit des Frühlings: (VI. 19.)

> Da vor Freuden alles wiebelt,
> Da mit Gleichem Gleiches liebelt rc.

Lieben, einem. **Es liebt mir**, sagt Logau, anstatt, es gefällt mir. (XIII. 12.) Das ganze Wort heißt: es **geliebt mir**; allein die Sylbe ge wird, wie bekannt, oft weggeworfen. Opitz sagt:

> „— — sehr schöne Schrift auf Steinen
> „Die mir so sehr **geliebt**.

Und an einem andern Orte:

> „**Geliebet** dir ein Berg?

Luntenrecht, ist eine scherzhafte Benennung unsers Dichters, worunter er eben das versteht, was unser heutiger witziger Pöbel, mit einem weithergesuchten Wortspiele, das Jus canonicum nennt. Sinnged. 2515.

Luntenrecht hält rechtes Recht nur für Lumpenrecht.
Wo Gewalt zum Herren wird ist Gerechtigkeit ein Knecht.

M.

Männisch für männlich. Anh. 166.

Die Deutschen sind nicht männisch mehr ꝛc.

Magd und **Knabe** in der edeln Bedeutung des puella und puer der Lateiner. Sinng. 568. **Ueber ein Brautbette.**

In die Lust liegt hier begraben
Eine Magd mit ihrem Knaben;
Die einander ganz ergeben,
Dieser Welt wie nicht mehr leben,
Die mit Armen umgewunden,
Wie in einen Sarg gebunden ꝛc.

Auch das Diminutivum davon, **Mägdchen**, oder **Mädchen**, kömmt bey unserm Logau in der edeln, anakreontischen Bedeutung vor, welche uns vornehmlich ein neuerer Dichter so angenehm und geläufig gemacht hat. (VI. 22. 24.)

Manne, die; als der Pluralis von Mann, für Männer. Anh. 96.

Weibern sind Gebrechen
Sonsten nicht zu rechen,
Außer wenn sie fehlen,
Und die Manne zählen.

Wenn wir also itzt sagen z. E. zehntausend **Mann**: so ist vielleicht dieses **Mann** nicht so wohl der Singularis, als vielmehr dieser alte Pluralis, und es sollte eigentlich zehntausend **Manne** heißen. Zwar wird das Zeitwort in der einfachen Zahl dazu gesetzet, z. E. (I. 5.)

Es bleibt in keiner Schlacht itzt vierzig tausend Mann.

Doch auf diese Einwendung würde sich auch antworten lassen.

Maultasche. Sinng. 1097.

Eine Maultasch ist ein Ding, zwar nicht schädlich an dem Leben,
Außer, daß sie dem Gehör Abbruch will und Nachtheil geben.

Maultasche ist das, was man sonst **Maulschelle**, **Ohrfeige** nennt. In einigen Provinzen spricht man **Maultatsche**; aus diesem **Tatsche** hat man, vielleicht durch den Gleichlaut verführt, **Tasche** gemacht, da es doch, allem Ansehen nach, so viel als

Tatze bedeutet. Soll das Wort aber von Tasche, Beutel, herkommen: so müßte man sagen, eine Maultasche sey ein Schlag, der mache, daß das Maul wie eine Tasche herunterhienge. Frisch führt bey diesem Worte eine Princessinn aus Tyrol an, die wegen ihrer herunterhangenden Lippen, die Maultasche genannt worden ist.

Marzipan. Logau leitet dieses fremde Wort von Mars, tis, und panis her; ohne Zweifel, weil ihm diese Ableitung zu einem epigrammatischen Spiele den Stoff geben zu können schien. Sinnged. 1645.

> Heißt Marzipan Soldaten Brodt? So essens nur die Großen;
> Der arme Knecht der mag sich nur am Pompernickel stoßen.

Die wahre Ableitung aber ist von massa oder maza und panis, und wenn ja einige Gelehrten Martios panes daraus gemacht haben, so haben sie doch nur geglaubt, daß sie von ihrem ersten Erfinder, nicht aber von dem Gotte Mars so genennet worden.

Meinen; lieben, wohlwollen. Z. E. (I. 35.)

> Die nicht die sind, die sie scheinen,
> Sondern unser Gut gut meinen.

Imgleichen (XIII. 4.)

> — — Wo man die Kriegeskinder
> Gar gut und glimpflich meint ꝛc.

Dieses **meinen** kömmt von dem alten Worte **minnen**, lieben, her; man sollte es also mit einem i schreiben, wenn man ja das andere **meynen** (putare) zum Unterschiede mit einem y schreiben wollte.

Mensch. Wenn man dieses Wort in ein Neutrum verwandelt, so bedeutet es eine Weibsperson, itzt zwar eine von der niedrigsten und schlechtesten Gattung, bey unsern alten und guten Schriftstellern aber ganz und gar nicht. Unser Logau sagt: (XIII. 11)

> Dennoch hat das liebe Mensch ein vertrautes Freundschaftsband
> Auf die Meinen unverfälscht immer fort und fort erstrecket.

So sagt auch Flemming an einem Orte:

> „Sie, das geliebte Mensch, wird selbst aus ihr entrückt.

Eben so haben die Engelländer das Wort *Wench* itzt in Verachtung gerathen lassen, da es vor Zeiten gleichfalls in dem

besten Verstande gebraucht ward. Shakespear z. E. läßt den Othello seine Desdemona in dem zärtlichsten Affekte excellent Wench nennen. Eine Anmerkung in der Ausgabe, die wir vor uns haben, erinnert dabey: The word *Wench* heretofore signified a young Woman, often an amiable Woman, so that some have thought it a corruption only from the word *Venus*. Allein *Wench* und **Mensch** sind ihrem Klange und ihrer Bedeutung nach viel zu genau verwandt, als daß sie nicht einerley Ursprung haben sollten. Das Diminutivum **Menschlein** braucht unser Dichter in eben der Bedeutung für Mädchen. (IX. 85.)

Canus hat ein junges Menschlein voller Glut und Geist genommen rc.

Menschenthum, das; für das menschliche Geschlecht. (XIII. 8.)

> Würdig bist du, daß dein Ruhm
> Bleibt, weil bleibt das Menschenthum.

Milz. Logau sagt der Milz. (VIII. 8.)

Mißbehagen, ist der Gegensatz von **wohlbehagen**.

Mißschwören, für falsch schwören, ist die Ueberschrift des 803 Sinngedichts.

Mördlich, so wie von Wort, wörtlich. Sinng. 852.

Es trachten ihrer viel uns mördlich umzubringen.

Itzt sagen wir **mörderisch**, nicht von **Mord**, sondern von Mörder; so wie wir kriegerisch, verrätherisch, räuberisch, ehebrecherisch rc. nicht von Krieg, Verrath, Raub, Ehebruch, sondern von den Hauptwörtern der zweyten Generation, von Krieger, Verräther, Räuber, Ehebrecher ableiten.

Mondensohn, so nennt Logau einen wandelbaren, veränderlichen Menschen. (XIII. 12.)

Mußtheil, das; von **Muhs**, **Gemüse**. Es heißt im juristischen Verstande die Hälfte des Vorraths an Speisen, (cibariis domesticis) der bey Lebzeiten des Mannes vorhanden gewesen, und am dreyßigsten Tage, zu welcher Zeit man itzt gewöhnlich zu inventiren pflegt, noch vorhanden ist. Die eine Hälfte davon gehört der Wittwe, und die andere den Erben. Logau spielt mit diesem Worte, indem er es gleichsam von müssen herleitet, und Sinng. 416 sagt:

> Das **Mußtheil** heißt man dieß, was nach des Mannes Sterben
> Die Frau von Rittersart muß theilen mit den Erben.

Ein **Mußtheil** machet draus, aus allem was man hat,
Wo er es nicht nimmt gar, ein räuberischer Soldat.

N.

Nackt und nackend. Logau sagt beides. Sinng. 609.

Der nackt kam in die Welt, der nackend ist getauft.

Nächst. Logau macht aus diesem Vorworte ein Nebenwort, und braucht es anstatt **jüngst, vor einiger Zeit.** Sinng. 1038.

Nächst sagt ein alter Greis ꝛc.

Imgleichen: (X. 53.)

Mein Gut besucht ich nächst ꝛc.

Narren, für sich närrisch betragen. Sinng. 2562.

Denn das Gold der neuen Welt macht, daß alte Welt sehr narrt.

Den **Narren stechen** heißt Sinng. 1498. verspotten, mit spöttischer Mine verlachen, naso suspendere adunco.

Noch, noch; sagt unser Dichter (I. 1. II. 12.) für **weder, noch.** Die Fälle sind unzählig, wo das Sylbenmaaß dem gewöhnlichen **weder** durchaus zuwider ist; und warum sollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere **noch** verändern dürfen? Wenigstens klingt es nicht übel: (II. 18.)

Noch frech wagen,
Noch weich zagen ꝛc.

(I. 33.)

Gleichwohl aber hat er sich noch mit Wort noch That gerochen.

Sinnged. 1404.

Alte Jungfern sind ein Stock da noch Wachs noch Honig innen.

Nöthen von Noth, wie von Tod tödten; so viel als quälen, plagen (V. 76.)

Der ärgste Tod ist der, der gar zu langsam tödtet;
Die ärgste Noth ist die, die gar zu langsam nöthet.

An einem andern Orte Sinng. 2513. scheinet dieses **nöthen** so viel als nöthigen, hinwegnöthigen zu bedeuten.

Nicht anders. Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen **nöthen,**
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.

Nuseln oder nuscheln, ein niedriges Wort, welches eigentlich

durch die Nase reden bedeutet. Logau sagt Sinnged. 1170. von dem kindischen Alter der Welt:

— — weil nun die Welt, wie ein kindisch alter Greis,
Geißig, garstig, satsam wird, bloß auch nur zu nuseln weiß.

omnia trepide gelideque ministrat.

O.

Oder. Die Schwierigkeit, dieses Bindewort in das gemeine jambische Sylbenmaaß zu bringen, hat die Dichter oft genöthiget, ihm, wenn es in einer Frage vorkömmt, die Partikel wie vorzusetzen. Logau aber sagt anstatt dieses wie oder, sonst oder. (X. 28.)

Ortgedächtniß, nennt Logau nicht übel dasjenige künstliche Gedächtniß, welches sich durch gewisse topische Fächer zu helfen sucht; und weil von dergleichen Fächern bey den Lehrern dieser Kunst keine geringe Anzahl vorkömmt, so ist unsers Dichters nachfolgende Anmerkung sehr richtig: Sinng. 1729.

Wer Gedächtnißkunst denket zu studieren,
Dünkt mich muß voran gut Gedächtniß führen.

P.

Parten, vom lateinischen partes. Nach der einfachen Zahl kömmt es in dem Worte Gegenpart, Widerpart vor. (XII. 74.)

Andre ziehen an das Recht, Largus zeucht den Richter an:
Parten, denen er bedient, finden, daß er gut gethan.

Philosophey. Durch diese Endung ey glaubte man vor diesem den griechischen Wörtern das Recht der deutschen Bürgerschaft zu geben; weil ungleich mehr deutsche Hauptwörter sich auf ey als auf ie enden. Die neuere Endung ie ist aus der französichen Endung solcher Wörter entstanden. Phatansey, Melodey ist daher richtiger und besser, als Phantasie, Melodie. Nur bey Philosophie und Harmonie würde uns die alte Endung allzuungewöhnlich vorkommen. Logau sagt Philosophey in folgender Stelle, wo er seine Liebe zur Poesie rechtfertiget. Sinng. 403.

— — Man lasse mir die Lust,
Die, wo sie wenig bringt, noch weniger doch kost.
Sie wird mir nützer seyn, als Mägden zu gefallen;
Als in der geilen Brunst der Ueppigkeiten wallen,

Als eingeschrieben seyn in freveln Raubebund,
Der durch gebrauchten Trotz der Welt hilft auf den Grund;
Als daß mein Sinn im Wein, und Wein schwimmt in dem Sinne;
Als daß der Spieler Dank, der schlecht ist, ich gewinne;
Als daß ich mich befleiß auf Hundsphilosophey,
Und treib als eine Kunst ein bäurisch Feldgeschrey.

Plotz, als ein Nebenwort, für plötzlich. Sinng. 118.

— — Komm zu mir plotz und flugs.

Flugs ist die Zeugendung von Flug, als ein Nebenwort gebraucht, und bedeutet so viel als im Fluge.

Pöfel, für Pöbel; Sinng. 777. und öfter.

Pompernickel; so schreibt unser Logau dieses streitige Wort. Sinng. 1645.

Pompsack; der Spate erkläret dieses Wort durch homo ridicule gloriosus. Eigentlich aber bedeutet es einen altmodischen Staatsrock; und alsdann, im figürlichen Verstande, einen, der in einem solchen Rocke auf eine tölpische Weise prangt. Pomphosen ist das ähnliche Compositum. Anhang 120.

Der Pompsack konnte nimmer nie sich schicken in die Mode.

Por; dieses Simplex, von welchem wir Porkirche, Porwisch, empor haben, kömmt bey unserm Dichter als ein Hauptwort vor und bedeutet so viel als die Höhe. Zweyte Zugabe 47.

Wer bey Hof am mindsten wäget
Steigt am meisten in die Por,
Dem wird Gnade beygeleget,
Der sonst leichte wie ein Rohr.

Prachten, von Pracht, so viel als prangen, prächtig seyn. Sinng. 2090.

— — Stärk und Muth ist auch ein Ding,
Das, wie sehr es vor geprachtet, endlich doch auf Krücken gieng.

Pursch, die. Dieses alte Wort kömmt in seiner ältesten Bedeutung bey unserm Dichter vor. Sinnged. 1646.

Wer Durst und Hunger hat pflegt viel nicht zu verzehren;
Denn diese beide Pursch ist gerne nur im Leeren.

D. i. dieses Paar. Die alten Wörterbücher übersetzen es contubernium, manipulus.

Purschen; ist das Zeitwort vom vorhergehenden, und bedeutet sich gesellen, in Gesellschaft stehen, wandern rc. Sinng. 687.

Wie das Kind im sanften Wiegen,
So beruh ich im Vergnügen;
Pursche sonst mit Redlichkeit,
Hinzubringen meine Zeit.
Wenn ich werde seyn begraben,
Werd ich bessers Glücke haben.

D. i. ich geselle mich übrigens der Redlichkeit zu. Imgleichen (XIII. 12.)

Ich lasse meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die purschen weit und breit, erforschen dieß und das,
Und haben ihre Lust an Himmel, Wasser, Gras ꝛc.

D. i. der Sinn und die Augen, beide streichen in Gesellschaft herum.

R.

Raitung, die; heißt so viel als Rechnung, computatio: von raiten, rechnen. Das 1214te Sinngedicht führt die Ueberschrift: Raitungen.

Die Einnahm ist das Weib; die Ausgab ist der Mann;
Wenn beide treffen ein, ist Rechnung bald gethan:
Wiewohl es besser ist, es sey ein Ueberschuß;
Nur daß kein Rest verbleibt, denn dieser giebt Verdruß.

Auch Tscherning sagt:

„Weil daß der höchste Vogt wird Rechenschaft begehren,
„Wenn ihm die ganze Welt die Raitung soll gewähren.

Ramme, die; heißt die Maschine, Pfäle in die Erde zu treiben; ist besser als Rammel. Sinngedicht 2784.

Sie sind geschickt im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Ranstadt. Sinng. 2063.

Eine Ranstadt ist die Welt, drinnen fast ein jedes Haus
Heimlich doch, wo wißlich nicht, hat und heget einen Claus.

Claus war der bekannte Hofnarr bey Friedrich dem Dritten, Churfürsten von Sachsen. Er war aus Ranstett, oder Markranstett gebürtig. Vielleicht alludirt Logau mit dem Namen Ranstadt zugleich auf das alte Wort ranten, oder ranzen; englisch to rant.

Recken, einen; einen auf die Folter spannen; daher das niedrige Wort Racker. Englisch to racke. Sinnged. 460.

Man recket sonst den Dieb, der andern wollte stehlen ꝛc.

Reichen, für herkommen, entspringen. Sinngedicht 13.

Kinder werden dannen reichen :c.

Itzt brauchen wir dieses Wort mehrentheils nur von dem reichen an einen Ort hin, und nicht mehr von dem reichen von einem Orte her.

Reichthum. Logau sagt das Reichthum, so wie das Eigenthum, das Fürstenthum :c. Auch Opitz sagt so. Unter unsern neuern Schriftstellern finden wir es gleichfalls. (Siehe Don-Quixottens 2 Theil XX Cap.)

Reisemann, für Wandersmann. (XI. 97.)

Reisig, für reitermäßig, wie ein Ritter. Sinng. 2758.

Denn ich kann nicht reisig kommen auf dem blanken Dichterpferde;
Gicht die hat mich ausgestiefelt, daß ich itzo spornlos werde.

Röthen, für roth machen: (XIII. 10.)

Doch dünkt mich daß Poeten
Noch mehr als andre röthen,
Was Todtenasche blasset.

Rüger, delator. Sinng. 911.

Einen Lügner, einen Trieger,
Einen Schmeichler, einen Rüger :c.

Rund, 1. für bestimmt, ohne Umschweif, ohne Zurückhaltung. Sinng. 966.

Und bitten um Verzeihn, und beichten rund und frey :c.

(X. 28.)

Und euch fein rund und kurz erklären :c.

2. für schlüpfrich, wankelmüthig. Sinng. 17.

So lebt ihr beide nun, lebt eines in der Liebe,
Lebt eines in dem Sinn; damit euch nicht betrübe
Des Glückes runde Macht; denn seine Tück und Neid
Hat keinen andern Feind als Lieb und Einigkeit.

Desgleichen Sinng. 523.

Ich bin von Herzen Feind den runden Samarittern,
Die itzund warm, itzt kalt :c.

Und zweyte Zugabe Sinng. 212.

Gut Gewissen wanket nie,
Beuget auch kein knechtisch Knie
Vor der runden Menschengunst.

Rumher, für herum. Ein Provinzialwort. Sinnged. 57.

Daß die Erde rumher geht,
Steht zu glauben rc.

S.

Sachen, die; menstruum, menses. In dieser Bedeutung liegt der ganze Einfall des 153ten Sinngedichts

Wer itzund berathen will die vergangnen Sachen,
Der wird junge Weiber auch aus den alten machen.

Sark; so schreibt Logau was wir itzt Sarg schreiben. Sinng. 368.

Besser ists in Sark begraben,
Als den Bauch zum Fasse haben rc.

Tscherning schreibt es Sarch. (Frühling S. 41.) Die Logauische Schreibart würde der Ableitung des Wachters zu statten kommen, wenn diese nur nicht sonst allzuungewiß wäre. Er meynet nehmlich, Sarg sey das verkürzte Σαρκοφαγος; und diesemnach würde es einzig und allein ein Behältniß für todte Körper bedeuten müssen. Allein es kann aus unzähligen Stellen bewiesen werden, daß es ein Behältniß überhaupt, ein Wasserbehältniß, einen Trog, ein Behältniß für Götzenbilder, oder Heilige rc. bedeute. In dieser letzten Bedeutung, die sonst durch Schrein ausgedrückt wird, kömmt es unter andern in dem Heldenbuche vor: (Blatt 22.)

„Meinen Göttern iren Sark.

Man wird daher weit richtiger in diesem Worte Sark oder Sarg die gewöhnliche Prosthesis des S annehmen und es solchergestalt zu dem alten Arke zurückbringen können. Arke aber ist ein ursprünglich deutsches Wort, welches man nicht nöthig hat von arca oder ἀρκεω herzuleiten.

Satsam; verdrießlich, aller Dinge satt. Sinngedicht 1170.

— — — wie ein kindisch alter Greis
Beißig, garstig, satsam wird — —

Saumsal; so überschreibt Logau ein Sinngedicht, (II. 14:) worinn er von einem Menschen redet,

Der in allen seinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

Es kann aber nicht so wohl die saumselige, die zaudernde Per-

son, als vielmehr das Zaudern selbst, die Zauderhaftigkeit bedeuten, so wie Trübsal, Irrsal, nicht die Person sondern die Sache bedeutet.

Schaffen; so viel als befehlen, gebieten. Sinngedicht 403.

Weil Recht ein Knecht itzt ist, dem Frevel hat zu schaffen ꝛc.

Desgleichen Sinng. 1395.

Diener, denen Fürsten schaffen ꝛc.

In der vergangenen Zeit heißt es geschafft:

Den Lastern ist geschafft, zu halten Feyertag. Sinng. 859.

Da hingegen geschaffen creatus heißt.

Schanze in der Bedeutung des holländischen Kans, Anlaß, Gelegenheit, Glück. Unser Dichter sagt: (IX. 39.)

Aufzubringen erste Schanze ꝛc.

für das erste Kapital einen Handel damit anzufangen. Einem etwas zuschanzen, in die Schanze schlagen oder geben, (II. 19.) auf seine Schanze achten ꝛc. Lauter Redensarten, die aus diesem alten Schanze zu erklären sind, und mit den Schanzen der Krieges-Baukunst nichts als den Klang gemein haben.

Scheinlich; was einen guten Schein hat. (IX. 49.)

Der Ehre scheinlich Gift.

Er sagt auch Scheinlichkeit, in eben diesem Verstande. Sinng. 1834.

Scheinlichkeit.

Mancher trägt ein Ehrenkleid, hüllet drunter einen Tropf;
Mancher trägt auf altem Rumpf dennoch einen Kinderkopf.

Scheltbar. Sinng. 101.

Wahrheit steckt in dir, o Wein!
Wie will der denn scheltbar seyn,
Der, die Wahrheit zu ergründen,
Sich beym Bacchus viel läßt finden?

Schild. Einer Jungfer in Schild reiten, sagt Logau, Sinnged. 2501. mit einer leichtfertigen Zweydeutigkeit, anstatt ihr eine Grobheit erweisen. Eine ähnliche Redensart: einem in den Schild reden, erkläret Frisch.

Schimpf, in der alten Bedeutung für Scherz; kömmt hin und wieder vor. Z. E. (VII. 19. IX. 29.)

Schimpf aber ist nicht Ernst rc.
Mancher wird in Schimpf und Scherz rc.

Schlägefaul; so faul, daß Schläge nichts mehr verfangen. Sinnged. 91.

Unsre Welt ist schlägefaul;
Setzt sich, wie ein stätig Gaul.

Schlaffen, für schlaff seyn. Sinng. 403.

Weil Recht ein Knecht itzt ist, dem Frevel hat zu schaffen,
Weil eignen Willens Zaum pflegt frey verhenkt zu schlaffen rc.

Schlechtlich, für schlecht. Zweyte Zugabe 102.

So hat sein Ansehn er nicht schlechtlichen gekränkt.

Das angehängte en ist die Füllpartickel der alten Sprache.

Schmätzrichen und Schmatzer. Beides sagt Logau für Kuß, Küßchen. Sinnged. 685. und 2460.

Schmeißen für Schmeißfliegen. Erste Zugabe 137.

Laxa hat ein schönes Fleisch, eines von dem weißen;
Doch man saget, daß ihr drauf ofte sitzen Schmeißen.

Schnallen, mit den Fingern, so viel als schnipsen, von Schnall, ein Schnipchen. Sinng. 966.

Der Donner Sinai wird kaum so hoch geacht,
Als wann ein tönend Erz vom Hammerschlage schallet,
Und ein gebrechlich Mensch mit seinen Fingern schnallet.

Schnalzen ist mit dem vorhergehenden schnallen verwandt, und bedeutet gleichfalls mit den Fingern, oder auch mit der Zunge, einen Laut machen. Sinnged. 1107.

Schnalzet und lecket mit lustigen Zungen.

Schnöde. Sinng. 2570.

Weiber die man wacker nennt sind gemeinlich schnöde.

Bey Luthern bedeutet das Wort schnöde allezeit so viel als verachtet, verworfen, schändlich; z. E. Ein Mensch der ein Greuel und schnöde ist rc. (Hiob XV. 15.) Ach Herr siehe doch, wie schnöde ich worden bin. (Klagelieder I. 11.) Itzt aber, und auch bereits in der gegenwärtigen Stelle unsers Dichters, scheinet es nicht so wohl eine passive als active Bedeutung zu haben, so daß ein schnöder Mensch, nicht ein Mensch heißet, der verachtet wird, sondern der andern verächtlich begegnet.

Schönen; 1. für schön seyn: Sinng. 1505.

Fürstinn, euer reines Schön hat ein Fieber itzt verhöhnet;
Aber Schönes ruhet nur, daß es nachmals schöner schönet.

2. für schön machen: Zweyte Zugabe. Sinng. 218.

Ein Maler ist er auch, der alle Laster schönet
Zu einer Helena — —

Schönhäßlich; eines von den Wörtern, die, dem ersten Anscheine nach, einen Widerspruch in sich schließen. Das eilfte Sinngedicht des ersten Buchs erklärt es.

Schooßfall heißt das Recht, vermöge dessen eine Mutter von ihren Kindern erben kann; oder auch, diese Erbschaft selbst. Mit der Zweydeutigkeit dieses Worts hat unser Dichter in dem 2474 Sinngedichte gespielt.

Huldiberta hat kein Kind, weniger noch Kindeskinder;
Mancher Schooßfall, wie man sagt, fällt ihr dennoch zu nichts minder.

Schüren; ein Kunstwort der Böttcher, wenn sie das brennende Pech in den Fässern hin und her rütteln. Sinng. 1530.

Daß er Fasse nicht nur bindet, sondern daß er sie auch schürt.

Schwesterschaft. (XIII. 11.)

O so denk ich auch zugleich an der Freundschaft Schwesterschaft ꝛc.

heißt an diesem Orte so viel als: an die blutsverwandte Freundschaft. Schwesterschaft ist ein Wort, das mit dem Worte Brüderschaft von gleichem Gepräge ist, und eben so wenig unterzugehen verdient, als dieses.

Schwindeltumm, für schwindlicht. Sinng. 2915. Könnte man nicht diese beiden Wörter so unterscheiden, daß das erste einen Menschen bedeutete, dem wirklich schwindelt, und das andere einen solchen, dem leicht schwindeln kann? Oder könnten sie nicht wenigstens die verschiedenen Grade des Schwindels bezeichnen?

Schwitzig. Sinnged. 454.

Da geht es schwitzig her ꝛc.

D. i. es kostet vielen Schweiß.

Seitab, für bey Seite. Zweyte Zugabe S. 212.

Zu Zeiten pflegt er den mit sich seitab zu ziehn,
Dem seines Meisters Ruhm in sichers Ohr er lege.

Dieses Nebenwort wäre bey den Schauspielen nicht unbequem

anstatt des à part zu brauchen; besonders da, wo man es in ein Hauptwort verwandelt. Also ließe sich das erste Seitab, das zweyte Seitab, bey jedem Seitab, schicklicher sagen, als: das erste bey Seite &c.

Selbander; so wie man auch sagt selbdritter, selbvierter &c. Es ist dieses eine Art persönlicher Fürwörter, die nur in einigen Provinzen gewöhnlich, unsern neuern guten Schriftstellern aber fast gar nicht üblich ist. Sind sie hierinn nicht vielleicht zu ekel? Wenigstens werden sie gestehen müssen, daß ihnen diese Fürwörter mehr als Ein unnützes Wort ersparen könnten, wenn sie den Begriff auszudrücken haben, daß sich die Person, von welcher die Rede ist, nicht allein, sondern mit einem, zweyen oder mehrern in Gesellschaft befunden. Sie können es an folgenden Beyspielen unsers Dichters versuchen. Sinng. 1372.

Vulpiana ist selbander — Was doch itzt für Fälle sind! —
Bey zehn Jahren. Meide Sorgen! denn ihr Mann der ist ein Kind.

Sinnged. 1407. **Eine Braut zu ihren Gästen.**

Ihr Gäst, ihr seid mir lieb, bis daß die Nacht bricht ein;
Da darf ich keinen Gast, selbander will ich seyn.

Zu diesen Fürwörtern gehöret auch selbselbst, und ist, der Ordnung nach, das erste. Es bedeutet nehmlich die Person, von welcher die Rede ist, ganz allein, ohne die Gesellschaft einer andern. Sinng. 2346.

Silberstumm; ein Scherzwort, für, einen den das Silber stumm gemacht hat, der sich bestechen lassen, zu schweigen. (XII. 12.)

Hermes ist der beste Redner weit und breit, und um und um,
Ein Gebrechen ist bedenklich: manchmal ist er silberstumm.

Sinn, der; **Sinnen**, die; für, das Genie, die Gemüthsgaben, der Geist, der gute Kopf. So werden diese Wörter, besonders das in der vielfachen Zahl, von unserm Dichter und von seinen Zeitverwandten gebraucht. Man sehe Exempel davon unter **Degen** und **Erdegeist**; imgleichen (VI. 24.)

Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Lust an reifen Sinnen.

(XII. 104.)

— — — Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, sind sie nicht was dort sind die Kastalinnen?

Sitzer, der; eben derselbe Theil des Körpers, den Logau sonst Hinterstirn und des Magens Hinterthür nennt. Sinnged. 1728.

Was ist ein göldner Kopf ohn einen bleyern Sitzer?

Sinnged. 1135.

Der Ofen wärmt die Stube, thut solches unbereut,
Ob gleich ein alte Mutter die Hinterstirn ihm beut.

Sinnged. 1581.

Calvus sah zum Fenster aus, Lippus hielt die Nase für,
Denn er meynte Calvus Kopf sey des Magens Hinterthür.

Söder, ist der Pluralis von Sod, Brühe. Sod kömmt her von sieden. (II. 84.)

Geußt Söder auf, und Senf daran ꝛc.

Sönnen, in die Sonne legen, an der Sonne wärmen, trocknen. Man sagt es im gemeinen Leben von Betten; Logau sagt es spöttisch von den bloßen Brüsten, die er deßwegen gesönnte Brüste nennt: Erste Zugabe 168.

Sorglichkeit. Ist mehr als Sorgsamkeit, und weniger als Aengstlichkeit. (II. 47.)

Städter, für Einwohner in den Städten; ist noch in gemeinen Reden gebräuchlich. Sinnged. 205.

Der Krieger Art und Werk bisher war rauben, stehlen;
Der Städter Art und Werk, erkaufen und verhehlen.

Stänken, für Gestank erregen, stänkern. Sinnged. 2763.

Veturla ruft ihrer Jugend mit Seufzen, wenn sie an sie denkt;
Sie aber fleucht je mehr zurücke, weil jen' im Seufzen etwas stänkt.

Stänker, in der niedrigen Sprache so viel als Zänker. Sinnged. 911.

Sterben, als ein Activum, für sterben machen, tödten; an vielen Orten z. E. (X. 67.) Imgleichen Sinng. 2361.

Der Tod der alles sterbt, den sterbt ein gut Gerüchte,
Das stirbt, wenn gleich die Welt muß sterben, doch mit nichte ꝛc.

Aus dieser Stelle sieht man zugleich, daß man das sterben, wenn es ein Activum gewesen, anders flectirt habe, als das Neutrum sterben. Jenes heißt in der zweyten und dritten Person der gegenwärtigen und der jüngstvergangenen Zeit, du sterbst, er sterbt, er sterbte; dieses hingegen heißt: Du stirbst,

er stirbt, er starb. Eben so unterscheidet unser Dichter das Zeitwort verderben: Er verderbt, er verderbte, heißt: er machte etwas zu Schanden; er verdirbt, er verdarb, heißt: er ward selbst zu Schanden. Wir haben mehr dergleichen Wörter: z. E. das Wort schmelzen. Das Metall schmilzt, und schmolz: der Gießer schmelzt, und schmelzte. Der Henker erwürgt, der Gehenkte erworgt: (IX. 71.)

Am Galgen und am Strang erworgen, ist nicht ehrlich ꝛc.

Man sehe auch das Wort erstecken.

Stöckelfisch für Stockfisch. Sinng. 96.

Ey man muß dem Hofeleben
Vor den andern Vorzug geben:
Denn bey großer Herren Tische
Sind stets Haf' und Stöckelfische.

Strecken, ausdehnen. Anhang 117.

Könnte man das Leben strecken, wie man kann das Leder dehnen ꝛc.

Siehe erstrecken.

Stümpfen, für stumpf machen (XIII. 3.)

Stürzebrücke; (IX. 49.) geht besser in den Vers, und ist auch stärker, als Fallbrücke.

Suhne, die; für Versöhnung. Sinnged. 1049.

Wann Mann und Weib sich zankt ist Suhne recht bestellt ꝛc.

T.

Tage- und Nacht-gleiche; so überschreibt Logau das 2248te Sinngedicht. Die Nachtgleiche wäre sonst schon hinlänglich, das Aequinoctium auszudrücken.

Taugen. Unser Logau schreibt anstatt taugt, durchgängig taug. Sinng. 2522.

Gewohnheit ist die größte Frau, beherrschet alle Welt;
Gar wenig gilt, gar wenig taug, was sie nicht ächte hält.

Desgleichen Sinng. 2542. und 2550.

Die Wahrheit taug nur auf das Dorf, die grobe Bäuerinn;
Wo man französischhöflich ist, da taug sie gar nicht hin.

Eben so schreibt Opitz, so wol in Versen als in Prose. Z. E.

„— — — Hier taug kein Midas nicht,
„Der Eselsohren hat, und Eselsurtheil spricht.

Testamenterinn, die; für, das Frauenzimmer, welches ein Testament macht. Sinng. 720. **Testirerinn**, welches man gemeiniglich dafür braucht, ist nicht so deutsch.

Thurst, oder **Durst**, die; so viel als, Kühnheit, Muth ein Abentheuer zu bestehen. Auch dieses alte Wort braucht unser Logau, wenn er von den kühnen Thaten der alten deutschen Helden spricht: (XIII. 10.)

Was wüßten wir von Helden,
Und ihrer Thurst zu melden &c.

Thurst kömmt her von dem alten Zeitworte törren, torren, torsten; dürfen, und hat viel Aehnlichkeit mit dem griechischen Θαρσος, audacia. Man sehe das Zeitwort in den Fabeln des von Riedenburg: (Fab. 67.)

Vor im *getorst* kein tier gestan.

Und Fab. 70.

Ratent und koment uiber ein,
Wel under uns diu si allein,
Diu das *getuirre* wol bestan
Das si der katzen henken an
Welle die schallen — —

Luther gebraucht das Wort **dürstiglich** (1 Mos. XXXIV. 25.) in eben diesem Verstande.

Tischen, für zu Tische sitzen. (II. 66.)

Töblich, oder, wie es bey andern geschrieben wird, **töbelicht**; von **töbeln**, und dieses von **toben**. **Töbeln** erklärt der Spate durch feroculum esse, hilarem insaniam insanire &c. die Stelle, wo töblich bey unserm Dichter vorkömmt, ist unter **gach** bereits angeführet.

Torkeln für taumeln (II. 54.) und Sinnged. 2528.

Der Säufer auf den Beinen, der Buhler an den Sinnen,
Sieht Wunder, wer drauf siehet, wie beide torkeln können.

Totter schreibt Logau, wofür wir **Dotter** schreiben. Sinng. 2410.

Treuen sagt Logau durchgängig für **trauen**, copuliren. Sinng. 769.

Ewigkeit die ohne Ziel
Uns aufs neue treuen will.

Trillen für plagen. Anh. 51.

Die Steuer trillt uns noch.

Trillen ist eigentlich ein militarisches Wort, und bedeutet so viel als das heutige exerciren. Daher Trillhaus, Trillmeister rc.

Trompter für Trompeter. Sinng. 1369.

Trotzer, der; ist poetischer als der trotzige.

Tummelhaftig, wovon man die Endsylbe ig besser wegläßt; wird von Pferden gesagt, als welche man tummelt. Sinng. 826.

Ein sanftes Thier gehört auf einen engen Steg,
Ein tummelhaftig Gaul auf einen breiten Weg.

U.

Uebergeben, anstatt verlassen oder aufgeben. Sinnged. 774.

Gott hat neben sich gesetzet
Auch den Nächsten; wird verletzet
Durch den Dienst, der ihn gleich liebet,
Und den Nächsten übergiebet.

Ueberständig; wird von Früchten gesagt, die man allzulange auf dem Baume gelassen, und die endlich von selbst abfallen. Sinnged. 2278.

Ein alt Weib fiel die Stiegen ab. Kein Wunder bildt euch ein:
Die Früchte fallen von sich selbst, die überständig seyn.

Ueberweiben, sich, würde eigentlich heißen, der Weiber auf einmal mehr nehmen, als man bestreiten kann. Bey unserm Dichter aber kann es nur heißen: zur Unzeit ein Weib nehmen, oder so viel Weiber nach einander nehmen, daß man der letzten nicht mehr gewachsen ist. Sinng. 1893.

Rufus hat sich überweibt; hätte sollen denken dran,
Daß man mehr nicht schlachten soll, als man füglich salzen kann.

Unartig, nennt Logau jedes Ding, das aus seiner Art schlägt. So ist ihm z. E. ein unartiger Sommer, Sinnged. 244. ein Sommer, der sehr heiße Tage und sehr kalte Nächte hat. Itzt brauchen wir unartig nur für ungesittet, ungezogen.

Unfromm. (V. 63.) Sagt unserm Dichter etwas weniger als böse; denn er setzt fromm und unfromm einander entgegen, wie Biedermann und Heuchler.

Unverfreyt, für unverehlicht, unvermischt. Sinng. 588.
Unverfreyter Wein.

Den Ehstand lob ich zwar, nicht aber lob ich Wein,
Der da mit Wasser will zu Zeiten ehlich seyn.

Unzahl, die; so viel als unzählbare Menge. Sinng. 2754. wo der Dichter eine durchlauchtige Person anredet:

Die Menge macht mich arm: ich kann nicht Zierden haben,
Zu streichen zierlich aus die Unzahl Eurer Gaben.

V.

Verbriefter Adel; ein Adel, den man nicht durch Ahnen beweist, sondern durch den Adelbrief; ist die Ueberschrift des 2154ten Sinngedichts; ein zum Scherz gemachter Ausdruck, nach der Analogie der Wörter verschanzt, verzäunt ꝛc. Eben so nennt er von dem angehängten Siegel oder Bulle an dergleichen Adelbriefen, die neuen Edelleute bullenedel. Unser Logau, der von altem Adel war, spottet an vielen Stellen mit Bitterkeit über neugemachte Edelleute. Tscherning spottet eben so bitter über einen alten Edelmann, den er Lagopus nennt. (Frühl. S. 95.)

Verbringen, sagt unser Dichter allezeit anstatt vollbringen. Sinng. 695.

Die Finken, die im Lenz nicht singen,
Die bringens auf den Herbst dann ein:
Der muß dann alt erst rasend seyn,
Der jung es konnte nicht verbringen.

Vollbringen, vollenden, vollführen sind wohl unstreitig gute Wörter, und einer sehr guten Ableitung fähig; da hingegen verbringen zweydeutig ist: denn es bedeutet auch das Gegentheil von zusammenbringen, nehmlich verschwenden.

Verbürgen, etwas; cavere de aliqua re. Dieses gerichtliche Wort hat unser Dichter sehr wohl gebraucht. Die Poeten, sagt er (XIII. 10.) haben den alten Helden

Die Sterblichkeit verbürget,
Daß sie sie nicht gewürget.

D. i. sie haben für die Sterblichkeit gut gesagt, daß diese ihnen nicht schaden solle. Weil man aber öfter etwas, das geschehen soll, als etwas, das nicht geschehen soll, verbürget,

so würde man kürzer sagen können: Die Dichter verbürgen den Helden die Unsterblichkeit; sie sind Bürge dafür, daß diese ihnen werden soll.

Vergehen, sich; braucht Logau in der eigentlichsten Bedeutung für, sich verirren. (XII. 72.)

Trullus hat ein schönes Weib. Wenn sie an der Thüre steht,
Sieht man nicht, daß leicht ein Hund sich bey ihr ins Haus vergeht.

Vergnüglichkeit und **Gnüglichkeit** (XIII. 8.) nennt Logau was sonst auch Begnügsamkeit heißet; (VI. 62. VIII. 61.) die Tugend, mit seinen Umständen zufrieden zu seyn, αὐτάρκεια.

Verkünden, für verkündigen, kund thun. (VIII. 97.)

Verlast, als das alte Präteritum von verlieren; daher auch Verlust. Sinng. 1589.

Da sieh nun Deutschland, was der Krieg verderbt hat und verlast,
Daß Friede dieses wiederbringt, verbessert und verfast.

Verleiben. Sinng. 2661.

Wiewohl sich Mann und Frau in Einen Leib verleiben rc.

Von diesem verleiben ist einverleiben, gemacht worden, wofür man vor Alters einleiben sagte. Man sehe des Herrn Haltaus Glossarium unter diesem Worte.

Verprachten; kömmt von dem oben angeführten Zeitworte prachten her, und heißt so viel als, mit Prangen durchbringen: (IV. 25.)

Morus war in hohen Ehren, wagte was er hatt', auf Ehr.
Als er alles nun verprachtet rc.

Daß in der alten Ausgabe verpracher t steht, muß man sich nicht irren lassen; es ist ein offenbarer Druckfehler. Sein Vermögen durch Prachern oder Betteln durchbringen, (welches verprachern bedeuten müßte,) giebt hier gar keinen Verstand.

Verraiten, von dem obigen raiten; heißt so viel als berechnen, Rechnung wovon ablegen. Sinnged. 2702.

Die Vormundschaft der Untern verwalten Obrigkeiten,
Die müssen sie dort oben zu seiner Zeit verraiten.

Verschildwacht. Unser Dichter sagt sehr schön von einem guten Gewissen. Zweyte Zugabe 99.

Gut Gewissen traut auf Gott,
Tritt vor Augen aller Noth,

Ist verschildwacht allezeit
Mit der freyen Redlichkeit.

Verschlunden für verschlingen; von Schlund. Sinnged. 1150.

— — doch es wird nicht funden
Was die Wölfe vor verschlunden.

Versprechen, in der alten Bedeutung, so viel als schelten, schmähen. Sinng. 1846.

Wer von Fürsten reden will, will er Gutes reden nicht,
Hüt er sich, daß auch sein Maul Erdegötter nicht verspricht.

Verthun, so viel als unterbringen, ausleyhen, austhun. Sinng. 412.

Was ists worüber mehr die Jungfern so entbrennen,
Als wenn man sie pflegt alt und ungestalt zu nennen?
Denn Jugend dient zur Zucht, und Schönheit zum **verthun**;
Sind diese beide weg, so läßt man sie wohl ruhn.

Schön müssen sie seyn, will der Dichter sagen, wenn sie bald Männer bekommen wollen; und jung müssen sie seyn, um Mütter werden zu können.

Vertreulich; Sinnged. 798. wofür wir itzt vertraulich oder vertraut sagen.

Vervielen; Sinngedicht 618. und **vielen**; Sinnged. 1103. heißt so viel als multiplicare, wofür wir itzt vervielfältigen sagen:

Daß er mit **gevielten** Zweigen
Möge bis zun Sternen steigen.

Wir sollten das Wort vervielen nicht untergehen lassen. **Vermehren, vervielen, vervielfältigen**, sind drey Wörter, welche dienen, das verschiedene Zunehmen der Dinge an Größe, Anzahl und Eigenschaften genauer zu bestimmen. Z. E. Das Wasser vermehrt sich; alle Blumen vervielen sich; einige Blumen vervielfältigen sich.

Verweiben, sich; zum Weibe werden, weibisch werden. Siehe **Weibling**.

Verzeihen, sich; anstatt Verzicht thun. Sinngedicht 734.

Wer viel Geld hat auszuleihen,
Muß der Freundschaft sich verzeihen.
Denn der Tag zum Wiedergeben
Pflegt die Freundschaft aufzuheben.

Vierung des Zirkels; so übersetzt Logau sehr wohl Quadraturam circuli. Sinng. 1243.

> Daß im Zirkel eine Vierung sey zu finden, ist wohl klar:
> Aber daß auf runder Erde kein Bestand, bleibt dennoch wahr.

Indessen sollte man aus diesem Sinngedichte fast schließen, daß der Dichter einen sehr schlechten Begriff von der Quadratur des Zirkels gehabt, und vielleicht weiter nichts, als ein Viereck darunter verstanden habe, das man innerhalb eines Zirkels beschreiben kann. In diesem Argwohne wird man um so viel mehr bestärkt, wenn man findet, daß die deutschen Meßkünstler damaliger Zeit, das Quadrat überhaupt, nicht ein Viereck, sondern eine Vierung genannt haben, wie unter andern aus George Vieschers Additamento operis Coleri œconomici (gedruckt zu Nürnberg 1623) zu ersehen.

Vor; als ein Nebenwort, anstatt vormals, zuvor, vorher. (IV. 82. 104. IX. 11.) kömmt häufig vor, so wohl bey unserm Dichter, als bey seinen Zeitverwandten. Auch haben es die nach folgenden Dichter nicht ganz untergehen lassen.

W.

Wächsig, crescens. Sinng. 794.

> — — — Nun und zu aller Zeit
> Sey wächsig dieser Stamm, bis zu der Ewigkeit.

Ein halbwüchsiger Hase, heißt in dem komischen Heldengedichte Phaeton, ein Hase in seinem besten Wachsthum.

Waffen für Wappen. Beide Wörter sind eines, nur daß wir sie itzt, bekannter maaßen unterscheiden. Logau that es noch nicht; er sagt in der zweyten Zugabe (Seite 215.)

> — — — ein Mann
> Der Reinkens Hintertheil im Waffen führen kann.

Wallen, gehen (II. 2.) Daher das alte Waller, Pilgrim.

Wandel, der; so viel als Veränderung, Tausch. (XII. 8.)

Wandeln; für ändern, verwandeln. Sinng. 56. 90. 802.

> Die Krankheit wandelt sich, wenn Neulicht mit dem alten
> Am Monden Wechsel hält —

Desgleichen Sinnged. 2192.

> Wandelt Glücke denn die Leute,
> Daß sie morgen nicht wie heute?

Glücke hat es nie gethan,
Wann sich wandelt selbst der Mann.

Wannen, für von wannen (VI. 65.)

Ich wüßte nicht wer der und wannen er entsprossen ꝛc.

Siehe Dannen.

Was, für wie viel; wenn man sich über eine große Menge verwundert. Sinng. 1081.

Lieber Gott, was hast du Affen!

Deßgleichen (XIII. 6.)

Was Räuber hat die Welt!

Wegelagerer, für Auflaurer, Nachsteller. Sinngedicht 680.

Des menschlichen Lebens Wegelagerer.

Ehre, Geiz, Leid, Wein und Liebe
Sind des Menschen Lebensdiebe.

Weiben, so viel als heyrathen, sich beweiben. Sinnged. 1534.

Willst du nicht weiben?

Siehe Ueberweiben.

Weibling, vir uxorius, oder, wie es unsere Vorfahren gleichfalls nannten, ein Siemann. Weibling ist bey unserm Dichter die Ueberschrift von folgendem Epigramm:

Wiewohl sich Mann und Weib in Einen Leib verleiben,
So darf sich doch der Mann deßwegen nicht verweiben.

Wer, für jemand; kömmt hin und wieder vor, als Sinnged. 548.

Will Kirchenbilder wer zum Aergerniß anziehn?
Den ärgern Bilder nicht, die Augen ärgern ihn.

Wiebeln, für wimmeln; niederdeutsch, kribbeln und wibbeln. (VI. 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt ꝛc.

Wiederkäufler, scheint bey unserm Dichter nicht so wohl einen, der etwas mit der Bedingung es wiederkaufen zu können, verkauft hat, als bloß einen zu bedeuten, der seine Waaren aus der zweyten Hand nimmt, der von einem Käufer wieder kaufet. Sinnged. 2370.

Bubalus treibt stark Gewerbe mit viel pohlscher Ochsen Haufen:
Neulich wollt' ein Wiederkäufler ihn mit samt den Ochsen kaufen.

Wiederlegen, für erwiedern, wieder erlegen. Sinnged. 1965.

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem Andern schenken,
Ist wiederlegt genüglich, wenn andre dran gedenken.

Daher **Wiederlage** im gerichtlichen Styl.

Wiederzins nennt unser Dichter sehr wohl, was sonst Zinsenzins heißet; anatocismus. Sinngedicht 1568.

Windey, heißet das unfruchtbare Ey, welches eine Henne legt, ohne daß sie von dem Hahne getreten worden. Anh. 256.

Ein Windey legt die Henne die keinen Hahn nicht hat ꝛc.

Das Wort scheinet nach Maaßgebung des Griechischen gemacht zu seyn: ὀυριυον, ὑπηνεμιον, ζεφυριον ὠον.

Windlicht, so viel als Fackel: Zweyte Zugabe 65.

Wenn die Frösch im Finstern quaxen, zünde nur ein Windlicht an;
Ey wie werden sie bald schweigen ꝛc.

Wirr; einen wirr und irre machen sagt Logau. Sinnged. 2448.

Wirthlich. (IV. 42. 92.) Dieses Wort ist von dem Worte wirthschaftlich wohl zu unterscheiden: **Wirthlich** geht die Person, den Wirth an; wirthschaftlich geht die Sache, die Wirthschaft an. Also sagt man: wirthschaftliche Gebäude, und wirthliche Leute.

Witz. Dieses Wort ist unserm Dichter fast durchgängig weiblichen Geschlechts; als Sinngedicht 1549. Deßgleichen Sinngedicht 1684. Ein einziges mal sagt er: Der Witz. Sinnged. 2630

Der Monden stellt sich vor die Sonne und macht sie finster eine Zeit:
Der Witz, der Gottes Rath will dämpfen, erstrecket sich noch lang, noch weit.

Witzel, sagt Logau wofür wir itzt Witzling sagen. Sinnged. 911.

Einen Doctor, einen Simpel,
Einen Witzel, einen Gimpel ꝛc.

Deßgleichen, erste Zugabe 100.

Wenn ich meinen Sinngedichten, sie zu schreiben, Ende gebe,
Mach ich Anfang, daß sich Witzel, sie zu tadeln, bald erhebe.

Witzigkeit. Sinnged. 727.

Kühnheit und Vermessenheit
Bringt es öfters noch so weit
Als Bedacht und Witzigkeit ꝛc.

Wohlbespracht, so viel als beredt, oder vielmehr in vielen Sprachen erfahren. (VIII 85.)

Wohlbewußt, der; mens conscia recti, das gute Gewissen. Sinnged. 1966.

> Bey dem Aergsten Bestes hoffen geht wohl keinem an,
> Der sich seines Wohlbewußtes nicht getrösten kann.

Wohlfeilkeit. Sinng. 265.

Wütig; voll Wut, wütend. Sinng. 846.

> Die Kinder Gottes sind, sind, wie ihr Vater, gütig;
> Die Satans Kinder sind, sind, wie ihr Vater, wütig.

Wütigkeit. Sinng. 1093.

> Wann sich mit Gewalt Unverstand verfreyt,
> Wird geboren draus tolle Wütigkeit.

Wunder, für Meerwunder, Wunderthiere; ist noch gebräuchlich, und dient unserm Dichter zu einem Wortspiele. (IX. 55.)

Z.

Zankeisen für Zänkerinn. Sinng. 1404.

Zeihen, sich; ist das Gegentheil von sich verzeihen, Verzicht thun; (Siehe oben unter dem Worte verzeihen) auch ist es das Gegentheil von verzeihen, vergeben. Es heißt also im ersten Verstande etwas begehren, etwas haben wollen. (VIII. 30.)

> Sagt, was wollen die sich zeihn,
> Wenn sie eigennützig seyn?
> Wenn sie das gemeine Heil
> Messen nach dem eignen Theil? u. s. w.

Eben so sagt Opitz im Lobe des Kriegesgottes: (v. 575.)

> „— — Was zeiht Achilles sich,
> „Sich Nestor, seinen Hals zu setzen in den Stich,
> „Ulysses gleichfalls auch? Achilles mag regieren
> „Sein Land Thessalien rc.

und im zweyten Verstande heißt es: Schuld geben; wie Luther es schon gebraucht hat: Wer kann mich einer Sünde zeihen?

Zeitfolge. Dieses Wort ist die Ueberschrift des 2429ten Sinngedichts; und bedeutet so viel als, die Kunst sich in die Zeit zu schicken.

> Wer lieblich singen will, muß fallen bald, bald steigen;
> Wer ruhig leben will, muß reden itzt, itzt schweigen.

Aus der ersten Zeile sollte man fast schließen, daß dieses Wort zu Logaus Zeiten ein musikalisches Kunstwort müsse gewesen seyn.

Zucht. 1. verecundia, pudor. Sinnged. 1257.

— — — Wiewohls der Brauch verbeut,
Und deutsche Zucht nicht will, die auch den Argwohn scheut.

Daher kömmt züchtig, bescheiden; in Züchten und in Ehren; und das Zeitwort züchten, welches wir in folgender Rede des Sancho Panßa sehr deutlich erkläret finden: „Ich will es Euch „aufrichtig sagen, ein Stück schwarz Brodt, und Zwiebeln dazu, „schmecket mir in meinem Winkel, wo ich für mich bin, und „nicht so züchten darf, eben so gut, als ein Truthahn in Ge„sellschaft vornehmer Leute, wo ich ganz langsam essen, und „nur kleine Schlückchen thun, mir auch aller Augenblicke das „Maul und die Finger abwischen muß, und weder husten, nie„sen, noch gähnen darf, so sehr mir es auch ankömmt.“ Don Quixotte. 2 Buch XI Cap. 2. proles, prosapia; in der Stelle die unter verthun angeführet worden.

Zungenhonig, ein poetischer Ausdruck; bedeutet so viel als, schmeichelhafte, liebkosende Reden. Sinnged. 774. Zungenhonig, Herzensgift.

Fabeln. Drey Bücher.

Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts 1759.

Vorrede.

Ich warf, vor Jahr und Tag, einen kritischen Blick auf meine Schriften. Ich hatte ihrer lange genug vergessen, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte, und beschloß, in dem ersten Unwillen, sie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieses Entschlusses gewiß nicht gekostet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, sie gegen irgend jemanden zu vertheidigen; so ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der all-

zuelende Angriff dieser und jener, würde gemacht haben. Dazu kam noch das Gefühl, daß ich itzt meine jugendlichen Vergehungen durch bessere Dinge gut machen, und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir so viel freundschaftliche Leser ein. — Soll ich selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerffen kann, ihren Beyfall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet, und sie verdienet, daß ich mich bestrebe, sie, wenigstens nach der Hand, Recht haben zu lassen; daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es in voraus darinn bemerkt zu haben scheinen können. — Und so nahm ich mir vor, was ich erst verwerffen wollte, lieber so viel als möglich zu verbessern. — Welche Arbeit! —

Ich hatte mich bey keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, als bey der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus, von den Neuern, für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzehlen, so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in diesem Fache so reich, daß ich, vors erste meinen Fabeln, mit leichter Mühe, eine neue Gestalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie sehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirret hatte, das weis ich selbst am besten. Anmerkungen, die man während dem Studieren macht, und nur aus Mißtrauen in sein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man sich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präcision zu geben; Versuchen, die man nur zu seiner Uebung waget, — — fehlet noch sehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eines daraus geworden; — hier ist es!

Man wird nicht mehr als sechse von meinen alten Fabeln darinn finden; die sechs prosaischen nehmlich, die mir der Erhaltung am wenigsten unwerth schienen. Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu sonderbar gelassen hätte, so würde ich sie in Prosa aufgelöset haben.

Ohne übrigens eigentlich den Gesichtspunct, aus welchem ich am liebsten betrachtet zu seyn wünschte, vorzuschreiben, ersuche ich bloß meinen Leser, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder diese jenen, noch jene diesen zum besten geschrieben habe; so entlehnen doch beyde, als Dinge, die zu Einer Zeit in Einem Kopfe entsprungen, allzuviel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben bleiben könnten. Sollte er auch schon dabey entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen: was ist es mehr? Er weiß von selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat; daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget; und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden, aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln seinen Geschmack, und in den Abhandlungen meine Gründe. —

Ich wäre Willens mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften, nach und nach, auf gleiche Weise zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabey zu ersetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieses Aber gehöret in keine Vorrede; und das Publicum danket es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuose Anschläge fasset, Ideen sammlet, wählet, ordnet, in Plane vertheilet: so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste der Empfängniß. Aber so bald er einen Schritt weiter gehet, und Hand anleget, seine Schöpfung auch ausser sich darzustellen: sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterziehet. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten, als die Geschichte des Buchs. Die Geschichte des meinigen war bald erzehlt, und ich müßte hier schliessen. Allein, da ich die Gelegenheit mit mei-

nen Lesern zu sprechen, so selten ergreiffe, so erlaube man mir, sie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Dusch hat mich durch seine bevollmächtigte Freunde, seit geraumer Zeit, auf eine sehr nichtswürdige Art mißhandeln lassen. Ich meine mich, den Menschen; denn daß es seiner siegreichen Critik gefallen hat, mich, den Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Ursache seiner Erbitterung sind verschiedene Critiken, die man in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, und in den Briefen die neueste Litteratur betreffend, über seine Werke gemacht hat, und Er auf meine Rechnung schreibet. Ich habe ihn schon öffentlich von dem Gegentheile versichern lassen; die Verfasser der Bibliothek sind auch nunmehr genugsam bekannt; und wenn diese, wie er selbst behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind: so kann ich gar nicht begreiffen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann, wie Er, wenn es ihn nicht tödten soll, sich seiner Galle gegen einen Unschuldigen entladen; und in diesem Falle stehe ich seiner Kunstrichterey, und dem Aberwitze seiner Freunde und seiner Freundinnen, gar gern noch ferner zu Diensten, und wiederrufe meine Klage.

Abhandlungen.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopee, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopee, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Aesopische Fabel. Auch diese ist eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich Anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuhohlen, auf die sich eine gewisse Eintheilung der Aesopischen

Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir so bekannt nicht scheinet, daß ich sie, auf gut Glück, bey meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bey wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern bloß an diese oder jene allgemeine Wahrheit, bey Verfertigung der ihrigen, gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit, durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel, erläutert zu haben; wenn jener noch über dieses, die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen, und zeugen mußte, daß aus beyden, so wohl aus der erdichteten Geschichte als dem wirklichen Vorfalle, sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entspringt die Eintheilung in *einfache* und *zusammengesetzte* Fabeln.

Einfach ist die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben, bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern lasse. — „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur „ein Junges zur Welt brächte. Ja, sprach sie, nur eines; „aber einen Löwen*." — Die Wahrheit, welche in dieser Fabel liegt, ὅτι το καλον οὐκ ἐν πληθει, ἀλλ᾽ ἀρετῃ, leuchtet sogleich in die Augen; und die Fabel ist *einfach*, wenn ich es bey dem Ausdrucke dieses allgemeinen Satzes bewenden lasse.

Zusammengesetzt hingegen ist die Fabel, wenn die Wahrheit, die sie uns anschauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geschehenen, oder doch, als wirklich geschehen, angenommenen Fall, weiter angewendet wird. — „Ich mache, sprach ein böhmischer Reimer zu dem Dichter, in einem Jahre sieben Trauerspiele; aber du? In sieben Jahren eines! Recht; nur eines! „versetzte der Dichter; aber eine Athalie!" — Man mache dieses zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zusammengesetzt. Denn sie besteht nunmehr gleichsam aus zwey Fabeln, aus zwey einzeln Fällen, in welchen beyden ich die Wahrheit eben desselben Lehrsatzes bestätiget finde.

* Fabul. Aesop. 216. Edit. Hauptmannianae.

Diese Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabeln selbst; sondern bloß auf der verschiednen Bearbeitung derselben. Und aus dem Exempel schon hat man es ersehen, daß eben dieselbe Fabel bald einfach, bald zusammengesetzt seyn kann. Bey dem Phädrus ist die Fabel von dem kreissenden Berge, eine einfache Fabel.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder, ohne Unterschied, der grosse und fürchterliche Anstalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der sehr weit ausholt, um einen sehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielversprechende Thor, von allen möglichen Arten, siehet hier sein Bild! Bey unserm Hagedorn aber, wird eben dieselbe Fabel zu einer zusammengesetzten Fabel, indem er einen gebährenden schlechten Poeten zu dem besondern Gegenbilde des kreissenden Berges macht.

Ihr Götter rettet! Menschen flieht!
Ein schwangrer Berg beginnt zu kreissen,
Und wird itzt, eh man sichs versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeissen *rc.*

— — — — — — —

Suffenus schwitzt und lermt und schäumt:
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht: warum? er reimt,
Und will itzt den Homer beschämen *rc.*

— — — — — — —

Allein gebt Acht, was kömmt heraus?
Hier ein Sonnet, dort eine Maus.

Diese Eintheilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ohngeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln: diese Eintheilung, sage ich, vorausgesetzt; will ich mich auf den Weg machen. Es ist kein unbetretener Weg. Ich sehe eine Menge Fußtapfen vor mir, die ich zum Theil untersuchen muß, wenn ich überall sichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieser Absicht will ich sogleich die vornehmsten Erklä-

rungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.

Dieser Mann, welcher nicht so wohl ein grosses poetisches Genie, als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der sich an mancherley wagen, und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre*.

Als sich der Sohn des stolzen Tarquinius bey den Gabiern nunmehr fest gesetzt hatte, schickte er heimlich einen Bothen an seinen Vater, und ließ ihn fragen, was er weiter thun solle? Der König, als der Bothe zu ihm kam, befand sich eben auf dem Felde, hub seinen Stab auf, schlug den höchsten Mahnstängeln die Häupter ab, und sprach zu dem Bothen: Geh, und erzehle meinem Sohne, was ich itzt gethan habe! Der Sohn verstand den stummen Befehl des Vaters, und ließ die Vornehmsten der Gabier hinrichten**. — Hier ist eine allegorische Handlung; hier ist eine unter die Allegorie dieser Handlung versteckte Lehre: aber ist hier eine Fabel? Kann man sagen, daß Tarquinius seine Meinung dem Sohne durch eine Fabel habe wissen lassen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der seinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das sich nicht anders als stückweise zerbrechen lasse, machte der eine Fabel***? Aber wenn eben derselbe Vater seinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drey Stiere, so lange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam, und jeder sich seine eigene Weide suchte†: alsdenn hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar.

Folglich ist es eben so klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzehlung einer solchen

* La Fable est une instruction deguisée sous l'allegorie d'une action. *Discours sur la fable.*

** Florus. lib. I. cap. 7.

*** Fabul. Aesop. 171.

† Fab. Aesop. 297.

Handlung seyn kann. Und dieses ist das erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner Allegorie? — Ein so fremdes Wort, womit nur wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt seyn. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an sich selbst allegorisch sey? Und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

Quintilian lehret: Αλληγορια, quam Inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium*. Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheinet, sondern etwas anders. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieses etwas andere auf etwas anderes ähnliches einzuschränken sey, weil sonst auch jede Ironie eine Allegorie seyn würde**. Die letztern Worte des Quintilians, ac etiam interim contrarium, sind ihnen hierinn zwar offenbar zuwider: aber es mag seyn.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheinet, sondern etwas ähnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn sie allegorisch seyn soll, muß das auch nicht sagen, was sie zu sagen scheinet, sondern nur etwas ähnliches?

Wir wollen sehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern." Das ist ein allgemeiner Satz, bey welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer stärker ist als das andere; die sich also, nach der Folge ihrer verschiednen Stärke, unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier, anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen, eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geschichte

* Quinctilianus lib. VIII. cap. 6.

** Allegoria dicitur, quia ἄλλο μεν ἀγορευει, ἄλλο δε νοει. Et istud ἄλλο restringi debet ad aliud simile, alias etiam omnis Ironia Allegoria esset. *Vossius Inst. Orat. libr. III.*

eine Reihe von Staaten oder Königen suchen; aber wie viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, so bald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, sich der Verhältnisse, in welchen sie gegen einander an Größe und Macht gestanden, erinnern könnten? Ich würde meinen Satz nur wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern allen so faßlich, als möglich, machen. Ich falle auf die Thiere; und warum sollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen; besonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen diese Thiere; wir dürfen sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder das schwächere ist. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn; der Fuchs den Marder; den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes Zahn*.

Was kann ich nun sagen, daß in dieser Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächste; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf der Stärkste. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächsten, der Marder mit dem Schwachen, u. s. w. hier ähnliches? Aehnliches! Gleichet hier bloß der Fuchs dem Starken, und der Wolf dem Stärksten; oder ist jener hier der Starke, so wie dieser der Stärkste? Er ist es. — Kurz; es heißt die Worte auf eine kindische Art mißbrauchen, wenn man sagt, daß das Besondere mit seinem Allgemeinen, das Einzelne mit seiner Art, die Art mit ihrem Geschlechte eine Aehnlichkeit habe. Ist dieser Windhund, einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt, einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet sich nun aber unter den bestimmten Subjecten der Fabel, und den allgemeinen Subjecten ihres Satzes keine Aehnlichkeit, so kann auch keine Allegorie unter ihnen Statt haben. Und das Nehmliche läßt sich auf die nehmliche Art von den beyderseitigen Prädicaten erweisen.

* von Hagedorn; Fabeln und Erzehlungen, erstes Buch. S. 77.

Vielleicht aber meinet jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwischen den bestimmten Subjecten oder Prädicaten der Fabel und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Satzes, sondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich ebendieselbe Wahrheit, itzt durch die Bilder der Fabel, und itzt vermittelst der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das ist so viel, als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anschauenden Erkenntniß, die ich vermittelst der Handlung der Fabel von dieser oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegorisch nennen: so würde in allen Fabeln ebendieselbe Allegorie seyn, welches doch niemand sagen will, der mit diesem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer so klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich fasse daher alles zusammen und sage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegorisch seyn.

Man erinnere sich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zusammengesetzte werden kann. Wie wann sie alsdenn allegorisch würde? Und so ist es. Denn in der zusammengesetzten Fabel wird ein besonderes gegen das andre gehalten; zwischen zwey oder mehr Besondern, die unter eben demselben Allgemeinen begriffen sind, ist die Aehnlichkeit unwidersprechlich, und die Allegorie kann folglich Statt finden. Nur muß man nicht sagen, daß die Allegorie zwischen der Fabel und dem moralischen Satze sich befinde. Sie befindet sich zwischen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, in so fern sich aus beyden ebendieselbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von dem Manne den Zaum anlegen ließ, und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behülflich wäre: diese Fabel sage ich, ist in so fern nicht allegorisch, als ich mit dem Phädrus* bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius lædi, quam dedi alteri.

* Lib. IV. fab. 3.

Bey der Gelegenheit nur, bey welcher sie ihr Erfinder Stesichorus erzehlte, ward sie es. Er erzehlte sie nehmlich, als die Himerenser den Phalaris zum obersten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten, und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O ihr Himerenser, rief er, die ihr so fest „entschlossen seyd, euch an euren Feinden zu rächen; nehmet „euch wohl in Acht, oder es wird euch wie diesem Pferde „ergehen! Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen lassen, in„dem ihr den Phalaris zu eurem Heerführer mit unumschränk„ter Gewalt, ernannt. Wollt ihr ihm nun gar eine Leibwache „geben, wollt ihr ihn aufsitzen lassen, so ist es vollends um „eure Freyheit gethan."* — Alles wird hier allegorisch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd, hier nicht auf jeden Beleidigten, sondern auf die beleidigten Himerenser; der Hirsch nicht auf jeden Beleidiger, sondern auf die Feinde der Himerenser; der Mann nicht auf jeden listigen Unterdrücker, sondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden ersten Eingriff in die Rechte der Freyheit, sondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumschränkten Heerführer; und das Aufsitzen endlich, nicht auf jeden letzten tödlichen Stoß, welcher der Freyheit beygebracht wird, sondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache, gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alle dem? Dieses: da die Fabel nur alsdenn allegorisch wird, wenn ich dem erdichteten einzeln Falle, den sie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der sich wirklich zugetragen hat, entgegen stelle; da sie es nicht an und für sich selbst ist, in so fern sie eine allgemeine moralische Lehre enthält: so gehöret das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derselben. — Dieses ist das zweyte, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müssiges, überflüssiges Wort daraus verdrengen will. Es ist hier, wo es steht, ein höchst schädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge schlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge sich nur, die Fabel, in Ansehung des allgemeinen Lehrsatzes, bloß

* Aristoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

allegorisch zu machen; und man kann sicher glauben, eine schlechte Fabel gemacht zu haben. Ist aber eine schlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht setzen. Ich wehle ein altes, um ohne Mißgunst Recht haben zu können. Die Fabel nehmlich von dem **Mann** und dem Satyr. „Der **Mann** bläset in seine kalte Hand, „um seine Hand zu wärmen; und bläset in seinen heissen Brey, „um seinen Brey zu kühlen. Was? sagt der Satyr; du bläsest aus einem Munde Warm und Kalt? Geh, mit dir mag „ich nichts zu thun haben! *" — Diese Fabel soll lehren, ὅτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὧν ἀμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις; die Freundschaft aller Zweyzüngler, aller Doppelleute, aller Falschen zu fliehen. Lehrt sie das? Ich bin nicht der erste der es leugnet, und die Fabel für schlecht ausgiebt. Richer** sagt, sie sündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral sey weiter nichts als eine Anspielung, und gründe sich auf eine blosse Zweydeutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber seine Empfindung falsch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht sowohl darinn, daß die Allegorie nicht richtig genug ist, sondern darinn, daß es weiter nichts als eine Allegorie ist. Anstatt daß die Handlung des **Mannes**, die dem Satyr so anstößig scheinet, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrsatzes wirklich begriffen seyn sollte, ist sie ihm bloß ähnlich. Der **Mann** sollte sich eines **wirklichen** Widerspruchs schuldig machen; und der Widerspruch ist nur **anscheinend**. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von **ebenderselben** Sache **ja** und **nein** sagen, die **ebendasselbe** Ding loben und tadeln: und die Fabel zeiget uns einen **Mann**, der seinen Athem gegen **verschiedene** Dinge **verschieden** braucht; der auf ganz etwas anders itzt seinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas anders ihn itzt kalt bläset.

Endlich, was läßt sich nicht alles allegorisiren! Man nenne mir das abgeschmackte Mährchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moralischen Sinn sollte legen können! — „Die

* Fab. Aesop. 126.

** - - contre la justesse de l'allegorie. - - Sa morale n'est qu'une allusion, & n'est fondée que sur un jeu de mots équivoques. *Fables nouvelles*, *Preface*, *p.* 10.

„Mitknechte des Aesopus gelüstet nach den trefflichen Feigen „ihres Herrn. Sie essen sie auf, und als es zur Nachfrage „kömmt, soll es der gute Aesop gethan haben. Sich zu recht„fertigen, trinket Aesop in grosser Menge laues Wasser; und „seine Mitknechte müssen ein gleiches thun. Das laue Wasser „hat seine Wirkung, und die Näscher sind entdeckt.“ — — Was lehrt uns dieses Histörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Wasser, in grosser Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener persische Dichter* einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man euch,“ spricht er, „an jenem grossen Tage des Gerichts, von diesem warmen ‚und siedenden Wasser wird zu trinken geben: alsdenn wird „alles an den Tag kommen, was ihr mit so vieler Sorgfalt „vor den Augen der Welt verborgen gehalten; und der Heuch„ler, den hier seine Verstellung zu einem ehrwürdigen Manne „gemacht hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft „dastehen!“ — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszusetzen. Das Wort Lehre (instruction) ist zu unbestimmt und allgemein. Ist jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine physische Wahrheit anspielet, oder in den ein tiefsinniger Baco wohl gar eine transcendentalische Lehre zu legen weis, eine Fabel? Oder wenn der seltsame Holberg erzehlet: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, „um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese machten „ihm so viel zu thun, daß er sie mit aller seiner Kunst und „Geschicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Diesfalls „sagte er zu seiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mut„ter, hier sind eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Com„pagnie Reuter bewachen, als eine einzige Ziege.“ — Hat Holberg eine Fabel erzehlet? Wenigstens ist eine Lehre in diesem Dinge. Denn er setzet selbst mit ausdrücklichen Worten dazu:

* *Herbelot Bibl. Orient. p.* 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude & brulante, dans la question du Jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paroitra aux yeux de tout le monde, & celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie & par son deguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

„Diese Fabel zeiget, daß keine Kreatur weniger in der Zucht zu „halten ist, als eine Ziege*." — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel schändlicher gemißhandelt, als dieser Holberg! — Und es mißhandelt sie jeder, der eine andere als moralische Lehre darinn vorzutragen, sich einfallen läßt.

Richer.

Richer ist ein andrer französischer Fabulist, der ein wenig besser erzehlet als de la Motte, in Ansehung der Erfindung aber, weit unter ihm stehet. Auch dieser hat uns seine Gedanken über diese Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte**.

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er sie gar verbessern wollen. Aber das ist ihm sehr schlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht? (Poeme) — Wenn Richer das Wesen eines Gedichts in die blosse Fiction setzet: so bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Wenn er aber auch die poetische Sprache und ein gewisses Sylbenmaaß, als nothwendige Eigenschaften eines Gedichtes betrachtet: so kann ich seiner Meinung nicht seyn. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel? (Precepte) — Dieses Wort ist nichts bestimmter, als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künste, alle Wissenschaften haben Regeln, haben Vorschriften. Die Fabel aber stehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, ist Regel oder Vorschrift hier so gar noch schlechter als Lehre; weil man unter Regel und Vorschrift eigentlich nur solche Sätze verstehet, die unmittelbar auf die Bestimmung unsers Thuns und Lassens gehen. Von dieser Art aber sind nicht alle moralische Lehrsätze der Fabel. Ein grosser Theil derselben sind Erfahrungssätze, die uns nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als vielmehr von dem, was wirklich geschiehet, unterrichten. Ist die Sentenz:

* Moralische Fabeln des Baron von Holbergs S. 103.

** La Fable est un petit Poeme qui contient un precepte caché sous une image allegorique. *Fables nouvelles Preface p. 9.*

In principatu commutando civium
Nil præter domini nomen mutant pauperes;

eine Regel, eine Vorschrift? Und gleichwohl ist sie das Resultat einer von den schönsten Fabeln des Phädrus*. Es ist zwar wahr, aus jedem solchen Erfahrungssatze können leicht eigentliche Vorschriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel seyn, in welcher ich den Satz mit allen seinen Folgerungen auf einmal, anschauend erkennen sollte?

Unter einem allegorischen Bilde? — Ueber das Allegorische habe ich mich bereits erkläret. Aber Bild! (Image) Unmöglich kann Richer dieses Wort mit Bedacht gewehlt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um vom de la Motte lieber auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — *Ein* Bild heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und ebendemselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich also zwar wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bey dem größten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird diese Zeilen für eine Fabel erkennen, ob sie schon Phädrus als eine solche unter seinen Fabeln mit unterlaufen

* Libr. I. Fab. 15.

läßt?* Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine Fabel seyn, wenn sie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke übereinstimmenden Bildern; wenn sie, mit einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich, eine Folge von Veränderungen, die zusammen Ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie erzehlt, eine Folge von Veränderungen ist, und jede dieser Veränderungen etwas dazu beyträgt, die einzeln Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz bestehet, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzehlt, muß eine Folge von Veränderungen seyn. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander bestehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untriegliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdienet, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz mahlen läßt. Sie enthält alsdenn ein bloßes Bild, und der Mahler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemahlt. — „Ein Fischer, indem er sein „Netz aus dem Meere zog, blieb der grössern Fische, die sich „darinn gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinsten aber „schlupften durch das Netz durch, und gelangten glücklich wieder „ins Wasser.“ — Diese Erzehlung befindet sich unter den Aesopischen Fabeln**, aber sie ist keine Fabel; wenigstens eine sehr mittelmässige. Sie hat keine Handlung, sie enthält ein blosses einzelnes Factum, das sich ganz mahlen läßt; und wenn ich dieses einzelne Factum, dieses Zurückbleiben der grössern und dieses Durchschlupfen der kleinen Fische, auch mit noch so viel andern Umständen erweiterte, so würde doch in ihm allein,

* Libr. V. Fab. 8.

** Fab. Aesop. 126.

und nicht in den andern Umständen zugleich mit, der moralische Lehrsatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzehlt, eine Folge von Veränderungen ist; alle diese Veränderungen müssen zusammen nur einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken sie deren mehrere, liegt mehr als ein moralischer Lehrsatz in der vermeinten Fabel, so fehlt der Handlung ihre Einheit, so fehlt ihr das, was sie eigentlich zur Handlung macht, und sie kann, richtig zu sprechen, keine Handlung, sondern muß eine Begebenheit heissen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit pœnæ dies.
Sed ne ignis noster facinori præluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier gelesen? Ein Histörchen; aber keine Fabel. Ein Histörchen trägt sich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel also muß sich ein Grund angeben lassen, warum sie erdichtet worden; da ich den Grund, warum sich jenes zugetragen, weder zu wissen noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum diese Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein andrer als dieser seyn: der Dichter habe einen wahrscheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, **weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden**, erzehlen wollen. Aber wäre das eine **moralische** Absicht, dergleichen der Fabulist doch nothwendig haben soll? Zur Noth könnte zwar dieses einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, daß das

Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Bösen in keiner Gemeinschaft stehen soll. Aber was tragen alsdenn die übrigen Theile der Erzehlung zu diesem Bilde bey? Zu diesem gar nichts; sondern ein jeder ist vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es selbst empfunden, und hat sich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen solle, nicht besser zu reissen gewußt, als wenn er deren so viele daraus zöge, als sich nur immer ziehen liessen. Denn er schließt:

> Quot res contineat hoc argumentum utiles,
> Non explicabit alius, quam qui repperit.
> Significat primo, sæpe, quos ipse alueris,
> Tibi inveniri maxime contrarios.
> Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
> Fatorum dicto sed puniri tempore.
> Novissime interdicit, ne cum malefico
> Usum bonus consociet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge sie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum sollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von diesen grossen Meistern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieses Histörchen für eine Fabel * verkaufen können.

Breitinger.

Ich würde von diesem grossen Kunstrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel **. Die eine hat er von dem de la Motte entlehnet; und die andere ist ihm ganz eigen.

Nach jener versteht er unter der Fabel, eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung. — Der klare, übersetzte de la Motte! Und der ein wenig gewässerte: könnte man noch dazusetzen. Denn was sollen die Beywörter: wohlgerathene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

* Phaedrus libr. IV. Fab. 11.

** Der Critischen Dichtkunst, ersten Bandes siebender Abschnitt, S. 194.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn versparet. Richer sagt: die Lehre solle unter dem allegorischen Bilde versteckt (caché) seyn. Versteckt! welch ein unschickliches Wort! In manchem Räthsel sind Wahrheiten, in den Pythagorischen Denksprüchen sind moralische Lehren versteckt; aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervor strahlet, hätte durch ein ander Wort, als durch das ganz widersprechende versteckt, ausgedrückt zu werden verdienet. Sein Vorgänger de la Motte hatte sich um ein gut Theil feiner erklärt; er sagt doch nur, verkleidet (deguisé). Aber auch verkleidet ist noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühsamen Erkennung mit sich führet. Und es muß gar keine Mühe kosten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich so reden darf, Mühe und Zwang kosten, sie darinn nicht zu erkennen. Aufs höchste würde sich dieses verkleidet nur in Ansehung der zusammengesetzten Fabel entschuldigen lassen. In Ansehung der einfachen ist es durchaus nicht zu dulden. Von zwey ähnlichen einzeln Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden; aber wie man das Allgemeine in das Besondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, so müßte es anstatt verkleiden wenigstens einkleiden heissen.

Von einem deutschen Kunstrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder versteckt noch verkleidet, sondern durch sie der anschauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen seyn, uns von der Natur dieser auch der rohesten Seele zukommenden Erkenntniß, von der mit ihr verknüpften schnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen, das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen specu-

lativischen Theil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist, und von unserm Weltweisen schon gnugsam erläutert war * — Was Breitinger aber damals unterlassen, das ist mir, itzt nachzuhohlen, nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seit dem unter uns so bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauender Erkenntniß, gleich von Anfange als solcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerley Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweyten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke daß ich diese bequemer an einem andern Orte werde untersuchen können. — Ich verlasse ihn also.

Batteux.

Batteux erkläret die Fabel kurz weg durch die Erzehlung einer allegorischen Handlung **. Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit verberge, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man siehet sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen, auch wider diese Erklärung anzuwenden ist. Ich will mich daher nicht wiederhohlen, sondern bloß die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, untersuchen.

„Eine Handlung, sagt Batteux, ist eine Unternehmung, die „mit Wahl und Absicht geschiehet. — Die Handlung setzet, „ausser dem Leben und der Wirksamkeit, auch Wahl und End„zweck voraus, und kömmt nur vernünftigen Wesen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehntheile von allen existirenden Fabeln ausstreichen. Aesopus selbst wird alsdann, deren kaum zwey oder drey ge-

* Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolf schon damals von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im geringsten gekannt zu haben scheinet. Wolfii Philosophiae practicae universalis Pars posterior §. 302-323. Dieser Theil erschien 1734, und die Breitingersche Dichtkunst erst das Jahr darauf.

** Principes de Litterature, Tome II. I. Partie p. V. L'Apologue est le recit d'une action allegorique &c.

macht haben, welche die Probe halten. — „Zwey Hähne käm-
„pfen mit einander. Der Besiegte verkriecht sich. Der Sieger
„fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln und krä-
„het. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab, und
„zerfleischt ihn*." — Ich habe das allezeit für eine sehr glück-
liche Fabel gehalten; und doch fehlt ihr, nach dem Batteux,
die Handlung. Denn wo ist hier eine Unternehmung, die mit
Wahl und Absicht geschähe? — „Der Hirsch betrachtet sich in
„einer spiegelnden Quelle; er schämt sich seiner dürren Läufte,
„und freuet sich seines stolzen Geweihes. Aber nicht lange!
„Hinter ihm ertönet die Jagd; seine dürren Läufte bringen ihn
„glücklich ins Gehölze; da verstrickt ihn sein stolzes Geweih;
„er wird erreicht**." — Auch hier sehe ich keine Unternehmung,
keine Absicht. Die Jagd ist zwar eine Unternehmung, und der
fliehende Hirsch hat die Absicht sich zu retten; aber beyde Um-
stände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie, ohne
Nachtheil derselben, weglassen und verändern kann. Und den-
noch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt
in dem falsch befundenen Urtheile des Hirsches. Der Hirsch
urtheilet falsch; und lernet gleich darauf aus der Erfahrung,
daß er falsch geurtheilet habe. Hier ist also eine Folge von
Veränderungen, die einen einzigen anschauenden Begriff in mir
erwecken. — Und das ist meine obige Erklärung der Handlung,
von der ich glaube, daß sie auf alle gute Fabeln passen wird.

Giebt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch en-
gern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Hand-
lung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die
Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des
Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung,
als wo der Liebhaber zu Füssen fällt, die Prinzessin ohnmächtig
wird, die Helden sich palgen; und in keiner Fabel, als wo der
Fuchs springt, der Wolf zerreisset, und der Frosch die Maus sich
an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beyfallen wollen, daß auch
jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschie-
denen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung

* Aesop. Fab. 145.

** Fab. Aesop. 181.

sey; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabey bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe seyn. Es ist aber nur Schade, daß sie sich einigermassen mit dem Batteux schützen, wenigstens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerley Fabeln abstrahiret zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux passet, passet auch ihre, so abgeschmackt sie immer ist.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bey seiner Erklärung nur die erste Fabel des Phädrus vor Augen gehabt; die er, mehr als einmal, une des plus belles & des plus celebres de l'antiquité nennet. Es ist wahr, in dieser ist die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Der Wolf nimmt sich vor, das Schaf zu zerreissen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht so plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun, und also jurgii causam intulit. — Ich spreche dieser Fabel ihr Lob nicht ab; sie ist so vollkommen, als sie nur seyn kann. Allein sie ist nicht deswegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen ist, das mit Wahl und Absicht geschiehet; sondern weil sie ihrer Moral, die von einem solchen Unternehmen spricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral ist*: ὁις προϑεσις ἀδικειν, παρ' ἀυτοις οὐ δικαιολογια ἰσχυει. Wer den Vorsatz hat, einen Unschuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar μετ' ἐυλογου ἀιτιας zu thun suchen; er wird einen scheinbaren Vorwand wählen; aber sich im geringsten nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen, wenn sein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Diese Moral redet von einem Vorsatze (dessein); sie redet von gewissen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, diesen Vorsatz zu vollführen (choix): und folglich muß auch in der Fabel etwas seyn, was diesem Vorsatze, diesen gewählten Mitteln entspricht; es muß in der Fabel sich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Bloß dadurch wird sie zu einer vollkommenen Fabel; welches sie nicht seyn würde, wenn sie den geringsten Zug mehr

* Fab. Aesop. 230.

oder weniger enthielte, als den Lehrsatz anschauend zu machen nöthig ist. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks, und stellet sie von dieser Seite in ein sehr vortheilhaftes Licht; nur ihre wesentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet seine Leser sogar, sie zu verkennen. Er sagt nehmlich, die Moral die aus dieser Fabel fließe, sey: que le plus foible est souvent opprimé par le plus fort. Wie seicht! Wie falsch! Wenn sie weiter nichts als dieses lehren sollte, so hätte wahrlich der Dichter die fictæ causæ des Wolfs sehr vergebens, sehr für die lange Weile erfunden; seine Fabel sagte mehr, als er damit hätte sagen wollen, und wäre, mit einem Worte, schlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerstreuen. Man untersuche es nur selbst, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beschaffenheit des Lehrsatzes abhängt, ob die Fabel eine solche Handlung, wie sie Batteux ohne Ausnahme fodert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrsatz der itzt erwehnten Fabel des Phädrus, machte sie, wie wir gesehen, nothwendig; aber thun es deswegen alle Lehrsätze? Sind alle Lehrsätze von dieser Art? Oder haben allein die, welche es sind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Ist z. E. der Erfahrungssatz:

Laudatis utiliora quæ contemseris
Sæpe inveniri

nicht werth, in einem einzeln Falle, welcher die Stelle einer Demonstration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es ist, was für ein Unternehmen, was für eine Absicht, was für eine Wahl liegt darinn, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel ist wahr: wenn aus einem Erfahrungssatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu lassen, folget; so thut der Dichter besser, wenn er die Pflicht, als wenn er den blossen Erfahrungssatz in seiner Fabel ausdrückt. — „Groß „seyn, ist nicht immer ein Glück" — Diesen Erfahrungssatz in eine schöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich seyn. Die obige Fabel von dem Fischer, welcher nur der größten Fische habhaft bleibet, indem die kleinern glücklich durch das

Netz durchschlupfen, ist, in mehr als einer Betrachtung, ein sehr mißlungener Versuch. Aber wer heißt auch dem Dichter, die Wahrheit von dieser schielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß seyn nicht immer ein Glück ist, so ist es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider seinen Willen groß ward, den das Glück ohne sein Zuthun erhob, um ihn ohne sein Verschulden desto elender zu machen! Die großen Fische mußten groß werden; es stand nicht bey ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem eben so viele ihr Unglück, als ihr Glück erkennen. Er soll niemanden mit seinen Umständen unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den ihrigen seyn müssen. Nicht das Groß Seyn, sondern die eitele Begierde groß zu werden (κενοδοξιαν), sollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte*, der die Fabel von den Mäusen und Wieseln erzehlte. „Die Mäuse glaubten, daß sie nur „deswegen in ihrem Kriege mit den Wieseln so unglücklich wä„ren, weil sie keine Heerführer hätten, und beschloßen derglei„chen zu wählen. Wie rang nicht diese und jene ehrgeitzige „Maus, es zu werden! Und wie theuer kam ihr am Ende die„ser Vorzug zu stehen! Die Eiteln banden sich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in prælio
Haberent signum, quod sequerentur milites;

„und diese Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geschlagen „ward, hinderten sie, sich in ihre engen Löcher zu retten,

Haesere in portis, suntque capti ab hostibus;
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu.

Diese Fabel ist ungleich schöner. Wodurch ist sie es aber anders geworden, als dadurch, daß der Dichter die Moral bestimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Bestreben nach einer eiteln Größe, und nicht die Größe überhaupt, zu seinem Gegenstande gewählet; und nur durch dieses Bestreben, durch diese eitle Größe, ist natürlicher Weise auch in seine Fabel das Leben gekommen, das uns so sehr in ihr gefällt.

* Fab. Aesop. 143. Phaedrus libr. IV. Fab. 5.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beyden letztern muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreichet. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabuliste hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzeln moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maaßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten, zu erhalten. So bald er sie erhalten hat, ist es ihm gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen, und denket im geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf „beschuldiget den Fuchs eines Diebstahls. Der Fuchs leugnet „die That. Der Affe soll Richter seyn. Kläger und Beklagter „bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich schreitet „der Affe zum Urtheil*:

Tu non videris perdidiſſe, quod petis;

Te credo ſurripuiſſe, quod pulchre negas.

Die Fabel ist aus; denn in dem Urtheil des Affen lieget die Moral, die der Fabulist zum Augenmerke gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben ver-

* Phaedrus libr. I. Fab. 10.

spricht? Man bringe diese Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall abgeschnitten, aber nicht geendigt ist. Der Zuschauer ist nicht zufrieden, wenn er voraus siehet, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf seine Last „von dem Rücken, und rief den Tod. Der Tod erscheinet. „Der Greis erschrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch „besser als gar nicht leben ist. Nun, was soll ich? fragt der „Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Last wieder aufhelfen *. — Der Fabulist ist glücklich, und zu unserm Vergnügen an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht; der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und so wird man hundert Beyspiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen, als zu einer Handlung für das Heldengedichte oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie nothwendig so weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerffen. Ich gestehe es; dem Sprachgebrauche nach, heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zu Folge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach, muß dieser Vorsatz ganz erreicht seyn, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sey. Allein was folgt hieraus? Dieses: wem der Sprachgebrauch so gar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; sondern ich will lieber

* Fab. Aesop. 20.

ein Wort von einem weitern Umfange suchen und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzeln Fall zurückgeführet. Dieser einzelne Fall wird allezeit das seyn, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das aber, was Batteux darunter verstehet, wird er nur dann und wann seyn. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen seyn, die durch die Absicht, die der Fabulist damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch ausser dieser Absicht; desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freyer, moralischer Wesen seyn müssen, verstehet sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen läßt, mit begriffen ist. Und darinn hat Batteux freylich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennet, bloß vernünftigen Wesen zukomme. Nur kömmt es ihnen nicht deswegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freyheit voraussetzt. Denn die Freyheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux, sind Kunstrichter von allerley Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man versäumet sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Huy, daß mir meine Leser alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführet, daß ich, nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darinn erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bey dem Aristoteles*:

* Aristoteles Rhetor. libr. II. cap. 20.

„Eine obrigkeitliche Person durch das Looß ernennen, ist eben „als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es „auf das Looß ankommen ließe, welcher von seinen Matrosen „es seyn sollte, anstatt daß er den allergeschicktesten dazu unter „ihnen mit Fleiß aussuchte." — Hier sind zwey besondere Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben itzt äussernde; der andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete, eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bey dem Aristoteles so hiesse: „Ihr wollt euren Magistrat durch das Looß ernennen? „Ich sorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, „als es ihm an einem Steuermanne fehlte ꝛc." Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden als diese: Dort ward der Schiffsherr durch ein als wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet; und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trift den Punct! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beyspiel, eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so viel zweydeutigen Fabeln das Urtheil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aesopischen Fabeln des Planudes lieset man auch folgendes: „Der Biber ist ein vierfüssiges Thier, das meistens „im Wasser wohnet, und dessen Geilen in der Medicin von „grossem Nutzen sind. Wenn nun dieses Thier von den Men„schen verfolgt wird, und ihnen nicht mehr entkommen kann; „was thut es? Es beißt sich selbst die Geilen ab, und wirft „sie seinen Verfolgern zu. Denn es weiß gar wohl, daß man „ihm nur dieserwegen nachstellet, und es sein Leben und seine „Freyheit wohlfeiler nicht erkaufen kann*." — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darinn. Und dennoch wird sich niemand bedenken, ihr den Namen einer

* Fab. Aesop. 33.

Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sey, werden sich vielleicht die meisten bedenken, und uns doch endlich eine falsche angeben. Es ist nichts als eine Naturgeschichte: würde man vielleicht mit dem Verfasser der Critischen Briefe* sagen. Aber gleichwohl, würde ich mit eben diesem Verfasser antworten, handelt hier der Biber nicht aus blossem Instinkt, er handelt aus freyer Wahl und nach reifer Ueberlegung; denn er weis es, warum er verfolgt wird (γινωσκων οὗ χαριν διωκεται). Diese Erhebung des Instinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben soll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird sie es denn hier nicht? Ich sage: sie wird es deswegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlet. Die Wirklichkeit kömmt nur dem Einzeln, dem Individuo zu; und es läßt sich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was also hier von dem ganzen Geschlechte der Biber gesagt wird, hätte müssen nur von einem einzigen Biber gesagt werden; und alsdenn wäre es eine Fabel geworden. — Ein ander Exempel: „Die Affen, sagt man, bringen zwey Junge „zur Welt, wovon sie das eine sehr heftig lieben und mit al„ler möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen hassen „und versäumen. Durch ein sonderbares Geschick aber geschieht „es, daß die Mutter das Geliebte unter häufigen Liebkosungen „erdrückt, indem das Verachtete glücklich aufwächset**." Auch dieses ist aus eben der Ursache, weil das, was nur von einem Individuo gesagt werden sollte, von einer ganzen Art gesagt wird, keine Fabel. Als daher Lestrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm diese Allgemeinheit nehmen, und die Individualität dafür ertheilen***. „Eine Aeffin, erzehlt er, „hatte zwey Junge; in das eine war sie närrisch verliebt, an „dem andern aber war ihr sehr wenig gelegen. Einsmals „überfiel sie ein plötzlicher Schrecken. Geschwind rafst sie ihren „Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, stürzt aber, „und schlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn

* Critische Briefe. Zürich 1746. S. 168.

** Fab. Aesop. 268.

*** In seinen Fabeln, so wie sie Richardson adoptirt hat, die 187te.

„aus dem zerschmetterten Schedel springt. Das andere Junge, „um das sie sich im geringsten nicht bekümmert hatte, war ihr „von selbst auf den Rücken gesprungen, hatte sich an ihre „Schultern angeklammert, und kam glücklich davon.“ — Hier ist alles bestimmt; und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal angeführte Beyspiel von dem Fischer, hat den nehmlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische welche kleiner sind, als die Gitter des Netzes, durchschlupfen und die grössern hangen bleiben. Vor sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumstände erst werden müssen.

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellt werden; er muß das seyn, was wir in dem strengsten Verstande einen einzeln Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt sich das Exempel der practischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der blossen Möglichkeit, mit der sich die Exempel andrer Wissenschaften begnügen? — Wie viel liesse sich hiervon plaudern, wenn ich bey meinen Lesern gar keine richtige psychologische Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntniß aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beybringen, als unumgänglich nöthig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntniß ist vor sich selbst klar. Die symbolische entlehnet ihre Klarheit von der anschauenden.

Das Allgemeine existiret nur in dem Besondern, und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn so viel als möglich zu erläutern; müssen wir ihn auf das Besondere reduciren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, in so fern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen Schlüssen; alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüsse bloß erläutern; und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntniß.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen, und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist: so hat die anschauende Erkenntniß auch einen weit grössern Einfluß in den Willen, als die symbolische.

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit, nach den Graden der nähern und mehrern Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je mehr sich darinn unterscheiden läßt, desto grösser ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn alles was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Besonderes also, bloß als möglich betrachtet, ist gewissermaassen noch etwas Allgemeines, und hindert, als dieses, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich seyn kann, wenn die anschauende Erkenntniß den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen, und so mächtig, als möglich, auf den Willen wirken soll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre, ausser der Erläuterung, ihren allgemeinen Schlüssen schuldig ist, bestehet eben in dieser ihnen zu ertheilenden Fähigkeit auf den Willen zu wirken, die sie durch die anschauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wissenschaften, denen es um die blosse Erläuterung zu thun ist, sich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß, deren das Besondere, als bloß möglich betrachtet, fähig ist, begnügen.

Hier bin ich also! Die Fabel erfordert deswegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterscheiden kann, als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit sich führet, als das bloß Mögliche.

Aristoteles scheinet diese Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er sie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, so konnte es nicht fehlen, er mußte eine falsche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich seyn, seine ganze Lehre von dem Exempel (*περι παραδειγματος*) hier zu übersehen*. Erst von seiner Eintheilung des Exempels: *Παραδειγματων δ᾽ ἐιδη δυο ἐστιν*, sagt er; *ἑν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος ἑιδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το ἀυτα ποιειν. Τουτου δ᾽ ἑν μεν παραβολη: ἑν δε λογοι: οἱον ὁι ἀισωπειοι και λιβυκοι.* Die Eintheilung überhaupt ist richtig; von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der erdichteten Exempel beybrächte, und uns lehrte, warum es deren nur zweyerley Arten gebe, und mehrere nicht geben könne. Er würde diesen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beyspielen selbst abstrahiren können, die Aristoteles davon giebt. Die Parabel nehmlich führt er durch ein *ὡσπερ ἐι τις* ein; und die Fabeln erzehlt er als etwas wirklich Geschehenes. Der Commentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen, oder in Ermanglung derselben erdichtet. Bey jedem geschehenen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geschehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner blossen Möglichkeit, oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie bloß in jener liegen, so brauchen wir, in seiner Ermanglung, auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten: soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir auch unsere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine

* Aristoteles Rhetor. lib. II. cap. 20.

Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen).

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kömmt er auf den Werth dieser verschiedenen Arten von Exempeln, und sagt: Εισι δ' οἱ λογοι δημηγορικοι: και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν ἑυρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὡσπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐστιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥᾳω μεν οὐν ποριςασθαι τα δια των λογων: χρησιμωτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων: ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι. Ich will mich itzt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. Aristoteles sagt, die historischen Exempel hätten deswegen eine grössere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey. Und hierinn, glaube ich, hat sich Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich seyn würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich eben so wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine grössere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das historisch Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst die Sentenz des Agatho billiget:

Ταχ' ἀν τις εἰκος ἀυτο τουτ' εἰναι λεγοι:
Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εἰκοτα:

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (ἐπι το πολυ) dem Zukünftigen ähnlich sey; der Dichter aber die freye Gewalt hat, hierinn von der Natur abzugehen, und alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen:

so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre rc.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Wesen der Fabel genugsam vorbereitet zu haben. Ich fasse daher alles zusammen und sage: *Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.*

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bey der Anwendung eben so richtig als fruchtbar finden wird.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geschöpfe, zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darinn zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber, zu Ehren des ersten Erfinders, beybehält, weil er wenigstens schnackisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. **Die Fabel, sagt er, ist die Erzehlung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beygelegt wird.** — Vollkommen à la Françoise! Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wissen, warum wird sie gemeiniglich den Thieren beygelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht alles fragt!

Ueberhaupt ist unter allen Kunstrichtern **Breitinger** der einzige, der diesen Punkt berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aesopus, sagt er, „die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens

„angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz bekannte
„Sätze und Lebensregeln, und also mußte er auch zu den al=
„legorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen
„und Beyspiele aus dem gemeinen Leben der Menschen entleh=
„nen: Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen
„der Menschen nichts ungemeines oder merkwürdig reitzendes an
„sich haben, so mußte man nothwendig auf ein neues Mittel be=
„dacht seyn, auch der allegorischen Erzehlung eine anzügliche Kraft
„und ein reitzendes Ansehen mitzutheilen, um ihr also dadurch
„einen sichern Eingang in das menschliche Herz aufzuschliessen.
„Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene,
„Neue und Wunderbare, eine solche erweckende und angenehm
„entzückende Kraft auf das menschliche Gemüth mit sich führet,
„so war man bedacht, die Erzehlung durch die Neuheit und
„Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu machen, und also
„dem Körper der Fabel eine ungemeine und reitzende Schönheit
„beyzulegen. Die Erzehlung bestehet aus zween wesentlichen
„Hauptumständen, dem Umstande der Person, und der Sache
„oder Handlung; ohne diese kann keine Erzehlung Platz haben.
„Also muß das Wunderbare, welches in der Erzehlung herrschen
„soll, sich entweder auf die Handlung selbst, oder auf die Per=
„sonen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wun=
„derbare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen der
„Menschen vorkömmt, bestehet vornehmlich in dem Unvermuthe=
„ten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im Unterfangen,
„als die Boßheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch
„in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache: Weil aber
„dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben
„der Menschen etwas ungewohntes und seltenes sind; da hin=
„gegen die meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts unge=
„meines oder merkwürdiges an sich haben; so sah man sich ge=
„müssiget, damit die Erzehlung als der Körper der Fabel, nicht
„verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Ver=
„wandlung der Personen, einen angenehmen Schein des Wun=
„derbaren mitzutheilen. Da nun die Menschen, bey aller ihrer
„Verschiedenheit, dennoch überhaupt betrachtet in einer wesentli=
„chen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich,

„Wesen von einer höhern Natur, die man wirklich zu seyn „glaubte, als Götter und Genios, oder solche die man durch „die Freyheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die Tugenden, „die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit ꝛc. in die „Erzehlung einzuführen; vornehmlich aber nahm man sich die „Freyheit heraus, die Thiere, die Pflanzen, und noch geringere „Wesen, nehmlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur „der vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen mensch„liche Vernunft und Rede mittheilte, damit sie also fähig wür„den, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer uns ver„nehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von „ähnlichen moralischen Handlungen unsre Lehrer abzugeben ꝛc.“ —

Breitinger also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sey, warum man in der Fabel die Thiere, und andere niedrigere Geschöpfe, reden und vernunftmässig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts anders als ein lehrreiches Wunderbare sey. Diese seine zweyte Erklärung ist es, welche ich hier, versprochnermaassen, untersuchen muß.

Es wird aber bey dieser Untersuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen; ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem, mit einmal, über dem Hauffen.

Wunderbar soll diese Einführung seyn? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehöret zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nehmlich fingen ihre Fabeln am liebsten mit dem Φασι, und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechischen Rhetores nennen dieses kurz, die Fabel in dem Klagefalle (ταις αιτιατικαις) vortragen; und Theon, wenn er in seinen Vorübungen* hierauf

* Nach der Ausgabe des Camerarius S. 28.

kömmt, führet eine Stelle des Aristoteles an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billiget, und es zwar deswegen für rathsamer erkläret, sich bey Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu beruffen, als in der eigenen Person zu sprechen, damit man den Anschein, als erzehle man etwas unmögliches, vermindere. (ινα παραμυθησωνται το δοκειν ἀδυνατα λεγειν). War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen: so mußten sie nothwendig weit davon entfernt seyn, in der Fabel etwas Wunderbares zu suchen, oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als einem Orte, sey der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht allein bloß in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unsrer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge eräugnet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unserer Vorstellungen eben so selten vorkömmt. Auf einen fleissigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bey weiten nicht mehr machen, den es das erstemal auf ihn gemacht hat. Er lieset es endlich mit eben so wenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf und niedergehen sieht. Das Wunder bleibet immer dasselbe; aber nicht unsre Gemüthsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere fast in allen Fabeln sprächen und urtheilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und vor sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweiffe? Was sich auf einmal umreissen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Thiere, und andere niedrigern Geschöpfe, Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird

angenommen; und soll nichts weniger als wunderbar seyn. — Wenn ich in der Schrift lese *: „Da thät der Herr der Eselin „den Mund auf und sie sprach zu Bileam ꝛc.“ so lese ich etwas wunderbares. Aber wenn ich bey dem Aesopus lese **: Φασιν, ὁτε φωνηεντα ἠν τα ζωα, την ὀιν προς τον δεσποτην ειπειν: „Damals, als die Thiere noch redeten, soll das „Schaf zu seinem Hirten gesagt haben:“ so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts wunderbares erzehlen will; sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß seines Lesers annimmt, dem gemeinen Lauffe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das ist so begreifflich, sollte ich meinen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte, — warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen. — Ich setze sie in die allgemein bekannte Bestandtheit der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen liesse. Wird sie sich deswegen von jedem, ohne Ausnahme, darinn erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabey interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bey einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bey welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bey allen die nehmlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weis, daß auch bey den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten, ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freyer Wesen über sich zu nehmen, so er-

* 1 B. Mos. XXII. 28.
** Fab. Aesop. 316.

weiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte sie, unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen, dazu geschickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? Wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weis jeder, was er höret, und weis, wie sich das eine zu dem andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bey welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die sich durch ihre blosse Benennungen in unsere Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringern Geschöpfen zu suchen. Man setze, in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme, anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes, den Riesen und den Zwerg, und sie verlieret schon weniger; denn auch der Riese und der Zwerg sind Individua, deren Charakter, ohne weitere Hinzuthuung, ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester kam zu dem armen Manne des Propheten *
„und sagte: Bringe dein weisses Lamm vor den Altar, denn
„die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiederte: mein
„Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe nur das
„einzige Lamm. Du hast aber den Göttern ein Gelübde ge-
„than, versetzte dieser, weil sie deine Felder gesegnet. — Ich
„habe kein Feld; war die Antwort. — Nun so war es damals,
„als sie deinen Sohn von seiner Krankheit genesen liessen —
„O, sagte der Arme, die Götter haben ihn selbst zum Opfer
„hingenommen. Gottloser! zürnte der Priester; du lästerst!
„und riß das Lamm aus seinem Schoosse rc. — — Und wenn

* 2 B. Samuelis XII.

in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kömmt es bloß daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsüchtigkeit, leider, noch weit geschwinder verbindet, als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese; und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird, als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am allerwenigsten verloren hat, ist die Fabel von der Katze und dem Hahne*. Doch weil man auch hier sich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt, als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wehlen können.

Der Verfasser der oben angeführten Critischen Briefe ist mit Breitingern einerley Meinung, und sagt unter andern, in der erdichteten Person des Hermann Axels**: „Die Fabel bekömmt durch diese sonderbare Personen ein wunderliches Ansehen. Es wäre keine ungeschickte Fabel, wenn man dichtete: „Ein Mensch sah auf einem hohen Baume die schönsten Birnen hangen, die seine Lust davon zu essen, mächtig reitzeten. „Er bemühte sich lange, auf denselben hinauf zu klimmen, aber „es war umsonst, er mußte es endlich aufgeben. Indem er „weggieng, sagte er: Es ist mir gesunder, daß ich sie noch „länger stehen lasse, sie sind doch noch nicht zeitig genug. Aber „dieses Geschichtchen reitzet nicht stark genug; es ist zu platt rc. — Ich gestehe es Hermann Axeln zu; das Geschichtchen ist sehr platt, und verdienet nichts weniger, als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es bloß deswegen so platt geworden, weil kein Thier darinn redet und handelt? Gewiß nicht; sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen blossem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anders Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erwecket. „Ein Mensch!" Das ist ein viel zu allgemeiner

* Fab. Aesop. 6.
** S. 166.

Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabey denken? Es giebt deren so viele! Aber „ein Fuchs!“ Der Fabulist weis nur von Einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf Einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Axel also wenigstens einen Gasconier setzen müssen. Und alsdenn würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die blosse Weglassung des Thieres, so viel eben nicht verlöre, besonders wenn er in dem nehmlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr, als nach Birnen, lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kömmt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es Einem zum besondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in seinen Fabeln nicht singe, „noch der Pelican sein Blut für seine Jungen vergiesse*. — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studieren sollte! Wenn dergleichen Eigenschaften allgemein bekannt sind, so sind sie werth gebraucht zu werden, der Naturalist mag sie bekräftigen oder nicht. Und derjenige der sie uns, es sey durch seine Exempel oder durch seine Lehre, aus den Händen spielen will, der nenne uns erst andere Individua, von denen es bekannt ist, daß ihnen die nehmlichen Eigenschaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltner kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stuffenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten; will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel, z. E. von einem

* Man sehe die critische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, daß die Thiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützten. Ich weis es sehr wohl, daß sie unter andern in der zusammen gesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein grosses vermehren, welches alsdenn kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre als der erdichtete einzelne Fall beyde aus handelnden Personen von einerley Art, aus Menschen, bestehen. Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammen gesetzten Fabel Statt findet, so kann er die Ursache nicht seyn, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt, dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen, als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren, und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders, z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Thiere, oder noch geringere Geschöpfe annimmt. Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und Lamme, wie sie oben in die Fabel von dem Priester und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieses Mitleiden ist so schwach, daß es unserer anschauenden Erkenntniß des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie ist es mit dem armen Manne? Kömmt es mir nur so vor, oder ist es wirklich wahr, daß wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anschauende Erkenntniß des moralischen Satzes hier eben so klar seyn könnte, als sie dort ist?

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln sind verschiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiednen Anwendung derselben ergiebt, habe ich gleich Anfangs geredet. Die Fabeln nehmlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet, und heissen einfache Fabeln; oder sie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demselben moralischen Satze enthalten ist, und heissen zusammengesetzte Fabeln. Der Nutzen dieser Eintheilung hat sich bereits an mehr als einer Stelle gezeiget.

Eine andere Eintheilung würde sich aus der verschiednen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es giebt nehmlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzeln Falle ihres Gegentheils, als in einem einzeln Falle der unmittelbar unter ihnen begriffen ist, anschauend erkennen lassen. Fabeln also, welche den moralischen Satz in einem einzeln Falle des Gegentheils zur Intuition bringen, würde man vielleicht indirecte Fabeln, so wie die andern directe Fabeln nennen können.

Doch von diesen Eintheilungen ist hier nicht die Frage; noch viel weniger von jener unphilosophischen Eintheilung nach den verschiedenen Erfindern oder Dichtern, die sich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunstrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verschiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt; von der Verschiedenheit nehmlich der darinn handelnden Personen. Und diese Eintheilung ist es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius ist ohne Zweifel der älteste Scribent, der ihrer erwähnet. *Του δε μυθου*, sagt er in seinen Vorübungen, *το μεν ἐςι λογικον, το δε ἠθικον, το δε μικτον. Και λογικον μεν ἐν ᾡ τι ποιων ἀνθρωπος πεπλαςαι: ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον: μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου.* Es giebt drey Gattungen von Fabeln; die vernünftige, in welcher der Mensch die handelnde Person ist; die sittliche, in welcher unvernünftige Wesen aufgeführet werden; die vermischte, in welcher so wohl unvernünftige als vernünftige Wesen vorkommen. — Der Haupt-

fehler dieser Eintheilung, welcher sogleich einem jeden in die Augen leuchtet, ist der, daß sie das nicht erschöpft, was sie erschöpfen sollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegorischen Personen bestehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menschen eingeschränkt. Doch wenn diesem Fehler auch abzuhelfen wäre; was kann dem ohngeachtet roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft seyn, als diese Eintheilung? Oefnet sie uns nur auch die geringste freyere Einsicht in das Wesen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel eben so wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geschwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen aphthonianischen abspeisen will. Aber was wird man vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter andern von den Personen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die „Eiche und das Schilf, sondern auch den eisernen und den „irdenen Topf ihre Rollen spielen sehen. Nur der Herr Verstand und das Fräulein Einbildungskraft, und alles, was „ihnen ähnlich siehet, sind von diesem Theater ausgeschlossen „worden; weil es ohne Zweifel schwerer ist, diesen bloß geisti„gen Wesen einen charaktermässigen Körper zu geben; als Kör„pern, die einige Analogie mit unsern Organen haben, Geist „und Seele zu geben*. — Merkt man wider wen dieses geht? Wider den de la Motte, der sich in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häuffig bedienet. Da dieses nun nicht nach dem Geschmacke unsers oft mehr eckeln als feinen Kunstrichters war, so konnte ihm die aphthonianische mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen seyn, indem es durch sie stillschweigend gleichsam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar nicht in die Aesopische Fabel gehören. Und diese Regel eben möchte Batteux gar zu gern festsetzen, ob er sich gleich nicht getrauet, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein System von der Fabel kann

* Nach der Ramlerschen Uebersetzung, S. 244.

auch nicht wohl ohne sie bestehen. „Die äsopische Fabel, sagt „er, ist eigentlich zu reden, das Schauspiel der Kinder; sie un„terscheidet sich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit „und Naivität ihrer spielenden Personen. Man sieht auf die„sem Theater keinen Cäsar, keinen Alexander: aber wohl die „Fliege und die Ameise ꝛc.“ — Freylich; diese Geringfügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt, konnte Batteux mit den höhern poetischen Wesen des de la Motte unmöglich zufrieden seyn. Er verwarf sie also, ob er schon einen guten Theil der besten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte; und zog sich, um den kritischen Anfällen deswegen weniger ausgesetzt zu seyn, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in seiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und diesen Mißbrauch einer erschlichenen Autorität, nenne ich eben die kleine Tücke, deren sich Batteux in Ansehung des de la Motte hier schuldig gemacht hat.

Wolf* hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beybehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Diese Eintheilung in vernünftige und sittliche Fabeln, meinet er, klinge zwar ein wenig sonderbar; denn man könnte sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige als eine sittliche Fabel wäre. Sittlich nehmlich sey eine jede Fabel in so fern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum Besten erfunden worden; und vernünftig in so fern, als diese sittliche Wahrheit der Vernunft gemäß ist. Doch da es einmal gewöhnlich sey, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bey seiner Eintheilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht, als nach den Worten, deren er sich dabey bedient habe, müsse sie beurtheilet werden. Absit enim, sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab

* Philosoph. practicae universalis Pars post. §. 303.

errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der aphthonianischen Eintheilung bey, und weis die Wahrheit, die er nicht darinn gefunden, so scharfsinnig hinein zu legen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Eintheilung bekömmt. „Wenn wir „Begebenheiten erdichten, sagt er, so legen wir entweder den „Subjecten solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche „Prädicate bey, als ihnen zukommen; oder wir legen ihnen solche „bey, die ihnen nicht zukommen. In dem ersten Falle heissen es „vernünftige Fabeln; in dem andern sittliche Fabeln; und „vermischte Fabeln heissen es, wenn sie etwas so wohl von „der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel haben."

Nach dieser Wolfischen Verbesserung also, beruhet die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der blossen Verschiedenheit der Subjecte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädicate, die von diesen Subjecten gesagt werden. Ihr zu Folge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel seyn; so wie sie eben nicht nothwendig eine sittliche Fabel seyn muß, weil Thiere in ihr aufgeführet werden. Die oben angeführte Fabel von den **zwey kämpfenden Hähnen**, würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel seyn, weil sie die Eigenschaften und das Betragen gewisser Thiere nachahmet; wie hingegen **Wolf** den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil nicht das geringste von den Hähnen darinn gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es mit mehrern: z. E. der Vogelsteller und die Schlange *; der Hund und der Koch **; der Hund und der Gärtner ***; der Schäfer und der Wolf †: lauter Fabeln, die nach der gemeinen Eintheilung unter die sittlichen und vermischten, nach der verbesserten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bey dieser Eintheilung unsers

* Fab. Aesop. 32.

** Fab. Aesop. 34.

*** Fab. Aesop. 67.

† Fab. Aesop. 71.

Weltweisen können bewenden lassen? Ich weis nicht. Wider ihre logicalische Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; sie erschöpft alles, was sie erschöpfen soll. Aber man kann ein guter Dialektiker seyn, ohne ein Mann von Geschmack zu seyn; und das letzte war Wolf, leider, wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier so gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber sich nicht so vollkommen gut ausgedruckt hätte, als es besonders die Kunstrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädicate, beygelegt werden, deren sie nicht fähig sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses nicht zukommen, kann einen übeln Verstand machen. Der Dichter, kann man daraus schliessen, ist also nicht gehalten, auf die Naturen der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf sanftmüthig, den Esel feurig vorstellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Hasen jagen lassen. Alles dieses kömmt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beylegen. — Wie nöthig ist es, dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Ueberschwemmung der abgeschmacktesten Mährchen drohenden Folgerungen, vorzubauen!

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren; und vielleicht kommen wir, am Ende der Bahn, zusammen. — Ich habe gesagt, und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzeln Falles zur Wirklichkeit der wesentliche Unterschied der Parabel, oder des Exempels überhaupt, und der Fabel beruhet. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit, als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als wirklich vorgestellt werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich, ist die Fabel keiner Verschiedenheit fähig; wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränder-

lich zu seyn erlaubt. Nun ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings möglich, oder er ist es nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen. Die Fabeln also, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, will ich (um gleichfalls bey den alten Benennungen zu bleiben) **vernünftige** Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewissen Voraussetzungen ist, mögen **sittliche** heissen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung; die sittlichen aber leiden sie. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel, oder die Prädicate dieser Subjecte: der Fall der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt, daß diese und jene Wesen existiren; oder er ist es, vorausgesetzt, daß diese und jene wirklich existirende Wesen (nicht andere Eigenschaften, als ihnen zukommen; denn sonst würden sie zu andern Wesen werden, sondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenschaften in einem höhern **Grade**, in einem weitern Umfange besitzen. Jene Fabeln, worinn die Subjecte vorausgesetzt werden, wollte ich **mythische** Fabeln nennen; und diese, worinn nur erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, **hyperphysische** Fabeln nennen. —

Ich will diese meine Eintheilung noch durch einige Beyspiele erläutern. Die Fabel, der Blinde und der Lahme; die zwey kämpfenden Hähne; der Vogelsteller und die Schlange; der Hund und der Gärtner, sind lauter vernünftige Fabeln, ob schon bald lauter Thiere, bald Menschen und Thiere darinn vorkommen; denn der darinn enthaltene Fall ist schlechterdings möglich, oder, mit **Wolfen** zu reden, es wird den Subjecten nichts darinn beygelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln, Apollo und Jupiter*; Herkules und Plutus**; die verschiedene Bäume in ihren besondern Schutz nehmende Götter***; kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegorischen Personen, aus Geistern und Gespenstern, aus andern erdichte-

* Fab. Aesop. 287.

** Phaedrus libr. IV. Fab. 11.

*** Phaedrus libr. III. Fab. 15.

ten Wesen, dem Phoenix z. E. bestehen, sind sittliche Fabeln, und zwar mythisch sittliche; denn es wird darinn vorausgesetzt, daß alle diese Wesen existiren oder existiret haben, und der Fall, den sie enthalten, ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm*; der Fuchs und der Storch**; die Natter und die Feile***; die Bäume und der Dornstrauch****; der Oelbaum und das Rohr ꝛc. † sind gleichfalls sittliche, aber hyperphysisch sittliche Fabeln; denn die Natur dieser wirklichen Wesen wird erhöhet, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbey erinnern! Man bilde sich nicht ein, daß diese Gattung von Fabeln sich bloß auf die Thiere, und andere geringere Geschöpfe einschränke: der Dichter kann auch die Natur des Menschen erhöhen, und die Schranken seiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphysisch sittliche Fabel seyn; denn die Gabe zu prophezeyen, kann dem Menschen bloß nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzehlung von den himmelstürmenden Riesen als eine aesopische Fabel behandeln und sie dahin verändern wollte, daß ihr unsinniger Bau von Bergen auf Bergen, endlich von selbst zusammen stürzte und sie unter den Ruinen begrübe: so würde keine andere als eine hyperphysisch sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwey Hauptgattungen, der vernünftigen und sittlichen Fabel, entstehet auch bey mir eine vermischte Gattung, wo nehmlich der Fall zum Theil schlechterdings, zum Theil nur unter gewissen Voraussetzungen möglich ist. Und zwar können dieser vermischten Fabeln dreyerley seyn; die vernünftig mythische Fabel, als Herkules und der Kärner††, der arme Mann und der Tod†††; die vernünftig hyperphysische Fabel, als der

* Phaedrus libr. I. Fab. 1.

** Phaedrus libr. I. Fab. 25.

*** Phaedrus libr. IV. Fab. 7.

**** Fab. Aesop. 313.

† Fabul. Aesop. 143.

†† Fabul. Aesop. 336.

††† Fabul. Aesop. 20.

Holzschläger und der Fuchs*, der Jäger und der Löwe**; und endlich die hyperphysisch mythische Fabel, als Jupiter und das Kameel***, Jupiter und die Schlange rc.†

Und diese Eintheilung erschöpft die Mannigfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle, ihr zu Folge, zweifelhaft bleibe, welches bey allen andern Eintheilungen geschehen muß, die sich bloß auf die Verschiedenheit der handelnden Personen beziehen. Die Breitingersche Eintheilung ist davon nicht ausgeschlossen, ob Er schon dabey die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bey ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir gesehen haben, größten Theils, auf die Beschaffenheit der handelnden Personen ankommen, so klingen seine Worte nur gründlicher, und er ist in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel, sagt er, hat seine ver„schiedene Grade — Der niedrigste Grad des Wunderbaren „findet sich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen or„dentliche Menschen aufgeführet werden — Weil in denselben „das Wahrscheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand „hat, so können sie mit Fug wahrscheinliche, oder in Absicht „auf die Personen menschliche Fabeln benennet werden. Ein „mehrerer Grad des Wunderbaren äussert sich in derjenigen „Classe der Fabeln, in welchen ganz andere als menschliche Per„sonen aufgeführet werden. — Diese sind entweder von einer „vortreflichern und höhern Natur, als die menschliche ist, z. E. „die heidnischen Gottheiten; — oder sie sind in Ansehung ih„res Ursprungs und ihrer natürlichen Geschicklichkeit von einem „geringern Rang als die Menschen, als z. E. die Thiere, Pflan„zen rc. — Weil in diesen Fabeln das Wunderbare über das „Wahrscheinliche nach verschiedenen Graden herrschet, werden „sie deswegen nicht unfüglich wunderbare, und in Absicht auf „die Personen entweder göttliche oder thierische Fabeln ge„nennt — Und die Fabel von den zwey Töpfen; die Fabel

* Fabul. Aesop. 127.

** Fabul. Aesop. 280.

*** Fabul. Aesop. 197.

† Fabul. Aesop. 189.

von den Bäumen und dem Dornstrauche? Sollen die auch thierische Fabeln heissen? Oder sollen sie und ihres gleichen, eigne Benennungen erhalten? Wie sehr wird diese Namenrolle anwachsen, besonders wenn man auch alle Arten der vermischten Gattung benennen sollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieser Breitingerschen Eintheilung oft zweifelhaft seyn kann, zu welcher Classe man diese oder jene Fabel rechnen soll, so betrachte man die schon angeführte Fabel, von dem Gärtner und seinem Hunde, oder die noch bekanntere, von dem Ackersmanne und der Schlange; aber nicht so wie sie Phädrus erzehlet, sondern wie sie unter den griechischen Fabeln vorkömmt. Beyde haben einen so geringen Grad des Wunderbaren, daß man sie nothwendig zu den wahrscheinlichen, das ist menschlichen Fabeln, rechnen müßte. In beyden aber kommen auch Thiere vor; und in Betrachtung dieser würden sie zu den vermischten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche herrscht, als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Classe anweisen könnte.

Ich will mich bey diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schliessen, die sich überhaupt auf die hyperphysischen Fabeln beziehet, und die ich, zur richtigern Beurtheilung einiger von meinen eigenen Versuchen, nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bey dieser Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabulist die Natur der Thiere und andrer niedrigern Geschöpfe erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürffe? Ich antworte kurz: so weit, und so nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allen, was er sie denken, reden, und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessen willen er sie seiner Absicht bequemer fand, als alle andere Individua. Ist dieses; denken, reden und thun sie durchaus nichts, was ein ander Individuum von einem andern, oder gar ohne Charakter, eben so gut denken, reden und thun könnte: so wird uns ihr Betragen im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt.

Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freyheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren Charakter, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Thiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreiblich, wie viel Sophismata non causæ ut causæ die Kunstrichter in dieser Materie gemacht haben. Unter andern der Verfasser der Critischen Briefe, wenn er von seinem Hermann Axel sagt: „Daher schreibt er auch den unver„nünftigen Thieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von „Anschlägen zu, die in einem System, in einer Verknüpfung ste„hen, und zu einem Endzwecke von weiten her angeordnet sind. „Denn dazu gehöret eine Stärke der Vernunft, welche über den „Instinkt ist. Ihr Instinkt giebt nur flüchtige und dunkle Strah„len einer Vernunft von sich, die sich nicht lange empor halten „kann. Aus dieser Ursache werden diese Fabeln mit Thierper„sonen ganz kurz, und bestehen nur aus einem sehr einfachen „Anschlage, oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen mensch„lichen Charakter in mehr als einem Lichte vorzustellen; ja der „Fabulist muß zufrieden seyn, wenn er nur einen Zug eines „Charakters vorstellen kann. Es ist eine ausschweiffende Idee „des Pater Bossue, daß die aesopische Fabel sich in dieselbe „Länge wie die epische Fabel ausdehnen lasse. Denn das kann „nicht geschehen, es sey denn daß man die Thiere nichts von „den Thieren behalten lasse, sondern sie in Menschen verwandle, „welches nur in possierlichen Gedichten angehet, wo man die „Thiere mit gewissem Vorsatz in Masken aufführet, und die „Verrichtungen der Menschen nachäffen läßt. ꝛc." — Wie sonderbar ist hier das aus dem Wesen der Thiere hergeleitet, was der Kunstrichter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntniß, und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel, hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Bossue nichts taugt. Die aesopische Fabel, in die Länge

einer epischen Fabel ausgedehnet, höret auf eine aesopische Fabel zu seyn; aber nicht deswegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freyheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopee erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deswegen, weil die Thiere alsdenn zu viel menschliches haben würden: sondern deswegen, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verlohren gehen würde; weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Theile so gewaltsam aus einander gedehnet und mit fremden Theilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzeln Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Theile hat, oder seine Theile allzuweit aus einander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn sich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter, erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darinn erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig sind, als das wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten. In dem Squelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Squelett gehöret für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darinn liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hinein gelegt hat. Daß übrigens das eingeschränkte Wesen der Thiere von dieser nicht zu erlaubenden Ausdehnung der aesopischen Fabel, die wahre Ursach nicht sey, hätte der kritische Briefsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die thierische Fabel, sondern auch jede andere aesopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen bestehet, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt sich eben so wenig zur Länge des epischen Gedichts erstrecken, als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beyspielen strei-

ten wollte, wie viel sehr gute Fabeln liessen sich ihm nicht entgegen setzen, in welchen den Thieren weit mehr, als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beygelegt wird, und man sie ihre Anschläge ziemlich von weiten her zu einem Endzwecke anwenden siehet. Z. E. der Adler und der Käfer*; der Adler, die Katze und das Schwein rc.**

Unterdessen, dachte ich einsmals bey mir selbst, wenn man dem ohngeachtet eine aesopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die itztberührten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen? Wie müßte unser Reinicke Fuchs aussehen, wenn ihm der Name eines aesopischen Heldengedichts zukommen sollte? Mein Einfall war dieser: Vors erste müßte nur ein einziger moralischer Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; vors zweyte müßten die vielen und mannigfaltigen Theile dieses Ganzen unter gewisse Haupttheile gebracht werden, damit man sie wenigstens in diesen Haupttheilen auf einmal übersehen könnte; vors dritte müßte jeder dieser Haupttheile ein besonders Ganze, eine für sich bestehende Fabel seyn können, damit das grosse Ganze aus gleichartigen Theilen bestünde. Es müßte, um alles zusammenzunehmen, der allgemeine moralische Satz in seine einzelne Begriffe aufgelöset werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besondern Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reinicke Fuchs von diesen Requisitis! Am besten also, ich mache selbst die Probe, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie diese Probe ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel meines dritten Buchs, und heißt die Geschichte des alten Wolfs, in sieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen sieben Fabeln zusammen genommen liegt, ist diese: „Man „muß einen alten Bösewicht nicht auf das äusserste bringen, „und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen „sie auch seyn mag, benehmen. Dieses Aeusserste, diese Benehmung aller Mittel zerstückte ich; machte verschiedene mißlun-

* Fab. Aesop. 2.

** Phaedrus libr. II. Fab. 4.

gene Versuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftig müssig gehen zu können; und bearbeitete jeden dieser Versuche als eine besondere Fabel, die ihre eigne und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung stehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf sieben, und mit dem Rangstreite der Thiere auf vier Fabeln, gebracht habe, wird ein andrer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierinn Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist la Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben, und in ein Buch zusammengetragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urtheilen, war sein Vortrag von der äussersten Präcision; er hielt sich nirgends bey Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Unnüzen. So charakterisirt ihn de la Motte; und richtig. Diese Präcision und Kürze, worinn er ein so grosses Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringet mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm die Erfindungen des Aesopus in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten; und wo er davon abgekommen ist, scheinet ihn das Sylbenmaaß und der poetischere Styl, in welchen uns auch das allersimpelste Sylbenmaaß wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieses sonderbare Genie! La Fontaine!

Nein wider ihn selbst habe ich nichts; aber wider seine Nachahmer; wider seine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel sey; er gestand es zu, daß es ihr vornehmster Schmuck sey, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte * mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präcision und „die ausserordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr „empfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es wären „dieses Eigenschaften, die zu erreichen, ihn seine Sprache zum „Theil verhindert hätte; und bloß deswegen, weil er den Phä„drus darinn nicht nachahmen können, habe er geglaubt, „qu'il falloit en recompense egayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait. Alle die Lustigkeit, sagt er, durch die ich meine Fabeln aufgestützt habe, soll weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten seyn, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend gewesen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publico aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein blosses Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders seyn; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel reitzendes für Franzosen, bey welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben **, meinte so gar, la Fontaine habe sich aus blosser Albernheit (par betise) dem Phädrus nachgesetzt; und de la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide!

Unterdessen, da la Fontaine seine lustige Schwazhaftigkeit, durch ein so grosses Muster als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und meinen „Fabeln diese Lustigkeit zu ertheilen, habe ich um so viel eher

* In der Vorrede zu seinen Fabeln.

** Fontenelle.

„wagen dürffen, da Quintilian lehret, man könne die Erzeh„lungen nicht lustig genug machen (egayer). Ich brauche keine „Ursache hiervon anzugeben; genug, daß es Quintilian sagt. — Ich habe wider diese Autorität zweyerley zu erinnern. Es ist wahr, Quintilian sagt: Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia & venere exornandam puto *; und dieses muß die Stelle seyn, worauf sich la Fontaine stützet. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzehlung so viel als möglich, obgleich nach Maaßgebung der Sache **, zu ertheilen befiehlet, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen, daß grade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunkt ist hier dieser: Quintilian redet von der Erzehlung des Facti in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser sagt, ziehet la Fontaine, wider die ausdrückliche Regel der Alten, auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter andern bey dem **Theon** finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzehlung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzehlung in einer Chrie seyn! — und setzt hinzu: *ἐν δε τοις μυϑοις ἁπλουστεραν την ἑρμηνειαν ἐιναι δει και προσφυη· και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον τε και σαφη:* Die Erzehlung der Fabel soll noch planer seyn, sie soll zusammengepreßt, so viel als möglich ohne alle Zierrathen und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden seyn.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quintilians gar gern. Man weiß ja, wie die Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigene Autores mit der unverzeihlichsten Fatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von dem la Fontaine: Tout Original qu'il est dans les manieres, il etoit Admirateur des Anciens jusqu'à la prevention, comme s'ils eussent été ses modeles. *La brieveté*, dit-il, *est l'ame de la Fable & il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit****. Man kann nicht verstümmelter anführen als de la Motte

* Quinctilianus Inst. Orat. lib. IV. cap 2.

** Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem*, *ibidem*.

*** Discours sur la Fable p. 17.

hier den la Fontaine anführet! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunstrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel sey, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht wegen der Kürze, sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzehlungen herrschen solle, auf das Zeugniß des Quintilians, und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgend bey ihm findet.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beyfall, den la Fontaine mit seiner muntern Art zu erzehlen erhielt, machte, daß man nach und nach die aesopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bey den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiethe der Philosophie, und aus diesem hohlten sie die Lehrer der Redekunst in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bey den Neuern muß man das, was man von der aesopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen; bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es die Fabel zu einem anmuthigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst liessen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreisen; und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so viel als möglich auszuputzen, uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kömmt, wo ihm jene ἑρμηνεια ἀκατασκευος der Fabel so oft empfohlen worden, kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bey dem Batteux ein langes Verzeichniß von Zierrathen lieset, deren die Erzehlung der Fabel fähig seyn soll? Er muß voller Verwunderung fragen: so hat sich denn bey den Neuern ganz das Wesen

der Dinge verändert? Denn alle diese Zierrathen streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können; und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz seyn, als möglich. Alle Zierathen aber sind dieser Kürze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer seyn können: folglich streiten alle Zierathen, in so fern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieser Kürze, braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Thiere; damit sie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzuviel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Zierathen bestehen Erstlich in Gemählden, Beschreibungen, Zeichnungen der Oerter, der Personen, „der Stellungen." — Das heißt: Man muß nicht schlechtweg z. E. ein Fuchs sagen, sondern man muß fein sagen:

Un vieux Renard, mais des plus fins,
Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
Sentant son Renard d'une lieuë &c.

Der Fabulist brauchet Fuchs, um mit einer einzigen Sylbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der Poet will lieber von dieser Bequemlichkeit nichts wissen, will ihr entsagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen soll, eine lustige Beschreibung von einem Dinge zu machen, dessen ganzer Vorzug hier eben dieser ist, daß es keine Beschreibung bedarf.

Der Fabulist will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es also sorgfältig vermeiden, die Theile derselben so einzurichten, daß sie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zusammen genommen erkennen sollen. Vielweniger wird er eine solche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfliessen lassen, damit er unsere Aufmerksamkeit nicht von seinem Zwecke abbringe, oder wenigstens schwäche, indem er sie unter mehrere allgemeine moralische Sätze theilet. — Aber Batteux, was sagt der? „Die zweyte Zierath, sagt er, bestehet in den Gedanken;

„nehmlich in solchen Gedanken, die hervorstechen, und sich von „den übrigen auf eine besondere Art unterscheiden."

Nicht minder widersinnig ist seine dritte Zierath, die Allusion — Doch wer streitet denn mit mir? Batteux selbst gesteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieses nur Zie„rathen solcher Erzehlungen sind, die vornehmlich zur Belusti„gung gemacht werden. Und für eine solche Erzehlung hält er die Fabel? Warum bin ich so eigensinnig, sie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieser Nutzen seinem Wesen nach schon anmuthig genug ist, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freylich geht es dem la Fontaine, und allen seinen Nachahmern, wie meinem Manne mit dem Bogen*; der Mann wollte, daß sein Bogen mehr als glatt sey; er ließ Zierathen darauf schnitzen; und der Künstler verstand sehr wohl, was für Zierathen auf einen Bogen gehörten; er schnitzte eine Jagd darauf: nun will der Mann den Bogen versuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künstlers? Wer hieß den Mann, so wie zuvor damit zu schiessen? Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen, und seine Augen daran weiden sollen! Mit einem solchen Bogen schiessen zu wollen! — Freylich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mit samt ihrem Homer, aus seiner Republick verbannte, dem Aesopus aber einen rühmlichen Platz darinn vergönnte, freylich würde auch Er nunmehr zu dem Aesopus, so wie ihn la Fontaine verkleidet hat, sagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber, was geht es uns an, was so ein alter Grillenfänger, wie Plato, sagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdessen, da ich so sehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaassen gegen mich seyn wird. Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu belustigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in besondern Fällen übersehen wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtun-

* S. die erste Fabel des dritten Buchs.

gen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber itzt die Welt gleich nicht belustige; so könnte sie doch mit der Zeit vielleicht durch mich belustiget werden. Man erzehlet ja die neuen Fabeln des Abstemius, eben sowohl als die alten Fabeln des Aesopus in Versen; wer weis was meinen Fabeln aufbehalten ist, und ob man auch sie nicht einmal mit aller möglichen Lustigkeit erzehlet, wenn sie sich anders durch ihren innern Werth eine Zeitlang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieser Betrachtung also, bitte ich voritzo mit meiner Prosa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal aussagen läßt. Wenn ich mit der allzumuntern, und leicht auf Umwege führenden Erzehlungsart des la Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extremum verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelstrasse des Phädrus, und erzehlte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Versen? Denn prosaische Fabeln; wer wird die lesen wollen! — Diesen Vorwurf werde ich ohnfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im voraus darauf antworten? Zweyerley. Erstlich; was man mir am leichtesten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Versen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bey sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung, und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angebohrnen Sprache, sie mag seyn welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld ist also einzig und allein meine. Ich habe die Versification nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weise besorgen dürffen, das Sylbenmaaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen. Geschähe das, so wäre es ja um die Kürze gethan, und vielleicht noch um mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel. Denn zweytens — Ich muß es nur gestehen; ich bin mit dem Phädrus nicht so recht zu frieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er „seine Moral oft zu Anfange der Fabeln setze, und daß er uns „manchmal eine allzu unbestimmte Moral gebe, die nicht deutlich

„genug aus der Allegorie entspringe. Der erste Vorwurf betrift eine wahre Kleinigkeit; der zweyte ist unendlich wichtiger, und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beschuldigungen rechtfertigen; sondern meine eigne vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begehet. Wie viel Beweise will man? z. E.

Fab. 4. Libri I.

Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum &c.

Es ist unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich her nothwendig so getrübt, daß er sein Bildniß unmöglich darinn sehen können. Die griechischen Fabeln sagen: Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε; das braucht weiter nichts zu heissen, als: er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man sich vorstellen. Aphthonius bestimmt diesen Umstand noch behutsamer: Κρεας ἁρπασασα τις κυων παρ' ἀυτην διηει την ὀχθην; der Hund ging an dem Ufer des Flusses.

Fap. 5. Lib. I.

Vacca & capella, & patiens ovis injuriæ,
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Diese Ungereimtheit haben die Kunstrichter schon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß sie von des Phädrus eigener Erfindung ist. Im Griechischen ist diese Fabel zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (Ονα-γρος). Von dem wilden Esel ist es bekannt, daß er ludert; und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend ist ferner die Theilung bey dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Male afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortreflich hingegen ist sie im Griechischen! Der Löwe macht so gleich drey Theile; denn von jeder Beute ward bey den Al-

ten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staats, bey Seite gelegt. Und dieses Theil, sagt der Löwe, gehöret mir, βασιλευς γαρ ἐιμι; das zweyte Theil gehört mir auch ὡς ἐξ ἰσου κοινωνων, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν.

Fab. 11. Lib. I.

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, & admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras &c.

— — — —

Quæ dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuche; der Esel schreyet. die Thiere erschrecken in ihren Lagern, und da sie durch die bekannten Ausgänge davon fliehen wollen, fallen sie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch Einen Ausgang davon kommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall seyn? — Wie vortreflich fallen in der griechischen Fabel alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 9. Libr. IV.

Peras imposuit Iupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns diese zwey Säcke aufgelegt? Er ist also selbst Schuld, daß wir unsere eigene Fehler nicht sehen, und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unsers Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die bessern Griechen lassen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; sie sagen schlecht weg: Ανθρωπος δυο πηρας ἑκαστος φερει; oder: δυο πηρας ἐξημμεθα του τραχηλου u. s. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beschuldigung an einem andern Orte umständlicher zu erweisen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des **Phädrus**.

V.

Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moralischen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktische Philosophie: und würde ich mehr davon sagen können, als **Wolf** gesagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen itzt sprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen; indem sie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald sie zu erweitern, bald sie kürzer zusammenzuziehen ꝛc. Diese Uebung kann nicht anders als zum Nachtheil der Fabel selbst vorgenommen werden; und da jede kleine Geschichte eben so geschickt dazu ist, so weis ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die sich, als Fabel, ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzehlen läßt.

Den Nutzen, den ich itzt mehr berühren als umständlich erörtern will, würde man den **hevristischen** Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am besten durch eine andre Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott giebt uns die Seele; aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man, so viel als möglich, beständig in einerley Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen, und Acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Scienz in die andere hinüber sehen läßt; den man lehret sich eben so leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder

herab zu lassen: Der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die diesem allgemeinen Plane zu Folge angestellet werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung aesopischer Fabeln eine von denen seyn, die dem Alter eines Schülers am aller angemessensten wären: nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; sondern weil es unleugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden werden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste seyn muß. Dieses Mittel ist das **Principium der Reduction**, und es ist am besten, den Philosophen selbst davon zu hören: Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis:* quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula; nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguæ sæpe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem præsentem veniunt. Fabulæ aniles nugæ sunt, quæ nihil veritatis continent, & earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce æquipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in præsente nobis negotium est, & quas vel inviti in Philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus*.

Doch dieses Principium der Reduction hat seine grossen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntniß des Besondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftstellers folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte

* Philosophiae practicae universalis pars posterior §. 310.

der Natur zu machen, und diese in der niedrigsten Classe allen Vorlesungen zum Grunde zu legen*. Sie enthält, sagt er, den Saamen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Saamen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubet, nicht auf die blossen Eigenschaften der Thiere, und andern geringern Geschöpfe, sondern auf die Aesopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden, gesehen haben.

Aber auch alsdenn noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln Anfangs müssen mehr **finden**, als **erfinden** lassen; und die allmäligen Stuffen von diesem **Finden** zum **Erfinden**, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweyten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter sagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, insonderheit aber „auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden „Thiere aufmerksam seyn, und so oft etwas sonderbares und „merkwürdiges zum Vorschein kömmt, sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewissen „Charakter der menschlichen Sitten habe, und in diesem Falle „in eine symbolische Fabel ausgebildet werden könne**. Die Mühe mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß; indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darinn erkennen läßt.

Z. E. Die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: *Λεων και ὀνος, κοινωνιαν θεμενοι, ἐξηλθον ἐπι θηραν* — Hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen seyn! (Man sehe die achte Fabel meines zweyten Buchs) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (Man

* Briefe die neueste Litteratur betreffend 1 Theil S. 58.

** Critische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

sehe die siebende) Und so sind zwey Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führet, als Aesopus sich dabey gesteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn andrer Vögel geschmückt hatte, schliesst sich: και ὁ κολοιος ἠν παλιν κολοιος. Vielleicht war sie nun auch etwas schlechters, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe. (S. die sechste Fabel meines zweyten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie wenn das Stücke Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die funfzehnte) Wie wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdenn noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus, und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltnng als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herkules wird in den Himmel aufgenommen, und unterläßt dem Plutus seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es dem Herkules anständiger gewesen seyn, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweyte Fabel.)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr

Leben minder elend seyn zu lassen. Jupiter antwortet: τοτε αυτους απαλλαγησεσθαι της κακοπαθειας, όταν οὐρουντες ποιησωσι ποταμον. Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten lassen, und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigene Versuche zu schreiben.

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Sechster Band.

Berlin,
in der Voß'schen Buchhandlung.
1839.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

Erster Theil.

Einleitung.

Der Herr von N.** ein verdienter Officier, und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bey Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht, und seine Wundärzte empfohlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewisser militarischer Eckel vor politischen Neuigkeiten, trieben ihn, bey den ungern verlassenen Musen eine angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B** und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntniß der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn Fll. auf, sich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände gerathen, kann dem Publico zu wissen oder nicht zu wissen, sehr gleichgültig seyn. Ich theile sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten, nützlich seyn können.

Ihre Anzahl ist bereits beträchtlich, ob sie gleich ihren Anfang nur vor drey oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherstellung des Herrn von N.** fortgesetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt sie drucken zu lassen, wie und wenn ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichsten wöchentlich geschehen könnte; und ich lasse ihm seinen Willen. O.

I. Den 4. Jenner 1759.

Erster Brief.

Etwas werden Sie freylich nachzuhohlen haben; aber nicht viel. Die zwey gefährlichen mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, — und hundert sind noch zu wenig — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartesten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieses von uns Deutschen vor allen andern. Zwar hat der Krieg seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzunahe Geräusch der Waffen, die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedem nicht die beste Aufnahme erhielten, so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück. Man muß einem Soldaten sein unentbehrliches Geschäft durch die bejammernswürdigen Folgen desselben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem süssen Traume unterhalten, daß in unsern gesittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Proceß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrige Stände ungestöret läßt, und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erwecket. Lieber will ich für Sie auch die leichtesten Spuren der unter uns noch wandelnden Musen aufsuchen, und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachspüren, aus welchen sie, nicht längst, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben scheinen.

Die Umstände, unter welchen Sie diese Arbeit von mir verlangen, machen sie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich stolz zu seyn Ursache habe. Kann sich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerstreuungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilet hätte? rc. Fll.

Zweyter Brief.

Wenigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg.

Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie nicht noch übersetzen! Eben itzt habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — rathen Sie einmahl an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht errathen! — An Popen.*

Und in Prosa hat er ihn übersetzt. Einen Dichter, dessen grosses, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische in der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen solchen Dichter in Prosa zu übersetzen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte.

Es war auch ein blosser Buchhändlereinfall; wie der Uebersetzer selbst gestehet. Und was geht es diesem an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und selbst Geld zu verdienen denket? Freylich sollte so ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine bescheidenere Sprache führen, als unser Uebersetzer des Pope führet. Er sollte nicht sagen: „Ich habe mir eingebildet, meinen Dich„ter völlig zu verstehen, und mich darauf verlassen, daß meine „eigene kleine Dichtergabe, so geringe sie auch seyn mag, mir „zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so auszudrücken, „daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören —

* Herrn Alexander Pope sämmtliche Werke rc. Erster Band. Altona bey D. Iversen. 1758. in 8vo.

Denn je grösser er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm der Leser sein thörichtes Unternehmen aufmutzen, desto hönischer wird er ihm jeden Fehler verwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sey; und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist. — Was meinen Sie wohl, daß aus dieser feinen Anmerkung unter der Feder des Uebersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler übersetzt und sagt: „*In der That ist es sehr „unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und dennoch „unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet.

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster, dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrift den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und ist ihm in nichts nachzusetzen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks. (simplicity and propriety of style) Pope meinet, daß der Styl in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sey, als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Uebersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nehmlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keiner von den Alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen? **

Pope erzehlt die Geschichte seiner Autorschaft. Ich schrieb, sagt er, weil es mich angenehm beschäftigte; ich verbesserte, weil mir das Verbessern eben so viel Vergnügen machte, als das Schreiben; ich lies drucken, weil man mir schmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beyfall einen guten Namen*** verschafte. — Der Uebersetzer aber läßt ihn sagen: „daß ich „denen gefallen könnte, denen ich zu gefallen wünschte.“

* That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to find us so. In der Vorrede.

** Abhandlung von der Schäferpoesie 6. 7. der deutschen Uebersetzung.

*** Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Uebersetzer: Virgil der den Theokrit ausschreibt.

Dieses sind noch lange nicht alle Fehler, aus der blossen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nehmlich prosaischen, Stücken des ersten Bandes.* Urtheilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Uebersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen Wortfügungen anführt; wie er sich in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadelt, ist auf der 17ten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist; so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft seyn muß, den Wortverstand deutlich zu machen! ꝛc. Fll.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns nun schon den zweyten englischen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Palthen Uebersetzung der Thomsonschen Jahrszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Gesichte gekommen seyn. Nur ein Wort von seinen Fabeln des Gay.**

Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunstrichter aus den besten Fabeln des Aesopus abstrahiret haben. Bloß seine starke Moral, seine feine Satyre, seine übrigen poetischen Talente machen ihn, trotz jenen Regeln, zu einem guten Schriftsteller.

* In dem Vorberichte verspricht man die neun englischen Octavbände in sechs deutsche zu bringen, und in den ersten deutschen die Hälfte des zweyten englischen mit zu fassen. Am Ende aber hat man sich anders besonnen; und die Leser erhalten nicht einmal den ganzen englischen ersten Band in diesem ersten deutschen; denn es fehlet ihm noch der Epilogus zu Rowe's Jane Shore.

** Hamburg und Leipzig bey Grund und Holle 1758. in 8vo.

Schade um so vielmehr, daß so manche feine Satyre dem Uebersetzer unter der Arbeit verflogen ist! Und es muß eine sehr eilfertige Arbeit gewesen seyn! Sehr oft hat er sich auch nicht die Zeit genommen, die Worte seines Originals recht anzusehen. Wenn Gay sagt:

The Miser trembling lock'd his chest;

(der Geitzhals verschloß zitternd seinen Kasten) so sieht er lock'd für look'd an, und übersetzt: der Geitzhals blickte zitternd auf seinen Kasten.*

Das englische Cameleon rühmt sich, es habe eines jeden Höflings Leidenschaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion,

Und das deutsche sagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenschaft zu berühren. Dieses folglich ist kaum halb so geschickt als jenes. Verstehen etwa die deutschen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation? **

Gay beschreibt ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, sagt er,*** liebt das Befehlen; und die Frau das Widersprechen. Sich sklavisch zu unterwerfen, ist durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug ist ungemein fein, und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut was sie haben wollen. — Nun sehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder ihren „Willen haben, oder auch umwechselnd die Herrschaft führen. — O dreymal Glücklicher, dessen Gattin sich mit dem letztern begnügt!

Die kleinsten Partikeln werden oft unserm Uebersetzer zum Anstoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdriessen, daß ich mich mit solchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns, geht. Ein gewisser C. G. Bergmann hat Bolingbroks Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt,† und er ist es, von dem man sagen kan, daß er alles, was die Welt

* VI. Fabel. ** II. Fabel. *** XII. Fabel.

† Leipzig, bey Lankischens Erben in groß 8. 1758.

noch bis itzt von elenden Uebersetzern gesehen hat, unendlich weit zurück lässet. — Doch ich muß den Beweiß versparen. Er fordert mehr Raum als mir übrig ist. Fll.

II. Den 11. Jenner 1759.

Vierter Brief.

Unsere Uebersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären sie hierzu nicht ganz unfähig, so würden sie es fast immer, aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo sie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwanige Fähigkeit, daß ihr Leser oft mehrere als nur die gröbsten bemerkt; und die folgenden des Herrn Bergmanns sind gewiß nicht, erst durch die ängstliche Zusammenhaltung des Originals, entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar selbst durch ihre Studien weder weiser noch besser werden, andere aber in den Stand setzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Absichten zu studiren, von den Herausgebern verlegener Handschriften, den Wortforschern u. s. w. redet, gedenkt mit Beyfall eines Gelehrten, den man einst in der Kirche, in seiner Kapelle, unter der stückweisen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bey frommen Leuten nicht ungewöhnlich ist, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexiconsmachern versehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieses * mit folgender Uebersetzung: „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten „Mannes aus der christlichen Kirche gar sehr, der in seiner „Kapelle vergessen hatte, sich mit Gott zu beschäftigen, wie es „bey andächtigen Personen gar nichts unerhörtes ist, und der

* I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodness, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. *Letter I. p.* 6.

„unter andern besondern Danksagungen, wodurch er sich gegen „die Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbü- „cher verschafte." — — So viel Zeilen, so viel unverzeih- liche Fehler.

Bolingbroke fährt in seiner philosophischen Laune fort: Diese Leute wollen eben so gern berühmt seyn, als andere von grösseren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, so gut sie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmunterung, so lange sie nur bloß zusammentragen, und weder dabey witzig seyn, noch vernünfteln wollen.* — Und Bergmann fährt fort, zu verhunzen: „Diese Leute erwerben sich Ruhm so wohl als „solche, die höher sind als sie, durch diejenigen Mittel, so ihnen „Gott gegeben hat, denselben zu erlangen ꝛc. Sie verdienen aber „dennoch Aufmunterung, weil sie beständig zusammen tragen, „und weder auf Witz noch Vernunft Anspruch machen.

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten Zeitrechnung und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen, sagt er, etwas zu seyn, und sind nichts als Phantome; löse die Be- zauberung auf, (dissolve the charm) und sie verschwinden aus dem Gesicht, wie jene. — Hat ihn Bergmann verstanden? „Alle diese Systeme, läßt er ihn sagen, sind so viele bezau- „berte Schlösser; sie erscheinen als etwas, und sind nichts als „Erscheinungen. Ihre Reitze fliegen gleich diesen auseinander, „und verschwinden aus unserm Gesichte. —

O Bergmann ist ein ganz anderer Zauberer! Jene Stüm- per lassen verschwinden, was bloß da zu seyn schien. Berg- mann macht sein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, sind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollste aber ist dieses, daß er — — (wie soll ich mich gleich rund genug ausdrucken? Ich will, mit ihrer Er- laubniß, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen) daß er seinem Autor die **Krätze giebt, um ihn reiben zu können.** Das ist: er versteht ihn unrecht, und straft ihn in gelehrten

* These men *court* fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it — They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, or pre- ume to reason.

Anmerkungen, wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in seinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geschichte betrachtet. Er kömmt auf die sogenannte Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher, und sagt: Die hellenistischen Juden erzehlten von dieser Uebersetzung, um sie in Ansehen zu bringen, ja gar zu heiligen, eben so viel wunderbare Dinge, als die andern Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing, und von Simon dem Gerechten erzehlt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte. Diese heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geschichte; die Väter unserer christlichen Kirche liessen es sich nicht zuwider seyn, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus ꝛc. ꝛc. Diese heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke so? Was sonst, als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will sein elender Uebersetzer, daß er unter diesen Romanen die heiligen Bücher selbst, und nicht die jüdischen Fabeln von ihrer Erhaltung, und ihrer Verdollmetschung verstehe. „Hier sieht man, ruft er lächerlich aus, „die Folge„rung des Verfassers! Er hatte vorher ganz und gar nicht be„weisen können, daß die biblischen Bücher nicht schon da gewesen „wären, oder daß sie verfälscht worden, itzt aber nennt er sie „heilige Romanen, ohne uns zu sagen, wodurch sie sich in „Romanen hätten verwandeln können ꝛc.

Possen! Wir wissen es freylich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalierement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publicum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreyen Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervor kommen, und diese Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissenschaften, welche blos a limine salutandæ sind; so macht jener daraus: „welche man schon von weiten

„empfangen muß. Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marshams redet, redet jener von Marshams Sätzen, und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeinet wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studierte? Ob die Theologie?

Schade, daß sich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf, als die Kirche! Wäre es sonst nicht billig, daß man die Handlung, welche diese jämmerliche Uebersetzung drucken lassen, mit Gewalt anhielte, uns eine bessere zu liefern, und jene ins Maculatur zu werfen? Sie müßte sich des Schadens wegen an den Uebersetzer halten können.

Fll.

Fünfter Brief.

Der Uebersetzer des Gay hat sich zu gleicher Zeit auch als Verfasser gezeigt, und Versuche zu vergnügen,* herausgegeben. Ich denke so: mir nützlich zu seyn, möchte man so oft und viel versuchen, als man nur immer wollte; wenn ich nur die Versuche mich zu vergnügen verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen!

Der Lenz des Herr von Palthen scheinet eine Sammlung von alle dem zu seyn, was er bey Uebersetzung des Thomsonschen Frühlings, schlechteres gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomson und Kleist, und selbst Zachariä verschmähet haben. Er mahlt Mücken,** und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüsse mahle! Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt; er

* Erste Sammlung. Rostock und Wismar bey Berger und Bödner 1758. groß 8. Enthält 1) Der Lenz. 2) Uebersetzung des zweyten Buchs des Palingenius. 3) Project, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten. 4) Petrachs Leben in einem Sendschreiben an die Nachwelt von ihm selbst. 5) Lieder des Horaz. 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes. 7) Leben des Johann Philipp Palthenius.

** Seite 14.

scheint auch eine eigene Lust an schmutzigen und eckeln zu haben. — Die aufgeschürzte Bauermagd mit Blutdurchströmeten Wangen, und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgespannten Leiterwagen stehet, mit zackigter Gabel den Mist darauf zu schlagen. — Der erhitzte brüllende Stier, mit der breiten Brust, und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht stehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über sie herstürzt und unwiderstehlich sie hält. — Der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch löset, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brod hervor ziehet. — Die grunzende Sau, mit den fleckigten saubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzen für Ein Vomitiv!

Hier ist eine Herzstärkung! Ein Projekt zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzstärkung für mich; werden Sie „sagen." „Der Mann will mir das Handwerk legen! — Ach nicht doch! Er meint es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäische Staaten gefallen liessen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter ist? Aber, als jener alte Officier seinen Vorschlag zur Verkürzung der Processe that, und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth sich der Officier auch? — Doch dieses bey Seite! Wenn sich nun unter den europäischen Mächten Halsstarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollstreckende Völker, er hat militarische Execution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg; und Sie sollen Zeit genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald gesund!

Was soll ich Ihnen von seinen drey ersten Oden des Horaz sagen? Gleich vom Anfange heißt es:

> Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
> Mit heisser Achs zum Ziel gelanget.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigste. Sie mußten um das Ziel herum! — Lassen Sie uns nicht weiter lesen.

Und wie oft zeiget der Herr von Palthen, ich weis nicht, welche eingeschränkte Kenntnisse! = = Petrarch sagt von sich:* „Ich habe nie an Schmausen ein Vergnügen gefunden, sondern „habe bey mäßiger Kost und gewöhnlichen Speisen ein vergnüg„teres Leben geführt, als alle Nachfolger des Apicius." Und der Herr v. P. setzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier „auf den Apicius Caelius gezielet, welcher zehn Bücher von „der Kochkunst geschrieben rc. — Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer seyn? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anführen sollen, und würde unter drey berühmten Schlemmern dieses Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Projekt des Abts von St. Pierre zu einem beständigen Frieden, sagt der Herr v. P., sey ihm nicht zu Gesichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es ist unendlich sinnreicher als seines, und läuft auf eine proportionirliche Herabsetzung der Kriegsheere aller europäischen Staaten hinaus. Fll.

III. Den 18. Jenner 1759.

Siebender Brief.

Sie haben Recht; dergleichen schlechte Uebersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Critik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Critik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich. — Wenn durch eine grosse, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen; welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shaftesburys und Bolingbroks bey der Nachwelt machen!

Oder meinen Sie, daß bey einem so allgemeinen Schifbruche der Wissenschaften, die deutsche Gelehrsamkeit nur immerhin auch mit versinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilet! Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüte, wenn er wegen seiner Frucht

* S. 89.

zu schätzen ist. Unsere schöne Wissenschaften würden zu vergessen seyn; aber unsere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdenn an die Stelle der grossen Ausländer, und der noch grössern Alten treten müßten und könnten! **Klopstock** würde **Homer**; **Cramer**, **Pindar**; **Uz**, **Horaz**; **Gleim**, **Anakreon**; **Gessner**, **Theokrit**; **Wieland Lucrez** —

Wieland, **Lucrez**? So geht es, wenn man träumet! Es finden sich im Traume Dinge oft wieder zusammen, die man seit vielen Jahren, nicht miteinander gedacht hat. Herr **Wieland** hätte es längst gern aus unserm Gedächtniß vertilgt, daß er der Verfasser der **Natur der Dinge** ist, und aus dem meinigen schien es auch wirklich vertilgt zu seyn —

Erlauben Sie mir, Ihnen von diesem Manne, der ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns ist, mehr zu sagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenstande nicht zurückkehren. Denn warum schriebe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben, als Herr **Wieland**. Ich mag es nicht wieder erzehlen, was Leute, die ihn in K** B** persönlich gekannt haben, von ihm zu erzehlen wissen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an? Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterungen seiner Werke herzuhohlen. So viel ist unwiedersprechlich, daß jenes Lehrgedicht, und die **moralischen Briefe** uns den Herrn **Wieland** auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern, (mich plump auszudrücken) durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist; so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äussere Umstände veranlaßt worden, hat er sich, aus Absichten, mit Gewalt in seine itzige Denkungsart versetzen müssen, so bedauere ich ihn aus dem Innersten meiner Seele. —

Sie wissen es schon zum Theil, wie schlecht er sich gegen den Herrn **Uz** aufgeführet hat. — Herr **Uz**, nach der Freyheit, zu der jeder seines gleichen berechtiget ist, erklärte sich wider eine gewisse Art von Dichtern; Herr **Wieland** hielt sich beleidiget, und anstatt seinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schrift-

stellers anzugreifen, fiel er mit so frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Charakter desselben; brauchte so hämische Waffen; verrieth so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist,* daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte.

Er hatte sogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug seiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieser fand auch hier Gelegenheit, seine edle Mäßigung, seine philosophische Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel ist er allein Ursache, daß Herr **Wieland** in der Sammlung seiner prosaischen Schriften, aus der Zuschrift der Empfindungen des Christen, die härteste Stelle weggelassen hat.

Ich sende Ihnen hier diese Sammlung,** in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen **Wieland** nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet; welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen? Fll.

Achter Brief.

Auch mir sind unter den **Wielandischen** Schriften die Empfindungen des Christen das anstößigste gewesen.

Empfindungen des Christen, heissen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann, und haben soll. Und von dieser Art sind die **Wielandischen** nicht. Es können aufs höchste Empfindungen eines Christen seyn; eines Christen nehmlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre

* In der letzten seiner Sympathien; und hernach in der Zuschrift seiner Empfindungen eines Christen, an den Herrn Oberconsistorialrath Sack.

** Zürich, bey Orell und Compag. 1758. in drey Theilen. Enthält I. 1) Sympathien. 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe. 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. II. 1) Empfindungen des Christen. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menschen. 2) Gesicht des Mirza. 3) Zwey Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden. 4) Plan einer Academie, zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute. 5) Gespräch des Socrates von der scheinbaren und wahren Schönheit.

Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerte Geheimnisse verlieben, ein süsser Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sey.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denket, wirklich das dabey denket, was er dabey denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt: „Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! — „Schwarze Finsterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem „bebenden Erdkreis. — Die Sonne ist erloschen, die verlassene „Natur seufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem schwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesstille. — „Was seh ich? Erbleichte Seraphim schweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie schauen mit gefaltenen Händen, wie erstarret herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in schwarze Wolken. — O des bangen Gesichts! „Ich sehe, ich sehe den Altar der Versöhnung, und das Opfer, „das für die Sünde der Welt verblutet. — *

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefsinnige Geister gab, und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophiren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben wollen: so giebt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsiren können.

Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn **Wielands** oft annehmen, hat mich an **Petersens Stimmen aus Zion** wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwischen **Petersen** und **Wielanden** würde diesem auf keine Weise schimpflich seyn. **Petersen** war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann, und kein gemeines poetisches

* Empfindungen XIV. S. 99.

Genie. Seine Uranias ist voll treflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibnitz sie zu verbessern würdigte, nachdem er selbst den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erstgedachten Stimmen sind hundert prosaische Lieder, die er selbst Psalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drey und vierzigster Psalm.

„Wie ist die Welt doch so überweise worden! Wie hat sich die „Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleisches wafnet sich gegen die göttliche Ein„falt; und die Vernunft ficht wider den Glauben.

„Die Weltweisheit setzet sich gegen die göttliche Thorheit; sie „meistert Gottes Weisheit und verfälscht sein grosses Wort.

„Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum kommen sie auch „nicht dahin, wohin die Kinder kommen rc.

Zwey und achtzigster Psalm.

„Brüder! Lasset uns hingehen, und unser Leben lassen! Die „Wahrheit ist wohl werth, daß wir sie bis in den Tod bekennen!

„Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. „Er hat ein gut Bekenntniß bekannt vor Pontio Pilato. Er mußte „auch sterben, als ein Verführer —

„Gott sey Dank, daß wir nicht leben, wie die Uebelthäter! „Wir haben zwar unserm Gott gesündiget, aber nicht der Welt.

„Es ist recht und billig, daß uns unser Vater züchtiget; es ist „recht, daß er diesen Leib zerbricht.

„Wir müssen doch einmal unsere Hütten ablegen; warum nicht „itzt, da wir noch mit unserm Tode preisen unsern Gott?

„So wissen wir auch, daß der Tod seiner Heiligen bey ihm „hochgeachtet sey, und daß er ihm seine Lieblinge nicht nehmen lasse —

„Brüder! lasset uns nicht fürchten, wie die Heyden und Sünder „pflegen. Furcht ist nicht in der Liebe und in dem Glauben zu un„sern Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, so wollen wir nun auch „dem Herrn sterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Wasser gehen; er wird uns „nicht ungetröstet, noch ungestärkt lassen.

„Siehe! Wir sehen ihn, o wie freundlich ist er uns! Er führet uns „über den Tod! Halleluja! —"

Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wielands (seine Anbeter; er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetischere Stellen in seinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Herr Wieland ist reich an Blühmchen, an poetischem Geschwätze; Petersen an starken Gedanken, an grossen Gesinnungen; ohne Zwang, ohne Schwulst. Beyde haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edeln Einfalt gelassen, Wieland aber durch affectirte Tiefsinnigkeiten, durch profane Allusionen, verunstaltet hat.

Und gleichwohl sind Petersens Stimmen gar bald verachtet, und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer!

Fll.

Neunter Brief.

Ich habe über des Herrn Wielands Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute, einige Anmerkungen gemacht, die ich niederschreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bey seinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Diese, sagt er, setzten die Erziehung hauptsächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Absicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was sie καλοκαγαθια nennten, in welchem Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freyen und edeln Menschen von einem Sclaven und menschenähnlichen Thiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklichkeiten welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, flößte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten, nebst den besten moralischen und politischen Gesinnungen ein; in diesem Gesichtspuncte studirte man mit ihnen den Homer, und schmückte ihr Gedächtniß

mit den weisesten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philosophen der ältesten Griechen waren x. —*

Ich will vors erste bey einer Kleinigkeit stehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer sagt, das hat seine Absichten, und der Leser soll die Anwendung davon selbst machen. Er soll bey sich denken: Da es uns, Gott sey Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unsere Homere in dieser Absicht mit der Jugend gelesen?

Aber ehe ich mir selbst diese Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beschwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, seine historische Richtigkeit? Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen denen unter ihnen verstanden, welchen das Beywort καλοκαγαϑοι zukam?

Erinnern Sie sich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzehlet.** Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in seinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief sich z. E. wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitele, nur zeitverkürzende und schädliche Beschäftigungen rechnete, auf den Ausspruch des Hesiodus:

Εργον δ᾽ οὐδεν ὀνειδος, ἀεργειη δε τ᾽ ὀνειδος.

Keine Arbeit, sondern allein der Müssiggang ist schimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich seyn könnten, sich müßten gefallen lassen, zu gehorchen, und führte in dieser Absicht das Betragen des Ulysses an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, sagt Homer,*** sprach Ulysses mit freundlichen Worten zu, wo sich aber ein Geringerer unnütze machte, den schlug er mit seinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu seyn:

* Im dritten Theile. S. 101.

** Im ersten Buche seiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

*** Im 2ten Buche der Ilias, v. 189. u. f.

Δαιμονι', ἀτρεμας ἧσο, και ἀλλων μυθον ἀκουε,
Οἵ σεο φερτεροι εισι, συ δ' ἀπτολεμος και ἀναλκις,
Οὔτε ποτ' ἐν πολεμῳ εναριθμιος ὀυτ' ἐνι βουλῃ.)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus diesen Stellen? Sagten sie nicht, daß sie gefährliche Lehren enthielten? Daß Hesiodus alle Beschäftigungen billige, sie möchten noch so ungerecht und schimpflich seyn, wenn sie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendesten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deswegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit, als aus Bosheit gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabey für Richter voraus setzte; und ob diese Richter Leute seyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moralischen Absichten, gelesen hatte? — Fll.

IV. Den 25. Jenner 1759.

Zehnter Brief.

So ist es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage Klopstock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, so setzen Sie Bodmern an seine Stelle. —

Itzt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Hrn. Wielands fortzufahren. Die wichtigsten werde ich von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Hrn. D. entlehnen.*) —

Den schönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den über-

*) Dies ist Moses Mendelssohn, der sich in den Litteraturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete. Nicolai.

haupt herhaben? Er sagt zwar: „So viel ich mich der Beo„bachtungen erinnern kann, die ich bey Lesung ihrer Scribenten „gemacht.“ — Allein, ich besorge, sein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich gespielt. Wenigstens beweiset die Stelle des Xenophon, auf die er sich beruft, das gar nicht, was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Herr W., wurde von den Griechen für das nöthigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die, „welche uns lehret, was edel oder niederträchtig, was „recht oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit sey? Was „die Religion, was die menschliche Gesellschaft, was der Staat „in dem wir leben, was alle unsere übrigen Verhältnisse von „uns fordern?“ Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quæ ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civilium que rerum notitiam conducebat;* eine Philosophie, welche Aristoteles hernach unter dem Namen der exoterischen, von der wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fähret Herr W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit. — Auch dieses kan mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen studirten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredsamkeit, und dieser einzigen Kunst waren alle übrige Wissenschaften untergeordnet. Selbst Alcibiades, Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten, — hielt sich nicht zum Sokrates um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede ist, welche Philosophen von Profession werden wollten, versteht sich von selbst.

Es kann kein Vertrauen gegen den Hrn. W. erwecken, wenn man offenbar sieht, daß er seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht.

* A. Gellius XX, 5.

Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyschen Begriff eines Virtuosen, durch ihr καλος κᾳγαϑος ausgedruckt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses καλος κᾳγαϑος etwas anders bedeute, als was wir einen hübschen guten **Mann** heissen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: τι οὐν; οὐκ ἐδιδαξατο σε ὁ πατηρ και ἐπαιδευσεν ἁπερ ἐνϑαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων κᾳγαϑων πατερων ὑιεες; οἱον γραμματα τε και κιϑαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην αγωνιαν; Können hier καλοι κᾳγαϑοι Virtuosen heissen? Und was liessen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zitter spielen, ringen und andere körperliche Uebungen.

Doch es möchte seyn; Herr **Wieland** möchte immerhin, uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern, wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nennet, speiset er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt, und zum Theil recht herzlich seichte sind. Z. E.

Er sagt:* „Es soll von einem Kenner der Wissenschaften „die Ordnung bestimmt werden, nach welcher die verschiednen „Disciplinen und Studien, mit der Jugend getrieben werden „sollen; damit das, was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament „zu dem folgenden abgebe.“ — Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weis, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar, und müssen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik, oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen andern Wissenschaften vorangehen; allein sie supponirt die Psychologie; diese die Physik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. **Wieland** ganz und gar, und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung

* III. Theil, S. 128.

derselben. Hier, sagt unser D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den Baco gelesen? Ob er gesehen, wie sehr dieser Weltweise eine Wissenschaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menschlichen Erkentniß gelehrt werden? Ob er eine bessere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus besondern Wissenschaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abstrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle mit Nutzen anwenden lehret, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verstand aufkläret, und den Weg zu grossen und nützlichen Erfindungen bahnet? Ich will der itzigen Ontologie, fährt unser Freund fort, nicht das Wort sprechen. So wie sie in unsern philosophischen Büchern abgehandelt wird, ist sie für junge Leute zu hoch. Wenn sie aber der Lehrer wohl studiret hat, und bey dem Vortrage einer besondern Wissenschaft allezeit sein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die sich daraus absondern lassen; so wird er die Aussichten seiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichsam wie unter der Asche glimmet. Eine jede Wissenschaft in ihrem engen Bezirke eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit sich bey einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten.

Fll.

Eilfter Brief.

Herr Wieland verspricht uns seine besten und überlegtesten Gedanken von der Unterweisung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß sich während der Arbeit besonnen haben, daß auch seine schlechtern und übereilten Gedanken für die Deutschen schon gut genug wären. Die patriotische Verachtung, die er gegen seine Nation hat, läßt mich es vermuthen.

Der größte Fehler, den man bey der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet; und diesen hat Hr. W. am wenigsten zu ver-

meiden gesucht. Er scheinet vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der untersten Klasse von jeder Wissenschaft eine historische Kenntniß geben solle.* — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menschlichen Erkenntniß in die historische, philosophische und mathematische, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthiget sind. Die ersten beyden müssen ohnstreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folget. Das große Geheimniß die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen — (Herr Wieland hat es nur dem Namen nach gekannt) — bestehet einzig darinn, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeitz und Neubegierde; und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntniß gleich Anfangs bey, so schläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eignes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie, als das Warum zu wissen. Hat man uns nun unglücklicher Weise gewöhnt, diese beyden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bey jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältniß derselben auf die Wahrheit zu schliessen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unsern Augen alle ihre Reitzungen, wo wir nicht etwa bey reifern Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.

Wenn aber unser Freund, der sich hier durch mich erklärt, behauptet, man müsse die historische Erkenntniß nie ohne die philosophische gehn lassen; so redet er von der historischen Kenntniß solcher Dinge, die man durch Nachdenken heraus gebracht, und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in

* S. 131.

allen Wissenschaften demonstrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypothesen, die man angenommen, gewisse Erscheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künstliche Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen heraus gebracht hat. Diese historische Kenntniß der Wissenschaften allein ist es, die man für schädlich halten muß. Die historische Kenntniß der geschehenen Dinge aber kan durch keine Anstrengung des Genies heraus gebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müssen hier beschäftiget seyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kan. Daher ist es in der Natur der Seele gegründet, daß in Ansehung solcher Dinge, die historische Kenntniß den Grund legen muß; und hier ist ein neuer Fehler, den Herr **Wieland** begehet. Er sollte mit der Geschichte der Natur den Anfang machen, und diese allen Vorlesungen in der ersten Klasse zum Grunde legen. Sie enthält den Saamen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bey dieser Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterscheiden können, zu welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. Herr **Wieland** aber rechnet die Naturgeschichte mit zu dem Studium der Historie überhaupt, aus der er drey verschiedene Disciplinen gemacht wissen will.

Doch nicht genug, daß er den Wissenschaften, durch die vorläufige historische Kenntniß derselben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wissenschaften als Wissenschaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, sich aller trockenen Abhandlungen, abstracter Untersuchungen und scharfen Demonstrationen so lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer grossen Reife des Verstandes gelanget sind. — Aber man folge nur diesem Rathe, man sey nur so superficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieser grossen Reife des Verstandes nie gelangen werden. — Er schlägt dagegen vor, daß sich die Lehrer die Aesopische und Sokratische Methode eigen zu machen trachten sollen, weil diese „ihrer „Leichtigkeit und Anmuth wegen, der Wahrheit am leichtesten „Zutritt zu unserer Seele verschaffe.“ — Was für einen Be-

grif muß Herr Wieland von der Sokratischen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle wesentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? Seine Definitionen sind durchgehends richtig; und wenn seine Beweise nicht immer die strengste Probe aushalten, so sieht man wenigstens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachläßigung und Geringschätzung der trocknen Untersuchung von Seiten des Philosophen gewesen. Zu unsern Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der itzigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertiefsinnigsten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheinet. — Ich will geschwind schliessen; Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrages fragen. Fll.

Zwölfter Brief.

Es ist wahr, an einer andern Stelle * scheinet Herr Wieland die strengste Lehrart zu billigen, und es zu vergessen, daß er den Augenblick zuvor bloß auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie sich über diesen Widerspruch wundern? Es ist der kleinste von denen, die ihm entwischen. — Ich verspreche, ihn zu heben, (ob ich gleich noch nicht weis, wie?) wenn Sie mir vorher folgenden auflösen können.

Die christliche Religion ist bey dem Herr Wieland immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er sie in seiner Akademie will vorgetragen wissen? Ohne die „gewöhnliche Methode der Theologen, und die ungeschickte Eintheilung in Theologiam dogmaticam und moralem." Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeschickte Eintheilung! — Das schreibt nun Herr Wieland so hin! — Und doch ist diese Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es ist ganz etwas anders, die Lehren des

* S. 143.

Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, sie in dem Vortrage, der Ordnung und Deutlichkeit wegen, abzusondern. Durch dieses erhält jenes nicht den geringsten Vorschub. Wer sich aber, so ausdrücklich als Herr Wieland, darwider erkläret, der giebt zu verstehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache, und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehret wissen wolle. Herr Wieland wenigstens verräth diesen Vorsatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den „eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen andern, als mit Wor„ten der Schrift reden solle." — Und nun sind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schooß seiner Kirche aufgenommen! —

Dieses, und seine wiederholte Anpreisung des Shaftesbury, den er in seiner Academie zum claßischen Schriftsteller macht, werden hoffentlich unsere Theologen nicht ermangeln, in Betrachtung zu ziehen, bevor sie sich in das poetische Interesse des Herrn Wielands verwickeln lassen. Shaftesbury ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist. Und wenn er sonst auch noch so viel Gutes hätte; Jupiter verschmähte die Rose in dem Munde der Schlange. Fll.

V. Den 1. Februar 1759.

Dreyzehnter Brief.

Was ich unter des Herrn Wielands patriotischer Verachtung seiner Nation verstehe, werden Sie am besten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr Wieland redet von der Beredsamkeit der Kanzel, und bricht in die Frage aus: „Wie „lange wollen wir uns von den Franzosen beschämen lassen, „welche ihre Bossuets, Bourdaloue, Massillons, Trublets, „aufweisen können, da hingegen unsere größten geistlichen Red„ner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?"

Wenn doch dem Herrn Wieland diese einsichtsvolle Frage entwischt wäre, als er einem von unsern größten geistlichen Rednern seine Empfindungen zueignete! An eben dem Orte, wo er zu ihm sagt: „Es würde eine strafbare Undankbarkeit „seyn, wenn ich bei dieser Gelegenheit verschweigen wollte, mit „wie vieler Rührung und Nutzen ich den vertheidigten Glau-

„ben der Christen, für mich selbst, und mit andern gelesen, „und wie lebhaft mich diese herzrührende Selbstgespräche in dem „Glauben der christlichen Religion unterhalten haben.“ — An diesem Orte, sage ich, hätte er fortfahren sollen: Das ist nun zwar alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß Sie deswegen noch lange kein Bordaloue sind, noch lange kein Trublet! O der grosse Trublet! —

Aber ich glaube, ich fange an zu spotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr **Wieland** auch gesagt hätte, warum denn nun unsere **Mosheims** und **Sacks**, unsere **Jerusalems** und **Cramers**, gegen jene Franzosen gar nicht in Betrachtung kommen? Die Franzosen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; sie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der **Virtuose** spricht mehr aus ihnen; sie haben die körperliche Beredsamkeit bey ihren vortreflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner nothwendig sind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlasse, der mehr als dieses sucht, und es seinem Amte für unanständig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verstand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weis, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunst des erstern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk seyn müsse. —

Herr **Wieland** ist ja sonst weit mehr für die Engländer als Franzosen eingenommen. Wie kömmt es denn aber, daß er nur hier diese jenen vorzieht? Hier, in der Beredsamkeit, die man doch, nach seinen eigenen Grundsätzen, bey den Franzosen, wegen ihrer despotischen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erstrekt, am wenigsten suchen sollte? Kömmt bey ihm etwa auch ein **Tillotson** gegen die **Bourdaloue** und **Trublets** noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes **Demosthenische** Reden, nach der sich unsere geistlichen Redner zuerst gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Ist ihm nur der der größte Redner, der die Affekten seiner Zuhörer am geschwindesten erregen kann?

Ich habe nur erst neulich eine sehr vortreffliche Stelle über diese Materie gelesen. Sie stehet in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweitz* gekommen ist, daher man dem Herr **Wieland** um so viel eher darauf verweisen könnte. Erlauben sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theologus schreibet an einen jungen Geistlichen:

„Ich habe, sagt er, denjenigen Theil der Redekunst betrachtet, „welcher mit Regung der Affekten umgehet; und ich weis, daß diese „Kunst bey den Gottesgelehrten sowohl, als bey den fanatischen und „enthusiastischen Predigern in grosser Hochachtung ist, und daß man „viel Fleiß drauf wendet.

„Die zwey grossen Redner in Griechenland und Rom, **Demosthe**„**nes** und **Cicero**, beyde Demagogi in einer democratisch eingerichteten „Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander „unterschieden.

„Der erste, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern „Volke zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit „in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den „Verstand zu überzeugen. **Tullius** hingegen sahe mehr auf die Nei„gungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, „und blieb deswegen bey der pathetischen Beredsamkeit, welche die „Affekten erreget.

„Allein das Vornehmste, welches man hiebey beobachten muß, ist „dieses, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vor„haben hatten; denn bald suchten sie die Verurtheilung oder Losspre„chung einer angeklagten Person, bald wollten sie das Volk zum „Kriege bereden, bald bemühten sie sich ein Gesetz einzuführen, und „dergleichen; und alles dieses wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, „nach dem der Vortrag des Redners Beyfall fand. Hier war es un„umgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, „oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo **Tullius** war. Mit „dieses letzten Schriften machen sich junge Geistliche (ich meine die, „welche Autores lesen) insgemein mehr bekannt, als mit des **Demo**„**sthenes** seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was „insonderheit die Redekunst anlanget. Allein ich kann nicht sehen,

* Moralische Beobachtungen und Urtheile. Zürich, bey Orell, und Compagnie, 1757. in 8vo.

„wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von grossem Nutzen seyn
„könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebüh-
„rend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus,
„wo ich gewiß versichert bin, daß auch die gröste Beredsamkeit von
„dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüther haben wird, ja nicht
„einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern
„Morgen erstreckte.

„Was mich aber insonderheit veranlasset, die Art zu predigen, da
„man nur die Affekten zu rühren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil
„ich gesehen habe, wie schlechten Vortheil dieselbe geschaft. Ich kenne
„einen Herrn, welcher dieses als eine Regel beobachtete, daß er alle
„die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwan ein Punctum
„exclamationis gestellt hatte. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Pre-
„diger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich
„umsehen, einen grossen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit,
„und einen grossen Theil schlafend finden werden.

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht alle-
„mal anschlägt, massen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfor-
„dert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will,
„als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet.

„Ich bitte euch daher gar sehr, diese Kunst (im Fall ihr ja un-
„glücklicher Weise euch bereden solltet, daß ihr dieselbe besässet) sehr
„selten, und mit aller möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen rc."

Es wohnet mir eine dunkle Erinnerung bey, diese Gedan-
ken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sey wie ihm
wolle; der Schriftsteller, aus dem ich sie itzt entlehne, macht
folgende Anmerkung darüber.

„Es ist nicht zu leugnen, sagt er, daß diese Stelle von einer gros-
„sen Einsicht dieses Gottesgelehrten in die Wirkung der geistlichen Be-
„redsamkeit auf das menschliche Gemüth zeuget. Allein ist wohl keine
„Gefahr bey seinem Rathe, daß die Leute, dum vitant vitia, stulti
„in contraria currant? Mich bedünkt, die größte Kunst würde seyn,
„das Gründliche und das Pathetische (wo es die Natur der Sache
„erlaubt) dergestalt mit einander zu verbinden, daß dieses letztere stets
„seinen Grund in der Vorstellung des ersten behielte."

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des
Gründlichen und Pathetischen ist es, die unsern **Mosheim**

nach meinem Bedünken, einen sehr grossen Vorzug vor allen französischen Predigern giebt. Allein was geht Herr **Wielanden** das Gründliche an? Er ist ein erklärter Feind von allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätze verwandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie? Fll.

Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn **Wielands**? — Er verlernt seine Sprache in der Schweitz. Nicht blos das Genie derselben, und den ihr eigenthümlichen Schwung; er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen itzigen Schriftsteller, oder einen aus dem galanten Zeitalter **Christian Weisens** lieset. Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität, — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriste ist. **Linge**, sagt Herr **Wieland** so gar —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge, et pour leurs menus plaisirs vom Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben sollen. Sie sollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Messer und Gabel mit bringen. Jeder läßt seinen silbernen Löffel und zwey zinnerne Teller dem Instituto zurück. — Es ist in der That höchst lächerlich, wenn man den Herrn **Wieland** solche Kleinigkeiten im voraus feststellen siehet, und sich erinnert, daß er kurz vorher die allerwesentlichsten Puncte von der Hand gewiesen. Die Ordnung, z. E. nach welcher die verschiedenen Disciplinen mit der Jugend zu treiben sind, soll ein Kenner der Wissenschaften * für ihn bestimmen, und er kann sich selbst darüber nicht einlassen, weil er keine Instruction für die Lehrer

* S. 128.

schreibt. Aber der silberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen seine Richtigkeit haben, wenn sich das andere finden soll! Genaue Eltern, besorge ich nur, denen ein silberner Löffel keine Kleinigkeit ist, werden hierbey etwas vermissen; Herr **Wieland** nemlich hat ihnen zu sagen vergessen, was denn nun endlich das Institutum mit allen den silbernen Löffeln machen soll. Und das hätte er ihnen nun freylich wohl sagen müssen, und auch gar leicht sagen können; denn was ist augenscheinlicher, als daß eine **Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens, ein Löffelcabinet** haben muß? —)

Dieses noch im Vorbeygehen! — Wenn uns Herr **Wieland**, statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem schweitzerischen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdienet haben. Allein es scheinet nicht, daß er sich in diesem Felde mit critischen Augen umgesehen. Das einzige Wort **entsprechen**, habe ich ein oder zweymal mit Vergnügen bey ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagt er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten **entsprechen**. (respondent) Dieses **entsprechen** ist itzt den Schweitzern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn **Frisch** führet bereits eine Stelle aus **Kaysersbergers** Postille an, wo es heisset: **Die Getät und der Nom sollen einander entsprechen.**

Man muß den neuen schweitzerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie itzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. **Geßner** und **Zimmermann** unter andern, schreiben ungemein schön und richtig. Man merkt ihnen den Schweitzer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man andern, den Meißner oder Niedersachsen anmerkt. Herr **Wielanden** ist es daher um so viel mehr zu verdenken, wenn nur er seine Sprache in der Schweitz so vernachläßiget, daß ihm besonders gewisse eigenthümliche Ausdrücke gar nicht mehr beyfallen. Ist es z. E. deutsch, wenn er sagt: **Pygmalion schnitzte eine Venus aus Marmor?**

Die **Moralischen Beobachtungen und Urtheile**, aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort schon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu

verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas besonders auszudrucken scheinen; dergleichen sind hürisch,* ringsinnig,** abschätzig,*** Schik ꝛc.****

Und dem ohngeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen. Sie scheinen aus dem Beytrage einer ganzen muntern Gesellschaft entstanden zu seyn. Der herrschende Ton darinn ist Satyre und Humor. Folgende Beschreibung***** eines Husaren, bey Anlaß des Lobes eines Mädchens wird Sie belustigen:

„Die keusche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein erschrocknes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, „wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen „Husaren auf ihn zufliegen sieht. Welch ein Schauspiel! An seiner „Stirne steht geschrieben Mord, und die Blicke seiner Augen sind „alle vergiftete Spiesse. Er schiesset dieselben dicht wie einen Regen „von sich aus, und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grausame „behängt die Rüstung seines Pferdes mit sieben Todtenköpfen; drey „sind der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzusehen das Glück „haben; und viere pochen von vorne. Er hat sich zwischen denselben „hingesetzt, wie Thomas Kulikan auf seinen Thron; und wie Satan „von dem Herzen des Verräthers Besitz genommen hat, also hat er „sich mit dreistem Stolz auf sein Pferd geschwungen. Wer darf zu „ihm sagen: Gott grüsse dich? Alle hat er — abgenommen; sie bluten noch, und mit den kostbaren Tropfen, die herunter fallen, bezeichnet er seinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derselben gefärbet bleiben, um das Andenken dieses Zerstörers zum Abscheu zu „erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaschen. „Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, so achtet der Grausame sich besser gerüstet, als ein Gesandter, der bey seinem öffentlichen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf einmal „will sehen lassen, wie groß der sey, der ihn gesendet hat. O, daß „Tausende, spricht er, nur einen Hals hätten! Warum muß ich so „viel einzelne Köpfe spalten; und mein Saber noch hungern, wenn „ich ihn durch den dicksten Hals geschlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Brosamchen ins Maul wirft! Er verschluckt „es, er empfindet nichts dabey, und heischt mit gleich unverwandten

* S. 20. ** S. 22. *** S. 144. **** S. 179. ***** S. 136.

„Augen und hungernder Begierde die grosse Schüssel voll, die auf „dem Tische steht. Kommt, Brüder! spricht er, wenn er Menschen„köpfe zu spalten ausreitet, laßt uns sehen, wo wir Rüben zerhacken „können. Er trinkt Blut aus Hirnschädeln; sein Pferd tränkt er „auch damit, und wenn sein fürchterlicher Schnautzbart davon ge„röthet wird, so wischt er es nicht weg. Im Quartier spricht er „zum Wirthe: Gib, was du hast, und was du nicht hast, „das gib auch, — alsdenn sterbe; und zur Wirthin: Lebe du bis „Morgen, und spreite itzt ein Bett an, für mich und dich. „Wenn ihm ein Priester begegnet, so flucht er, und denselben Tag „will er nicht ausreiten, denn dieser Hund (sagt er) hat mir ein Un„glück vorbedeutet." — —

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abschreiben, weil sie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden sie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzer„macher, sagt der Verfasser, machen es gerade wie der nichtswür„dige Blifil in der Historie des Fündlings, welcher blos deswegen „in der Bibel gelesen, damit Tom Jones Schläge kriege! Fll.

VI. Den 8. Februar 1759.

Funfzehnter Brief.

Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erst gestern erfahren habe! Auch der Grenadier, unser Preußischer Barde, ist bey Zorndorf verwundet worden. — Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu schützen! — Doch sind seine Wunden so gefährlich nicht; sie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter: denn dieser hat bereits, und in einem weit ernstern Tone, als man von ihm gewohnt ist, den grossen Tag besungen. Das Gedicht gehet nur noch in der Handschrift hier unter seinen Freunden herum; und ich habe seiner noch nicht so lange habhaft werden können, es ganz für Sie abzuschreiben. Wollen Sie sich aber, bis dieses geschehen kann, mit einigen Fragmenten begnügen? — Es ist überschrieben:

An die Muse.

„Was siehest du so schüchtern nach mir her?
„Scheut eine Kriegesmuse, die den Held

verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas besonders auszudrucken scheinen; dergleichen sind hürisch,* ringsinnig,** abschätzig,*** Schik ꝛc.****

Und dem ohngeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen. Sie scheinen aus dem Beytrage einer ganzen muntern Gesellschaft entstanden zu seyn. Der herrschende Ton darinn ist Satyre und Humor. Folgende Beschreibung***** eines Husaren, bey Anlaß des Lobes eines Mädchens wird Sie belustigen:

„Die keusche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein erschrocknes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht, „wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen „Husaren auf ihn zufliegen sieht. Welch ein Schauspiel! An seiner „Stirne steht geschrieben Mord, und die Blicke seiner Augen sind „alle vergiftete Spiesse. Er schiesset dieselben dicht wie einen Regen „von sich aus, und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grausame „behängt die Rüstung seines Pferdes mit sieben Todtenköpfen; drey „sind der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzusehen das Glück „haben; und viere pochen von vorne. Er hat sich zwischen denselben „hingesetzt, wie Thomas Kulikan auf seinen Thron; und wie Satan „von dem Herzen des Verräthers Besitz genommen hat, also hat er „sich mit dreistem Stolz auf sein Pferd geschwungen. Wer darf zu „ihm sagen: Gott grüsse dich? Alle hat er — abgenommen; sie bluten noch, und mit den kostbaren Tropfen, die herunter fallen, bezeichnet er seinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derselben gefärbet bleiben, um das Andenken dieses Zerstörers zum Abscheu zu „erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaschen. „Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, so achtet der Grausame sich besser gerüstet, als ein Gesandter, der bey seinem öffentlichen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf einmal „will sehen lassen, wie groß der sey, der ihn gesendet hat. O, daß „Tausende, spricht er, nur einen Hals hätten! Warum muß ich so „viel einzelne Köpfe spalten; und mein Saber noch hungern, wenn „ich ihn durch den dicksten Hals geschlagen habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind ein Brosamchen ins Maul wirft! Er verschluckt „es, er empfindet nichts dabey, und heischt mit gleich unverwandten

* S. 20. ** S. 22. *** S. 144. **** S. 179. ***** S. 136.

„Augen und hungernder Begierde die grosse Schüssel voll, die auf
„dem Tische steht. Kommt, Brüder! spricht er, wenn er Menschen=
„köpfe zu spalten ausreitet, laßt uns sehen, wo wir Rüben zerhacken
„können. Er trinkt Blut aus Hirnschädeln; sein Pferd tränkt er
„auch damit, und wenn sein fürchterlicher Schnautzbart davon ge-
„röthet wird, so wischt er es nicht weg. Im Quartier spricht er
„zum Wirthe: **Gib, was du hast, und was du nicht hast,**
„**das gib auch, — alsdenn sterbe;** und zur Wirthin: **Lebe du bis**
„**Morgen, und spreite itzt ein Bett an, für mich und dich.**
„Wenn ihm ein Priester begegnet, so flucht er, und denselben Tag
„will er nicht ausreiten, denn dieser Hund (sagt er) hat mir ein Un-
„glück vorbedeutet." — —

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abschreiben, weil sie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden sie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzer=
„macher, sagt der Verfasser, machen es gerade wie der nichtswür=
„dige **Blifil** in der Historie des Fündlings, welcher blos deswegen
„in der Bibel gelesen, damit **Tom Jones** Schläge kriege! Fll.

VI. Den 8. Februar 1759.

Funfzehnter Brief.

Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erst gestern erfahren habe! Auch der Grenadier, unser Preußischer Barde, ist bey Zorndorf verwundet worden. — Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu schützen! — Doch sind seine Wunden so gefährlich nicht; sie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter: denn dieser hat bereits, und in einem weit ernstern Tone, als man von ihm gewohnt ist, den grossen Tag besungen. Das Gedicht gehet nur noch in der Handschrift hier unter seinen Freunden herum; und ich habe seiner noch nicht so lange habhaft werden können, es ganz für Sie abzuschreiben. Wollen Sie sich aber, bis dieses geschehen kann, mit einigen Fragmenten begnügen? — Es ist überschrieben:

An die Muse.

„Was siehest du so schüchtern nach mir her?
„Scheut eine Kriegesmuse, die den Held

„So tief in seine Schlacht begleitete;
„Mit ihm auf Leichen unerschrocken gieng,
„Wie Engel Gottes in Gewittern gehn;
„Ihm nachzufolgen, wo er war zu sehn,
„Zu forschen seine Thaten überall,
„Von Leich auf Leiche grosse Schritte that;
„Scheut eine solche Muse Blut zu sehn?
„Stimm an, verewige den grossen Tag,
„An welchem Vater Friederich sein Volk
„Errettete, durch göttlichen Gesang!
„Nimm die verwaiste Leyer von der Wand,
„Und mische starken Kriegeston darein,
„Und singe! Held, Soldat und Patriot
„Steh um dich her, und höre, lauter Ohr!
„Bewundernd Gottes Thaten, Friedrichs Muth,
„Wenn er sein Vaterland zu retten geht,
„Und lerne Gott und Friederich vertraun!
„Denn standest du, Berlin, nicht halb verzagt,
„Als der gekrönte Rächer nur verzog,
„Und Mähren uns, langsame Sieger, sah?

Von diesem Zeitpunkte hebet sich die Erzehlung des Dichters an. Er bewundert, nach einer kurzen Apostrophe des feindlichen Feldherrn, in der aufgehabenen Belagerung von Ollmütz, wo der gemeine Hause nichts als ein mißlungenes Unternehmen wahrnimt, eine besondere göttliche Vorsehung.

„Du aber, guter alter Marschall! warst
„In deinem Troja, Hektor. Friedrich selbst
„Gab deinem Namen Ewigkeit, und schrieb
„Ein andrer Cäsar, deine Thaten an!
„Doch Er, und Keith und Moritz waren mehr,
„Als Agamemnon, Nestor und Ulyß;
„Und hätten, ohn ein ungeheures Pferd,
„Durch Muth dich überwunden, nicht durch List,
„Wofern nicht Gott der Herr gewollt, daß wir
„Ablassen sollten.
„Hochgelobet sey
„Von uns, und deinem Friederich, o Gott!

„Daß du auf unsern ebnen Siegesweg
„Ein Ollmütz stelletest, und einen Held,
„Der wie ein braver Mann sich wehrete,
„In seine hohen Wäll und Mauern gabst.
„Denn gabst du es in unsre Hand, so war
„Kein Weg vor uns, als nach dem stolzen Wien;
„So hätten wir uns allzuweit entfernt,
„Von unserm Vaterlande, dessen Schutz
„Wir sind, nach dir, erhabner starker Gott!
„So wäre wohl der Jammer, das Geschrey
„Der Weiber und der Kinder, welche wir
„Zurückgelassen hatten, allzuspät
„Uns nacherschollen. Friedrich hätte wohl
„Des Vaterlandes Ruf und Rache nicht
„Zu rechter Zeit und Stunde, da gehört,
„Wo umzukehren war. Darum, o Gott,
„Sey ewig hochgelobt von uns und ihm!

Hier folget eine sehr poetische Beschreibung der Verwüstungen, die das Rußische Heer in den königlichen Staaten angerichtet. Ich habe nur folgendes Gleichniß daraus behalten:

— — — „Langsam zog es daher,
„Wie durch fruchtbares Feld in Afrika,
„Giftvoller grosser Schlangen Heere ziehn!
„Da steht auf beyden Seiten ihres Zugs
„Erstorbnes Gras, da steht, so weit umher,
„Als ihre Bäuche kriechen, alles todt.
„Von Memel bis Küstrin stand Friedrichs Land
„So da, verwüstet, öde, traurig todt!

Nun fährt er fort:

„Allein der Held vernahm zu rechter Zeit
„In seinem Haus von Leinwand, auf der Bahn
„Des Sieges, deinen bangen schwachen Ruf,
„O Vaterland! zu Gott und ihm! — Und stracks
„War sein Gedank allein an dich! Er gab
„Dem grössern Feind ein wenig Luft, und flog,
„Mit einem kleinen edeln Heldenheer
„Dahin, wo sein gequältes banges Volk

„Nach ihm sich umsah. — —
— — — „Da floh er hin!
„Kam an in dir, du Sitz der Musen, wo
„Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt, hielt still
„Vor einer niedern Hütte, saß das Roß,
„Das, einen solchen Held zu tragen, stolz,
„Nicht müde von dem langen Fluge war,
„Daselbst ein wenig auszuruhen, ab,
„Gieng in die offne niedre Hütte, fand
„Ein' arme fromme Wittwe, die zu Gott
„Für den Gesalbten eben betete,
„Saß neben ihr auf einen harten Sitz,
„Nahm einen Wassertrunk aus ihrer Hand,
„Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ
„Sein edles Heldenheer vorüber ziehn,
„Stieg auf, folgt ihm den Weg der Rache nach,
„Sah die Ruinen der getreuen Stadt —

Küstrin, dessen unglückliches Schicksal dem Könige Thränen erpreßt. —

— — — „Jedoch der Bach
„Der Heldenaugen floß zu lange nicht.
„Der Thränen Stelle nahm ein glüend Roth
„Im feurigen Gesicht; gerechter Zorn
„Entstand aus königlichem Mitleid stracks.
„Er wandte sich zu seinen Helden, schwur,
„Sein rächend Schwerdt zu zücken —

Zugleich nimt der König von dem Walle der unbezwungnen Veste, das Lager des Feindes in Augenschein, und fasset seinen Entschluß.

„Und Tages drauf, mit Sonnen Aufgang gieng
„Sein Heldenheer still über deinen Strom,
„Du Oder! Flossest du so sanft, weil Gott
„Es dir gebot, die Helden, die du trägst,
„Nicht aufzuhalten itzt auf ihrer Bahn?
„Sie singen deinem Gott ein Morgenlied,
„Und kommen wohlbehalten über dich.
„Was zittertet ihr achtzig Tausend da

„Beym Anblick unserer von Todesschaur?
„Welch eine tiefe Stille ward? Was war
„Das leisere Gemurmel unter euch?
„Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel
„Dich, Heer! — — —
„Als du den grossen Rächer kommen sahst,
„Die Blutfahn in der Hand, die er noch nie
„Dem edlern Kriegesfeind entgegen trug.
„Da standest du betäubt, erstarret, stumm,
„Die Augen weggewandt von dem, der kam ꝛc.
— „Bangigkeit und Furcht und Angst
„Fiel, plötzlicher als Zentnerschwere Last,
„In aller deiner grossen Helden Brust,
„Und grösser stets je mehr er näher kam.
„Zusammen steckend ihre Köpfe, stand
„Ihr grosser Haufe; Fermor schüttelte
„Sein graues Haupt dreymal; sie zitterten.
„Zuletzt war ihr verzweifelnder Entschluß
„Ein grosses Viereck und der Tod!

Und nun scheinet unsern Barden alle die Wuth, mit welcher er in der Schlacht gestritten, aufs neue zu befallen. Er wird so schrecklich, daß seinem Leser die Haare zu Berge stehen. — Aber warum mache ich Ihre Neugierde auf eine Stelle so rege, die ich Ihnen nicht mittheilen kann? Darauf fährt er kälter fort:

„So lange du, o Vater, vor uns her
„Die schreckliche Blutfahne trugst, und nichts
„In deiner Arbeit für das Vaterland
„Dein Leben achtetest, so lange floß,
„Für jede Thräne deines Volkes, Blut,
„So lange schlug das rächerische Schwerd ꝛc.

Aber auch unter Dampf und Tod blieb des Dichters helleres Auge unverdunkelt.

„Der Engel, der bey Lissa seinen Glanz
„Um den Gesalbten glänzte, war auch itzt
„Sein Schutzgeist. Näher sah ich ihn, als dort.
„Er trug im schönen Engelangesicht
„Des grossen Friedrich Wilhelms Mine ganz.

Endlich kömmt er auf seine eigene Verwundung; und diese Stelle ist eine von den allervorzüglichsten. Hier ist sie:

„Aus einem Strome schwarzen Mörderbluts
„Trat ich mit scheuem Fuß auf einen Berg
„Von Leichen, sahe weit um mich herum
„Nun keinen zu erschlagen mehr, stand hoch
„Mit hohem Hals, warf einen scharfen Blick
„Durch wolkengleichen schwarzen Dampf der Schlacht
„Nach dem Gesalbten, heftete auf ihn,
„Und den Gesandten Gottes, seinen Schutz,
„Die Augen und Gedanken fest. Und da,
„Da war es, Muse, (denn du warest nicht
„Wo nur erschlagen, nicht besieget ward)
„Als mich ein Mörder traf, als fast zugleich
„Der edle D***, der junge Held
„Und Patriot, hinsank, den schönen Tod
„Fürs Vaterland, nicht unwillkommen starb!
„Ich aber ihn zu sterben noch nicht reif,
„Mit dieser Wunde weggetragen ward.

Hiermit schliesset der Dichter:

„Sing es, o Muse, singe Gottes Zorn
„Und Friedrichs Muth. Indessen heilet sie
„Geschwinder. Dein Gesang besänftige
„Den Höllenschmerz, er mache, daß dein Arm,
„Der hier gebunden müßig liegen muß,
„Bald wieder frey sey, für das Vaterland
„Zu streiten! — — —

„Soll aber er nicht wieder streiten, soll
„Ich nicht den Friedensengel kommen sehn,
„Nicht im Triumph den unbesiegten Held
„Begleiten nach Berlin, nicht der Homer
„Des göttlichen Achilles werden; dann
„Dann, liebe Muse, weine nur um mich
„Ein kleines Lied; dann lebe wohl, o Welt,
„In welcher wider einen Friederich
„Der Erden Könige verschworen sind.

— Ich werde Sie selten mit einem bessern Briefe unterhalten können, als dieser ist. Auch ist das Gute darinn nicht meine. Fll.

Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* in die Hände gekommen. Lassen Sie sich in ihrer guten Meinung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Partheilichkeit und Tadelsucht vorgeworffen; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisirt hatte, anders verantworten? Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Critik für eine grausame Inquisition ausschreyen, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen, und die Fehler desselben eher bemänteln, als bloß stellen. In zwey Fällen bin ich selbst ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat; die besten Werke der Alten, zum Exempel. Zweytens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller, als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruhet nicht auf einzeln Schönheiten; diese einzelne Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen, und das Werk so, wie der Philosoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdenn muß man so gutherzig nicht seyn, und einer schönen Hand wegen, ein häßliches Gesicht, oder eines reitzenden Fusses wegen, einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darinn bestehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug.

* Leipzig, bey Dyk, in groß 8vo. bis zum 2ten Stücke des 4ten Bandes.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf; so bitte ich mir auch die Freyheit aus, verschiednes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größten Theils dahinaus lauffen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig, z. E. erinnern sie bey des Hrn. Prof. Gottscheds **nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst;*** und wie manches ist doch darinn, das man ihm nothwendig aufdecken sollte.

Können Sie sich einbilden, daß der Mann, welcher die **Hans Rosenblüts**, die **Peter Probsts** und **Hans Sachsens** so wohl kennet, nur denjenigen nicht kennet, der doch bis itzt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat; unsern **Johann Elias Schlegel**? Unter dem Jahr 1747 führt er die **Theatralischen Werke** desselben an, und sagt: „Hier stehen 1. Canut, „2. der Geheimnißvolle; 3. die Trojanerinnen; 4. des Sophokles Elektra; 5. die stumme Schönheit; 6. die lange Weile.“ Die beyden letztern stehen nicht darinn, sondern machen nebst dem Lustspiele, **der Triumph der guten Frauen**, welches er gar nicht anführet, einen besondern Band, welchen der Verfasser **Beyträge zu dem Dänischen Theater** benennet hat.

Und wie viel andere Unterlassungssünden hat Hr. Gottsched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek sehr streitig machen, „daß er etwas so vollständiges geliefert habe, als man sonst, „bey Sammlungen von dieser Art, von der Bemühung eines „einzigen Mannes kaum erwarten könne.“ — Nicht einmal die dramatischen Werke seines **Mylius** hat er alle gekannt; denn den **Unerträglichen** vermissen wir gar, und von den **Aerzten** muß er auch nicht gewußt haben, daß **Mylius** Verfasser davon gewesen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht genannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt er denn den Verfasser der **alten Jungfer**?

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden, — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste; aber auch das we-

* In dem ersten Stücke des dritten Bandes, S. 85.

nige finde ich bey dem patriotischen Κοπροφορῳ noch lange nicht alle. So fehlen bey dem Jahre 1747 gleich zwey Stücke, der Ehestand, und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn Anne Dore, oder die Einquartirung, ein Schäferspiel, in einem Aufzuge? Dieses Mensch kennet der Herr Professor doch ganz gewiß, und es ist gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bey Gelegenheit seiner Schaubühne erwähnet hat. Fll.

VII. Den 16. Februar 1759.

Siebzehnter Brief.

„Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek,* wird leugnen, „daß die deutsche Schaubühne einen grossen Theil ihrer ersten „Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.“

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es gerade zu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freylich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsre Staats- und Helden-Actionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsre Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereyen; und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und gröste Geist zu seyn. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsahe; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein Schweitzerischer Kunstrichter sagt, mit Kleister und Scheere seinen Cato; er ließ den Darius und die Austern, die Elise und den Bock im Processe, den Aurelius und den Wizling, die Banise und den Hypocondristen, ohne

* Des dritten Bandes, erstes Stück. S. 85.

Kleister und Scheere machen; er legte seinen Fluch auf das extemporiren; er ließ den Harlequin feyerlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlequinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen seyn. Und was für eines neuen? Eines Französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sey, oder nicht.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Grosse, das Schreckliche, das Melancholische, besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu grosse Einfalt mehr ermüde, als die zu grosse Verwickelung ꝛc. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführet haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht; wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonschen Cato für das beste Englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespear, keinen Johnson, keinen Beaumont und Fletscher ꝛc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespear, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen seyn, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweytens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheinet, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket.

Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespear ein weit grösserer tragischer Dichter als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung, und Shakespear in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Leer, als Hamlet xc. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerühret hätte, als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Copie sie ist, und von welchem der ganze Character des Orosmans entlehnet worden?

Daß aber unsre alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen; Doctor Faust hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespearsches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen Doctor Faust! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilet, in welchem gewiß ungemein viel grosses liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er! — Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt sich die dritte Scene des zweyten Aufzugs an.

[s. Band II, S. 491.]

Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch! Fll.

Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweyte Band des Meßias in der Bibliothek* mit vielem Geschmacke beurtheilet worden.

* Ersten Bandes, zweytes Stück. S. 291.

Ueberhaupt davon zu reden, bin ich auch dieser Meinung; ob ich gleich gegen wenig Recensionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen diese.

Der Abhandlung des Herrn Klopstocks von der Nachahmung des Griechischen Sylbenmaasses im Deutschen, hat der Kunstrichter zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Daß sie der Verfasser selbst ein blosses Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen sollen. Sie ist in ihrer Art kein schlechteres Fragment, als noch bis izt der Meßias selbst ist. Man sieht nur, daß noch nicht alles gesagt worden; aber was auch gesagt worden, ist vortreflich. Nur muß man selbst über die alten Sylbenmaasse nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock mehr im Vorbeygehen, als mit Vorsatz zu machen scheinet. Und so geht es, wenn ein Genie von seiner Materie voll ist, und die tiefesten Geheimnisse derselben kennet; wenn er davon reden muß, wird er selten wissen, wo er anfangen soll; und wenn er denn anfängt, so wird er so vieles voraus setzen, daß ihn gemeine Leser dunkel, und Leser von etwas besserer Gattung superficiell schelten werden. Es befremdet mich also gar nicht, daß auch den Kunstrichter in der Bibliothek, die Gedanken des Herrn Klopstocks nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der prosaische Vortrag desselben nicht allzuordentlich und angenehm vorkömmt. — Mir gefällt die Prosa unsers Dichters ungemein wohl; und diese Abhandlung insbesondere ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.

So gar hat der Kunstrichter die allerwichtigste Erinnerung des Herrn Klopstocks gänzlich übersehen. Sie betrift das Geheimniß des poetischen Perioden; ein Geheimniß welches uns unter andern den Schlüssel giebt, warum alle lateinische Dichter, in Ansehung der Harmonie, so weit unter dem Virgil bleiben, ob gleich jeder ihrer Hexameter, vor sich betrachtet, eben so voll und wohlklingend ist, als jeder einzelne des Virgils.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopstocks hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopstock der erste sey, der

deutsche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr Gottsched hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottscheden, setzen noch belesenere hinzu, Heräus. — Aber auch Heräus ist nicht der erste; sondern diesen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Uebersetzer des Rabelais* entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frey dieser mit seinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze nun gehöret auch, am Ende des zweyten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern, das, wie es scheint, ein scherzhaftes Heldengedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind, nach der damaligen Zeit recht sehr gut, und der Uebersetzer sagt, er führe sie deswegen hier an: „Dieweil daraus die Künst„lichkeit der Teutschen Sprach in allerhand Karmina bescheint; „und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechs„mäßiger Sylbenstimmung, und silbenmäßigen Sechsschlag, „weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein essen „wollten,) forthin weiche. Er fährt in seiner poßierlichen Sprache fort: „Wenn sie schon nicht die Prosodie oder Stimmäßigung „also Abergläubig, wie bey ihnen halten, so ist es erst billig, „denn wie sie ihr Sprach nicht von andern haben, also wollen „sie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat ihre „sondere angeartete Tönung, und soll auch bleiben bey dersel„ben Angewöhnung. Ich weis, daß Sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so:

Fahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein wutiges G'müthe.
Laß dich versicheren die kluge himmlische Güte,
Daß du nit frefelich ohngefehr fährst auf hohen Sande,
Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preise,
Das jaget ein oftermal zu sehr in spöttliche Weise.
Sintemal wir Reimenweiß understan ein ungepflegts Dinge,
Daß auch die Teutsche Sprach süßiglich wie Griechische springe.
Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen,

* Die Uebersetzung ist 1617 gedruckt.

Werd ich benötiget höhere Hülf zu gewinnen.
Dann drumb sind sonderlich aufgebawt die himmlische Feste,
Daß allda jederzeit Hülf suchen Irrdische Gäste.
O mühsame Musen, Tugendsame und Mutsame Frawen,
Die täglich schawen, daß sie die Künstlichkeit bawen,
Die keine Müh nimmermehr schewen zu fördern diese,
Sondern die Müchlichkeit nehmen für Müßigang süsse,
Wann ihr dieselbige nach Wunsch nur fruchtwarlich endet.
Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Förderuuß sendet,
Durch euere Mächtigkeit,, damit ir Gemüter erregen,
Da sie ergaistert nützliches was öffenen mögen,
Zu unserem jetzigen grossen vorhabenden Werke,
Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menschlicher Stärke,
Des streitwaren Hackenback ꝛc.

Die Fortsetzung folgt künftig.

VIII. Den 22. Februar 1759.

Beschluß des achtzehnten Briefes.

Es nennt sich unser deutscher Uebersetzer des **Rabelais**, **Huldrich Elloposcleros**, und es ist höchst wahrscheinlich, daß **Johann Fischart** unter diesem Namen verborgen liegt. Ελλοψ heißt stumm, und ist bey den griechischen Dichtern das gewöhnliche Beywort der Fische, daher es auch oft für sich allein einen Fisch bedeutet; und ἐλλοποσκληρος* folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Looß der Fische getroffen, der von Fischart ist. Und was kann einander ähnlicher seyn, als dieser deutsche **Rabelais**, und der deutsche Bienenkorb des **Philipp von Marnix**, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fischart übersetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fischart noch eine Zueignung an die deutsche Nation vorher gehen. Sie ist in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bey welchen letztern, dieses Besondere ist, daß nicht allein Pentameter mit Pentamenter,

* Von dem angeführten Ελλοψ nehmlich, und κληρος **das Loos**; so wie βαθυκληρος, Ναυκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es von Ελλοψ und σκληρος **hart** herleiten können, daß es so viel hiesse, als **Fischhart**, zusammengezogen **Fischart**.

sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimet. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerksam zu seyn.

Dapfere meine Teutschen, redlich von Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von grosser streitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerstand:
So wer es euch allesampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
Drumb dieselbige sonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,
Und hof solch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Neweruug die er sagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt wiederumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem ersten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher Sprache,
Der erst solch unterweist, frembde Völker allermeist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Künste,
Allein sehr stolziglich, gepranget unbilliglich:
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Sylbenmaaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus ist lange so sinnreich nicht, wenn er zu seinem Helden sagt:

Lehrst du die Deutschen dein Reich wie Römer verfechten,
Darf ja der Deutschen ihr Reim römischen ähnlicher seyn.

Verschiedene Jahre nach Fischart hat Alsted in seiner Enkyklopädie wieder ein Muster von deutschen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erste gehalten. Die erste Ausgabe der Enkyklopädie ist von 1620 in Quart, und in dieser findet es sich noch nicht, sondern erst in der nachherigen vollständigern Ausgabe in Folio.

Von Alsteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutschen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunst, wo doch Muster in andern lateinischen Sylbenmaassen, in dem Alcaischen zum Exempel vor-

kommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wissen, ist deswegen gut, um bey gewissen Lesern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen. Fll.

Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unsern Meßias zurück. — Der Kunstrichter tadelt an dem Dichter unter andern,* „daß er zuweilen „seine Wortfügungen dermassen verwirre, daß sich die Beziehung „der Begriffe auf einander verliere, und sie dunkel werden müß„ten." Er führet folgendes Beyspiel an:

Feyert! Es flamm Anbetung der grosse, der Sabbat des Bundes,
Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund ist gekommen.

und setzt hinzu: „Wer diese zwey Verse ungezwungen erkläret, „erit mihi magnus Apollo, und wann er eine natürliche Con„struction darinn entdecken kann, Phyllida solus habeto. — Mit dem Tadel selbst kann es hier und da seine Richtigkeit haben; aber das Beyspiel ist unglücklich gewählt. Lassen Sie mich versuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Construction ist diese: Feyert! Der grosse Sabbat, der Sabbat des Bundes flamme Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde ist gekommen! Und was ist denn hier unnatürliches? Etwa dieses, daß das Subject hinter seinem Zeitworte steht, und das Zeitwort durch das vorgesetzte Es zum impersonali geworden zu seyn scheinet? Aber was ist in unserer Sprache gewöhnlicher als dieses? Hat der Kunstrichter nie das alte Lied gehört: Es woll uns Gott genädig seyn? Und hat Herr Klopstock nicht eben so wohl sagen können: Es flamme Anbetung der grosse Sabbat des Bundes? Die Construction ist also gerettet, und der Kunstrichter mache sich immer fertig, mich als seinen grossen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweydeutig seyn? Eloa kömmt vom Throne Gottes herab, und ruft durch die Himmel daß itzt der Versöhner zum Tode geführet werde. Diese Stunde der Nacht, wie sie in der folgenden Zeile heißt, nennet Eloa den grossen Sabbat des Bundes, und von diesem will er, daß er durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. — —

* Des ersten Bandes, zweytes Stück. S. 328.

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weise diese Recension des Meßias bey weitem so unterrichtend nicht geworden ist, als sie wohl hätte werden können. Ihr Verfasser hat die Originalausgabe dieses grossen Gedichts nicht gekannt, die nun schon vor vier Jahren, in der Königlichen Druckerey zu Koppenhagen* veranstaltet worden. Sie bestehet aus zwey prächtigen Bänden; aber die Pracht ist das geringste ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält eine Abhandlung von der geistlichen Epopee und die ersten fünf Gesänge; der zweyte enthält die fünf neuen Gesänge, und die schon erwehnte Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaasse. — War diese Ausgabe vielleicht zu kostbar, daß sich die Liebhaber in Deutschland mit dem Hallischen Nachdrucke begnügen lassen? Oder haben die Herren Buchhändler sie vorsätzlich unterdrückt? Man sagt, daß sie es mit gewissen Büchern thun sollen. — Was läge unterdessen daran, wenn nur das Publicum bey dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis itzt verlieret. Man hat nur den zweyten Band nachgedruckt, und den ersten gar keiner Achtung gewürdiget. Gleichwohl enthält er, wie gesagt, eine besondere neue Abhandlung, und die Gesänge selbst sind an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden.

Veränderungen und Verbesserungen aber, die ein Dichter, wie Klopstock, in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleisse studieret zu werden. Man studieret in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln.

Sie sind itzt nicht in den Umständen, daß Sie selbst diese Vergleichung der ersten und neuern Lesarten anstellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit sehr angenehm beschäftigen würde. Erlauben Sie mir also, Ihnen noch eines und das andere davon zu sagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beyspiele des bestimmtern Sylbenmaaßes, der reinern

* Im Jahr 1755. in groß Quart.

Wortfügung, und der Wahl des edleren Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo sie den Perioden zu schwerfällig, oder zu dunkel machten, aufgelöset. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt,

Daß er noch durch so viele Jahrhunderte, seit der Erschaffung
In der ersten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte

heißt nunmehr die letzte Zeile

In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donnerer anschuf.

Oder wo er sonst den Zophiel sagen ließ:

— — — Verkündigt der dampfende Nebel
Seine von allen Göttern so lange gewünschte Zurückkunft

heißt es itzt:

Seine Zurückkunft, auf welche die Götter so lange schon harrten.

Und so in hundert andern Stellen, mit welchen die Feinde der Mittelwörter nun weniger unzufrieden seyn werden. — Gewisse Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben ausgesuchtern weichen müssen. Wo es vorher hieß:

Wische dem Knaben die Zähre vom Antlitz

oder:

Wischet mit mir, wenn er stirbt, das Blut von seinem Gesichte

ist beydemal für wischen, trocknen gesetzt. Das Wort Behausung, welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen Abschied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es stehen geblieben. Ich weis zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopstock wider dieses alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas darwider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören besonders nicht wenige besser ausgemahlte Beschreibungen; dergleichen diese, wo von den Geistern der Hölle im zweyten Gesange gesagt wird:

— — — Sie gingen und sangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unsterblichen Schande verdammet.
Unterm Getöse gespaltner (sie hatte der Donner gespalten!)
Dumpfer, entheiligten Harfen, verstimmt zu Tönen des Todes
Sangen sie 2c.

da es vorher bloß geheissen:

Unterm Getöse vom Donner gerührter entheiligter Harfen
Sangen sie.

Von eben der Art sind auch folgende Zeilen.

Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld also reden,
Wollt itzt, von den Höhen des Throns, der thürmenden Felsen
Einen gegen ihn schleudern; allein die schreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin —

Die alte Lesart hatte:

Itzt wollt er auf ihn donnern, allein die schreckliche Rechte rc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß sehr schön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jesu beschließt, und sagt:

Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwesung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen ausstreun.
Seht den Entwurf von meiner Entschließung. So rächet sich Satan!

heißt es nunmehr weiter:

Satan sprach es. Indem ging von dem Versöhner Entsetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen Gräbern der Gottmensch.
Mit dem Laute, womit der Lästerer endigte, rauschte
Vor den Fuß des Meßias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte
Hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke sandt' er dir, Satan, Entsetzen!
Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts versank die Hölle,
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So schreckt ihn der Gottmensch.
Und ihn sahe der Abgrund und blieb vor Bewundrung stille rc.

Aber auch die Kunst auszustreichen verstehet Herr Klopstock, und es sind manche Zeilen weggefallen, die sich seine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen lassen, wenn er sie ihnen nicht selbst genommen hätte. Es sind meistentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben, als es z. E. seyn sollte, wenn Adramelech sagte:

Dann würg ich nicht die vernünftigen Wesen, wie Satan, nur einzeln;
Nein zu ganzen Geschlechtern! Die sollen vor mir sich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen, und winden und jammern,
Wenn sie sich winden, und krümmen und jammern, so sollen sie sterben.

so klein war es in der That, und der Dichter hat sehr wohl daran gethan, daß er die beyden letztern Zeilen in eine gezogen:

Die sollen vor mir sich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen und winden, und sterben.

Und wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art! Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie, oft anstatt der Critik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß. Was geht es diesem an, daß einem Schwachgläubigen die wütenden Entschliessungen des Adramelechs, zu Ende des zweyten Gesanges, anstößig gewesen sind oder seyn können? Soll er sich deswegen die vortrefliche Stelle rauben lassen, wo dieser rasende Geist auch die Seele des Meßias zu tödten sich vornimt?

Und wenn der Ewige sie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er sie sich zu verherrlichen schuf: so soll er voll Jammer
Um sie in einsamer Ewigkeit klagen! Drey schreckliche Nächte
Soll er um sie klagen! Wenn er sich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drey schreckliche Nächte kein Seraph sein Angesicht sehen!
Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinsterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott seyn!

Und solche Stellen haben mehrere weichen müssen, die ich mir alle sorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern ist der Character des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal so unbestimmt geworden, als er vorher war. Er war schon anfangs sehr schielend, und nun weis man vollends nicht was man daraus machen soll. Auch sogar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, sattsam geheiliget hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbesserung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirksamsten gewesen, ist die, welche er mit der

Rede des Vaters im ersten Gesang vorgenommen. Es ist der Anständigkeit gemäß, daß sich Gott so kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verstieß wider diese Regel viel zu sehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da sagt, gesagt werden; und der Dichter ist nunmehr also auf das Mittel gefallen, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen, und das Uebrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für sich selbst aber hat er meinen Beyfall nicht. Fll.

XII. Den 22. März. 1759.

Dreyßigster Brief.

Die Fabeln des Rabbi Berachja Hanakdan,* oder wie er mit seinem ganzen Namen heißt: Berachja Ben=Natronai Hanakdan, haben ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, und Sie wünschen mehrere von den eigenthümlichen Erfindungen dieses Fabulisten zu lesen.

Vorher lassen Sie sich einen lustigen Fehler erzehlen, den Herr Professor Gottsched mit diesen Fabeln gemacht hat. Weil sie ihr Verfasser Fabeln der Füchse zu nennen für gut befunden, so hat Herr Gottsched den schönen Einfall gehabt, sie für eine Uebersetzung des Reineke Fuchs** auszugeben. Hören Sie nur, was er sagt: „Die zweyte Uebersetzung ist eine Hebräische, die unter dem Titel Mischle Schualim, die Fabeln „von Füchsen 1557 zu Mantua gedruckt worden. Der Verfasser ist Rabbi Barachias Ben=Natronai gewesen. Nun meinet „zwar Morhof, es wären auch andere Fabeln von andern „Thieren darinnen; folglich möchte es nur ein Aesopisches Fabelbuch seyn. Allein im Reineke Fuchs kommen ja auch andere „Fabeln von Thieren vor: und warum hätte man den Fuchs „auf den Titel gesetzt, wenn seine Geschichte nicht die vornehmste „darinn wäre."

Hätte Herr Professor Gottsched nicht in dem Wahn gestanden, daß ein Autor auch zu derjenigen Zeit müsse gelebt haben,

* Bibliothek d. sch. Wiß. III Band. 1tes St. S. 73.

** In der Vorrede zum Reineke Fuchs S. 43.

wenn seine Schrift das erstemal gedruckt worden, so würde er vielleicht nachgeschlagen, und diesen Irrthum nicht begangen haben. Er würde gefunden haben, daß Berachja Hanakdan bereits am Ende des dreyzehnten, und zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt, und also unmöglich das Werk eines Schriftstellers aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, dergleichen der Reineke Fuchs nach seinem eigenen Vorgeben ist, übersetzen können.

Ferner muß der Herr Professor gar nicht wissen, wie fast alle Büchertitel der Rabbinen beschaffen sind. Sonst würde er von dem Titel auf das Buch mit solcher Zuversicht nicht geschlossen, noch Morhofen sein entscheidendes Allein in den Tag hinein, entgegen gesetzt haben. Morhof hatte das Buch ohne Zweifel gesehen; und hier, wo es gar nicht selten ist, kann es jeder zu sehen bekommen, und sich mit eigenen Augen überzeugen, daß es kein Reineke Fuchs ist. Es sind Aesopische Fabeln, die gar keinen Zusammenhang unter sich haben, und die Hanakdan, wie er auf der letzten Seite selbst sagt, deswegen Fabeln der Füchse genennet hat, weil die Füchse unter den Thieren, die ihre Rollen in der Fabel spielen, die allerklügsten wären.

Es sind aber mehr neue und dem Rabbi eigene Erfindungen darunter, als Sie vielleicht aus der Nachricht, welche die Bibliothek davon ertheilet, vermuthen dürften. Hier sind einige derselben mit welchen Sie in den Sammlungen der Aesopischen Fabeln nichts ähnliches finden werden. Von den Schwierigkeiten der Uebersetzung, sind Sie bereits unterrichtet.

Die XIX. Fabel.

Die zwey Hirsche und der Mensch.

Ein geheimnisvoller Thor wird oft für weise gehalten, und in den Rath der Verständigen gesetzt. — Zwey Hirsche standen am Ufer eines Baches, und schienen sich einander Geheimnisse in die Ohren zu flistern. Ein Mensch ging auf der Heerstrasse, und die Neubegierde trieb ihn zu ihnen hin. „Warum redet ihr so leise, Freunde? fragte er. In „dieser Einsamkeit wird euch niemand belauschen.“ — Wir entdecken uns eben keine grossen Geheimnisse, war die Antwort. Die wichtigste Ursache warum wir hier bey einander stehen, ist die lange Weile.

Die XXVIII. Fabel.

Die Maus, die Sonne, die Wolke, der Wind und die Mauer.

Ein Stutzer unter den Mäusen dachte bey sich selbst: Siehe! es ist nicht gut alleine zu seyn; doch finde ich unter allen Thieren keine Frau, die mir gefällt. Ich möchte eine schöne, gütige und vornehme Frau, die mir aber nichts verzehret. — Wo finde ich diese? — Wohlan! ich will die Sonne heyrathen. Was kann dieser an Glanz und Herrlichkeit gleichen? Die Sonne bringt Licht und Erquickung auf ihren Flügeln, wenn alle Bewohner der Erde in Finsterniß eingehüllet schlummern. — So eben ging die Sonne auf. Unsere Maus ward entzückt, und sprach: „**ich habe dich je und je geliebt, und will dich „zu mir ziehen aus lauter Gewogenheit,** (Jer. XXXI, 3.) Ich „will dich zur Frau nehmen, Sonne! — Du bist nicht klug, Maus! versetzte die listige Sonne. Willst du ein Licht wählen, das alle Augenblick verlischt? Siehe! die Sonne scheinet, und gehet wieder unter. Wie oft werde ich nicht von den Wolken verdunkelt? Die Wolken, Maus! sind weit über mich. Erhebe deine Wünsche zu ihnen; so wirst du glücklicher seyn. Die Maus eilete zu einer Wolke hin: „ich „habe mir Mühe gegeben, und dich gefunden, meine Liebe, meine „Schöne, meine Braut! Komm! du sollst meine seyn; ich werde dich „nie verlassen." — Wenn du mich heyrathest, antwortete die Wolke, so mußt du flüchtig und unstät herum wandern. Mich treibet der Wind, wohin es ihm gefällt. Laß von der Magd ab und wähle dir die Frau, denn ich bin dem Winde unterthan. — Sie suchte hierauf den Wind, und fand ihn in einer Wüsten. Komm mit mir aus dieser Einöde, rief sie, komm! Ich habe dich unter allen Geschöpfen mir zur Frau erlesen. — O du betriegst dich sehr, antwortete der Wind, wenn du mich vielleicht für mächtig hältst! Siehe! ich mag toben wie ich will, so trotzt mir eine jede gemeine Mauer, und stehet aufrecht. Die Mauer würde dich weit glücklicher machen als ich. — Sie machte endlich auch der Mauer ihren Liebesantrag, und sagte, daß die Sonne, die Wolke und der Wind sie zu ihr schickten. — Gehe! antwortete die Mauer zornig. Wollen sie meiner spotten, weil ich mich nicht so gut bewegen kann, als sie? Sie sollten Mitleiden mit mir Elenden haben. Die Mäuse durchgraben meinen Grund, und machen sich allenthalben freye Durchwege. Jetzo haben mehr als zwey hundert Mäusegeschlechter in mir ihre Wohnungen aufgeschlagen und mich mit Zähnen und Füssen durch-

bohrt. Eine solche Frau lässest du dir anrathen? — Der junge Freyer sah sich in seiner stolzen Hofnung betrogen, kehrte zu den Mäusen zurück, nahm sich eine aus seinem Geschlechte, und fand eine **Gehülfin, die um ihn war.** (1 B. Mos.) Die Fortsetzung folgt künftig.

XIII. Den 29. März. 1759.

Beschluß des dreyßigsten Briefes.

Die XXX. Fabel.

Der Ochs und der Bock.

Ein Ochs erblickte einen Löwen, und floh und hörte ihn immer hinter her brüllen. Endlich verkroch er sich hinter ein Gesträuche; dort hatte sich auch ein Bok verstekt; der Ochs erblikte ihn, und fuhr erschroken zurük. Was fürchtest du dich, Vetter? rief der Bock, wir sind ja beyde in einem Stall erzogen. Bist dus, antwortete der Ochs, alles was lebt ist mir heute Löwe, so sehr hat mich der Räuber geängstiget.

Wer verfolgt wird, fürchtet seinen eigenen Schatten.

Die XXXVI. Fabel.

Der Wolf und die Thiere.

Der Canzler des Löwen, der Wolf, ward von allen Thieren verklagt, daß kein lebendiges Geschöpf vor seinem Räuberzahn sicher sey. Der Unersättliche, klagten sie, macht den Wald zur Einöde, unsere Weiber zu Wittwen, und unsere Kinder zu Waysen. Der König zürnete, und verwies dem Wolf seine Grausamkeit mit harten Worten. Das Vergangene ist nicht mehr zu ändern, setzte er königlich hinzu; aber hinführo hüte dich vor Gewaltthätigkeit. Begnüge dich mit den todten Thieren, die du auf dem Felde findest, und schwöre, dich zwey ganze Jahre alles Fleisches zu enthalten, für jedes lebendige Thier, das du dich zu erwürgen gelüsten lässest. Der Wolf schwur und ging zurük. — Wenig Tage nachher überfiel ihn ein grausamer Hunger, und er sahe ein fettes Schaf auf der Wiese weiden. Da kämpften in ihm Gedanken mit Gedanken. Zwey Jahre kein Fleisch zu geniessen! — Die Strafe ist hart! und ich habe geschworen — Doch in jedem Jahre sind drey hundert und fünf und sechzig Tage. Tag ist wenn ich sehen, und Nacht, wenn ich nicht sehen kann. So oft ich also die Augen verschliesse ist Nacht, und wenn ich sie wieder aufthue, so wirds Tag. — Schnell blinzte er die Augen zu, und that sie wie-

der auf; da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Er zehlte zwey volle Jahre. Nun, sprach er, habe ich für die Sünde zum voraus gebüſſt, ergrif das Schaf und würgte es.

Ein Räuber findet leichtlich Mittel den kräftigsten Eyd zu vereiteln.

Die XXV. Fabel.

Die Schafe, der Widder und der Löwe.

Die Schafe waren einst in den Ställen allein, denn die Hirten hatten sich entfernt, und vergessen die Thüren hinter sich zu verschliessen. Keines blieb in dem Stalle, denn sie gingen heraus auf dem Felde Speise zu suchen. Sie hatten sich von dem Dorfe nur wenig entfernt, da kam ein Löwe aus der Wüsten hergezogen, und eilete sie zu erreichen. Sie erblickten ihn, und riefen sich einander zu: Wenn der Löwe brüllt, wer wird sich nicht fürchten? — Kein Mittel war zur Errettung übrig. — Sie sprachen also zum Widder, der sie anführte: Gehe du dem Fürchterlichen entgegen. Berede ihn mit glatter Zunge, daß er von uns abweiche. Der Widder zog von seinem Heere ab, trat näher und schmeichelte: Heil dir, König der Thiere! Du bist immerdar willkommen, und wer dich erblickt, der segnet dir entgegen. — Ha! brüllte der Löwe, bey dir und deinen Freunden werde ich Seegen finden! Deine liebliche Reden sind vergeblich. Läßt sich ein König mit Worten abspeisen? Komm! dein Fleisch wird süſſer seyn, als dein Gruß. —

Der macht sich zum Gespötte, der einen Tyrannen durch Beredsamkeit zu gewinnen gedenkt.

Die CXXXXII. Fabel.

Der stößige Ochs und sein Herr.

Ein Ochs verkannte seinen Herrn, und so oft ihn dieser vor den Pflugschar spannte, stieß er um sich mit Macht. Der Herr ward böse, und verschnitt dem Muthwilligen die Hörner. Nun wird er gebändiget seyn, sagte er zu seinen Nachbarn; ich habe ihm die Macht zu schaden geraubt. — Tages darauf wollte er ihn vorspannen, und er biß ihn mit seinen mörderischen Vorderzähnen. Gut, sagte der Ackersmann, du solst auch diese verlieren, und schlug ihm die Zähne aus. Aber der Ochs ward dadurch nicht demüthiger, denn den dritten Tag, als sich der Herr ihm näherte, stieß er ihn mit der Hüfte zu Boden, und mishandelte ihn jämmerlich. — Das haben wir wohl gewußt,

sagten die Nachbarn, der Unbändige schadet, so lange ein Glied an ihm ganz ist.

Die LXXXVIII. Fabel.

Ein hungriger Rabe fand ein Aas auf dem Felde und freuete sich dessen sehr. Er hüpfte für Freuden hin und her, schlug seine Flügel zusammen, und sang mit rauher Stimme so laut, daß der Adler in der Luft sein Geschrey hörte. Was mag dieses bedeuten, dachte der Adler: (2 B. M. c. 32, 18.) Es ist kein Geschrey gegen einander, deren die obliegen, oder derer die unterliegen? Er lies sich herab, verscheuchte den Raben, und trug das Gewild davon. — Nun schreyet der Rabe nicht mehr, wenn er ein Fraß findet. Fll.

Nachricht.

Das Schreiben des Herrn C. G. Bergmanns an den Verfasser dieser Briefe, welches wir am Ende des neunten Bogens unter unsern Lesern ausgebothen haben,*) würde gar keine Antwort verdienen, wenn er nicht unter andern auch diese unverschämte Wendung gebraucht hätte: daß in einer Uebersetzung von mehr als 500 Seiten, ja wohl drey Fehler seyn könnten. Denn auf drey Fehlerchen hat er alles, was in dem vierten Briefe wider ihn erinnert worden, zu reduciren die Geschicklichkeit gehabt.

Wenn es nun wirklich wahr wäre, daß sein Criticus nur drey Fehler auftreiben können, und daß er auf diese drey Fehler die ganze Arbeit, als die elendeste Uebersetzung verworfen hätte: so könnte er leicht die Grobheiten verdient haben, die ihm Bergmann zu sagen für gut befunden. Aus Achtung also gegen diejenigen von unsern Lesern, die nicht selbst Zeit oder Gelegenheit haben, sich von dem Gegentheile zu überzeugen, und deren Vertrauen wir nicht gern verscherzen wollten, müssen wir schon noch einige Seiten aufopfern.

*) Daselbst steht folgendes.
Bey dem Verleger wird umsonst ausgegeben:
Schreiben an den Verfasser der Briefe die neueste Litteratur betreffend, von C. G. Bergmann.
Weil aber der Herr Verfasser nur wenige Exemplare eingesendet hat, so werden die Liebhaber ersuchet, sich bey Zeiten zu melden.

Herr Bergmann trotzt auf den ganzen zweyten Brief seines deutschen Bolingbroke, in welchem man keinen Fehler habe zeigen können. Das ist aber daher gekommen, weil man diesen zweyten Brief nicht gelesen; denn in der That wimmelt er von Fehlern. Z. E.

S. 20. Highlanders übersetzt Herr Bergmann durch Räuber.

S. 24. Let me explain what I mean, by an example übersetzt B: Lassen Sie mich erklären, was ich durch ein Beyspiel verstehe. Es sollte heissen: Lassen Sie mich meine Meinung durch ein Beyspiel erläutern.

S. 29. I have recorded these things übersetzt B: Ich habe diese Dinge überlegt. Es sollte heissen, aufgezeichnet.

S. 33. The sentence is pronounced in one case, as it was in the other, too late to correct or recompense, but &c. übersetzt B: Das Urtheil wird in einem Falle ausgesprochen, wie in dem andern verborgen zu bleiben, getadelt oder belohnt zu werden &c. Too late; verborgen zu bleiben! Too sieht Bergmann für to an, und late denkt er, muß die Bedeutung des lateinischen latere haben.

S. 44. Bolingbroke redet von den seichten Witzlingen, welche den Einfluß der Geschichte auf die Bildung des Herzens zur Tugend leugnen und darüber spotten. I will spend, fährt er fort, a few paragraphs, with your Lordships leave, to shew that such affirmations, *for to affirm amongst these fine men is to reason*, either prove too much, or prove nothing. Dieses übersetzt Bergmann: Ich will mit Ew. Gnaden Erlaubniß einige wenige Paragraphen verschwenden, ihnen zu zeigen, daß solche Bekräftigungen entweder zu viel, oder zu wenig beweisen. Denn dieselben bestätigen, würde unter solchen witzigen Köpfen ein Gewäsche heissen. Ist in dem letzten Perioden ein Funken Menschenverstand?

Auf eben der Seite. If our general characters were determined absolutely, as they are certainly influenced, by our constitutions, and if our particular actions were so by immediate objects &c. Bolingbrok will sagen: daß unser Temperament auf unsern Charakter einen Einfluß habe, ist nicht zu leugnen; wenn aber unser Charakter durch unser Temperament, und unsere besondern Handlungen durch unmittelbare Gegenstände

nothwendig bestimmt würden etc. Bergmann aber übersetzt: **Wenn unser allgemeiner Charakter eben so nothwendig bestimmt wäre, so nothwendig er durch unsere Leibesbeschaffenheit uns eingeflößt ist, und wenn wir unsere besondere Handlungen durch unmittelbare Gegenstände ausübten etc.**

S. 130. These *increated* essences, a Platonist would say; übersetzt B: **Ein Platoniker würde sagen, diese angeschaffene Wesen.**

S. 135. They have seldom the skill and the talents necessary to put what they do know well together; übersetzt B. **Sie haben selten die Geschicklichkeit und die nöthige Gaben, etwas aufzusetzen, was sie sehr wohl im Zusammenhange wissen.** Er hätte construiren sollen: to put well together, what they do know.

S. 140. Bolingbrok redet von dem, was in den ältesten Jahrbüchern aufgezeichnet worden; und sagt, daß man darinn nicht sowohl das, was wirklich aufgezeichnet zu werden verdienet, als vielmehr das, was damals den stärksten Eindruck auf die Gemüther gemacht, aufgezeichnet habe. The few passages of that time, which they retain, are not such as deserved most to be remembered; but such as, being most proportioned to that age, made the strongest impressions on their minds. Nun halte man die kauderwälsche Uebersetzung dagegen: **Die wenigen Zufälle dieser Zeit sind eben nicht so nothwendig, daß sie verdienten angemerkt zu werden, sondern die, welche mit demjenigen Alter am meisten verwandt sind, das den stärksten Eindruck in ihre Gemüther machte.**

S. 144. Bolingbroke sagt bey Gelegenheit des Cicero: Pompey, Cato, Brutus, nay himself, the four men of Rome, on whose praises he dwelt with the greatest complacency &c. d. i. bey deren Lobe er sich so ungemein gern verweilte. Bergmann aber sagt gerade das Gegentheil: **diese vier Männer, die er so bescheiden erhebt.**

S. 147. But this observation, like several others, *becomes a reason*, for examining and comparing authorities. Bergmann übersetzt: **diese Anmerkung aber, nebst verschiedenen andern, gehört für einen Verstand, der den verschiedenen Grund**

untersuchen, und mit einander vergleichen kann rc. Becomes a reason! Gehört für einen Verstand!

S. 153. Bolingbroke redet von den Gottesgelehrten, und zwar von den rechtschaffensten unter ihnen, und sagt: Now it has been long matter of astonishment, how such persons as these, could take so much silly pains to *establish* mystery *on* metaphysics, revelation *on* philosophy and matters of fact *on* abstract reasoning. Dieses übersetzt Bergmann: wie sie sich so viel vergebliche Mühe geben können, in die Metaphysik, Geheimnisse; in die Weltweisheit, Offenbarung; und in abgezogne Vernunftschlüsse geschehene Dinge einzuführen. — —

Aber wir können es unmöglich länger aushalten, unsinnige Fehler abzuschreiben, und einem Bergmann seine Exercitia zu corrigiren. Man hatte ihm zugleich vorgeworfen, daß er auch nicht einmal drey Worte Lateinisch übersetzen könne, und er versetzt hierauf: Ich kann Ihnen Trotz biethen, mir noch eine lateinische Stelle zu zeigen, von der Sie mit Recht behaupten können, daß ich solche nicht verstanden hätte. Hier ist gleich noch eine, und zwar aus dem nehmlichen zweyten Briefe! Bergmann übersetzt nämlich die Worte des Tacitus: Præcipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate & infamia metus sit: Ich halte es für die vornehmste Pflicht der Jahrbücher, daß die Tugenden nicht verschwiegen werden; damit der Nachwelt vor schändlichen Reden und Thaten und vor der Unehre eine Furcht beygebracht werde. Wo sagt Tacitus: damit? Wo sagt er, daß der Nachwelt Furcht solle beygebracht werden? Und Furcht vor schändlichen Reden und Thaten?

Wir wollen mit einem Exempel beschliessen, daß Herr Bergmann auch nicht drey französische Worte zu übersetzen wisse. Boileau, wie Bolingbroke anführt, (S. 52.) sagt, daß ein guter Schriftsteller lieber nachahmen, als übersetzen, und lieber nacheifern, als nachahmen werde, und nennt dieses jouster contre l'original. Was meint man nun wohl das Bergmann hierunter verstanden habe? Er sieht jouster für ajouter an, und übersetzt in seiner Einfalt: wider den Inhalt der Urschrift hinzusetzen. Kann man sich einen lächerlichern Fehler

gedenken? — O, wahrhaftig, mein Herr Bergmann, wenn das ein guter Uebersetzer thun soll, so sind Sie der beste von der ganzen Welt! —

Zweyter Theil.

Vorbericht.

Beynahe wären wir gezwungen, diesen zweyten Theil eben so anzufangen, als wir den ersten beschliessen müssen.

Auch der Uebersetzer des Pope hat sich durch das in dem zweyten Briefe über ihn geäusserte Urtheil, beleidiget gefunden; wie man aus dem Hamburgischen Correspondenten ersehen. Auch er legt es uns so nahe, daß wir unserm Leser und ihm, durch Anzeigung mehrerer Stellen, die er ganz falsch und wider den Sinn seines Originals übersetzt hat, ohnfehlbar verdrießlich fallen würden, wenn wir nicht eben erführen, daß ein anderer uns dieser undankbaren Mühe überhoben habe. Wir bitten ihn also, sich eine kurze Zeit zu gedulden, und den neuen Theil einer bekannten Zeitschrift abzuwarten. In einem kleinen Briefe, sollte er nicht höchst eckelhaft werden, hat man sich nicht tiefer mit ihm einlassen können. Genug daß das wenige von der Beschaffenheit gewesen, unpartheyische Leser mit Grunde vermuthen zu lassen, man habe noch ungleich mehr zurückbehalten. Und wäre es nicht sehr seltsam, daß wir nur mit ihm Unrecht haben sollten? Nur mit ihm! Denn er giebt uns selbst das Zeugniß, daß wir weder dem Uebersetzer des Gay, noch des Bolingbroke zu viel gethan. Unterdessen ist es falsch, daß wir ihn an die Spitze der schlechten Uebersetzer stellen wollen. Wir haben leider so viel elendere, daß man ihn noch unter die guten zehlen darf, wenn man ein Auge zumachen will.

Was er übrigens von unanständigen Absichten sagt, davon möchten wir wohl nähere Erklärung zu haben wünschen. Die Verfasser dieser Briefe sind sich weiter keiner Absicht bewußt, als der Absicht, ihre Meinung zu sagen. Das Recht dazu, haben sie mit allen Schriftstellern gemein. Trennungen können sie wenigstens unter nnsern besten Köpfen nicht verursachen wollen. Denn unsere besten Köpfe sind noch nie einig gewesen.

Aber genug hiervon. — Wir haben einem ungenannten Freunde noch für eine kleine Erinnerung zu danken, die er uns wegen des achtzehnten Briefes machen wollen, in welchem der Uebersetzer des Rabelais für den ersten Verfertiger deutscher Hexameter ausgegeben worden. „Das kömmt daraus, schreibt „dieser Freund, wenn man die Gottschedische Schriften nicht „besser gelesen hat! Schlagen Sie des Herrn Gottscheds Sprach„kunst (S. 628) nach, so werden Sie finden, daß Conrad „Geßner noch vor ihrem Fischart deutsche Hexameter gemacht „hat. rc. — Hierauf antworten wir, daß uns diese Anmerkung des Herrn Gottscheds nicht unbekannt gewesen, daß wir uns aber nicht überwinden können, sechsfüßige Verse die ausser dem einzigen fünften Fusse aus lauter Spondäen bestehen, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine.

XIV. Den 5. April. 1759.

Ein und dreyßigster Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutsche Theokrit* gemacht hat, sobald nicht vergessen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine bessere Uebersetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man sich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer scheuen, an welchem so schimpflich gescheitert worden. Aber doch auch eines dorischen Dichters. Und was meinten Sie zu einem deutschen Pindar?

Ich mache Ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweitz einen jungen kühnen Geist erweckt, der uns mit den Begeisterungen des thebaischen Sängers bekannter machen will. Die Sache hat grosse Schwierigkeiten; und es ist unendlich leichter über den ganzen Pindar einen gelehrten Commentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen. Doch der junge Schweizer denkt mit seinem Dichter:

— — Ὁ μεγας δε κινδυ-
νος ἀναλκιν οὐ φω-
τα λαμβανει —

* Biblioth. d. sch. W. II. Bandes 2tes St. S. 360.

und der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgetheilet. Und was gut ist, muß man mittheilen; ich theile ihn also auch Ihnen mit.

Ich weis, Sie erwarten nicht, daß die Uebersetzung in Versen seyn werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freyheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prose am treuesten seyn kann, warum soll er sich das Joch des Sylbenmaasses auflegen, wo er es nicht seyn könnte?

Es ist aber auch keine wörtliche Uebersetzung, denn Cowley sagt: „Wenn jemand den Pindar von Wort zu Wort über„setzen wollte, so würde man glauben, ein Rasender habe den „andern übersetzt.

Doch Sie sollen selbst urtheilen. Es ist die erste, die vierte und die eilfte der Olympischen Oden. Die erste, weis ich, kennen Sie gewiß. Wer sollte auch nicht so neugierig gewesen seyn, wenigstens die erste Ode des Pindars zu lesen, wenn sie ihm auch noch so viel Mühe gekostet? —

Der Olympischen Oden des Pindars erste.

An den Hiero, König von Syracus.*

1. Strophe.

Der Elemente bestes ist Wasser, und wie die lodernde Flamme zur Nacht, also glänzet hoch unterm stolzen Reichthum das Gold. Aber willst du Siege erzehlen, o suche mein Geist, wie in des Aethers Wüsten am Tage kein erwärmender Gestirn, als die Sonne, so auch keine herrlichern Kämpfe, als die Olympischen zu singen. Sie begeistern die Weisen zu jenen prächtigen Hymnen, die sie dem Sohne Saturns, in Hierons reichem, glückseligen Pallaste versammelt, weihen.

1. Antistrophe.

Er ist es, der in dem heerdenreichen Sicilien den Scepter des Rechts trägt; er brach sich von jeder erhabenen Tugend die Blume, und glänzt in der Blüthe der Harmonie, die wir Dichter öfters um die freundschaftliche Tafel spielen. Wohlan denn! Greif von der Wand herab, Muse, die dorische Cither! wenn Pisas und Phereni-

* Als er in den Olympischen Spielen mit dem Rennpferde den Preis erhielt.

kus* Ruhm deine Brust in süsser Entzückung dahin reißt; wie er neben den Wellen des Alpheus** flog; wie seine ungespornten Flanken hoch daher schwebten; wie er ihn in den Schooß des Triumphs trug, seinen Herrn, Syracusens König, die Lust der Rennbahn.

1. Epodos.

Ihm strahlet sein Ruhm in der heldenvollen Pflanzstadt des Lydischen Pelops,*** den ehemals der gewaltige Erdumfasser Neptun liebte,† nachdem Klotho ihn, die Schulter von blendendem Helfenbein leuchtend, aus dem heilenden Erzte hob. — Also füllen Wunder den Erdkreis, und Fabeln mit künstlichen Lügen verbrämt, siegen der Wahrheit zum Trutz.

2. Strophe.

Die Dichtkunst, deren Reitz über alles Honig giesset, leihet ihnen ein ehrwürdiges Ansehen, und macht, daß öfters ein Mährchen geglaubt wird. Doch wird für die Wahrheit die enthüllende Zukunft zeugen! — Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thu es mit Ehrfurcht, und seine Schuld ist geringer! — So will ich jetzt von dir, Sohn des Tantalus, sagen, was vor mir kein Dichter nie sprach: Wie, als dein Vater in sein geliebtes Sipylum, zu einem heiligen Gastmale lud, wo wechselseitig die Unsterblichen assen, der erlauchte Dreyzackführende Gott die Macht der Liebe fühlte,

* Pisa, der Name der Stadt, ohnfern welcher die Olympischen Spiele gehalten wurden. Pherenikus hieß das Rennpferd, auf welchem Hiero den Preis erhielt.

** Der Name des Flusses, neben welchem die Rennbahn war.

*** Er verstehet den Theil von Griechenland, welcher nach dem Pelops, Peloponnesus genennt ward. Und diese einzige Erwehnung des Pelops veranlasset die ganze folgende weitläuftige Ausschweifung zum Lobe dieses Helden.

† Die Fabel erzehlt von dem Tantalus, des Pelops Vater, die Götter hätten ihn so sehr geliebt, daß sie ihn mit an ihre Tafel gezogen. Einst als Tantalus die Götter wieder bewirthen wollen, habe er seinen Sohn, den Pelops, geschlachtet, und ihn denselben vorgesetzt. Keiner von den Göttern aber habe davon gekostet, ausser Ceres die ein wenig zu heißhungrig, ein Stück von der Schulter verzehret habe. Die Götter hätten hierauf die übrigen Stücke in einen **reinen Kessel** geworfen, und den Pelops lebendig wieder heraus gezogen, nachdem sie ihm eine helfenbeinerne Schulter, anstatt der verspeisten, gegeben. Dieser **reine Kessel** (καθαρος λεβης) ist es, welchen unser Uebersetzer, zwar schön, aber etwas zu undeutlich das **heilende Erz** nennt.

2. Antistrophe.

Und dich auf güldenen Rossen zu des weit angebeteten Zevs hohem Pallaste trug, wo nicht lange zuvor auch Ganymedes hin zum Jupiter gekommen war. Da aber du verschwunden, und dich der Mutter kein spähender Kundschafter wiederbrachte, streute ein benachbarter Fürst neidisch das Gerücht aus, deine Gliedmassen hätten, mit dem Schwerde zertheilt, und beym flammenden Feuer gesotten, den Göttern zur Speise gedienet.

2. Epodos.

Aber der Seligen einen unmäßig zu nennen, ist Unsinn! Ich zittere! — Denn schon oft hat die Rache den Lästerer ergriffen.* Ward je ein Sterblicher von des Olympus Bewohnern geehret, so war es Tantalus. Wiewohl der Grösse eines so erhabenen Glückes zu schwach, bracht ihm sein Uebermuth einen unbesiegbaren Jammer; einen drohenden Felsen, den der Vater der Götter über ihn aufhing. Ewig bemüht, ihn von seiner Scheitel zu wälzen, irrt von ihm jede Freude weg.

3. Strophe.

Also lebt er, mit drey andern Genossen seiner Quaal, sein hülfloses Leben durch, der Unglückselige! Er entwandte den Himmlischen, was die Unsterblichen nähret, Nektar und Ambrosia, und gab sie sterblichen Gästen. So betriegt der Mensch sich selber, der seiner Thaten eine, der Gottheit zu verbergen hoft. Und des väterlichen Verbrechens wegen, sandten die Unsterblichen den Pelops zum schnellhinwandelnden Volke der Menschen wieder zurück. Aber da in vollblühender Jugend das zarte Milchhaar seine bräunliche Wangen deckte, sehnte sein liebendes Herz sich, nach der Tochter des Herrschers zu Pisa,

3. Antistrophe.

Der erlauchten Hippodamia. Einsam ging er im Dunkeln zum schäumenden Meer hin, und flehte dem gewaltigbrausenden König der Wasser. Er erschien ihm; da sprach er: „Wenn dein Herz, o Nep„tun, gegen die reizenden Gaben der Venus nicht fühllos ist,** o so

* Daß Pindar hier auf den Tantalus kömmt, ist kein neuer Sprung. Sondern es dienet, um die Ursache anzugeben, warum Pelops gleichwohl wieder aus dem Himmel zurückgeschickt worden.

** Wer bey dem Oenomaus, um dessen Tochter Hippodamia anhielt, mußte sich gefallen lassen, ein Wettrennen zu Wagen, mit ihr einzugehen. Der

„hemme des Oenomaus eherne Lanze, bringe mich auf den schnellsten „deiner Wagen nach Elis, und gewehre mir den Sieg. Zwar fielen „schon dreyzehn der liebenden Jünglinge vor dem Speere des Tyran„nen, und immer verschiebt er die Vermählung der Tochter.

3. Epodos.

„Aber nur der Feige flieht grosse Gefahren; und da uns einmal „das Verhängniß in das Grab ruft, warum sollte im Finstern, von „jeder schönen That fern, ein namenloses Leben uns verzehren? „Nein, diese Bahn lauf ich; du aber verleih einen glücklichen Aus„gang! — Er sprachs, und seine Bitte rührte den Gott, und seinen Muth zu erhöhen, schenkte er ihm einen goldnen Wagen. und müdelos fliegende Pferde, womit er dem Oenomaus Sieg und Tochter raubte.

4. Strophe.

Sie aber gebahr ihm sechs Führer der Völker, Söhne, die sich der Tugend weihten. Itzt ruht er, von herrlichen Opfern geehrt, am Ufer des Alpheus; Kämpfe umgeben das Grabmahl, und Schaaren von Fremden ehren seinen Altar. Weit glänzt von da die Pracht der Olympischen Spiele, und seine Rennbahn, wo die Behendigkeit der Füsse, und die hoher Arbeit sich erkühnende Stärke kämpfet. Wer überwindet, der lebt sein übriges Leben in honigter Heiterkeit hin, denn er besitzet den Preis.

4. Antistrophe.

Der menschlichen Güter höchstes ist, was uns mit jedem kommenden Tage beglükt: und einen solchen* soll itzt, so wollen es Pisas Gesetze, mein Aeolisches Lied krönen. Unter den Sterblichen ist keiner des Lobes labyrinthischer Hymnen würdiger; keiner übertrift ihn an Adel der Seele, oder an herschender Macht. Eine schützende Gottheit ists, o Hieron, welche mit zärtlicher Sorge wacht, deine Wünsche zu erfüllen. Und entsteht sie nicht, o so will ich bald, das hoffe ich, deinen siegenden Wagen

Vater versprach sie dem, der sie, oder vielmehr den Myrtilus, welcher sie allezeit führte, einhohlen würde. Wenn aber der Vater, der ihnen auf seinem Wagen nachfolgte, sahe, daß der Freyer sie nun bald einholen möchte, tödtete er ihn mit seinem Wurfspiesse.

* Den Hiero nehmlich, auf welchen er nunmehr wieder zurück kömmt.

4. Epodos.

Harmonischer tönen; ich will auf Chronions* sonnigtem Hügel stehen, und mein Lob soll einen nie betretenen Pfad wandeln. Schon rüstet mir darauf die mächtige Muse den gewaltigsten Pfeil. Der Mensch steigt in mannigfaltigen Stuffen empor; aber obenan stehen die Throne. Blicke nicht weiter hinaus! Auf dieser Höhe sey dir vergönnt, deine Tage zu vollenden, und mir, an der Seite solcher Sieger zu seyn, unter den Griechen überall bekannt, durch meine Weisheit!

Die Fortsetzung künftig.

XV. Den 12. April. 1759.

Beschluß des ein und dreyßigsten Briefes.

Der Olympischen Oden des Pindars vierte.

An den Psaumis, von Kamarina.**

Strophe.

Schwinger des rastlos fliegenden Donners, Zevs, Höchster! — Denn mich haben deine zirkelnden Stunden mit dem mannigfaltigen Liede der Cither, zum Zeugen deiner erhabensten Kämpfe gesandt; und der süssen Bothschaft vom Glücke der Freunde freuen sich Edele. — Ja, Sohn des Saturnus, der du den Aetna beherrschest, diese stürmische Last des gewaltigen hundertköpfigen Typhons,*** empfange den Grazien zu Liebe, vom Sieg Olympiens meinen Gesang,

Antistrophe.

Dieses ewig dauernde Licht herrlicher Thaten! Denn er kömmt mein Gesang, hoch auf dem Wagen des Psaumis, der mit Pisas Oelzweig umkränzt, daher zu Kamarinas Triumph eilet. — Also höre die Gottheit auch die übrigen seiner Wünsche! — Denn Er, den ich lobe, nähret dem Alpheus glänzende Pferde; Mengen der Wanderer nimmt freudig sein Haus auf, und rein liebt des Patrioten Seele

* Ein Berg in der Gegend, wo die Olympische Spiele gehalten wurden. Er hatte von dem Saturnus seinen Namen, weil dieser mit dem Jupiter um die Herrschaft des Himmels auf ihm gekämpft.

** Als er auf dem vierspännigen Wagen den Preis erhielt. Kamarina war eine Stadt in Sicilien. Der Dichter weihet dem Jupiter seinen Gesang, weil diesem die Olympischen Spiele heilig waren, deren alle vier Jahre wiederkommende Zeit er die **zirkelnden Stunden** des Zevs nennet.

*** Jupiter donnerte diesen Riesen, der den Himmel mit erstürmen wollte, zu Boden, und wälzte den Aetna über ihn.

die Ruhe des Staats. — Keine Dichtung färbe mein Lob! Die Erfahrung ists, die Sterbliche richtet.*

Epodos.

Sie entriß den Sohn des Klymenus dem Hohne der Töchter Lemnos. — In ehernen Waffen lief er, und siegte; da sprach er, als er zur Krone ging: „Der bin ich, Königin! Dieser Geschwindigkeit „gleichen Arm und Herz. Aber auch jungen Helden entsprossen oft „graue Haare, und eilen ihrem Alter zu schnell vor.

Der Olympischen Oden des Pindars eilfte.

An den Agesidamus, den Locrier.**

Strophe.

Nach Winden schmachtet der Schiffer oft, und der Landmann nach Regen, den himmelträufelnden Söhnen der Wolken. — Aber wem Heldenarbeit gelang, dem sind honigtriefende Hymnen Quellen des Nachruhms, und ein Pfand der Unsterblichkeit erhabener Thaten.

Antistrophe.

Unerreichbar dem Neid ist dieses Lob Olympiens Siegern geweiht; und gern breitet es mein williger Mund aus! Aber durch Gott blühen in der dichterischen Brust stets weise Gedanken. — Also soll itzt, — vernimm es, Sohn des Archestrats; denn deine Faust überwand! —

* Und diese Wahrheit erläutert er durch das folgende Beyspiel. Erginus, der Sohn des Klymenus, war einer von den Argonauten; und als diese auf Lemnos landeten, traf es sich, daß gleich die Königin Hypsipyla, zum Andenken ihres verstorbenen Vaters, Ritterspiele halten ließ. Als nun die Argonauten dazu eingeladen wurden, machte sich Erginus unter die **bewaffneten Wettrenner**; und weil er bereits graue Haare hatte, ob er gleich so alt noch nicht war, lachten die Lemnischen Zuschauerinnen über sein kühnes Unterfangen. Unterdeß lief er doch, kam selbst dem Calais und Zetes, den Söhnen des Boreas, zuvor, und erhielt zum grossen Erstaunen derer, die vorhin über ihn gelacht hatten, den Preis. — — Ob es nöthig sey, mit den Auslegern des Pindars, diesem Beyspiele zu Folge anzunehmen, daß auch Psaumis, an den diese Ode gerichtet, in seinen jungen Jahren bereits graue Haare gehabt, weis ich eben nicht.

** Diese Ode ist bey dem Pindar, als eine Zulage gleichsam zu der vorhergehenden zehnten Ode, an eben diesen Agesidamus, anzusehen, dessen Sieg zu besingen der Dichter gleich anfangs versprochen hatte. Weil ihm aber dieses Versprechen entfallen war, und er es erst eine ziemliche Zeit nachher, mit der gedachten zehnten Ode erfüllte, so schrieb er diese eilfte noch oben darein, und nennte sie auch selbst τοκος, **die Zinse**.

Epodos.

Meine tonvolle Leyer den Kranz des goldnen Oelzweiges singen, der deine Scheitel schmückt, und die angestammte Tugend der westlichen Locrier. Daselbst, ihr Musen, führet festlich den Tanz auf! — Nicht ein unwirthbares Volk, euch schwör ichs, besucht ihr, noch ungeübt im Gefühle des Schönen: sondern ein Volk, tiefsinniger Weisheit und kriegerischen Muths voll. — Denn Sitten, die die Natur gab, wandelt weder der feurige Fuchs, noch der mächtig brüllende Löwe.

Fll.

Zwey und dreyßigster Brief.

Sie erinnern sich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdischen Herkulano eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis ist es gelungen, eine von den griechischen Handschriften derselben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die Ερωτοπαιγνια des Alciphrons seyn müssen. Der Herr von D ** der sich itzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuschreiben, und hat es nach Deutschland geschickt. Hier ist es einem von unsern besten Dichtern in die Hände gefallen, der es so vortreflich gefunden, daß er folgende Uebersetzung davon gemacht. Es ist das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und überschrieben:

„Die Grazien.

„Als an einem Frühlingsabende sich die drey Grazien neben einem „Walde in acidalischen Quellen belustigten, verlohr sich plötzlich Aglaja, „die Schönste der Grazien. Wie erschracken die Töchter der Anmuth, „als sie Aglajen vermißten! Wie liefen sie durch die Bäume und such„ten und riefen:

„So ängstlich bebt auf Manethuser Saiten
„Der zärtste Silberton.
„Aglaja! — rief der Silberton.
„Aglaja! — half der Nachhall sanft verbreiten.
„Umsonst! Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan schlich längst ihr nach! Der Frevler hat sie schon!
„Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!
„Soll sie nach langen Ewigkeiten,
„Nur itzt nicht länger uns begleiten?

„Zwo Grazien sind aller Welt zum Hohn;
„Und ach! die dritte hat er schon! —
„So klagten sie. Umsonst! Aglaja war entflohn.

„Nun schlichen sie an den Büschen herum, und schlugen leise an die „Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtsam zurück.

„Denn stellten sie sich gleich, den Räuber auszuspähn,
„So zitterten sie doch für Furcht, ihn nur zu sehn.

„Endlich kamen sie an ein Rosengebüsche, das meine Chloe versteckte — „und mich. Chloe saß vor mir, ich hinter Chloen.

„Itzt bog ich schlau an ihrem Hals mich langsam über,
„Und stahl ihr schnell ein Mäulchen ab;
„Itzt bog sie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
„Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg sich ab,
„Denn jedes nahm und jedes gab.

„In diesem Spiele überraschten uns die Grazien, und sie lachten laut, „da sie uns küssen sahen, und hüpften fröhlich zu uns herbey. Da „ist Aglaja! — riefen sie. Die Schalkhafte! — Du küssest, da wir „unruhig herumirren, und dich nicht finden können? — Und itzt liefen „sie mit meiner Chloe davon.

„Was? rief ich, lose Räuberinnen!
„Wie sollte sie Aglaja seyn?
„Ihr irrt euch sehr, ihr Huldgöttinnen!
„Für Grazien ist das nicht fein!
„Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, sie ist mein!

„Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe da- „von. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter „einer Buche hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd also „zu mir sprach:

„Warum willst du zu Chloen eilen?
„Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
„Küß itzt einmal statt Chloen mich;
„Wünsch nicht dein Mädchen zu ereilen:
„Ich, eine Göttin, liebe dich.

„Schüchtern sah ich die Huldgöttin an.

„Auf ihren Wangen sprach Entzücken,
„Und Jugend und Gefühl aus den verschämten Blicken.

„Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreister Hand ergriff ich die

„Huldgöttin, führte sie zu ihren Schwestern, und sprach: Hier ist
„Aglaja, ihr Grazien —

„O Chloe, meine Lust, mein Glück!
„Gebt meine Chloe mir zurück!
„Ist dieß Aglajens Mund und Blick?
„Da! nehmt die Huldgöttin zurück!

Nun, was sagen Sie hierzu? O, Sie sind entzükt. — Welche allerliebste, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter sein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner seyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat keine Ερωτοπαιγνια geschrieben; was Sie gelesen, ist nicht aus dem Griechischen übersetzt; die Grazien sind ein ursprüngliches Werk eines Deutschen. Streichen Sie die Manethuser Saiten, gleich zu Anfange, nur weg, und setzen Cremoneser Saiten dafür; denn so sagt der Dichter, und ich mußte diese geringe Spur des Modernen vor ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum sollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen gerade zu geschrieben hätte: In Leipzig sind vor kurzen vier kleine Bogen heraus gekommen, unter der Aufschrift, Tändeleyen. — — Tändeleyen? würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutschen doch das so gern, wozu wir am wenigsten aufgelegt sind? — Vergebens hätte ich hinzu gesetzt: aber es sind artige Tändeleyen; sie werden den Verfasser auf einem ganz eigenen Pfade finden; sie sind eines Gresset würdig! Sie hätten mir aufs höchste geglaubt, und — es dabey bewenden lassen.

Aber nun biete ich Ihnen Troz, es dabey bewenden zu lassen. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nehmlichen Geschmacke und fast von gleichem Werthe ist. Sie werden sie ganz lesen; lassen Sie doch sehen, ob unsere Urtheile zusammen treffen. — Nach den obigen Grazien, hat Amors Triumph, und der Geschmack eines Kusses meinen vorzüglichen Beyfall. Nächst diesen haben mich die Kriegslist des Amors, an den Maler, die Ode, und

Bacchus und Amor am meisten vergnügt. Die Kennzeichen der Untreue wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz ist zu bürgerlich. In dem Stücke an Chloen ist mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu seiner untreuen Nymphe sagt:

Geh hin, und sey ein Alp, buhl und erweck nur Grauen!

so straft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem verliebten Wunsche ist mir die Vermischung der alten Mythologie und des Geistersystems nach dem Gabalis anstößig. Diese und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfassers Stelle gewesen wäre, zurückbehalten, und die einzeln Schönheiten derselben zu bessern Ganzen verspareт. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten Kennzeichen der Untreue heilig aufbewahret haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn so wie dieses Stück itzt ist, kömmt es mir nicht anders vor, als eine antique verstümmelte Bildsäule, die ein neuer Steinmez zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,
„Um in frohem Wechselstreit
„Sich den Preis der Schnelligkeit
„Vor den Thierchen zu erringen:
„Doch er fällt aus Müdigkeit
„Schnell in einen Bach und schreyt.

„Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn sanft aus dem Wasser heraus, „und trocknete seine nassen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Bu„sen. Nun dankte mir Amor freundlich, und sprach: Lieber Jüngling, „du hast den Amor gerettet: womit soll ich deine Großmuth vergel„ten? — Erhalte mir meine Chloe getreu; antwortete ich. — O „Jüngling, rief er, was bittest du? Steht es in der Gewalt des „Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuschränken? — „Da schlug ich die Augen nieder, und seufzte. Aber der reizende „Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: Seufze nicht, Jüngling! „Amor kann deine Bitte wenigstens zum Theil erfüllen. —

So weit geht alles gut! Wie gesagt, ein schöner antiquer Rumpf; aber nun — welch ein gothischer Kopf ist darauf geflickt! — „Sobald Chloe einen andern als dich küßt, soll schnell ein

„Bärtchen aus ihrer Lippe hervor keimen, zum Merkmal, daß sie dir
„untreu ist. — So sagte Amor. —

„Nun, Chloe, wirst du dich wohl scheun. —
„Ich würde den Verrath auf deiner Lippe sehen. —
„Manch holdes Mädchen schon seh ich mit Bärten gehen:
„Sie müssen wohl nicht treu gewesen seyn.

Ach nicht doch! Sie müssen keinen Bart haben, die holden Mädchen, sie mögen uns treu seyn oder nicht! Fll.

XVI. Den 19. April. 1759.

Drey und dreyßigster Brief.

Ja wohl ist der Verfasser der Tändeleyen, wenn diese sein erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht! Aber auch darinn haben Sie Recht: Das Lied eines Mohren hätte ihm nicht entwischen sollen. Es ist nicht allein das schlechteste Stück in seiner Sammlung; es ist an und vor sich selbst schlecht.— Lied eines Mohren! Und der Mohr ist fast nirgends als in der Ueberschrift zu finden. Aendern Sie das einzige schwarze Mädchen und die Cederwälder, so kann es ein Kalmucke eben so wohl singen, als ein Mohr.

Wie weit ist er hier unter seinem Muster geblieben! Denn wer sieht nicht so gleich, daß sein Mohrenliedchen, eine Nachahmung des vortreflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfassers des Frühlings, seyn soll? In diesem scheinet überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall der, der es singt.

— — In den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.
— —
So will ich bald an Grönlands weissen Küsten
Nach Zama schreyn.
— —
Die lange Nacht kömmt schon ꝛc.

Und wie ungekünstelt, wie wahr ist alles, was der Lappländer spricht; dahingegen der Mohr mit unter Non-Senfe plaudert. Z. E.

Ich will an ihre Brust mich legen,
Das kleinste Röcheln spähn, und horchen, wie sie schlägt;

Dann soll mein Herz mit seinen stärkern Schlägen
Den Aufruhr bändigen,
Der sich in ihrem Busen regt.

Die stärkern Schläge seines Herzens sollen den Aufruhr bändigen, der sich in dem Busen seines Mädchens regt! — Zwar vielleicht hat der Dichter mit diesem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdenn habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich Lappländisches Lied, welches der Herr von Kleist bey dem seinigen vor Augen gehabt zu haben scheinet. Sie können es bey dem Scheffer in dem fünf und zwanzigsten Hauptstücke seiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bey der Hand habe! Sie sollten mit Vergnügen sehen, daß die Nachahmungen eines solchen Meisters, Verbesserungen sind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter gebohren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Es ist nicht lange, als ich in Ruhigs Littauischem Wörterbuche blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache, eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauische Dainos oder Liederchen, nehmlich, wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Litthauischen Wörterbuche nichts zu suchen: ich will Ihnen die zwey artigsten also nach Ruhigs Uebersetzung, daraus abschreiben:

Erste Daina.

Abschied einer heyrathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgesagt meinem Mütterlein, schon vor der Helfte des „Sommerleins.

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spinnerlein und „Weberin.

3.

„Ich habe gnug gesponnen das weisse Flächslein; gnug gewürket „feine Leinwandlein.

4.

„Ich habe gnug zerschauert die weissen Tischlein; ich habe gnug „gefeget die grünen Gehöftlein.

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch „horchen meinem Stiefmütterlein.

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirst nicht lange „grünen auf meinem Hauptelein.

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr „funkeln im Sonnenschein.

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirst nicht mehr her-„umflattern vom Wehen des Windes.

9.

„Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze, „sondern gehaubet.

10.

„O mein feines Häubelein! Du wirst noch schallen vom Winde geblasen.

11.

„Mein ausgenehtes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch schim-„mern bey der heissen Sonnen.

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, ihr werdet an der „Wand hangen und mir Thränen machen.

13.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldenen, ihr werdet im Kasten liegen „und rosten!

Zweyte Daina.

Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und un-„ter den Glasfensterlein saß das Mütterlein.

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo bist du herumgegangen? „Und wo hat dein Kränzelein das Nebelein befallen?

3.

„Früh, im frühen Morgelein, ging ich nach Wasserlein, und da
„hat mein Kränzelein das Nebelein befallen.

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein, das sind keine wahren Wörte-
„lein! Gewiß, du hast dein Knechtlein über Feld begleitet.

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind wahre Wörtelein: Ich
„hab mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.

Die häuffigen Diminutiva, und die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Ruhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldiget sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bey mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt. Fll.

XVII. Den 26. April 1759.

Sechs und dreyßigster Brief.

Bald werden wir einen von unsern besten alten Dichtern, wieder unter uns aufleben sehen. Zwey hiesige Gelehrte, arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht seyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieser Zeitverwandte, und Landsmann des grossen Opitz, ist, wie es scheinet, nie nach Verdienst geschätzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum, daß unsere neuen Kunstrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen noch anführen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viel vortrefliche Beyspiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bey ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel befremden, wenn sie nun bald einen von unsern größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist nur zu bedauern, daß sich Logau bloß auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinste Dichtungsart eingeschränkt hat! Denn er ist wenig mehr als Epigrammatist. Doch in

Ansehung der Menge von Sinngedichten, der erste unter allen; und einer von den ersten, in Ansehung der Güte derselben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur drey tausend drucken lassen, und mehr als ein halbes Tausend zugegeben. Nun setzen Sie — und für diese Berechnung kann ich allenfalls stehen, — daß ein Neuntheil davon vortreflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich ist; und sagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigstens der Unerschöpfliche genennt zu werden verdienet?

Aber wie vortreflich, werden Sie fragen, sind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wissen, wenn ich allenfalls nicht die besten Exempel wehlen sollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreyßigjährigen Krieges. Was Wunder also, wenn ein grosser Theil seiner Sinngedichte den Krieg, und die schrecklichen Folgen desselben zum Inhalte hat? Hier schrieb der Dichter aus der Fülle seines Herzens, und es gelang ihm immer vortreflich. Sehen Sie nur!

Der verfochtene Krieg. [s. Band V, S. 132.]

Des Krieges Raubsucht. [S. 120.]

Krieg und Hunger. [S. 114.]

Eine Heldenthat. [S. 112.]

Vereinigung zwischen Jupiter und Mars. [S. 137.]

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unsoldatischen Dichter, wenn er etwa die schlimme Seite des Krieges und der Krieger allzusehr übertrieben hätte. Seine Uebertreibungen sind ja so witzig! — Aber so witzig Logau ist, so zärtlich, so fein, so naif, so galant kann er auch seyn!

Frage. [s. Band V, S. 188.]

Ueber das Fieber einer fürstlichen Person. [S. 110.]

Grabschrift eines lieben Ehegenossen. [S. 110.]

Ein junges Mädchen, und ein alter Greis. [S. 180.]

Und was kann anakreontischer seyn, als folgende allerliebste Tändeleyen?

Von einer Biene. [s. Band V, S. 184.]

Von einer Fliege. [S. 191.]

Noch sind ein grosser Theil von Logaus Sinngedichten zwar weiter nichts, als moralische Sprüche; aber mit einer meisterhaften Kürze, und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt. Z. E.

Der Tugend Lohn. [s. Band V, S. 129.]

Reichthum. [S. 194.]

Ein unruhiges Gemüth. [S. 207.]

Verleumdung. [S. 227.]

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieses Dichters mehr sagen, so bald sie wird zu haben seyn. L.

XIX. Den 10. May. 1759.

Neun und dreyßigster Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden ist. Der Titel heißt: **Vier auserlesene Meisterstücke so vieler englischen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Meßias, Youngs jüngster Tag, Glovers Leonidas. Welchem annoch beygefügt sind, Popens Versuch von dem Menschen, und desselben Hirtengedichte. Alles, seiner Vortreflichkeit wegen, aus der Ursprache in deutschen hexametrischen Versen übersetzt.** *

Priors Salomon ist von diesen Meisterstücken das einzige, welches hier zum ersten male in unserer Sprache erscheinet: die übrigen alle haben wir schon längst verschiedentlich übersetzt lesen können. Zwar nur in Prosa; aber sind Schweitzerische Hexameter nicht auch Prosa.

Prior ist einer von den Lieblingsdichtern der grossen Welt, in der er selbst keine geringe Rolle bey seinem Leben spielte, ob ihn gleich seine Geburt zu den niedrigsten Geschäften verdammt zu haben schien. Kein englischer Dichter übertrift ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unser **Hagedorn** hat ihn oft glücklich nachgeahmet; und ihn hätte ich wohl das **Nußbraune Mädchen** mögen nacherzehlen hören.

* Bey J. J. Schorndorf in groß Octav.

Aber eben dieser lustige, verliebte Prior ist auch der Verfasser eines sehr ernsthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tiefsinnigen Anmerkungen über der Menschen Thun und Lassen, und die vortreflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger, und in den übrigen Büchern antrift, welche gemeiniglich dem Salomon zugeschrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stof zu einer weit bessern Gattung von Gedichten darinn zu finden, als jemals die griechische, lateinische, oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm sich daher vor, aus diesem unerschöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu sammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweisen dienen, den sich der Prediger gleich Anfangs zum Grunde legt: Es ist alles ganz eitel!

Und hieraus entstand sein Salomon; ein Gedicht, in welchem der Held desselben beständig das Wort führet. Die Materie sonderte sich von selbst in drey Theile ab, woraus der Dichter so viel Bücher machte. In dem ersten wird die Eitelkeit unserer Erkenntniß; in dem zweyten die Eitelkeit der Wollüste, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Grösse gezeiget.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieses Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden gelesen haben, aber auch wohl schwerlich mehr als einmal. Prior ist hier nicht in seiner Sphäre. Sein Salomon ist nicht der spruchreiche Zweifler mehr, der uns so viel zu denken giebt; er ist zu einem geschwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles sagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringsten die orientalische Denkungsart anzunehmen gewußt; sein weiser Hebräer spricht wie ein sophistischer Grieche. —

Doch Sie werden nicht sowohl mein Urtheil über das Original, als über die Uebersetzung zu wissen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Uebersetzungen, die uns aus der Schweitz kommen, das Lob lassen, daß sie treuer und richtiger sind als andere. Sie sind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bey dem allen sind sie unangenehm zu lesen, weil selten eine Periode

ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die sie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieses Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe sehen; es ist der Anfang des ganzen Gedichts.

Kommt, ihr Kinder der Menschen, in geziemender Andacht,
Hört was der Prediger spricht, und glaubet euerem Freunde,
Den die ernsthafte Muse mit den Gedanken begeistert,
Alles sey eitel, was wir thun, und was wir gedenken:
Daß wir in dieser Pilgrimschaft von siebenzig Jahren,
Ueber gefährliche Felsen und durch Thäler der Thränen
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehn,
Durch die Arbeit ermüdet, und das Ende doch fürchtend;
Daß wir alle von Mutterleibe an, sonst von nichts wissen,
Als von Thorheit, Leidenschaft, Arbeit, Unruh, und Sorgen;
Daß uns erst bey dem herannahenden Tode die Wahrheit
Deutlich seyn wird, von welcher ich nunmehr tiefsinnig singe:
Wir gehn nach falschen Freuden, und leiden wirkliche Uebel.

Ich will den sehen, der diese Periode gehörig construiren und interpunctiren kann. Wo kömmt z. E. in der vierten Zeile das daß her? Wenn es mit dem vorhergehenden binden sollte, hätte es in der dritten Zeile heissen müssen: daß alles eitel sey; und alsdenn würden die übrigen daß natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter selbst anbelangt, so können leicht keine nachläßigern in der Welt seyn. Es ist, als ob sich der Verfasser das ausdrückliche Gesetz gemacht hätte, den männlichen Abschnitt nicht ein einziges mal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Scansion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders, als von ohngefehr und mit einem Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Aegyptierin, im zweyten Buche, zum Exempel anführen. Ich wehle diese Stelle, um Sie zugleich an eine von den mahlerischsten Phantasien wieder zu erinnern, die ich jemals bey einem Dichter gelesen habe. Die schöne Sklavin weigert sich die Liebe des Salomo anzunehmen, und sagt unter andern:

Diese Künste selbst werden dir hier nicht gelingen;

Ich bin seit langem eines andern Liebe bestimmet.
Jenseit den grausamen Grenzen des Landes, das dir gehorchet,
Schon in meinem Lande schwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich ist, Treue zu; und er schwur mir ein gleiches:
Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geschworen.
Unsere beyderseitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geschäftigen Engel legten sie in die Wagschalen,
Fanden sie gültig, schlugen freudig die Flügel, und schrieben
Was wir feyrlich gesprochen, in die ewige Rolle.

Der einzige zweyte Vers hat den gefälligen Abschnitt, den Virgil unter neun Versen gewiß immer achtmal beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | seit lan|gem

Und dergleichen grobe Verstossungen wider die Quantität sind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wäßrig, matt, weitschweifig überhaupt die Sprache dieses Hexametristen ist. Ich will die vortrefliche prosaische Uebersetzung, die uns Herr Ebert von dem Leonidas* gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bey der ersten der besten Seite stehen, so wie das Buch auffallen will. — Es ist die Rede des Leonidas, nachdem Agis den Ausspruch des Delphischen Phöbus der Versammlung eröfnet hatte, daß die Perser siegen würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abstamme, Lacedämon durch seinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieses Erstaunen auf jedem Gesichte, ihr Männer „von Sparta? Zeuget der Name des Todes diese Furcht und „Verwunderung? O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch „die steilen Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre „die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von menschlichen Füssen „nicht zu erreichen, wenn die Furcht des Todes unsere Reise „unterbrechen könnte. Aber vergebens nimmt er seine finstersten Runzeln und Schrecken an, um die Festigkeit einer Seele „zu erschüttern, welche weiß, daß ein Leben dem die Tugend „mangelt, Mühseligkeit und Elend ist; daß selbst die Tugend

* Im ersten Stücke der Sammlung vermischter Schriften.

„trauert, wenn ihr die Freyheit mangelt, und nach der Glück-
„seligkeit vergebens herumsieht. Sprich also, o Sparta, und
„fordere mein Leben; mein Herz jauchzt deinem Rufe entgegen,
„und lächelt das rühmliche Schicksal an. Mit Ruhm zu leben
„erlauben die Götter vielen; aber mit gleichem Glanze zu ster-
„ben, das ist ein Glück, welches der Himmel von allen den
„besten Gütern des Geschicks auslieſt, und mit sparender Hand
„nur wenigen schenket.

Das war Prosa, und nun hören Sie Poesie!

Warum sitzt denn nun das Schrecken auf jedem Gesichte,
O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes,
Solche Furcht und Wunder erwecken? O theuerste Freunde!
Warum dringt ihr euch mühsam durch die beschwerlichen Pfade,
Die zur Tugend führen? Umsonst wäre die Arbeit,
Und der entfernte Gipfel wäre für menschliche Füsse
Allzu sehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode
Uns den Durchgang versagte. Nein, er bedient sich vergeblich
Seines grimmigen Anblicks, seiner schwärzesten Schrecken,
Um ein Herz in Kleinmuth zu setzen, dem es bekannt ist
Daß die Tugend weine, wenn die Freyheit dahin ist,
Als um eine Sache, die sie einzig beglücket.
Rede denn frey, o Sparta! sprich, und fordre mein Leben.
Ja mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es forderst,
Und wünscht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,
Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu sterben
Ist ein edlerer Seegen; aus der Fülle der Gnaden,
Die das Schicksal besitzet, hat ihn der Himmel gewählet;
Er ist sparsam damit, und hat ihn nicht vielen gegeben.

Man sollte darauf schwören, der Schweizer habe die Ebertsche Uebersetzung vor sich gehabt, und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beyspiel von dem Gegentheile dessen, was ich oben von den schweitzerischen Uebersetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches spricht die Prosa, und welches die Poesie? **Warum sitzt denn nun das Schrecken**, oder **Woher dieses Erstaunen? Sich durch beschwerliche Pfade mühsam dringen**, oder **sich durcharbeiten?**

Nein, wahrlich, nein, solche Hexameter meinet der Vorredner zu der Uebersetzung des verlorenen Paradieses nicht, wenn er sagt, daß man jenes grosse Gedicht noch erst in der vollen Pracht des deutschen Hexameters übersetzen müsse, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in seiner ursprünglichen Sprache hat, so viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freyheiten, die man sich, wie er glaubt, in dieser Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anständigern Versetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländischen Metaphern, und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen diesen Freyheiten, sage ich, hat unser Uebersetzer keine einzige gebraucht. Und doch führt er diese nehmliche Stelle des gedachten Vorredners gleichsam zu seiner Vertheidigung an.

Wozu hat er sich nun also die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Prosa recht gut übersetzt sind, noch einmal in Verse zu übersetzen, die weit schlechter, als schlechte Prosa sind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi quid melius desidiosus agam?

Aber hat er die Antwort auf diese Frage niemals bey dem Horaz gelesen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter ausserordentlich verliebt haben, denn er hat seine Zueignungsschrift sogar in englischen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon lesen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the worldling
Seems a creature unable of recreation and pleasure,
Through himself bereft of all the social blessings,
And unworthy of the providential kindness &c.

Sollte ein gebohrner Engländer nicht schon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer todten, mag es noch hingehen; denn eine todte versteht niemand vollkommen mehr: aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache es ist, auslachen kann, — das ist mir zu unbegreiflich.

Daß unterdessen Herr Simon Grynäus, (denn so heißt unser hexametrischer Uebersetzer, wie man aus der Unterschrift seiner Zueignung siehet) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erste sey, welcher englische Hexameter gemacht hat. Er ist nur der erste, welcher sie, so wie die deutschen, ohne alle Regeln, ja allen schon angenommenen Regeln zum Trotze, gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wagte es bereits in seinem Arcadien, Hexameter und Pentameter, und sapphische Oden in seiner Sprache zu machen. Und noch vor einige zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Versuch gethan, die alten Sylbenmaße im Englischen einzuführen.* Unter den prosodischen Regeln, die er dabey beobachtet hat, ist unter andern auch die Position, und er macht alle Selbstlauter lang auf welche zwey oder mehr Mitlauter folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo sie auch im Lateinischen kurz seyn können, wo der zweyte Mitlauter ein y ist, wo es nicht zwey verschiedene Mitlauter sind, sondern eben derselbe nur doppelt stehet ꝛc.

So viel ich, als ein Deutscher, von diesem neuen Versuche urtheilen kann, ist er vortreflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darinn wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise scandiren liesse, und ich glaube, wir könnten stolz darauf seyn, wenn wir viele so gute deutsche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgils, die auch mit darinn übersetzt ist, noch gut im Gedächtnisse habe:

Sicilian Muſes to a Strain more noble aſcend we!
Woods and low Tamariſks delight not every fancy.
Groves if we ſing of, thoſe Groves be worthy a Conſul.
Now is the laſt Epoch of ſong Cumæan arrived:
A new and wondrous ſeries of Things is ariſing.
Now is the bright Virgin, now Saturns Scepter returning.
Now is a new Progeny ſent down from lofty Olympus.
The Babe's Birth only, through whom, over Earth univerſal

* An Introduction of the ancient Greek and Latin Meaſures into Britiſh Poetry; attempted in the following Pieces, *viz.* a Translation of Virgils firſt Eclogue; a Translation of Virgils fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a pastoral &c. London 1737. 8vo.

This Iron age ending ſhall burniſh into a golden,
Chaſte Lucina ſavour! &c. E.

XX. Den 17. May. 1759.

Vierzigſter Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß dieſe wiederhohlten Verſuche, die alten griechiſchen Sylbenmaaſſe in die brittiſche Poeſie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die zehnſylbigen reimloſen Jamben nicht verdringen konnte? Dürfen wir hoffen, ſetzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Verſuche unſerer Deutſchen, von beßrer Wirkung ſeyn werden?

Es iſt ſchwer eine Neuerung durch ſie ſelbſt beliebt zu machen, und das Publicum läßt ſich in dergleichen Fällen lieber überſchleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu ſeinem verlornen Paradieſe gewählt, ſo würde er längſt der Lieblingsvers der Nation geworden ſeyn, wenn der Dichter auch nicht das geringſte zu ſeiner Anpreiſung geſagt hätte. Die innern Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart ſo lange vertreten haben, bis ſich das Ohr unmerklich an ſie gewöhnt, und in dem, was es anfangs nur duldete, endlich auch Wohlklang entdekt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreiſen wollen, und von dem möglichen Gebrauche deſſelben Muſter geben, die auſſer dieſem neuen Metro ſelbſt, nichts vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehn.

Umſonſt würden alſo auch bey uns, bald ein Omeis, bald ein Gottſched, die Möglichkeit eines deutſchen Hexameters erkannt, und nach ihren Kräften Beyſpiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache nicht durch ihren kritiſchen Richterſpruch, ſondern durch ihren ſtillſchweigenden Gebrauch, den Ausſchlag gegeben hätten. Der Verfaſſer des Meßias und des Frühlings ſchienen ſich das Wort gegeben zu haben, und ſie traten faſt zu gleicher Zeit mit Werken in dieſer Versart hervor, auf deren noch immer wachſenden Beyfall ich allein die Hofnung gründe, daß ſich der deutſche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfaſſer des Nimrods wäre jenen beyden Dichtern im Gebrauche deſſel-

ben zuvorgekommen, (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmet) würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?

Aber was vermuthen Sie bey dem allen von dem Verfasser des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilliget? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein Cissides und Paches, — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexametern seyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk * bekannt zu machen. Ihre Neugierde ist mir zuvor gekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einstimmen. Es ist wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele grosse und schreckliche Scenen in einem so engen Raum zusammengepreßt wären. Es würde einem geschickten Mahler etwas leichtes seyn, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemählden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr Meil mit eben so vieler Kunst, als Genauigkeit, an die Worte zu halten gewußt hat.

Zuletzt setzt er den Bogen auf die Brust
Dem Flehenden, mit weggewandten Blick.

Und zu welchen vortreflichen Schilderungen könnte im zweyten Gesange, die Löschung des Durstes, und der Tod des Cissides, so wie im dritten, der getreue Knecht unter dem Teppiche seines todten Herrn, Stoff geb'en! — Doch derjenigen poetischen Gemählde, die dem Dichter kein Künstler mit Linien und Farben nachbilden wird, sind noch weit mehrere. Als:

Wenn vom Orcan gepeitscht, des Meeres Fluth,
Die mit den sinkenden Gewölken sich,
Hoch in der finstern Luft, zu mischen schien,
Gleich Berg und Felsen im Erdbeben, fällt,
Und wieder steigt und fällt, daß alles heult,

* Cissides und Paches, in drey Gesängen, von dem Verfasser des Frühlings, Berlin bey Voß 1759.

Und alles Donner wird, und schnell Neptun
Den mächtigen Trident mit starkem Arm
Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So ꝛc.

Oder:

Und vom Geschrey der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt
Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw
Und Tieger, und manch wütend Thier ins Netz
Der schreynden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war stolz wie er;
Es schien die Erde zu verachten, kaum
Berührt es sie mit leichten Füssen, schnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum schreibe ich noch ab, was Sie vielleicht schon auswendig wissen? Kommen Sie; ich will Ihnen eine grössere Freude machen! Ich besitze, aus der gütigen Mittheilung eines Freundes, zwey noch ungedruckte Stücke dieses Dichters, und diese will ich meinem Briefe beylegen. Das eine ist gleichsam der Pendant zu dem Grabliede auf der 24sten Seite seiner neuen Gedichte; und das andere ist eine Hymne. — Hier würde ihre Begierde nach der Beylage meinen Brief doch endigen, wenn ich ihn auch nicht selbst geendigt hätte. L.

Geburtslied.

Weh dir, daß du gebohren bist!
Das grosse Narrenhaus, die Welt,
Erwartet dich zu deiner Quaal.
Nicht Wissenschaft, nicht Tugend ist
Ein Bollwerk für der Bosheit Wuth,
Die dich bestürmen wird. Verdienst
Beleidiget die Majestät

Der Dummheit, und wird dir gewiß,
(Im Fall du dirs einmal erwirbst)
Ein Kerkerwerth Verbrechen seyn.
Der Schatten eines Fehlers wird,
Bey hundert deiner Tugenden,
Der Lästrung greulichstes Geschrey
Oft hinter dir erwecken. Wenn,
Voll edeln Zorns, du kühn die Stirn
Zum Lästrer kehrst, ist alles Ruh.
Ein Zeigefinger, der schon sinkt,
Ein Nickkopf weis't dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter dir
Des Unsinns Stimme wiederum. —
Wenn du nicht wie ein Sturmwind sprichst,
Nicht säusst, wie da die Erde säuft,
Wo sich das Meer in Strudeln dreht;
Wenn kein Erdbeben deinen Leib
Zurütteln scheint, indem du zürnst:
So mangelts dir an Heldenmuth.
Und tanzest du den Phrynen nicht,
Von weiten, einen Reverenz:
So mangelts dir an grosser Welt.
Wenn du nicht spielst, und viel gewinnst,
Bis der, mit dem du spielst, erwacht;
Wenn Wollust unter Rosen nicht
Dich in die geilen Arme schlingt:
So fehlt dir Witz! so fehlt dir Witz! —
Nichts, nichts als Thorheit wirst du sehn
Und Unglück. Ganze Länder fliehn,
Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Pest,
Des Kriegs Gesellen. Und die See
Ergießt sich wild; Verderben schwimmt
Auf ihren Wogen, und der Tod.
Ein unterirrdscher Donner brüllt,
Die Erd eröfnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,

Und was im Feld und Walde wohnt. —
Und fast kein tugendhafter Mann
Ist ohne Milzsucht, lahmen Fuß,
Und ohne Buckel oder Staar;
Ihn foltert Schwermuth, weil er lebt! —
Dieß alles wirst du sehn und mehr.
Allein du wirst auch die Natur
Voll sanfter Schönheit sehn. Das Meer,
Der Morgenröthe Spiegel, wird
Mit rothem Lichte dich erfreun,
Und rauschen dir Entzückung zu.
Und kühle Wälder werden dich
Verbergen, wenn die Sonne brennt,
In Nacht. Der Birken hangend Haar
Wird dich beschatten. Oft wirst du,
In blühnden Hecken eines Thals
Voll Ruh einhergehn, athmen Luft,
Und sehen einen Schmetterling
Auf jeder Blüth, in bunter Pracht,
Und den Fasan im Klee, der dir
Denselben Hals bald roth, bald braun,
Bald grün, im Glanz der Sonne, zeigt.
Auch Wiesen werden dich erfreun,
Mit Regenbögen ausgeschmückt,
Und in der Fluth ein Labyrinth
Von Blumen, und manch bunter Kranz,
Aus dessen Mitte Phöbus Bild,
Voll Strahlen, blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr schwärmt.
Die Lerche, die in Augen nicht,
Doch immer in den Ohren ist,
Singt aus den Wolken Freud herab,
Dir in die Brust. Auch Tugend ist
Noch nicht verschwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der sie belohnt,
Und sie ist selbst ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit,

Und Menschenlieb und Edelmuth
Wirkt Freud, und Freude nur ist Glück.
Fühl Tugenden, so fühlst du Glück! —
Und mancher Freund wird dich durch Witz
Und Liebe (wie mein ** mich)
Beseeligen, und seyn dein Trost,
Wenn Falschheit dein Verderben sucht.
Laß Neid und niedre Raben schreyn.
Und trinke du der Sonne Gluth,
Gleich einem Adler. Hülle dich
In deine Tugend, wenn es stürmt. —
Doch öftrer lacht der Himmel dir;
Das Leben ist mehr Lust als Schmerz.
Wohl dir, daß du gebohren bist!

Hymne.

Groß ist der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind seine Wohnungen,
Sein Wagen, Sturm und donnernde Gewölk,
Und Blitze sein Gespann.

Die Morgenröth' ist nur ein Wiederschein
Vom Saume seines Kleids,
Und gegen seinen Glanz, ist Demmerung
Der Sonne flammend Licht.

Er sieht mit gnädgem Blick zur Erd herab;
Sie grünet, blüht und lacht.
Er schilt; es fähret Feur von Felsen auf,
Und Meer und Himmel klagt.

Lobt den gewaltigen, den gnädgen Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere! Flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden singt sein Lob!

Erhebet ihn ihr Meere! Braust sein Lob!
Ihr Flüsse rauschet es!
Es neige sich der Cedern hohes Haupt,
Und jeder Wald für ihn!

Ihr Löwen brüllt zu seiner Ehr im Hayn!
Singt ihm, ihr Vögel! singt!

Seyd sein Altar ihr Felsen, die er traf,
Eur Dampf sey Weyrauch ihm!
Der Wiederhall lob ihn! Und die Natur
Sing ihm ein froh Concert!
Und du, der Erden Herr, o Mensch! zerfließ
In Harmonien ganz!
Dich hat er, mehr als alles sonst, beglückt.
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt
Die Räder der Natur.
Erheb ihn hoch zu deiner Seeligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laster fliehn,
Wenn du zu ihm dich schwingst.
Die Sonne steige nie aus rother Fluth,
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm vereinigst mit
Der Stimme der Natur.
Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wenns schneyt, wenn Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wenn die Erde grünt.
In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau ihm, und sing ihm Lob!
Er sorgt für dich, denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.
Und o wie liebreich sorgt er auch für mich!
Statt Golds und Ruhms, giebt er
Vermögen mir die Wahrheit einzusehn,
Und Freund' und Saytenspiel.
Erhalte mir, o Herr! was du verleihst;
Mehr brauch ich nicht zum Glück.
Durch heilgen Schaur will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich!
In finstern Wäldern will ich mich allein,
Mit dir beschäftigen,

Und seufzen laut, und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.
Und irren ans Gestad des Meers, und dich
In jeder Woge sehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten dich.
Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerrißne Wolken sehn,
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heilge Träume wiegt.

XXI. Den 24. May. 1759.

Ein und vierzigster Brief.

Der Verfasser der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre ist Herr Dusch; eine der fruchtbarsten Federn unsrer Zeit. Und eben weil es Herr Dusch ist, haben die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften von dem zweyten und dritten Theile derselben nichts zu sagen, für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider diesen Scribenten, bekömmt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu lesen. Eine jede Critik weis er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer streitet gern?

Aber nun soll ich wenigstens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie setzen mich in Verlegenheit. — Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe die Schilderungen nicht gelesen; hier und da darinn zu blättern, das ist alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar, die Schilderungen sind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung lesen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen wo man will; man findet an einem Orte so viel Zusammenhang, wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade so viel Zusammenhang, als — im Calender.

Nun wohl; also kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mittheilen, die ich bey dem Durchblättern zu machen, Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden seyn wollen —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der Bibliothek wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts

erinnert haben. Herr Dusch will die Natur schildern; seine Schilderungen sollen eine Art von Verbindung unter sich haben; die Verbindung nach den Jahrszeiten ist schon gebraucht; Herr Dusch ist ein grosser Liebhaber des Neuen, des Selbsterfundenen; er wählt also die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, diese Eintheilung in Monate? Ist ein Monat von dem andern eben so unterschieden, als eine Jahrszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur diesem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieselben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Scribent, sie uns lieber in diesem, als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenser getadelt hat. Auch Spenser hatte einem jeden Monate eine besondere Ekloge gewidmet; und was sagt Pope dazu? „Diese ängstliche Eintheilung seiner Schäfergedichte in „Monate, hat ihn gezwungen, die nehmliche Beschreibung entweder in drey Monaten nach einander, mit veränderten Worten, zu wiederhohlen, oder, wenn sie das erste mal schon erschöpft war, gänzlich wegzulassen; woher es denn kömmt, daß „einige von seinen Eklogen, (als zum Exempel die sechste, „achte und zehnte,) sich durch nichts als ihre Titel unterscheiden. Und wie kann es anders seyn, da das Jahr von der „Mannigfaltigkeit nicht ist, daß es, so wie eine jede Jahrszeit, „also auch einen jeden Monat, mit einer ihm eigenen Beschreibung versorgen könnte?* — Wenn Herr Dusch, wie man sagt, auch der Uebersetzer von Popens sämtlichen Werken ist, so muß es uns so viel mehr befremden, daß er sich dieser

* Yet the scrupulous division of his Pastorals into Months, has obliged him either to repeat the same description, in other words, for three months together; or when it was exhausted before, entirely to omit it: whence it comes to pass that some of his Eclogues (as the sixth, eighth and tenth for example) have nothing but their Titles to distinguish them. The reason is evident, because the year has not that variety in it to furnish every month with a particular description, as it may every season.

Anmerkung seines Helden nicht erinnern wollen. * Wenn er es gethan hätte, so würde es in seinen Schilderungen vielleicht nicht von so vielen Gegenständen, bis zum Eckel, mutatis mutandis heissen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht!

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszuschreiben; er, der andere mit der allerunglaublichsten Freyheit ausschreibet? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts anders, als einen beständigen Cento, aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Haller und zwanzig andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt; wo er sie in den Noten anführt. Ich kenne leicht keinen Scribenten, der listiger anzuziehen weis. Er bekennt mit der scheinbarsten Offenherzigkeit, nicht selten ganz

* Der Herausgeber dieser Briefe nimmt hier Gelegenheit eine kleine Nachricht einzuschalten. Herr Dusch hat sich zum zweyten, dritten und viertenmale gegen unsere Critik seiner Uebersetzung des Pope mit vieler Bitterkeit verantwortet. Zum zweytenmale in dem Altonaer Reichspostreuter; zum drittenmale in gewissen neuen Briefen an Freunde und Freundinnen, und zum viertenmale in der Vorrede zu dem zweyten Bande seiner Uebersetzung selbst. Besonders haben wir uns über seinen Brief in dem Reichspostreuter nicht genug verwundern können. Nachdem er darinn einige kleine Nachläßigkeiten, die er begangen hat, die wir aber niemals der Rügung würden werth geschätzt haben, selbst angezeigt, sagt er unter andern: „Und nun möchte ich wohl meinen Prahler auffordern, mir in den beyden „Stücken, der Vorrede nehmlich und der Abhandlung von der Schäferpoesie, „seinen Vorrath (von Fehlern) aufzuweisen. — Wir haben uns zwar nie eines Vorrathes von Fehlern eben in diesen beyden Stücken gerühmt. Aber dem ohngeachtet kann ich ihm hier melden, daß seine Aufforderungen angenommen worden. Es soll sich ehstens zeigen ob Fll. oder Herr Dusch der Prahler ist. In diesen Briefen zwar soll es nicht geschehen, weil wir den Platz zu etwas bessern brauchen können. Dem Leser unter dessen doch einen kleinen Vorschmack zu geben, können wir nicht unangemerkt lassen, daß selbst in dieser kleinen Stelle, welche eben aus der Abhandlung über die Schäferpoesie des Pope angeführet worden, Herr Dusch mehr als einen Fehler begangen hat. Z. E. Wie ungeschickt übersetzt er The scrupulous division durch die gar zu richtige Eintheilung. Und to repeat the same description for three months together durch für drey Monate zusammen zu wiederhohlen. Wie links! Wie sinnlos! Hat Herr Dusch in seinem Wörterbuche nicht gefunden, daß together eben so wohl nach einander als zusammen heissen kann? (Einschaltung des Herausgebers O.)

entfernte Nachahmungen, um die aller plumpsten Entwendungen damit zu maskiren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmal mehr eine alte Lecture zu wiederholen, als etwas neues zu lesen glauben.

Aber ich will mich bey solchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem **zweyten**, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bey seiner Neuheit durch, und habe, was ich damals dabey gedachte, wieder vergessen. So viel weis ich nur noch: Ich hatte ihn uneingebunden vor mir liegen, und sahe auf der letzten Seite der Vorrede, daß Herr Dusch einen Fehler des Gedächtnisses, den er in den ersten drey Monaten begangen hatte, verbesserte; er hatte nehmlich an einem Orte **Leda** gesetzt, wo **Semele** stehen sollte. Indem ich noch seine Strenge gegen sich selbst, und seine grosse Liebe zur Genauigkeit bewunderte, schlug ich einige Blätter um, und ein weit gröberer Fehler sprang mir auf einmal ins Auge. Lesen Sie doch! „Bewundert sie, die Natur, (sagt Herr Dusch auf „der 280ten Seite) in den Geschlechtern der Thiere, von dem „Hunde bis zum Elephanten; in den gefiederten Schaaren von „der Vogelfliege bis zum wüthenden Strauß; in den Insecten, „die zu betrachten ein **Merian**, die neue Welt besuchet ꝛc. — Ein **Merian**? Es gehört eine Note dazu; und die wird uns nähere Nachricht geben. „**Merian**, heißt die gelehrte Note, „ein bekannter Mahler, reisete, bloß aus der Begierde, die „Schönheiten der Insecten zu betrachten, nach Surinam. — Schade, daß ich den bekannten Mahler nicht kenne! Eine **Maria Sibylla Merianin** kenne ich wohl, die in einer ernsthaftern Absicht, als die blosse Schönheit der Insecten zu betrachten, nach Surinam reisete. — Kurz; hier steht **Cadmus**, wo **Semele** stehen sollte.

Ich komme also zum **dritten** Theile. Und dieser dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Dusch hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, gegen seinen ersten Theil gemacht worden, gegründet gefunden, und sich entschlossen, ihnen genug zu thun. — Wie schwer

muß ihm diese Verleugnung seiner selbst geworden seyn! Er dauert mich! — Es ist wahr, seine Schreibart ist nun nicht mehr so geschmückt; seine Prose stolpert nicht mehr so hexametrisch einher; und doch ist sein Buch darum um nichts besser geworden.

Noch immer ist die Tavtologie seine liebste Figur. Ein pathetischer Nichts wird man selten auf den Kanzeln hören, als man bey ihm fast auf allen Seiten findet. Z. E. „Wie widersprechend ist die Thorheit, welche sich einmal vorgesetzt „hat, einen Irrthum zu behaupten. In was für Wider„sprüche versinkt sie nicht!* Wie schwatzhaft ist ein Dusch, welcher sich einmal vorgesetzt hat, viel zu schreiben. In was für Geschwätze versinkt er nicht! — Und so gut gerathen ihm seine Tavtologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden sehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anders sagen, als er hat sagen wollen. Z. E. Die zärtliche Apostrophe an seine Doris aus dem November: „Uns beyde, o Doris, wird der „Tod dahin führen, wo unsere Väter seit der Sündfluth schla„fen. Wir werden nicht gegen dieses allgemeine Gesetz der „Sterblichkeit murren, nicht zittern, unsern Tod zu sehen. Aber „wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte „kein Auge den Verlust des andern beweinen! Eine Stunde „sollte unser Leben schliessen; zugleich sollte in einem Seufzer „unser Athem entfliehen.** Nun ja doch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überleben will. Aber sagen dem ohngeachtet die Worte: so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen, nicht ganz etwas anders? Ihnen zu Folge wünschet Herr Dusch, daß keines von ihnen einäugig werden möge; nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Denn nur alsdenn, wenn man das Unglück hat einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verlust des andern. Und auch für dieses Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris, und ein einäugiger Liebhaber sind freylich ein trauriger Anblik. Besonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal sagen könnte:

* Seite 291. ** Seite 241.

— Puer, lumen quod habes concede puellæ!
Sic tu coecus Amor, ſic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Dusch auch oft, wenn er Bilder und Umstände ohne alle Wahl häuft. Z. E. „Der „Landmann weis der Kälte Arbeit entgegen zu setzen, und „wider Willen des Winters Schweiß aus seiner Stirne zu „treiben. Unter seinen starken Hieben sinkt die tausendjährige „Eiche, unter der Gewalt seiner abgehärteten Hände zerreißt „der Pflug die starre Erdscholle, und unter seiner Sichel fal- „len die Aehren der Felder.“ * Vortreflich! Nun wissen wir doch, wenn der Landmann sein Korn hauet. Im Winter, um sich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar das hat nun Herr Dusch gewiß nicht sagen wollen, sondern seine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wieder seinen Willen hin- geschrieben. Denn so viel mag er wohl von der Natur ver- stehen, daß er ohngefehr weis, in welchen Monat die Erndte fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weis, das mag er sicherlich nur halb wissen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Dusch will im Anfange seines Octobers eine Beschreibung von der herbstlichen Nachtgleiche, (Aequinoctium autumnale) geben, und sagt: „Itzo wieget die Waage Tag und Nacht in gleichen „Schalen, und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis „in Licht und Finsterniß. ** Die erste Helfte dieser Beschreibung ist schön, denn sie ist nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Dusch selbst anführt.

Libra die ſomnique pares ubi ſecerit horas &c.

Allein was sagen Sie zu der andern Helfte: und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß? Der Scribent muß träumen. Geschieht es denn nur bey der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finsterniß theilet? Ich denke es geschiehet immer; die Sonne mag stehen wo sie will. Denn immer ist die eine Helfte der Erdkugel von ihr erleuchtet und die andere nicht; und sie theilet sie also immer in Licht und Finsterniß. Das ist un-

* Seite 66. ** Seite 112.

widersprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu diesem albernen Zusatze gekommen ist. Der gleich darauf folgende Vers bey dem Virgil, den Herr Dusch nicht anführt, heißt:

Et medium luci atque umbris jam dividet orbem. *

Und diese Zeile hat er offenbar durch sein: der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß, übersetzen wollen. Wenn er sie aber doch erst hätte verstehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis; sondern so viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn diese zur Helfte in Licht und Finsterniß getheilet ist; wenn die Sonne eben so lange über unserm Horizonte verweilet als unter demselben, alsdenn haben wir nothwendig Nachtgleiche. Virgils Beschreibung ist also sehr richtig, da des Herrn Duschs seine sehr abgeschmackt ist. Es entschuldiget ihn nicht, daß orbis sehr oft so viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt eben so oft ein blosser Kreis, und er hätte wissen sollen, welche Bedeutung sich hier schickt. Hier nimmt es der Römer eben so, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er sagt: **

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos
Ardebat cœlo, & *medium* sol igneus *orbem*
Hauserat.

Sie hatte die Helfte ihrer Bahn erreicht; es war Mittag. Ich weis zwar, daß auch Ruäus medium orbem durch medium mundum auslegt; allein ich weis auch, daß die prosaische Paraphrasis dieses Jesuiten erbärmlich ist, und daß man den Virgil aus ihr sehr schlecht verstehen lernt. — Und so hätte ich zweyerley auf einmal bewiesen; nehmlich daß Herr Dusch das Lateinische, das er nachahmen wollen, nicht verstanden hat, und daß er höchst verwirrte Begriffe von einem Phänomeno in der Natur haben muß, das jeder Anfänger in der Astronomie zu erklären weis.

Aber noch ein ander Beyspiel, was für seltsame Vorstellungen sich Herr Dusch von Dingen aus dieser Wissenschaft, und von dem, was durch ihre Grundsätze und Beobachtungen heraus-

* Georg. lib. I. v. 209. ** Georg. lib. IV. v. 425.

zubringen ist, machen muß! — An einem Orte seines Septembers sagt er: „Uebung entwickelt die verborgnen Kräfte „der Seele, wie die Arbeit die Kräfte des Körpers. Durch „sie gestärkt mißt einer die Erde, verfolgt den Planeten auf sei„ner Bahn, und mißt die Weite von einer Sonne zur an„dern 2c.“ * — Wer heißt es nun dem Herrn Dusch, auf die Rechnung der Astronomen in einem so pathetischen Tone so greulich zu lügen? Und glaubt er denn, daß sie ihm diese Prahlerey danken werden? Nichts macht eine Wissenschaft bey dem Pöbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die sie nie zu leisten unternommen hat, und auf keine Weise leisten kann. Ich weiß zwar, daß Hugenius, und noch in unsern Zeiten Bradley, wahrscheinliche ohngefehre Berechnungen von dem Abstande der Fixsterne von unserer Erde, und folglich zugleich von der Sonne, gegeben haben. Aber heißt denn das, die Weite von einer Sonne zur andern, das ist, von einem Fixsterne zu dem andern messen? Kann es unterdessen Herr Dusch; ey, so sage er uns doch, wie weit ist es vom Alcor bis zum Kabelesit? Oder um ihm, wenn er denkt, die Aufgabe zu erleichtern; wie weit ist es von einer der Plejaden zu der andern? Denn bey nahe muß ich auf den Verdacht kommen, daß er hier nur die scheinbare Weite eines Fixsterns von dem andern meint, und diese nicht besser zu messen verlangt, als der gemeine Mann den Schweif des Cometen mißt; nach Spannen. Meint er aber nur die Messung dieser scheinbaren Weite, so möchte ich wissen, was für eine Stärke des Geistes dazu gehöre?

Die Fortsetzung künftig.

XXII. Den 31. May. 1759.

Fortsetzung des ein und vierzigsten Briefes.

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Dusch unter andern auch gerathen, seine Gemählde öftrer mit Fictionen zu unterbrechen. Und sehen Sie; auch diesen Rath hat der gutherzige Scribent angenommen! Er hat mehrere, er hat grössere

* Seite 64.

eingestreuet; und er versichert, es würde ihm angenehm seyn, wenn sie gefallen könnten.

Lassen Sie mich, Wunders halber, eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den Traum dazu, der am Ende des Octobers stehet. Prägen Sie sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte. „Ein unumgrenztes lachendes Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne, mit „blauen Gebirgen und Wäldern umgeben, war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal im Traum befand. — Bemerken Sie doch sogleich dieses unumgrenzte Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen umgrenzt. — Hier also ist er; und wenn wird er aus diesem unumgrenzten Thale wieder herauskommen? Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits durch eine Kette von Hügeln den „Fußsteig, der ihn endlich an die schönste Ebene bringt. — Willkommen! Aber was machte der Träumer erst in dem unumgrenzten Thale? Warum befand er sich nicht gleich in dieser Ebene? Hätte er den sauern Weg durch eine Kette von Hügeln nicht sich und dem Leser ersparen können? — Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne „ein majestätisches „Gebäude, das in Erstaunen und Ehrfurcht setzte. Der Mond „erhellte einige Seiten und Mauern die sich mir im hellen „Lichte entgegen kehrten, andere verbargen sich in tiefen Finsternissen. Unermeßliche Schatten fielen auf die unumgrenzte „Fläche, und mahlten mit schwarzen Finsternissen die Gestalt „des Tempels in erstaunlicher Grösse auf das Feld. Mein „Blick übermaß die Länge der Schatten nicht, die auf der „Fläche lagen, und die Zinnen des Gebäudes schienen an die „Wolken zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf corinthischen „Säulen. Alle Theile desselben waren in der vollkommensten „Symmetrie zusammen gefügt; und ihre Verbindung war so genau und richtig, daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine „Theil aufhörte, oder der andere anfing. Kein nöthiges Glied „wurde hier vermißt, und keine Zierrath war überflüßig. Eine „bewundernswürdige Einfalt herrschte in dem Ganzen, und die „Majestät des kühnen und regelmäßigen Gebäudes setzte in Erstaunen. — Das nenn ich eine Beschreibung! Ich führe sie

deswegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortreflicher Baumeister Herr Dusch ist. Ein großes unermeßliches Gebäude, das durch seine Majestät in Erstaunen und Ehrfurcht setzt, dessen Zinnen an die Wolken ragen, das keine einzige überflüßige Zierrath hat, in dessen Ganzen eine bewundernswürdige Einfalt herrscht; nach welcher Ordnung würden Sie so ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl Acht, und lernen Sie was! Herr Dusch führt es nach der corinthischen Ordnung auf. „Das ganze Gebäude ruhte auf corinthischen Säulen. Es ist um ein aufgeschnaptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere, um die edle Treustigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! Ein Genius begegnet dem Träumer, und sagt ihm, daß dieses grosse Gebäude der Tempel der Natur ist. Er erbietet sich ihm zum Führer, und nach verschiedenen vorläufigen Erinnerungen, treten sie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend, oder mit einander in Unterredung begriffen, erblicken. Alle in der Kleidung der alten Nationen; deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt der Genius sein Collegium an: „Jener Schwarm in „verschiedenen Trachten, deren Stirnen ein hohes Alter mit „greisen Haaren bestreuet hat, sind die Weltweisen barbarischer „Völker. Du siehst, sie gehen in kleinen Haufen zusammen, „und unterreden sich zum Theil ganz leise, zum Theil durch „Räthsel. — Ihre Lehre war nicht würdig auf die Nachwelt „zu kommen. — Nur wenig ist davon mit Gewißheit für die „Nachwelt übergeblieben. — Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein Paar Citationen auszuhelfen. Er setzt in einer Note hinzu: „Man muß die Nach„richten von diesen (den Weltweisen der barbarischen Völker) „aus verschiedenen Schriften, als Bournets Archæolog. Philos. „in der Amsterdammer Ausgabe seiner Theorie der Erde; Reim„manns Einleitung in die Geschichte der Gelehrsamkeit, und „andern zusammen suchen. Vortreflich! Man muß sie aus denen zusammen suchen, die sie zusammen gesucht haben. Und wer ist Bournet? Wenn hat ein Bournet Archæologias philosophicas

geschrieben? Ein Burnet, weis ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln?

„Ein beßrer Hause, fährt der Genius fort, ist der, den „du dort in griechischer Kleidung siehst. Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjuncts der philosophischen Facultät, so viel falsches, so viel nur halb wahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen griechischen Secten, und einzeln Weltweisen, daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Compendio einer Geschichte der Weltweisheit, finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er sie alle abfertiget. Er spricht sein lächerlich! und so gleich erblickt man, anstatt eines ehrwürdigen Philosophen, einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras spricht: „Eine dunkle geheimnißvolle Lehre, „die lächerlichste unter allen." * Oder vom Aristoteles: „eben „so lächerlich und dunkel nahm Aristoteles Materie, Form „und Privation zu seinen Grundquellen an." ** (Oder an einem andern Orte vom Epicur: „Ich gehe hier nur kurz die „Gründe durch, die dieses lächerliche Lehrgebäude zu Boden werfen können." ***) — O mein Herr Genius, diese ihre Beschuldigung des Lächerlichen, ist sehr lächerlich! Sie sind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung von einem Geiste gesprochen! Und sagen sie mir, was wollen sie dem guten Herrn Dusch weiß machen, wenn sie unter andern ausrufen: „O „Vernunft, wie blind bist du oftmals! Was die ältere Zeit „schon längst nicht mehr glaubte, das sucht die neue wieder „hervor, und die offenbarsten Irrthümer gewinnen noch einmal „Beyfall: und ein Spinoza, Cartes oder Gassendi kleiden den „alten Irrthum des Chrysippus oder des Epicurus in eine „neuere bessere Tracht. Was sie mit dem Gassendus und Epicur wollen, das kann ich ohngefehr errathen. Aber der alte Irrthum des Chrysippus? Was ist das? Was hat Spinoza dem Chrysippus abgeborgt? Was Cartesius? Beyde eben dasselbe; oder jeder etwas anders? Wenn sie dem Herrn Dusch

* Seite 179. ** Seite 180. *** Seite 274.

wieder im Traume erscheinen, haben sie doch die Gütigkeit, sich näher zu erklären!

Sie sehen, mein Herr, man kann sich schwerlich einer Turlupinade enthalten, wenn man sieht, daß Leute mit einer Gelehrsamkeit prahlen wollen, in der sie offenbare Fremdlinge sind. — Wie ich schon bemerkt habe, so hilft Herr Dusch seinem Genius manchmal in einer Note nach; aber seinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem Anaxagoras sagt er z. E. er lebte in der LXX Olympias. Sagt man aber von einem Manne so, der in dieser Olympiade erst gebohren worden? Wenigstens lebt der Philosoph, in den ersten vier Jahren seiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neuern Weltweisen zu reden kömmt, nichts richtiger; so wie ihn Herr Dusch auch nichts genauer ergänzt. Der Genius sagt z. E. von dem grossen Baco: „Er war es, der die Gesellschaften „stiftete, die sich mit vereintem Fleisse um die Erkenntniß der „Natur bemühten, und die Wissenschaften ins Aufnehmen zu „bringen suchten. Eine vortrefliche Stiftung, die seinem Andenken Ehre macht, und groß genug ist, seinen Namen zu „verewigen. England hatte die Ehre, diesen Weltweisen ge„bohren zu haben, und in seinem Schooß die erste Gesellschaft „wahrer Philosophen zu hegen 2c.* — Wo hat denn der gelehrte Genius gelesen, daß Baco die englische Societät der Wissenschaften gestiftet habe? Gestiftet: so sagt er zweymal. Denn wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter derselben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genommen, so kann man deswegen doch nicht sagen, daß sie Baco gestiftet habe. — Noch einen gröbern Fehler aber macht Herr Dusch, mit eben diesem Vater der gereinigtern Weltweisheit, wenn er in der Note sagt: ** „Von diesem Zeitpuncte der „Geschichte der Philosophie sagt ein Dichter:

Cartes zerreißt die Fesseln, die mancher schon genagt,
Er zweifelt und sucht Gründe, er findet, und es tagt.
Der Weisheit Genius steigt aus des Moders Hügeln,
Und schüttelt mit Gewalt den Schulstaub von den Flügeln.

* S. 188. ** S. 187.

Ein Baco, Lock und Newton ersetzt, was noch gebricht,
Natur, Verstand und Sitten, und alles wurde Licht.

Wohl zu merken, daß der Dichter, der diese sechs Zeilen gereimt hat, wenn ich mich nicht sehr irre, Herr Dusch selbst ist. Wenigstens billiget er sie hier; und zugleich den albern Anachronismus, den sie enthalten. Cartesius hat also eher geschrieben als Baco? Und Baco hat nur ersetzt, was jener noch gebrechen lassen? —

O, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen. Lassen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömmt endlich mit dem Herrn Dusch in den Tempel selbst. Und nun machen Sie sich fertig in den seltsamsten Raritätenkasten zu gucken! „Zwey mächtige Flügel eröfneten den Eingang durch „ein langes Gewölbe, das auf beyden Seiten auf marmornen „Säulen ruhte. Zwischen diesen standen in ihren Fächern die „Bildsäulen der größten Philosophen, die durch ihre Bemühungen die wichtigsten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Einige in „der Tracht der Chaldäer 2c." Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draussen in dem Vorhofe lebendig herum liefen. Und auch so gar die Bildsäulen derjenigen, deren Lehre nicht werth war, auf die Nachwelt gebracht zu werden; der Chaldäer. Zugleich welch ein kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf deutsch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir sind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf; wir treten herein. „Ein erstaunliches Gewölbe voll majestätischer Einfalt! — Tausend Lichter; eine himmelblaue Decke, und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; itzt geht die Sonne daran auf, und itzt unter; itzt scheinen die Sterne, itzt verlöschen sie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altares vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahrszeiten vorstellen; an den Wänden schöne Gemählde von den vornehmsten Gegenständen, die der Mensch auf der Erde zu betrachten findet; eine corinthische Säule, welche eine schwarze marmorne Tafel hält, worauf die Gesetze der Natur, der Bewegung und der Schwere geschrieben stehen 2c.: das sind

die innern Decorationen, für welche Herr Dusch unmöglich einen grossen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber ist das schon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorstellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich, in seinem Kasten ein neues Fach. „Indem eröfneten „zween mächtige Flügel eine weite Aussicht aus dem Tempel „in ein unabsehbares Feld." Merke auf, sagte mein Führer zu mir, und betrachte! — Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräsentiren sich: „Entblößte Hügel, „die ihr Inneres aufdecken; Erdarten, Mineralien, Steine, „Metalle ꝛc." Und abermals repräsentiret sich: „Die schönste „Gegend; ein ebenes Thal mit unzähligen Kräutern und „Blumen aus allen Himmelsgegenden geschmückt." Und abermals repräsentiret sich: „eine unzählbare Menge von Stau„den." Und abermals repräsentiren sich: „theils Pflanzen, „theils lebendige Geschöpfe." Und abermals repräsentiren sich — O verzweifelt! Ich wollte meinen Herren, noch das ganze Thierreich repräsentiren; aber sie sehen das Licht geht mir in dem Kasten aus. „Die Betrachtung des Thierreichs soll daher „ihnen selbst überlassen seyn!

Nicht ein Haar besser läßt Herr Dusch seinen Genius in allem Ernste abbrechen, weil, „eine Priesterin, in weissen At„las gekleidet an den Altar tritt, und neuen Weihrauch in die „hellere Flamme gießt." — Der Guckkasten wird nun zu einem Marionettenspiele. — Es kömmt noch eine Gestalt dazu; „schön, aber menschlicher gebildet, mit einem denkenden Auge." Und noch eine dritte: „ein bejahrter Greis geht ihr zur Rech„ten, der in dieser Hand ein Sehrohr, in der andern das „Bleymaaß trägt." Und eine vierte: „zu ihrer Linken trägt ein „blühender Genius, ein vollgeschriebenes Buch." Diese dreye warffen sich vor die Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Priesterin mit zum Himmel gefaltenen Händen niederkniete. — Hier endlich, thut der Träumer seine erste Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beständig allein gesprochen, und der Träumer hat, wie es sich in einem eckeln Collegio für

beyde schickt, vermuthlich unterdessen — geschlafen. „Wer sind „diese, die hier anbethen? — „Jene blühende Gestalt, sagt „der Genius, ist die Vernunft, die von der Erfahrung zur „Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr beständig das „Buch der Natur vor, und beyde führen sie zu dem Altare, „wo die natürliche Religion dem Vater der Wesen opfert. „Kaum hatte er ausgeredet, als ein Lobgesang von tausend „verschiedenen Stimmen erklang. — Und siehe, dieser Lobgesang ist nach dem Englischen des Thomson. Denn sie wissen wohl, daß wir im Traume nicht neues erfinden, sondern uns nur mit oft ungeheuern Zusammensetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Dusch ist folglich aus Gründen der Psychologie zu entschuldigen, daß er keine neue Hymne singen läßt. —

Nachdem der Lobgesang zu Ende ist, erfolget eine Stille, und über diese Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmids Hunde in der Fabel, der unter dem Getöse der Hämmer sehr ruhig schlief, und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruhten, und ihn die erfolgte Stille zum Essen rief. Der Beschluß künftig.

XXIV. Den 14 Junius. 1759.

Beschluß des 41sten Briefes.

Und nun sagen Sie mir, kann man sich eine elendere Fiction gedenken, als diesen Traum des Herrn Dusch? — Aber vielleicht argwohnen Sie, daß er nur in meinem Auszuge so elend geworden sey. — Wie könnten Sie zwar das argwehnen, und welchen Bewegungsgrund könnte ich haben, Ihnen etwas elender einzubilden, als es in der That ist?

Dem ohngeachtet, sehen Sie hier noch eine andere Erdichtung dieses Dichters! Ich will mich die Mühe nicht tauern lassen, sie Ihnen in ihrem ganzen Umfange abzuschreiben. Und wenn diese nicht eben so elend ist, als der Traum, so will ich es Ihnen erlauben, mich dort für einen Verfälscher zu halten.

Herr Dusch will uns in seinem September* die Lehre, daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten, durch ein Beyspiel einprägen. Lesen Sie!

* Seite 93.

„Der Sturmwind zerriß dem Alcest seine Hütte am Strande der „See. In was für Verwünschungen und Klagen brach er wider den „Himmel aus, der ihn gesandt hatte! Welch ein elendes Leben, rief „er zu den Felsen, ist das meinige! Kaum kann ich mir mit den „Arbeiten meiner Hände das Brodt erwerben, das meine Nothdurft „fordert! Unfruchtbar fließt mein Schweiß. Mit der Sonne stehe „ich auf, und die Mitternacht bringt mir erst die Stunde des Schla- „fes. Aus der Tiefe des unsichern Meeres muß ich meine Nahrung „ziehen, oft mit Gefahr des Lebens mit dem Ruder die ungetreuen „Wellen schlagen, und von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer „für meinen Tisch hohlen. Und dennoch, o Himmel, sendest du „Stürme, die meine arme Hütte niederreissen? Soll ich denn den Un- „gewittern und Regen, soll ich allen Beleidigungen des ungütigen „Himmels ausgesetzt, auch nicht in der Nacht die Ruhe haben, die „alle Wesen wieder vergnügt? Der Vogel schläft unter dem grünen „Dache der Blätter. Der Sturm wiegt ihn in den Schlaf, der meine „Wohnung zu Boden reißt. Das Wild ruhet sicher in Höhlen und „in warmen Gebüschen, und der Wurm findet im Schoosse der Erde „eine sichere Ruhestädte: nur ich bin allen Plagen ausgesetzt, und um „mich zu quälen, gießt der Himmel alle Ungewitter aus.

„Mit diesen Klagen und Thränen in den Augen, warf er sich „voll Unmuth, und müde seines Lebens, Alcest, auf einen mooßigten „Felsen nieder. Die Nacht umschattete ihn; ein fester Schlaf nahm „ihn in die Arme, und der völlig angebrochene Tag öfnete erst seine „schweren Augenlieder. Traurig stand er von seinem harten Lager „auf, und wandte seine Augen auf das Meer. Dann suchte er seine „Hütte. Die Hütte lag in einem Haufen zusammen, und sein Kahn „stand zerschlagen auf dem trokner Sande. Jezt brach ein neuer „Strom von Thränen aus seinen Augen, und neue Klagen stürzten „von seinen Lippen. Verzweifelnd stieg er die Klippe hinunter, und „wanderte zu seinem Nachen. Aber der Nachen war zertrümmert, „und seine Hütte darneben ein Steinhauffen. Von wüthender Ver- „zweiflung getrieben eilte er ans Meer, entschlossen sein Leben zu en- „digen, und in demjenigen Elemente den Tod zu suchen, das ihn des „einzigen Mittels der Erhaltung beraubt hatte. Nimm auch mein „Leben, rief er, nimm dieses elende Leben, Schicksaal, das ich nicht „mehr erhalten kann! Jetzo will er sich in die Wellen stürzen; aber

„indem er mit einem Blicke das Ufer übersah, fiel ihm ein Schiff ins
„Gesicht, das auf dem Sande auf die Seite gelehnt lag. Die Ma-
„sten waren zerbrochen, die Segel zerrissen, und der Kiel stack in ei-
„ner Sandbank. Jetzo vergaß er seinen Entschluß zu sterben, und
„Neubegierde und Hofnung beflügelten seine Füsse. Was für Schätze
„fand er auf diesem unglücklichen Schiffe, das eben der Sturm, der sei-
„nen Kahn und seine Hütte zerschlagen, an diesen Strand getrieben hatte!
„Wie vergaß er zu seufzen, und nennte das Ungewitter ein Mittel
„seines Glücks, und den Himmel gütig und weise, der ihm den Sturm
„gesandt hatte. Tausendfach war ihm sein Verlust ersetzt, und eben
„der Sturm den er verwünschte, bereicherte ihn.

Welch ein abscheuliches Beyspiel! Abscheulich in allen möglichen Betrachtungen. — Der Held ist ein elender Fischer; und doch spricht dieser elende Fischer, natürlich wie der Poet Dusch. Er schlägt die ungetreuen Wellen; er hohlt von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer. Welch eine Sprache für einen elenden Fischer! Und was muß dieser Fischer sonst für ein Narr seyn! Der Sturmwind hat seine Hütte zerrissen; er klagt, er murret; er ist seines Lebens müde. Aber doch, denkt er, ehe ich mich ersäuffe, kann ich ja wohl noch eine Nacht gut schlafen; er wirft sich auf einen mooßigten Felsen nieder, und ein fester Schlaf nimmt ihn in die Arme. Gewiß dieser feste Schlaf eines Unglücklichen in der Verzweiflung, ist ein Meisterzug des Herrn Dusch! Cato schlief kurz zuvor, ehe er sich umbringen wollte, eben so fest; aber nicht eben so lange. Der Fischer ist ein doppelter Cato; der völlig angebrochene Tag öfnet erst seine schweren Augenlieder! Anstatt aber, daß er seinen Rausch der Verzweiflung sollte ausgeschlaffen haben, wird er noch einmal so wütend als er gestern war. Bey ihm hieß es nicht: la nuit porte avis. Er ist fest entschlossen sein Leben zu enden. — Und nun geben Sie Acht; der Fischer des Herrn Dusch ist nicht bloß ein Narr, der es erst beschlafen muß, ob er sich ersäufen soll, oder nicht: er ist das größte menschliche Ungeheuer, das je gewesen oder erdichtet worden. Er kömmt an den Strand und entdeckt ein verunglücktes Schiff; er entdeckt, daß vielleicht hundert andere durch den Sturm hundertmal mehr verloren haben, als er selbst. Was hätte diese Entdeckung bey ihm wirken müssen, wenn ihm

Schöpfer Dusch nur einen Funken Menschheit gegeben hätte? Hätte sie seine Verzweiflung nicht noch höher treiben müssen? Welch ein Herz muß das seyn, von dem es in einem solchen Falle heissen kann: „er vergaß seinen Entschluß zu sterben, und Neubegierde und Hofnung beflügelten seine Füsse. Herr Dusch fragt an einem andern Orte:* „Um mich zu trösten, wenn meine Wunde blutet, soll ich einen andern an der „seinigen mit dem Tode ringen sehen? Es sind tausend Schmerzen noch heftiger, als der meinige, ein so schrecklicher Gedanke, „der in Verzweiflung stürzen muß, sollte mich ermuntern können? — Doch diese bessern Gesinnungen im November, konnte Herr Dusch freylich im September noch nicht haben.

Aber lassen Sie mich dieses Beyspiel noch auf einer andern Seite ansehen. Es ist wahr, es enthält gewissermaaßen den allgemeinen trostreichen Satz: Daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten. Aber enthält es nicht auch zugleich einen andern, der nichts weniger als trostreich ist? Diesen nehmlich: daß das Unglück vieler, oft das Glück eines einzigen wird. Es ist wahr; wäre der Sturm, der die Hütte des Fischers niederriß, nicht gewesen, so hätte itzt auch kein reiches Schiff an den Strand können geworfen werden, durch dessen Plünderung der Fischer seinem Schaden so wohl beykam. Aber muß denn deswegen ein reiches Schiff scheitern, um einen Fischer den Verlust seiner elenden Hütte vergessen zu machen? Kann sich der Unzufriedene, der dieses Beyspiel lieset, nicht eben so wohl an die Stelle derjenigen setzen, die an dem verunglückten Schiffe Theil haben, als an die Stelle des Fischers? —

Und nun lassen Sie mich meinen Brief einmal schliessen. Der Mann hat mich angesteckt, von dem die Rede ist. Auch Herr Dusch weis niemals das Ende zu finden, er mag schreiben wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorne an, als daß er da aufhören sollte, wo seine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief schliessen, ohne vorher feyerlich zu protestiren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herr Duschen halte? Er könnte wirklich ein guter Schrift-

* Seite 221.

steller geworden seyn, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschliessen wollen. Und diese haben ihm die Verfasser der Bibliotheck deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu seyn; und ein Philosoph zu seyn, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beyden etwas, und ohngefehr gleich so viel, als dazu gehört ein erträgliches moralisches Lehrgedichte zu machen. Dieses mache er; und lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue halaine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Oekonomie erfordern!

Keine Stelle in den ganzen Schilderungen, die mir wenigstens in die Augen gefallen ist, hat mir mehr gefallen, als die Ausschweiffung über die Gewalt der Mode, im October.* Ich habe so viel schlechte Brocken für Sie daraus abgeschrieben, daß Sie mich für neidisch halten könnten, wenn ich Ihnen nicht auch noch einige gute mittheilte. Wie gesagt; hier und da eine sittliche Betrachtung, ein Charakter, ein satyrischer Zug gelingt dem Herrn Dusch; und das ist es auch alles, was er zu der ihm angerathenen Dichtungsart nöthig hat.

„Siehe, alles in der Stadt unterwirft sich dieser veränderlichen „dummen Göttin. Was wir am häufigsten sehen, dünkt uns am an„ständigsten: und der Irrthum dienet uns statt der Wahrheit, wenn er „gemein geworden ist.

„Frage den halbsehenden Visto, warum er sich so sehr in Bil„der verliebt hat, die er doch durch die Brille betrachten müßte, wenn „er wissen wollte, was sie vorstellen. Er wird dir sagen, der Ge„schmack habe ihn verführt; aber vielleicht sagt er zugleich einem Ver„trauten leise ins Ohr: es ist Mode, Geschmack zu haben. Denn er „starrt, mit einer gleichen Bewunderung, ein elendes Geschmiere und „das Meisterstücke eines von Dyk an. Was machte, daß sein Land„gut in andere Hände fiel? Ach! grausamer Loraine, fünf deiner ver„blichenen Landschaften. —

„Dort tanzt der zarte Curio. Alles bewegt sich, alles lächelt an „ihm. Seht doch seinen Federhut, seinen vergoldeten Rock, seinen

* Seite 159.

„kostbaren Ring, seine weisse Hand, und seine reiche Weste an! Mit „ihm schwatzet die Schöne von Büchern, vom Schauplatze, oder vom „Grandison. Diesem mit sich selbst vergnügten Anbeter aller Schö„nen, erlaubet sie, an ihrem werthen Nachttische zu sitzen. — Es ist „leichter, ruft der Weichling, ein siegendes Heer anzuführen, oder ein „sinkendes Land zu erhalten, als der schönen Flavia Haare zu kräu„seln, oder einen Tanz anzuführen, oder neue französische Moden „nachzuahmen. —

„Mode erhält meistens die Stadt geschäftig. Ob es Zeit sey, „zum Tanze oder zum Tempel zu gehen; Zeit zu spielen, oder zu be„ten; zu glauben oder sich zu kleiden; zu lachen oder zu trauern; „alles bestimmt die Mode, die über alle Geschäfte und Stunden des „Tages gebietet. Noch in der letzten Stunde ihres Lebens bekannte „Cephise die Herrschaft, die die Mode in ihrem Leben über ihr Herz „gewonnen hatte. Mitten in ihrem Gebete, als ihre traurigen Freunde „mit gefalteten Händen um ihr Bette standen, rief sie ihre Bediente „zu sich: „In Atlas sollst du mich kleiden, und dann soll meine Leiche sechs Tage lang zur Schau stehen; sechs Tage gebietet die Mode.

„Eine Räthin, und keine Carosse, und keine Bediente? Kinder „würden über mich lachen, wenn sie sähen, daß ich meine Füsse zum „gehen brauchen könnte! Wir dürfen nicht so stark seyn! sagte die „junge Narcisse zu ihrem Gemahl. — Aber wie? versetzte er, beden„ken sie doch! Eine Carosse und Bediente! Ich müßte als ein Be„trieger zu Grunde gehen. — Und wollten sie sich noch bedenken, „wenn es die Mode so will? — G.

XXV. Den 21 Junius. 1759.

Drey und vierzigster Brief.

Der alte Logau ist erschienen; und ich eile, Ihnen mein Versprechen zu halten.* Er ist in aller der Sauberkeit und Pracht erschienen, die ein klaßischer Schriftsteller verdienet. Die Herausgeber sind die Herren Ramler und Lessing.**

* S. den 36sten Brief.

** Friedrichs von Logan Sinngedichte; zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler, und G. E. Lessing. Leipzig, 1759. in der Weidmannischen Buchhandlung. Ein Alphabet, 12 Bogen.

„Friedrich von Logau, sagen sie in ihrer Vorrede, ist mit al-
„lem Rechte rc. [s. Band V, S. 104] sich näher nach ihm zu erkundigen.

Sind Sie begierig, diesen Meister und diesen John näher zu kennen? Meister gab 1726 ein elendes Büchelchen heraus, unter dem Titel: Anweisung und Exempel, mehrentheils lustiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zusammengelesen. Und John schrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erste Centurie 1728 herausgekommen. Beyde gedenken zwar unsers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es ist wahr, die Beyspiele, die sie aus ihm anführen, sind sehr deutliche Beweise von ihrem elenden Geschmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

Mistjunker.

Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,
Ist einem Ochsen gleich, der nie vom Stall gekommen.

Und gleichwohl sagt er: quæ quidem Epigrammata leporibus suis et salibus non destituuntur.

„Wir könnten, fahren die Herren Herausgeber fort, eine lange
„Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern
„der gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht,
„oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein rc. —

In dieser Reihe würde ohne Zweifel auch Herr Professor Gottsched seinen Platz finden. Dieser Mann, der sich mit seiner Kenntniß unsrer alten Dichter so breit macht, nennt ihn in dem Register zu seiner Dichtkunst Salomon Logau; eine seltsame Vermischung seines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muster aus ihm angeführt, welches er doch aus Opitzen, Flemmingen, Dachen, Tscherningen und andern gethan hat. Desgleichen würde das Jöchersche allgemeine Gelehrtenlexikon hier eine Verbesserung erhalten können. Es sagt nehmlich von unserm Logau: „Er hat den „Ruhm und Beynamen des Schlesischen Peirescius erhalten, „und Christ. Gryphii, seines vertrauten Freundes, Entwurf „der Ritterorden, wider dessen Willen, drucken lassen. Allein

dieses ist nicht von ihm, sondern von seinem Sohne, dem Freyherrn Balthaser Friedrich von Logau zu verstehen.

Doch die Herausgeber haben solche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht werth geachtet. „Und wozu, sagen sie, sollten uns diese „Beweise dienen, daß Logau unbekannt gewesen ist? Ein jeder Leser, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne „Beweis. — Sie bringen demohngeachtet, im Vorbeygehen, noch zwey Beweise an, die ihr Vorgeben ausser allem Zweifel setzen. Der erste ist dieser: Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der Sprossende, in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft, unter diejenigen Glieder nicht, die sich durch Schriften gezeigt haben. Der zweyte Beweis ist von S. v. G. auferweckten Gedichten hergenommen. Schon nehmlich im Jahr 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unsers Logau zu machen; und wenn er berechtiget war, diesen Auszug auferweckte Gedichte zu nennen, so ist es ja wohl unleugbar, daß sie vorher schon begraben gewesen sind. „Unterdessen, sagen die Herausgeber, ist dieser Ungenannte vielleicht „Schuld, daß Logau noch tiefer in die Vergessenheit gerieth, „und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt „werden konnte. Es ist unglaublich, welche Freyheit er sich mit seinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten ist nicht eines unverstümmelt geblieben; und doch sieht man meistentheils auch nicht die geringste Ursache, warum er uns seine vermeinten Verbesserungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen; denn ich weiß, ihre Neugierde ist grösser, als der Eckel seyn kann, den sie Ihnen verursachen werden. Die vier Hirtin ist eines von den feinsten Sinngedichten des Logau; wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, so würde es ein kleines Meisterstück seyn. Es lautet so: [s. Band V, S. 190.]

Aber welch ein plumpes, widerwärtiges Ding hat der Ungenannte daraus gemacht!

Chloris, Doris, Iris, Ciris liebten Einen in die Wette;
Chloris krönte ihn mit Blumen; Doris gab ihm Honig ein;

Iris grüßte ihn mit lachen; Ciris wollt die Klügste seyn,
Sie behielt den Schäfer Thyrsis, denn sie führte ihn aufs Bette.

Solche Nichtswürdigkeiten kritisiren sich selbst. Ich darf die übrigen also bloß nur untereinander setzen.

Logau. [s. Band V, S. 154.]

Der Ungenannte.

Ohne Nutz wird die bewacht,
Die auf Geilheit ist bedacht;
Denn der kleinste Buhlerstich,
Ist für sie ein Dieterich.

Logau. [s. Band V, S. 240.]

Der Ungenannte.

Die Schafe fressen selbst, ist der Tyrannen List.
Denn so vernimmt man nicht, daß sie der Wolf auffrißt.

Logau. [s. Band V, S. 156.]

Der Ungenannte.

Wenn man den Feind aufs Haupt geschlagen,
So hat der Fuß ihn weggetragen:
Man schlag ihn lieber vor die Scheiben,
So muß er fein beliegen bleiben.

Und so sind die Verbesserungen des Ungenannten alle. Daß er dabey gleich die allervortrefflichsten Stücke seines Dichters ganz übersehen und gar nicht gerettet hat, ist ein Fehler, den man so einem Stümper kaum aufmutzen darf. Er hat seine Sammlung dafür mit Stücken von andern Verfassern bereichert, die überhaupt davon zu reden höchst elend sind; und selbst diejenigen, die er von Canitzen und Bessern eingerücket hat, sind kaum mittelmäßig. Ein einziges habe ich darinn entdeckt, welches so vortrefflich ist, daß ich es unmöglich länger darinn kann vergraben seyn lassen. Es hat einen H. M. zum Verfasser; und wer mag wohl dieser M. seyn? Ein Menantes ist es gewiß nicht.

Belise und Thyrsis.

Belise starb und sprach im Scheiden:
Nun Thyrsis, nun verlaß ich dich!
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt eine dich so sehr als ich.

Ach, sprach er, mag dich das betrüben?
Belise, nur dein Tod ist schwer!
Kanst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Welchem von unsern neuesten zärtlichen Dichtern würde dieses kleine Lied nicht Ehre machen? — O wahrhaftig, das schlechte Buch ist rar, in welches sich gar nichts gutes, auch nicht von ohngefehr eingeschlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von seinen Lebensumständen haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604. gebohren; er bekleidete die Stelle eines Canzleyraths bey dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem vierten, und starb 1655. Sie erwähnen unter seinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der besten lateinischen Dichters in der ersten Helfte des sechzehnten Jahrhunderts. Auch unter seinen Nachkommen hätten sie einen Dichter, und zwar einen deutschen Dichter, finden können; nehmlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein Poetisches Vergnügen herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anständig gehalten haben, neben einem so grossen Ahnen, poetischen Andenkens, einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer ist.

Logau hatte Anfangs nur eine Sammlung von zwey hundert Sinngedichten herausgegeben, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuthen nicht unwahrscheinlich, daß dieses im Jahr 1638 müsse geschehen seyn. Sechzehn Jahr endlich darauf, trat die vollständige Sammlung ans Licht, welche sie bey ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt haben. — Und nun sehen Sie; ihre Vermuthung ist eingetroffen. Sie haben sie nicht von Wort zu Wort abdrucken lassen; denn drey tausend fünfhundert und drey und funfzig Sinngedichte können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden würdig seyn. Sie haben ihren Dichter auf sein Drittheil herabgesetzt, und hören Sie doch, was sie dabey anmerken! „das „ist unter allen Nationen, sagen sie, immer ein sehr vor„trefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist.“ —

Der Ausspruch ist strenge; aber ich glaube doch, er ist wahr. Das ausgesuchte Drittheil haben sie alsdenn in zwölf Bücher vertheilet, die durch ein Paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schlusse, in ein scheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des ersten z. E. ist folgender. [s. Band V, S. 109.]

Und der Schluß des zehnten: [s. S. 248.]

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte, haben sie sich bey ihrer Abtheilung zwar nicht gerichtet; doch scheint es mir, als ob sie es bey dem einzigen sechsten Buche hätten thun wollen. In diesem nehmlich hat fast jedes Stück, eine gewisse Feinheit, Naivität, Zärtlichkeit, ja nicht selten Schalkhaftigkeit; und Logau erscheint da ganz als unser deutscher Catull; wenn er nicht oft noch etwas besseres ist. Urtheilen Sie selbst.

Ursprung der Bienen. [s. Band V, S. 185.]

Welch eine glückliche Fiction! Mit wie viel kleinen Bildern ausgezieret! In welch einer ungekünstelten, anständig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernsthafte Wahrheit angewandt! Hier sind noch einige aus diesem Buche.

Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin. [s. S. 180.]

Auf die Pulchra. [S. 181.]

An einen Bräutigam. [S. 182.]

Ich will Ihnen unterdessen nicht einbilden, daß alle beybehaltene Stücke von gleichem Werthe sind. Die Herren Herausgeber erkennen es selbst; „aber genug, sagen sie, daß in dem „unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden seyn wird, warum „es unsrer Wahl werth gewesen. Ist es nicht allezeit Witz, „so ist es doch allezeit ein guter und grosser Sinn, ein poeti„sches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung und „dergleichen." — Und das muß man ihnen zugestehen! Der gute und grosse Sinn besonders, macht eine Menge von Logaus Sinngedichten, zu so vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menschen ins Gedächtniß gefaßt zu werden verdienen.

Einfältiges Gebet. [s. Band V, S. 259.]

Freundschaft. [S. 247.]

Kurz, es ist nichts weniger, als eine Uebertreibung, wenn die Herausgeber sagen: „Es ist unwidersprechlich, daß wir in

„unserm Logau allein, einen Martial, einen Catull, und Dio-
„nysius Cato besitzen.

XXVI. Den 29. Junius. 1759.

Vier und vierzigster Brief.

Es war der blosse Logau, von welchem ich mich mit Ih-
nen in meinem vorigen Briefe unterhielt; und ich habe davon
noch nichts erwähnt, wie sehr sich, auch ausser der guten Wahl,
die Herren Herausgeber um ihn, und zugleich um alle Liebhaber
der deutschen Sprache, verdient gemacht haben.

Sie sind nehmlich mit ihrem Dichter wie mit einem wirk-
lichen alten klaßischen Schriftsteller umgegangen, und haben sich
die Mühe nicht verdriessen lassen, die kritischen Erythräi dessel-
ben zu werden. Ihren Anmerkungen über seine Sprache haben
sie die Gestalt eines Wörterbuchs gegeben, und sie merken mit
Grunde an, „daß ähnliche Wörterbücher über alle unsere gu-
„ten Schriftsteller der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen
„Wörterbuche unserer Sprache seyn würden.

„Die Sprache des Logau, sagen sie, ist, überhaupt zu
„reden, ꝛc. [s. Band V, S. 297.]

Von der Sprachenmengerey, die zu seinen Zeiten schon
stark eingerissen war, zeigen sie, daß er völlig frey gewesen ist.
Was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das
drückte er mit keinem lateinischen oder französischen aus; und er
hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter
nicht unglücklich übersetzt. Z. E. Accentus durch Beylaut;
Inventarium, durch Fundregister; Profil, durch Durchschnitt,
und zwar nicht nur von Gebäuden, sondern auch von einem
Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat;
Anatocismus durch Wiederzins ꝛc. Doch war er hierinn kein
übertriebener Purist; sondern er spottet vielmehr über die zu-
weitgehenden Neuerungen des Zesen, der damals zu gottschedi-
siren anfing.

Es unterscheidet sich aber seine Sprache von derjenigen,
welcher sich itzt unsere besten Schriftsteller bedienen, vornehm-
lich in zwey Stücken; in gewissen Wörtern und Fügungen
nehmlich, die wir, es sey nun mit Recht oder mit Unrecht, ha-

ben veralten lassen, und in verschiedenen Eigenthümlichkeiten, die er aus der besondern Mundart seiner Provinz beybehalten hat. Von jenen sagen die Herren Herausgeber: „Wir haben „alle sorgfältig gesammlet, rc. [s. Band V, S. 298.) — Und über die Provinzialsprache ihres Dichters erklären sie sich folgender maassen: „Die Schlesische Mundart rc. [s. S. 299.]

Auf diese beyden Stücke haben sie also in ihrem Wörterbuche ihr vornehmstes Augenmerk gerichtet, von welchem ich Ihnen unmöglich anders einen nähern Begriff machen kann, als wenn ich einige Artikel daraus entlehne, und Sie von diesen auf die übrigen schliessen lasse. Verschieden allgemeine Anmerkungen, die in dem Wörterbuche selbst keine fügliche Stelle finden können, machen den Anfang. Z. E. Logau braucht sehr häufig das Beywort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Er sagt:

Seither ist unser Frey in Dienstbarkeit verkehret.

— — — Ein solches Klug,

Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug.

— — — — —

Bey welchem freyes Wahr, der Freundschaft Seele wohnt.

Für Freyheit, Klugheit, Wahrheit. Die Vortheile, welche dieser Gebrauch besonders einem Dichter verschaffen kann, sind so groß, daß eine bescheidene Nachahmung wohl schwerlich zu mißbilligen wäre. Ich sage aber mit Fleiß, eine bescheidene Nachahmung; denn ich fürchte mich schon im voraus vor den kleinen Affen, die dergleichen substantive Neutra mit einer Verschwendung brauchen dürften, daß wir die wahren Substantiva davon ganz und gar nicht zu haben scheinen könnten. Was ich aber unserer Nachahmung, oder vielmehr unserer uneingeschränktesten Aufnahme für noch weit würdiger halte, ist folgender Gebrauch der Endsylbe, ley. Logau setzt nehmlich diese Endsylbe, die wir itzt nur bey den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beywort von besonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Grossem noch wird Sordalus wohl werden,
Denn seinerley Geburt ist nicht gemein auf Erden.

Wie kurz und bequem ist dieses seinerley; und wie weitschweifig müssen wir itzt dafür sagen: eine Geburt, wie seine war ꝛc. Und so wie er seinerley sagt, sagt er, und andere Alte, auch dieserley, meinerley, deinerley ꝛc.

Doch ich eile zu einigen Artickeln aus dem Wörterbuche selbst.

„Bieder; [s. Band V, S. 309.]

„Biedermann [s. daselbst.]

„Brunft. [S. 311.]

„Demmen. [S. 313.]

„Flitte, die. [S. 317.]

„Hinsichern, sich. [S. 324.]

„Noch, noch; [S. 334.]

Aber ich will aufhören, abzuschreiben. Ich weis gewiß, daß Sie den nun erst auferweckten Logau selbst vor die Hand nehmen, und studiren werden, sobald Ihnen ihre Umstände einen anhaltenden Fleiß wieder erlauben.

Dritter Theil.

IV. Den 26. Julius. 1759.

Acht und vierzigster Brief.

Sie sollen befriediget werden! — Die grossen Lobsprüche, welche der nordische Aufseher in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereitzet. Ich habe ihn gelesen; ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentliche Moralisten ungelesen zu lassen.

Kopenhagen hat bereits an dem Fremden (einem Werke des seel. Hrn. Prof. Schlegels) eine dergleichen Schrift von sehr vorzüglichem Werthe aufzuweisen. Und nun kann es leicht kommen, daß der nordische Aufseher ein allgemeines Vorurtheil für die deutschen Werke des Witzes, welche in Dänemark erscheinen, veranlassen hilft. Und würde dieses Vorurtheil auch so ganz ohne Grund seyn? — Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermassen zu machen, sich expatriiren müssen; wenn —

O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte sonst alles darüber vergessen; Sie möchten, anstatt eines Urtheils über eine schöne Schrift, Satyre über unsere Nation, und Spott über die elende Denkungsart unserer Grossen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der nordische Aufseher hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758. angefangen, und hat sich in der Fortsetzung weder an einen gewissen Tag noch an eine gewisse Länge der einzeln Stücke gebunden. Diese Freyheit hätten sich billig alle seine Vorgänger erlauben sollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewissen gefallenden Anschein der Ungezwungenheit, sondern auch viel wesentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht so oft haben bald ausdehnen, bald zusammenziehen, bald trennen dürffen; sie hätten sich gewisser Umstände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen besser bedienen können; sie hätten bald hitziger, bald bequemlicher arbeiten können rc.

Das ganze 1758ste Jahr bestehet aus sechzig Stücken, die einen ansehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger **Cramer** hat sich auf dem Titel als Herausgeber genennt.* Wie viel Antheil er aber sonst daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmste Verfasser sey; wer seine Mitarbeiter sind: davon sucht der Leser vergebens einige nähere Nachricht. Er muß versuchen, wie viel er davon aus dem Stil und der Art zu denken, errathen kann.

Doch die wahren Verfasser itzt aus den Gedanken zu lassen, so giebt der nordische Aufseher vor, daß er ein Sohn des Nestor Ironside sey, der ehemals das Amt eines Aufsehers der Sitten von Großbritannien übernahm, und mit allgemeinem Beyfalle verwaltete. Er heisse Arthur Ironside; seine Mutter sey die Wittwe eines deutschen Negocianten gewesen, die seinen Vater noch in seinem funfzigsten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieser nur deswegen von ihm geschwiegen, um sich nicht, dieser späten Liebe wegen, dem

* Der nordische Aufseher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Erster Band. Sechzig Stück. Kopenhagen und Leipzig bey Ackermann. 3 Alphab. 12 Bogen.

muthwilligen Wize der Spötter auszusetzen. Ein besondres Schicksal habe ihn genöthiget sein Vaterland zu verlassen, und er betrachte nun Dänemark als sein zweytes Vaterland, welchem er ohnedem, von seinen väterlichen Vorfahren her, eben so nahe als jenem angehöre; indem diese ursprünglich aus einem nordischen Geschlechte abstammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen sey, und durch seine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen desselben beygetragen habe. — Hierauf beschreibt er, mit den eignen Worten seines Vaters, die Pflichten eines moralischen Aufsehers, und sagt: „Da ich schon „in einem Alter bin, wo ich die Einsamkeit eines unbekannten und „ruhigen Privatlebens nicht verlassen und in Geschäften gebraucht zu „werden suchen kann, ohne mich dem Verdachte auszusetzen, daß ich „mehr von einem meinen Jahren unanständigen Ehrgeitze, als von „einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Besten „aufzuopfern, getrieben würde: So habe ich mich entschlossen, für „mein zweytes Vaterland zu thun, was mein Vater für England „gethan hat.“

Auf zwey Punkte verspricht er dabey seinen Fleis besonders zu wenden; auf die Erziehung der Jugend nehmlich, und auf die Leitung derjenigen, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgeben, ohne eigentlich ein Geschäfte aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Absicht auf beydes, in diesem ersten Bande bereits schon vieles geleistet. — Seine feinsten Anmerkungen über die beste Art der Erziehung, hat er in die Geschichte seiner eignen Erziehung gebracht,* welche mehr als ein Stück einnimt; in welcher aber vielleicht nicht alle Leser die eckeln Umschweife billigen möchten, mit welchen ihm sein Vater die ersten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beygebracht hat. Er erzehlt z. E.** als ihm sein Vater mit den Lehren der Nothwendigkeit und dem Daseyn eines Erlösers der Menschen und einer Genugthuung für sie, bekannt machen wollen: so habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortzugehen, zu folgen gesucht, und sey einzig dar=

* Stück 46. 47. 48. ** Stück 50.

auf bedacht gewesen, ihn Jesum erst blos als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund, lieben zu lehren. Allein ich fürchte sehr, daß strenge Verehrer der Religion mit der gewaltsamen Ausdehnung dieser Regel nicht zufrieden seyn werden. Oder sie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß diese Regel hier beobachtet worden. Denn wenn diese Regel sagt, daß man in der Unterweisung von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen müsse, so ist dieses Leichtere nicht für eine Verstümmlung, für eine Entkräftung der schweren Wahrheit, für eine solche Herabsetzung derselben anzusehen, daß sie das, was sie eigentlich seyn sollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Nestor Ironside nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, dabey hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne bloß als einen Mann vorzustellen, den Gott „zur Belohnung seiner unschul„digen Jugend, in seinem dreyßigsten Jahre mit einer so grossen „Weisheit, als noch niemals einem Menschen gegeben worden, aus„gerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet, und zugleich mit der „Kraft begabt habe, solche herrliche und ausserordentliche Thaten zu „thun, als sonst niemand ausser ihm verrichten können. — Heißt das den geheimnisvollen Begrif eines ewigen Erlösers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an dessen Statt setzen; es heißt, mit einem Worte, sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre fassen kann. Und wenn kann es die fassen? In welchem Alter werden wir geschickter, dieses Geheimniß einzusehen, als wir es in unsrer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimniß ist, ist es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflössen, als die Zeit der sich sträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Diese Anmerkung im Vorbeygehen!

Was der nordische Aufseher zum Besten der unstudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft sich ohngefehr auf sechs oder sieben neuere Autores, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, besonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beybringt. So preiset er z. E. in dem vierten und siebenden Stücke die Werke des Kanzlers Dagueßeau an, und zwar mit diesem Zusatze: „Ich kann nicht schliessen, ohne zur Ehre

„dieser Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu wünschen, daß sie „mit allen andern vortreflichen Arbeiten des menschlichen Verstandes „einem jeden Uebersetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der „Hand und nicht mit dem Kopfe; der, mit einem Worte alles zu „sagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutschen, und nicht „wie Lodde unter uns übersetzt. — In dem dreyzehnten Stücke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meinen Sie aber, ist es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von diesem Dichter sagt? „Er ist ein Genie, das nicht allein weit über „einen Milton erhoben ist, sondern auch unter den Menschen am „nächsten an den Geist Davids und der Propheten grenzet rc. Nach „der Offenbarung, setzt er hinzu, kenne ich fast kein Buch, welches „ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf „eine edlere Art beschäftigte, als seine Nachtgedanken. — Die übrigen Schriftsteller, mit welchen er seine Leser unterhält, sind des Bischofs Buttlers* Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; Heinrich Beaumonts** moralische Schriften; des Hrn. Basedow*** praktische Philosophie für alle Stände; des Marquis von Mirabeau† Freund des Menschen; und ein sehr wohl gerathenes Gedicht eines Dänischen Dichters, des Hrn. Tullin.††

Dieses letzte Gedicht führet den Titel: Ein Maytag. Es ist, sagt der Aufseher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unsern meisten Dichtern besungen zu werden pflegen; es hat aber doch so viel wahre poetische Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienet. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünstigten Geist, der noch mehr erwarten läßt. — Dieses Urtheil ist keine Schmeicheley; denn die Strophen welche er im Originale und in einer Uebersetzung daraus anführt, sind so vortreflich, daß ich nicht weis, ob wir Deutsche jemals ein solches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schliessen Sie einmal von dieser einzigen Stelle auf das Uebrige:

* Stück 9 und 22. ** Stück 21. *** Stück 24. 29.
† Stück 34. 36. 38. 40. †† Stück 52.

„Unerschaffener Schöpfer, gnädig, weise, dessen Liebe unumschränkt „ist; der du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein „Paradies erschaffen hast, Du bist alles und alles in Dir; überall „sieht man deinen Fußtapfen — —

„Du machst den Sommer, den Winter, den Herbst zu Predigern „deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was soll dieser seyn? „O Erschaffer, er ist ganz Ruhm. Er redet zu den tauben ungläu„bigen Hauffen mit tausend Zungen. — —

„Er ist unter allen am meisten Dir gleich; er erschaffet, er bildet, „er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er ist — „er ist beynahe Du selbst. Wie wenig wissen von dieser Freude die, „welche in dem Dunste und Staube verschloßner Mauern, wenn die „ganze Natur ruft: Komm! unter schweren Gedanken furchtsam „lauren. ꝛc. G.

V. Den 2. August. 1759.

Neun und vierzigster Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Nestor Ironside, seinen Sohn den Erlöser kennen zu lehren, gemacht habe; und wundern sich, wie der Aufseher eine so heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können. Aber wissen sie denn nicht, daß itzt ein guter Christ ganz etwas anders zu seyn anfängt, als er noch vor dreyßig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christenthume gezogen hat, und weichet allem Verdachte der Freydenkerey aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weis. Behaupten Sie z. E. daß man ohne Religion kein rechtschafner Mann seyn könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen; alle sie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen: o so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird.

Auch der nordische Aufseher hat ein ganzes Stück * dazu angewandt, sich diese Mine der neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entscheidenden Tone, daß Rechtschaffenheit ohne Religion widersprechende Begriffe sind; und beweiset es durch — — durch weiter nichts, als seinen entscheidenden Ton. Er sagt zwar mehr als einmal denn; aber sehen Sie selbst wie bündig sein denn ist. „Denn, sagt er, ein „Mann, welcher sich mit Frömmigkeit brüstet, ohne ehrlich und gerecht „gegen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen eines Heuchlers „an seiner Stirne gezeichnet zu werden; und ein Mensch, welcher sich „rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachläßige, ob „er sich gleich von demjenigen befreyet achtet, was man unter dem „Namen der Frömmigkeit begreift, ist — — ein Lügner muß ich „sagen, wenn ich nicht strenge sondern nur gerecht urtheilen will; „weil er selbst gestehet, kein rechtschafner Mann gegen Gott zu „seyn. Ist alle Rechtschaffenheit eine getreue und sorgfältige Ueber„einstimmung seiner Thaten mit seinen Verhältnissen gegen andere, „und wird eine solche Uebereinstimmung für nothwendig und schön er„klärt: so kann sie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen „Gott seyn, oder man müßte läugnen, daß der Mensch gegen das „Wesen der Wesen in wichtigen Verhältnissen stünde. — — Was kann deutlicher in die Augen leichten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anders bedeutet, als er es in dem Beweise bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion, ein Mann, der sich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann; der kein Christ ist: in dem Beweise aber, ein Mann, der von gar keiner Religion wissen will. Dort ein Mann, der bey den Verhältnissen, die ihm die Vernunft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe zeiget, stehen bleibt: Hier ein Mann, der durchaus gar keine solche Verhältnisse annehmen will. Diese Verwirrung ist unwidersprechlich; und man muß sehr blödsinnig seyn, wenn man sich kann bereden lassen, daß das, was von dem einen dieser Personen wahr sey, auch von dem andern gelten müsse. Und können Sie glauben, daß der Aufseher diesen Fechterstreich

* St. XI.

noch weiter treibet? Aus folgender Schilderung, die er von einem **Manne ohne Religion** macht, ist es klar. „**Polidor**, „höre ich zuweilen sagen, ist zu bedauern, daß er kein Christ ist. Er „denkt über die Religion bis zur Ausschweifung frey; sein Witz wird „unerschöpflich, wenn er anfängt ihre Vertheidiger lächerlich zu ma„chen; aber er ist ein ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen; man „wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können :c. — Aber mit Erlaubnis; diesem **Polidor** fehlt es nicht bloß an Religion: er ist ein Narr, dem es an gesunder Vernunft fehlt; und von diesem will ich es selbst gern glauben, daß alle seine Tugenden, Tugenden des Temperaments sind. Denn muß er deswegen, weil er sich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deswegen darüber spotten? Muß er ihre Vertheidiger deswegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt ist; ein Mann der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion spottet! Und ist es billig, alle diese Leute in eine Klasse zu werfen?

Das war also, gelinde zu urtheilen, eine Sophisterey! Und nun betrachten sie seinen zweyten Grund, wo er das Wort **Rechtschaffenheit** in einem engern Verstande nimmt, und es seinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein, sagt er, „wenn wir unter der Rechtschaffenheit auch nur die Pflichten der ge„sellschaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verstehen wollten: So könnte „doch vernünftiger Weise nicht vermuthet werden, daß ein Mann „ohne Religion ein rechtschafner Mann seyn würde. Eigennutz, Zorn, „Eifersucht, Wollust, Rache und Stolz, sind Leidenschaften, deren „Anfälle jeder Mensch empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig „diese Leidenschaften sind? Entsagt nun ein Mensch der Religion; „entsagt er künftigen Belohnungen; entsagt er dem Wohlgefallen der „Gottheit an seinen Handlungen, und ist seine Seele gegen die Schrecken „ihrer Gerechtigkeit verhärtet: Was für eine Versichrung haben wir, „daß er den strengen Gesetzen der Rechtschaffenheit gehorchen werde, „wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaften die Beleidigung derselben „zu ihrer Befriedigung verlangen? — Abermals die nehmliche Sophisterey! Denn ist man denn schon ein Christ, (diesen versteht der Aufseher unter dem **Manne von Religion**) wenn man

künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unsern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubet? Ich meine, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieses bey Seite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streitfrage zu verändern weis. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne; und fragt nur, was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber, liegt weiter nichts, als dieses: daß die geoffenbarte Religion, die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kömmt es denn bey unsern Handlungen, bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgruud, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch alles glaubet, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versichrung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der Aufseher hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entschlos„sen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen ꝛc. Und **entschlossen ist!** Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die blossen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion, unsere Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre: so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als den **rechtschafnen Mann** zu bilden. Sie setzt ihn voraus; und ihr Hauptzweck ist, den rechtschafnen Mann zu **höhern Einsichten** zu erheben. Es ist wahr, diese **höhern Einsichten**, können neue Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß

die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? Daß es keine Redlichkeit giebt, als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der nordische Aufseher diese Behauptung, „wer kein Christ sey, könne auch „kein ehrlicher Mann seyn,“ mit unsern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäussert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, kömmt ihr noch lange nicht bey. Sie leugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen bloß, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufseher dieses auch nur sagen; will er bloß sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen Worten; und warum enthält er sich des Worts Glaube, auf welches alles dabey ankömmt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischen Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von einem einzigen lassen Sie mich nur noch ein Paar Worte sagen. Von demjenigen * nehmlich, in welchem der Verfasser bestimmen will, „welche von allen Arten, „über das erste Wesen zu denken die beste sey?“ Er nimmt deren drey an. „Die erste, sagt er, ist eine kalte, metaphysische Art, die „Gott beynahe nur als ein Objekt einer Wissenschaft ansieht, und „eben so unbewegt über ihn philosophiret, als wenn sie die Begriffe „der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besondern „Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer „Methode einhergehet, welche ihr so lieb ist, daß sie jede freyere Er„findung einer über Gottes Grösse entzückten Seele fast ohne Un„tersuchung verwirft ꝛc. Und weil wir durch diese Art von Gott „zu denken, beynahe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich „zuletzt reden werde, zu erheben, so müssen wir auf unsrer Hut seyn, „uns nicht daran zu gewöhnen. — Die zweyte Art, fährt er fort, „will ich die mittlere, oder um noch kürzer seyn zu können, Betrach„tungen nennen. Die Betrachtungen verbinden eine freyere Ordnung

* Stück XXV.

„mit gewissen ruhigen Empfindungen, und nur selten erheben sie sich
„zu einer Bewunderung Gottes. ꝛc. — Die dritte endlich ist, wenn
„die ganze Seele von dem, den sie denkt (und wen denkt sie?) so
„erfüllt ist, daß alle ihre übrige Kräfte von der Anstrengung ihres
„Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und
„zu einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Un-
„ruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich verlieren; wenn wir
„uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend eine kurze
„Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir drauf
„kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache
„zu wenige und schwache Worte dazu haben würde; wenn wir end-
„lich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit
„völliger Zuversicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir
„ihn lieben dürfen.

Und diese letzte Art über Gott zu **denken**, wie Sie leicht errathen können, ist es, welche der Verfasser allen andern vorziehet. Aber was hat er uns damit neues gesagt? — Doch wirklich ist etwas neues darinn. Dieses nehmlich; daß er das **Denken** nennt, was andere ehrliche Leute **empfinden** heissen. Seine dritte Art über Gott zu **denken**, ist ein Stand der **Empfindung**; mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbunden sind, die den Namen des **Denkens** nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bey einem solchen Stande in unsrer Seele vorgeht, so werden Sie finden, daß diese Art über Gott zu **denken**, nothwendig die schlechteste Art zu **denken** seyn muß. Als diese ist sie von gar keinem Werthe; als das aber, was sie wirklich ist, von einem desto grössern. Bey der kalten Speculation gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung die damit verbunden ist, ist die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anstrengung; eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie die Wirksamkeit ihrer Kräfte dabey fühlet. Die Speculation ist also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstande selbst, Vergnügen zu schöpfen. Will ich dieses, so müssen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den verschiedenen Theilen meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu seyn aufhö-

ren, und ich mich bloß ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen, bestrebe. Je mehr diese Theile alsdenn sind, je genauer sie harmoniren; je vollkommner der Gegenstand ist: desto grösser wird auch mein Vergnügen darüber seyn; und der vollkommenste Gegenstand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen lasse.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit. Denn es ist kein Wortstreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So sieht er es z. E. als einen grossen Vorzug seiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir darauf kämen, das was „wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige „und schwache Worte dazu haben würde.“ Und dieses kömmt doch bloß daher, weil wir alsdenn nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nüancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.

Doch dieser Irrthum ist bey ihm nur der Uebergang zu einem grössern. Hören Sie, was er weiter sagt: „Wofern man „im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich so sage, aus dem „Gedrenge dieser schnellfortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so „genauen Bestimmungen, einige mit Kaltsinn herauszunehmen, und sie „in kurze Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott „würden oft darunter seyn! — Keine einzige neue Wahrheit! Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unsrer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können. Er steht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatische und enthusiastische Begriffe von Gott geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten, setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden und wird, — ein Böhme, ein Pordage. —

Jene erste kalte methaphysische Art über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilet, daß er unter

andern auch sagt: „Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich „meine einen, den sein Kopf und nicht bloß die Methode dazu ge„macht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu „verfahren, aufzumuntern: Jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probierstein der dritten, ich meine aller unsrer Empfindungen von Gott seyn. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht selten, eben am allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt. G.

VI. Den 9 August. 1759.

Funfzigster Brief.

„So bekannt gewisse Wahrheiten der Sittenlehre sind, sagt der nordische Aufseher an einem Orte, „so oft sie wiederholt und in so „veränderten Arten des Vortrags sie auch ausgebreitet worden sind: „So wenig dürfen sich doch Lehrer der Tugend und der wahren Glück„seeligkeit des Menschen von der Furcht, daß die Welt ihrer endlich „überdrüßig und müde werden möchte, zurückhalten lassen, ihr Anden„ken, so oft sie können, zu erneuern. Wenn sie dieses unterliessen, „und sich hüten wollten, nichts zu sagen, was nicht original und neu „zu seyn scheinen könnte: So würden sie dadurch eine unanständige „Eitelkeit verrathen. Man würde sie nicht ohne Grund beschuldigen „dürfen, daß sie bey den Arbeiten ihres Geistes mehr die Bewunde„rung, als den Nutzen ihrer Leser zum Augenmerke hätten, und, in„dem sie sich Mühe gäben, die Neubegierde derselben zu beschäftigen, „nur dem Stolze ihres Verstandes zu schmeicheln suchten. Ich hoffe, „daß ich wider diesen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller auf „meiner Hut seyn werde.* —

Ja, das Lob muß man ihm lassen! Er ist wider diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegentheil desselben ist wenigstens ein eben so gemeiner Fehler. Und noch dazu mit diesem Unterschiede, daß jenes mei-

* Zu Anfange des XX. Stücks.

stentheils der Fehler guter, und dieses der Fehler schlechter Scribenten ist. Der gute Scribent will entweder ein vollständiges System der Moral liefern; und alsdenn würde er freylich sehr thöricht handeln, wenn er sich nur auf diejenigen Wahrheiten einschränken wollte, welche original und neu scheinen könnten. Oder er hat eine freyere Absicht, und will sich bloß über diejenigen einzeln Wahrheiten auslassen, die ihm besonders wichtig dünken, und über die er am meisten nachgedacht zu haben glaubet. In diesem Falle hütet er sich sorgfältig, bekannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerley zu halten. Er weiß, daß viel bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viel gemeinnützige, oder doch solche die es werden können, nichts weniger als bekannt sind. Wenn er nun auf diese letzten, wie billig, sein vornehmstes Augenmerk richtet, so kann es nicht fehlen, er wird sehr oft original und neu nicht bloß scheinen, sondern wirklich seyn. Der schlechte Scribent hingegen, der das Bekannteste für das Nützlichste hält, hoft vergebens, sich einzig durch seine gute Absicht lesenswürdig zu machen. Ist er nun vollends gar so schlecht, daß auch nicht einmal seine Einkleidungen der abgedroschensten Wahrheiten original und neu sind: was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringsten zu reitzen?

Um diese Einkleidungen, an welchen die moralischen Wochenblätter der Engländer so unerschöpflich sind, scheinet sich der nordische Aufseher wenig bekümmert zu haben. Er moralisiret grade zu; und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Personen Briefe an sich schreiben liesse, so würden seine Blätter ohne alle Abwechselung seyn. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwey zu nennen, von welchen es sich noch endlich sagen liesse, daß seine Erfindungskraft einige Unkosten dabey gehabt habe. Das eine * ist eine Allegorie von dem Vorzuge der schönen Wissenschaften vor den schönen Künsten. Aber was ist auch die beste Allegorie? Und diese ist noch lange keine von den besten. Das zweyte ** ist eine satyrische Nachricht von einer Art neuer Amazonen; und diese ist in der That mit vie-

* Stück XLIII. ** Stück LIV.

lem Geiste geschrieben. Sie haben das Sinnreichste in dem ganzen nordischen Aufseher gelesen, wenn Sie dieses Stück gelesen haben. Erlauben Sie mir also das Vergnügen, Ihnen die wesentlichsten Stellen daraus abzuschreiben.

„Die Gesellschaft der neuen Amazonen ist, so viel ich noch in „Erfahrung bringen können, nicht zahlreich; unterdeß ist sie doch sehr „furchtbar, und zwar ihrer geheimen Unternehmungen wegen, die nach „sichern Nachrichten auf nichts geringers, als auf die Errichtung eines „Universaldespotismus abzielen. — Sie sollen aber ihre gewaltthätigen „Absichten weniger durch offenbare Feindseeligkeiten, als durch die Künste „einer sehr feinen Politik auszuführen suchen. Weil sie sich vorgesetzt „haben, sowohl über die itzige, als über die künftige Männerwelt „eine despotische Gewalt auszuüben; denn die Gewalt über die Herzen „haben die Damen schon lange behauptet: So sollen ihre Anstalten „besonders wider unsre jungen Herren gerichtet seyn. Sie haben be„merkt, daß ein höherer Verstand allezeit über einen schwächern herr„sche. In dieser Ueberzeugung suchen sie es bey ihnen so weit zu „bringen, daß sie die Ausbildung ihres Geistes unterlassen, ihre Seele „mit Kleinigkeiten beschäftigen, und dadurch zu den eigentlichen männ„lichen Geschäften und Angelegenheiten unfähig werden mögen. Sie „selbst stellen sich an, als wenn man weder Vernunft noch Witz nöthig „hätte, ihnen zu gefallen; als wenn man ihnen mit ernsthaften und „nützlichen Unterredungen überlästig würde; als wenn sie sich wirklich „mit leeren Complimenten, Artigkeiten und lächerlichen Einfällen be„friedigen liessen; als wenn sie vor dem blossen Namen eines Buches „erschräcken, und durch nichts, als Spielwerke glücklich wären. Allein „das ist lauter Politik und List, und so scharfsichtige Augen, als die „meinigen, lassen sich von dieser Verstellung nicht hintergehen. Ich „bedaure nur unsre jungen Herren, welche die Netze gar nicht zu se„hen scheinen, die ihnen auf eine so feine Art gelegt werden. Um sie „nach und nach ganz unmännlich zu machen, gewöhnen sie dieselben „zum Geschmacke am Putze, zur Veränderung der Moden, und zu „einer ganz frauenzimmerlichen Eitelkeit und Weichlichkeit. Und man „muß erstaunen, wenn man sieht, wie sehr ihnen alle diese feindseeli„gen Anschläge auf den Umsturz der itzigen Einrichtung der Welt zu „gelingen anfangen. Denn man betrachte nur viele von unsern jun„gen Herren. Sie kleiden sich nicht etwa ordentlich und anständig;

„sie putzen sich und sind länger vor ihrem Nachttische, als die meisten „Damen; sie sind so stolz auf einen gutfrisirten, wohlgepuderten Kopf; „sie sind so weichlich; sie können so wenig Witterung und Kälte ver„tragen; sie haben sogar auch schon ihre Vapeurs und Humeurs, „und wenn die Natur nur ihr Gesicht verändern wollte, so könnte „man einige ganz füglich in Schnürleibern gehen lassen. Wissenschaft „und Geschmack zu haben, darauf machen viele gar keinen Anspruch; „in guten Büchern zu lesen, würde eine Galeerenarbeit für sie seyn; „und wenn sie nicht noch zuweilen mit wirklichen Männern zu thun „hätten, so würden sie gar nichts mehr wissen. So weit haben es „schon unsere Amazonen gebracht. Wie weit dieses noch in der Folge „gehen könne, und ob nicht unsere Jünglinge mit der Zeit, wenn sie „nicht bald auf ihre Vertheidigung denken, Knötchen machen und ihren „Strickbeutel mit in Gesellschaft werden bringen müssen, das will ich „der Ueberlegung und Beurtheilung aller nachdenkenden Leser überlassen.

„Man darf eben nicht glauben, daß die Amazonen ihre Unter„nehmungen bloß auf unsere jüngere Welt einschränken. Einigen von „ihnen, die verheyrathet sind, soll es schon gelungen seyn, den Des„potismus, auf den ihre Anschläge abzielen, in ihren Häusern einzu„führen. Denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß sich Männer „bequemt haben, die Verwaltung der Küche und andere wirthschaftliche „Verrichtungen über sich zu nehmen, die man sonst nur unter die Ge„schäfte des Frauenzimmers gerechnet hat. Der demüthige Mann hält „es für seine Schuldigkeit und Ehre den Einkauf dessen, was in der „Küche nöthig ist, und die Anordnung der Mahlzeiten nach dem Ge„schmacke seiner hochgebietenden Amazone zu besorgen, und mit eini„gen soll es auch so weit schon gekommen seyn, daß sie bey der Zu„bereitung der Speisen gegenwärtig sind, und einen Pudding oder „Rostbeef so gut zu machen wissen, als die ausgelernteste Köchin. „Man darf, um davon versichert zu werden, nur ein wenig in der „Welt Achtung geben. Denn einige Männer haben an ihren neuen „Geschäften so viel Geschmack gewonnen, daß sie ihre Gelehrsamkeit „auch in Gesellschaften hören lassen ꝛc.

„Weil die Amazonen vorhersehen, daß sie, um ihr Project eines „Universaldespotismus auszuführen, nicht allein Verschlagenheit und List, „sondern auch die Stärke, die Kühnheit, die Dreistigkeit und Uner„schrockenheit der Männer nöthig haben möchten: so haben sie auch schon

„deswegen die nöthigen Maasregeln genommen. Eben hieraus soll die so „weit getriebene Entblössung einiger Frauenzimmer entspringen, denen „andre bloß aus Unwissenheit und um modisch zu seyn, nachfolgen. „Man glaubt gemeiniglich, daß es geschehe, Reizungen zu zeigen, die „billig verborgen bleiben sollten. Allein man irrt sich sehr, und ich „habe die wahre Ursache entdeckt. Es geschiehet bloß, um sich an die „Kälte zu gewöhnen, weil sie nicht wissen, ob sie nicht mit der Zeit „genöthigt sein möchten, Wintercampagnen zu thun.

„Eben daher kömmt es, daß einige nicht mehr erröthen, andere den „jungen Herren und Männern so dreist ins Gesicht sehen, andere in der „Komödie über die Zweydeutigkeiten, bey deren Anhörung man sonst, „wenn man auch lächelte, das Gesicht doch hinter den Fächer zu ver„bergen pflegte, so laut und dreist lachen, als die kühnste und unver„schämteste Mannsperson. Eben daher kömmt es auch, daß viele in „den Betheuerungen so geschickt sind, die sich sonst die Kriegsmänner „vorbehielten, und noch andere bis in die späteste Mitternacht wachen, „um der gefährlichen Abendluft gewohnt zu werden.

Ich will nicht untersuchen, ob dieser Einfall dem nordischen Aufseher ganz eigen ist; genug er ist schön, und nicht übel, obgleich ein wenig zu schwatzhaft, ausgeführt. Viel Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweiffende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: das ist überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dieser Wochenschrift, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheinet. Sein Stil ist der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pnevmata herprediget, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Ich kenne nur einen einzigen geistlichen Redner itzt in unserer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

Itzt aber lassen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeschreiblich schwatzhaft der nordische Aufseher oft ist. Es wird mir Mühe kosten, die Stelle, die ich in dieser Absicht anführen muß, abzuschreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer

ungewöhnlichen Grösse getrieben worden, ist doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe also immer nicht verdriessen lassen. Der Aufseher will in dem zweyten Stücke von der Fähigkeit, die Glückseeligkeit andrer zu empfinden, reden und fängt an: „Derjenige, dessen Geist in den kleinen Bezirken seiner „persönlichen und häuslichen Vortheile eingeschränkt bleibt, und „unfähig zur Empfindung andrer Glückseeligkeiten ist, die nicht aus „den Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung eigennütziger Lei„denschaften, oder aus dem Glücke seiner Familie entspringen, kömmt „mir wie ein Mensch vor, der ein kurzes und blödes Gesicht hat." — Das Gleichniß ist gut; aber nun hören Sie, wie schülerhaft er es ausdehnt. — „Der Kurzsichtige kennt die Natur weder in „ihrer Grösse, noch in ihrer vollen Schönheit und Pracht; er sieht „dieselbe, so zu sagen, nur im kleinen und nicht einmal deutlich! Was „entbehrt er nicht, und wie wenig faßt sein Auge von den unzählba„ren und bis ins Unendliche veränderten Wundern der Schöpfung! „Wie unzählbare, mannichfaltige Aussichten, die ein stärkeres Auge „mit einem fröhlichen Erstaunen betrachtet, sind für ihn, als wären „sie gar nicht in der Natur, und wer kann die herrlichen und ent„zückenden Auftritte alle zählen, die vor ihm ungesehen und unbewun„dert vorübergehen? Die Sonne hat für ihn weniger Licht und der „Himmel wenig Gestirne, und wie viel Schönheiten verlieret er nicht „auf der Erde? Wenn andre Augen, die in die Weite reichen, in der „Entfernung tausend grosse und herrliche Gegenstände auf einmal und „ohne Verwirrung übersehen, und mit einem Blicke in dieser Weite „Anhöhen und fruchtbare Thäler, und in jener Entfernung blühende „Wiesen und einen weit gestreckten Wald entdecken, so erblickt er „kaum die Blumen, die unter seinen Füssen aufwachsen, und selbst „von diesen bleiben ihm mannichfaltige Reitzungen verborgen, die ein „schärferes Auge in ihrem künstlichen Gewebe wahrnimmt. Alles ist „vor ihm, wie mit einem Nebel überzogen; ganze Gebürge verlieren „sich in seinen Augen in Hügel; stolze Palläste bey einem gewissen „Abstande von ihm in Dorfhütten, und vielleicht ganze Landschaften „in einen grünen, mit einigen Gebüschen durchwachsenen Grasplatz. „Dem besten Auge hingegen ist ein jeder Theil der Materie bevölkert, „und ihm wimmelt vielleicht ein jedes Laub von Einwohnern, wenn „dem Kurzsichtigen die Natur fast eine Wüste, einsam und leer von

„Bewegung und Leben zu seyn scheinet! Wie unvollkommen müssen „nicht seine Vorstellungen von der Grösse, Ordnung, und Vollkommen„heit der Natur, von ihrer angenehmen Mannichfaltigkeit und Kunst „bey ihrer so erhabenen Einfalt und Gleichförmigkeit, und von ihrer „bis zur Unbegreiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ih„ren unzählbaren Abwechslungen seyn, und wie unglücklich ist der „nicht, wenn er nicht mehr errathen, als sehen, und seinem schwachen „Gesichte nicht mit seinem Verstande zu Hülfe kommen kann! Er „muß mit seinen Freuden zu geitzen wissen, wenn er mit ihrem klei„nen Vorrathe auskommen will, da derjenige, welcher gute Augen „gut zu gebrauchen weiß, im Genusse fast verschwendrisch seyn mag, „indem er sich nur umsehen darf, um im Ueberflusse neue Reitzungen, „neue Schönheiten und Belustigungen zu entdecken. —

Noch nicht aus? — Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der Aufseher fährt fort: „Eben so ist es mit denje„nigen beschaffen ꝛc. und, Gott sey Dank, wir sehen wieder Land! Was sagen Sie dazu? Giebt es bey allen guten und schlechten Scribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichniß, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verlieret? G.

VII. Den 16 August. 1759.

Ein und funfzigster Brief.

In das Feld der schönen Wissenschaften und der Critik ist der nordische Aufseher nur selten übergegangen.

Von den drey eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn Cramer selbst zum Verfasser haben, (die eine auf die Geburt,* die andere auf das Leiden des Erlösers,** und die dritte auf den Geburtstag des Königs,***) von diesen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich schon. Herr Cramer ist der vortreflichste Versificateur; dafür erkennen wir ihn beyde. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beyde betauert. Wer eine oder zwey von seinen so genannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen.

* Stück LIX. ** Stück XV. *** Stück XVIII.

In allen findet sich viel poetische Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindars und Horatz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, blos in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwey andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstockische Siegel ist auf beyden; und das läßt sich so leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied* auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß ich auch nicht viel sonderliches zu sagen. Es ist, — wie des Herrn Klopstocks Lieder alle sind; so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey empfindet. Aber das zweyte ist desto merkwürdiger. Es sind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, oder vielmehr, des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieses grosse Object. Sie scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begrif davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode!
Heftiger gebetet hattest!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernsten Stunde
Thatest du jene grosse Wahrheit kund,
Die Wahrheit seyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub ist!
Du standest, und sprachest
Zu den Schlafenden:
Willig ist eure Seele;
Allein das Fleisch ist schwach.

* Stück XVI.

Dieser Endlichkeit Looß,
Diese Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn sie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!
Anbetend, Vater, sink ich in Staub und fleh!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß sie zu dir sich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebst du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, still, und forsche
Diesem Gedanken der Wonne nach!

Und dieses vorbereitende Gebet ist der Anfang des Gedichts selbst. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich denn nun aus dem Folgenden, von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen, der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr bestärket: so weiß ich freylich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade, über die andere, angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir, während dem Lesen, seine Begeisterung mit ihm zu theilen, geschienen habe: muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf, und sehe,
Und siehe, der Herr ist überall!
Erde, aus deren Staube
Der erste der Menschen geschaffen ward,
Auf der ich mein erstes Leben lebe!
In der ich verwesen,
Aus der ich auferstehen werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu seyn!
Mit heilgem Schauer
Brech ich die Blum ab!

Gott machte sie!
Gott ist, wo die Blum' ist!
 Mit heilgem Schauer
Fühl ich das Wehn,
Hier ist das Rauschen der Lüfte!
Er hieß sie wehen und rauschen,
Der Ewige!
Wo sie wehen, und rauschen,
Ist der Ewige!
 Freu dich deines Todes, o Leib!
Wo du verwesen wirst,
Wird der Ewige seyn!
 Freu dich deines Todes, o Leib!
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmern verwehn!
Auch dort, Verwester, Verstäubter,
Wird er seyn der Ewige!
 Die Höhen werden sich bücken!
Die Tiefen sich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unsterbliche schaft!
 Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

In diesem stürmischen Feuer ist das ganze Stücke geschrieben. — Aber was sagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts als eine künstliche Prosa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzeln Vers eines besondern Sylbenmaasses betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam seyn, zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Sylbenmaasse abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählet, und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm so gar

hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosaische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhöret; wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Sylbenmaasse schriebe, und eine Arbeit gänzlich unterliesse, die ihm dieser doch niemals danket? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und diese freye Versart so gar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viel Leser sehr unzufrieden damit gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreissen zu wollen scheinet. Diese würden sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metro befriedigen lassen; besonders wenn man ihnen sagte, daß z. E. die Verse des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent selbst behielte dabey in der That alle Freyheit, die ihm in der Prose zustatten kömmt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich itzt gar nicht erwähnen; wenn sich nehmlich der Dichter bey der Abtheilung dieser freyen Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zusammen aussprechen müßte. ꝛc.

Das einzige Stück des nordischen Aufsehers, welches in die Critik einschlägt, ist das sechs und zwanzigste, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne und müsse. Es ist sehr wohl geschrieben, und enthält vortrefliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merket der Verfasser an, daß keine Nation weder in der Prose noch in der Poesie vortreflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Er beweiset dieses mit dem Exempel der Griechen Römer, Italiäner und Engländer. Von den Franzosen aber sagt er: „Die Franzosen, welche die Prose der Gesellschaften, und „was derselben nahe kömmt, mit der meisten Feinheit und vielleicht am „besten in Europa schreiben, haben ihre poetische Sprache unter allen

„am wenigsten von der prosaischen unterschieden. Einige von ihren „Genies haben selbst über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation von „ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaiters hat anlegen lassen. „Unterdeß würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ihre „Poesie gar nicht von ihrer Prose unterschieden wäre. Sie ist dieses „bisweilen sehr; und wenn sie es nicht ist: so haben wir wenigstens „das Vergnügen, da, wo wir bey ihnen den poetischen Ausdruck ver„missen, schöne Prose zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen „unter den Deutschen selten machen, welche an die wesentliche Verschie„denheit der poetischen und der prosaischen Sprache so wenig zu den„ken scheinen." — Er kömmt hierauf auf die Mittel selbst, wodurch diese Verschiedenheit erhalten wird. Das erste ist die sorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelsten und nachdrücklichsten Wörter wählen. Unter die leztern zehlet er auch diejenigen, die mit Geschmack zusammen gesetzt sind. „Es ist, sagt er, der Natur unserer Sprache gemäß, sie zu brauchen. „Wir sagen so gar im gemeinen Leben: Ein gottesvergeßner Mensch. „Warum sollten wir also den Griechen hierinn nicht nachahmen, da uns „unsere Vorfahren schon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?" — Das zweyte Mittel bestehet in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung ist diese: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung am meisten rühren, zu erst zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl „guter Wörter, fährt der Verfasser fort, und die geänderte Verbin„dung derselben unterscheiden den poetischen Perioden von dem prosai„schen. Es sind noch verschiedene von denen anscheinenden Kleinigkei„ten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden ist, was „er ist. Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ord„nung derselben, der Handlung, die der Periode ausdrücken soll, ge„mäß sind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier ist eine „Redensart, wo nur ein Wort seyn sollte. Und nichts tödtet die „Handlung mehr, als gewisse Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es „kann auch bisweilen das Gegentheil seyn. Hier sollte eine glückliche „Redensart stehen. Der Gedanke erfordert diese Ausbildung. Dort „sind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden fast „unmerklich verbinden sollten. Sie sinds unter andern, wenn sie zu „viel Sylben haben. Ein: dem ungeachtet könnte die schönste Stelle

„verderben. Sie sinds ferner, wenn sie da gesetzt werden, wo sie,
„ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegblei-
„ben könnten. Das doch, mit dem man wünscht, gehört vornehmlich
„hierher. In einer andern Stelle stand die Interjection nicht, wo sie
„stehen sollte. Das Ach fieng den Perioden an; und es hätte glück-
„licher vor den Wörtern gestanden, welche die Leidenschaften am mei-
„sten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfasser nicht gewußt, von
„welcher Kürze, und von welcher Stärke das Participium gewesen seyn
„würde. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte."

Schliessen Sie aus dieser Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln der Verfasser in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unsern Dichtern empfehlen, dieses Stück mehr als einmal zu lesen; es mit allem Fleisse zu studiren. Es würde jeder alsdenn wohl von selbst finden, wenn und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältige Wahl der edelsten Wörter, z. E. leidet alsdenn einen grossen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eignen Person spricht. In dem Drama besonders, wo jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, also auch ihre eigne Art zu sprechen haben muß. Die edelsten Worte sind eben deswegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit, und besonders im Affecte, zu erst beyfallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Declamatores, und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein grosses Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er, besonders die erhabensten Gedanken, in die gemeinsten Worte kleidet, und im Affecte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreiffen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freylich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem correcten Racine Geschmack finden, und so unglücklich sind, keinen Shakespear zu kennen.

E.

VIII. Den 23 August. 1759.

Zwey und funfzigster Brief.

Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur, noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug; aber wie? — Auch mit ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammlen; kurz, gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen.

Unterdessen ist es im Ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben, und diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleisse nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt, und für unsere künftige Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen.

Doch nein, — lassen Sie uns nicht ungerecht seyn; — verschiedene von diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascau zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkele Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Factums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzehlungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können, hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzehlen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu

ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtschreiber wenigstens nicht; und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswürdig machte!

Ueberhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukömmt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibet. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle andere, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren, von ihres gleichen gewiß verdrungen sind. Ich bedaure daher oft den mühsamen Fleiß dieser letztern; besonders derjenigen von ihnen, die sich, vermöge ihres Amtes, einer so undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauers bleiben müssen, wenn sie Thuani werden könnten. Die süsse Ueberzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden seyn? —

Genug dieser allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das neue Werk selbst, welches sie eigentlich veranlasset hat. Seinen Verfasser habe ich bereits genennet. Es ist der verdiente Gelehrte, den Sie schon aus seiner Geschichte des Kaiser Richards kennen müssen. Jetzt hat er uns eine Portugisische Geschichte geliefert.*

Sie würden mich auslachen, wenn ich meinen Brief mit einem umständlichen Auszuge derselben anfüllen wollte. Was könnten Sie neues daraus lernen? Und ist Ihr Gedächtniß nicht so glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefrischet werden? Kaum verlohnet es sich der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur so viel zu sagen, daß es aus den akademischen Vorlesungen des Verfassers über seinen Grundriß zu einer um-

* George Christian Gebauers Portugisische Geschichte von den ältesten Zeiten dieses Volks, bis auf die itzigen Zeiten, mit genealogischen Tabellen und vielen Anmerkungen versehen, in denen die Belege und allerhand Untersuchungen der historischen Wahrheiten anzutreffen sind. Leipzig in der Fritschischen Handlung, 1759. In Quart, an drey Alphab.

ständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten entstanden, und in zwey Theile abgesondert ist, deren fünf Abtheilungen folgende Aufschriften haben. I. Abth. Von den ältesten Nachrichten vor Einrichtung des Königreichs. II. Abth. Vom Anfange des Reichs bis zum Ausgange des ächten königlichen Stammes. III. Abth. Von dem Ausgange des ächten Stammes bis auf die Vereinigung mit Spanien. IV. Abth. Von der Vereinigung mit Spanien bis auf die Erhebung des Hauses Braganza. V. Abth. Von den Königen aus dem Hause Braganza bis itzo.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ich Sie mit dieser oder jener einzeln Begebenheit, auf die unser Verfasser einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte? Es wäre der nächste Weg, Sie zugleich selbst von seinem Vortrage, und von der sorgfältigen Art in seinen Untersuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu lassen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geschmack? Kühne Unternehmungen; sonderbare Unglücksfälle, die einen grossen Mann treffen rc. —

O ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben sich, als Sie nun auf die Portugisische Historie kamen, bey der Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian, am längsten, am liebsten verweilet. — Der junge Sebastian, wie Sie sich erinnern werden, brannte vor Begierde, sich mit den Ungläubigen in Africa zu versuchen. Er ließ sich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marocco, Muley Mahomet, in eigener Person beyzuspringen. Er ging mit einem ansehnlichen Heere, so sehr es ihm auch seine Freunde, so sehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Comete zu widerrathen schienen, am Johannistage 1578 unter Segel; setzte das Heer bey Arzilla ans Land, und ging auf l'Arache los. Auf diesem Wege kam es in der Ebene von Alcassarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Molucco, zur Schlacht. Sebastian und seine Portugisen erlitten die schrecklichste Niederlage, und er selbst — blieb. So ging wenigstens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicher Schicksal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern sich doch noch auch, daß nach und nach vier Pseudo-

Sebastiane aufstunden, als Spanien bereits das Königreich Portugal an sich gerissen hatte? Die ersten drey waren offenbare Betrieger, und erhielten ihren verdienten Lohn. „Der „vierte hingegen," sagt unser Scribent, „wußte sein Thun so „scheinbar zu machen, daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob „er nicht der wahre Sebastian gewesen. —

„Er kam, fähret Herr Gebauer fort,* zu Venedig An. 1598 „zum Vorscheine, und nachdem er daselbst nicht allein bey dem gemei„nen Volke, sondern auch bey etlichen vornehmen Personen Glauben „fand, zumal da einige Portugisen, die den König Sebastian wohl „gekannt hatten, vor gewiß versicherten, daß er in dem Gesichte, in der „Grösse, in der Rede, demselben vollkommen gleiche, ward ihm der„gestalt unter die Arme gegriffen, daß er sich seinem Stande gemäß „aufzuführen anfing, und kein Bedenken hatte, sich vor den öffentlich „auszugeben, den er vorstellte. Darüber bewegte sich der spanische „Gesandte zu Venedig, Dominicus Mendoza, und brachte es bey „dem Rathe zu Venedig dahin, daß er in Haft genommen, und „über seine Umstände, und wer er sey, befragt wurde. Da er„zehlte er umständlich, wie er in dem unglücklichen Treffen bey „Alcassar in Africa nicht sey erschlagen worden, sondern, ob wohl „hart verwundet, der Gefangenschaft wunderbarer Weise entgangen „sey. Zu Algarbien, wohin er auf einem leichten Schifflein mit „Christoval von Tavora übergesetzt, hätte er sich heilen lassen, und „weil er des Anblicks der Menschen nach einem so grossen Unglücke „sich gescheuet und geschämet, habe er sich vorgenommen, Abeßinien „und andere weit entlegene Reiche und Lande zu besuchen. Auf die„ser seiner Fahrt sey er nach Persien gekommen, habe mancherley „Schlachten beygewohnet, und viele Wunden empfangen; endlich sey „er des Herumziehens müde worden, und habe sich mit einem from„men Alten in Georgien in ein einsames Kloster begeben, und da„selbst ein Cläusnerleben geführet, bis ihm endlich gefallen, seine Unter„thanen wieder zu sehen. Auf dieser Rückreise habe er erst in Sicilien „gelandet, und von da Marcum Tullium Cotizo von Cosenza nach „Portugall abgefertiget, und als der nicht wieder kommen, habe er „sich selbst auf den Weg gemacht, der Meinung, sich zuförderst zu

* Seite 19 des zweyten Theils.

„Rom dem Pabste zu den Füssen zu werfen. Daran habe ihn die
„Bosheit seiner eigenen Leute verhindert, die ihn unterwegens beraubt,
„so daß er sich nach Venedig begeben müssen, wo man ihn bald vor
„denjenigen erkannt, der er wirklich sey. Das war nun geschwinde ge-
„sagt, aber es fehlte der Beweis, den man aber doch nach der Strenge
„von ihm nicht fodern konnte. Er sagte mit grosser Freymüthigkeit, daß
„er zu dem Rathe zu Venedig sich des Besten versehe, der sich wohl er-
„innern würde, was er vor Briefe bey dem letzten Türkenkriege an sie
„geschrieben, und wie geneigt er sich wegen der Hülfe gegen sie
„erboten habe. Wer ihn, den König je gesehen habe, müßte ihn
„kennen. Zu dessen Bestärkung ward befunden, daß er, gleich dem
„Könige, in dem Gesichte sowohl, als an seinem ganzen Leibe an
„der linken Seite etwas kürzer war, als an der rechten; an seiner
„rechten Augenbraune war eine Narbe zu sehen von einer Wunde,
„wie bey König Sebastian, der solche in seiner Kindheit bekommen
„hatte; eine große Warze an der Fußzehe und andere Mahle, die man
„bey dem Könige wahrgenommen hatte, fanden sich bey diesem Se-
„bastian auch. Er ward drey ganzer Jahre lang in der Haft behalten,
„und immittelst bewegten die geflüchteten Portugisen Himmel und
„Erde, daß ihr König ihnen möchte frey gegeben werden. Selbst
„König Heinrich IV. in Frankreich, ließ durch seinen Gesandten,
„den Herrn du Fresne, den Rath zu Venedig bitten, sie möchten
„in der Sache sprechen, und die Portugisen nicht im Irrthume las-
„sen. Das Erkenntniß bestund nun darinn, daß dieser Mann binnen
„acht Tagen das Venetianische Gebiete räumen sollte, bey ewiger Ga-
„leerenstrafe. Nun überlegten die Portugisen fleißig, was vor einen
„Weg ihr König erwählen sollte, um sicher in sein Königreich zu ge-
„langen, ob er durch Graupündten und die Schweiz, oder durch
„das Florentinische seinen Weg nehmen sollte. Zu seinem grossen
„Unglücke erwählte er den letztern. Er hatte kaum als ein Domini-
„caner Münch das Florentinische Gebiete betreten, als er daselbst
„erwischt, und von dem Großherzoge Ferdinand dem I. an die Spa-
„nier nach Neapel ausgeliefert wurde. Da gingen die Untersuchun-
„gen von neuem an, zu grosser Verwunderung derer, die ihn des
„Betruges überführen wollten. Als ihn der spanische Unterkönig,
„Don Ferdinand Ruiz von Castro, Graf von Lemos, vor sich
„kommen ließ, trat er ihm mit grosser Zuversicht unter die Augen,

„und weil er sahe daß der Graf unbedeckt war, sprach er zu ihm: „decket euch, Graf von Lemos. Als dieser erwiderte, wer ihm die „Macht gegeben habe, ihn mit solcher Kühnheit anzureden? soll er „versetzt haben: diese Macht sey mit ihm gebohren; wie er sich denn „selbst so anstellen dürfe, als wenn er ihn nicht kenne? er müsse sich „doch erinnern, daß sein Vetter, der König Philipp, ihn zweymal „an ihn abgesandt habe, und daß der Degen, den er an seiner Seite „habe, ihm damals von ihm sey geschenkt worden. Andere sagen, er „habe ihn nur erinnert, daß er damals den Grafen mit einem Degen, „seine Gemahlin aber mit einem Juwel beschenkt habe. Weil dies nun „an sich seine Richtigkeit gehabt, habe der Graf ein ganz Bund seiner „Degen, und die Juwelen seiner Gemahlin in das Zimmer bringen „lassen, da unser Sebastian nicht allein die rechten Stücke gleich er„kannt, und unter den andern herausgenommen, sondern auch an dem „Juwel ihm gewiesen, wie man dasselbe an einem gewissen Orte eröfnen, „und den darunter verborgenen Namen Sebastian, entdecken könne, „welches Kunststück bisher dem Grafen und seiner Gemahlin verborgen „gewesen. Der Ausgang war, daß man den Sebastian als einen „Betrieger auf einen Esel setzte, ihn in Neapel schimpflich herum„führte, sodann aber auf die Galeeren bringen ließ. Als er sich der „Spanischen Küste näherte, ward alles in Portugall rege, so daß „man ihn nach St. Lucar auf das Schloß setzen mußte, um seiner „Person mehr versichert zu seyn, an welchem Orte er geblieben und ge„storben, ohne daß die Art seines Todes jemals recht bekannt worden.

Dieses ist die Geschichte! Dabey aber läßt es unser Verfasser nicht bewenden, sondern stellet eine umständliche Untersuchung darüber an, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist. Es kömmt hierbey, sagt er, auf zwey Fragen an; „ob der Tod des „König Sebastians dergestalt in der Gewißheit beruhe, daß man „keine Ursache habe, daran weiter zu zweifeln, und wenn diese erste „Frage sollte nicht können bejaet werden, ob jedoch der vierte Seba„stian unter diejenigen billig gezählt werde, welche unter einem fal„schen Namen in der Welt eine grosse Rolle spielen wollen, oder ob „auch dies im Zweifel beruhe."

Kann man das erste mit Zuverläßigkeit erweisen, ist Sebastian bey Alcassar gewiß geblieben, so ist das zweyte zugleich entschieden. Aber, leider, kann man jenes nicht, und aus allen

Zeugnissen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von seinem Pferde herab sinken sehen. Die Leiche, die man für die königliche, den Tag nach der Schlacht, aufgehoben, ist viel zu zerfetzt und verunstaltet gewesen, als daß sie hätte kenntbar seyn können. Und haben sie gleich verschiedene von des Königs Leuten, besonders ein Sebastianus Resendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, so läßt sich doch mit unserm Gebauer sehr wohl darauf antworten: „Es war wohl nichts natürlicher, „als dieser Beyfall. Wer hätte in des barbarischen Königs Gegenwart „mit dem Resendio darüber wollen einen Streit anfangen, da nach„denkliche Leute leicht begreifen konnten, daß es dem Könige, wenn „er sollte der Gefahr entflohen, oder auch unter den übrigen geringern „Gefangenen annoch verborgen seyn, allemal zuträglicher sey, daß man „auf Mohrischer Seite seinen Tod glaube, als daß ihm nachgesetzt, „oder sonst weiter nachgespüret werde." — Es ist auch nicht zu leugnen, daß sogleich ein Ruf entstanden, der von der Wahlstatt aufgehobene Körper, sey nicht der wahre Körper des Sebastians, sondern der Körper eines Schweitzers. Die Mährchen übrigens, welche, nach dem Ferreras und Thuanus, die Vermuthung, als ob der König aus der Schlacht entkommen sey, fälschlich veranlaßt haben sollen, sind ohne alle Wahrscheinlichkeit. Die Fortsetzung künftig.

IX. Den 30 August. 1759.

Beschluß des 52sten Briefes.

Und folglich läßt sich aus diesem Punkte, der anmaßliche Sebastian nicht verdammen. Aber, wenn man ihn selbst näher betrachtet, findet sich auch da keine Spur des Betruges? Keine; und hundert ausserordentliche Umstände sind alle für ihn. — Er ist in den Händen der Dieci, oder der Zehnherren, zu Venedig. Sie kennen diesen strengen peinlichen Gerichtshof, dieses erschreckliche Fehmgerichte, dessen erste Regel es ist: correre alla pena, prima di esaminar la colpa. Dieses Gerichte läßt ihn drey ganze Jahre sitzen, kann in drey ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, ob gleich die Spanier, während der Zeit, es nicht werden haben ermangeln lassen, ihm alles

an die Hand zu geben, wodurch sich, hinter die Bosheit eines so listigen Feindes kommen zu können, nur einigermassen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich so nahe legt, daß es seinen Urtheilsspruch nicht länger verweigern kann; was erkennet es? Eigentlich nichts; es will aber den Unglücklichen los seyn, und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das Venetianische Gebiete zu räumen. Binnen acht Tagen! „Das sieht, sagt unser Historicus, eher einem Verfahren ähnlich, mit dem man verunglückten Staatsdienern, oder unangenehmen Gesandten begegnet, als der Weise, nach welcher man mit schuldig erkannten Missethätern verfähret, die man durch die Gerichtsfolge an die Grenzen bringen, und von da in die weite Welt laufen läßt. — Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Grosherzog von Florenz ihren Verwiesenen anhielt, und an die Spanier auslieferte; denn der Cardinal von Ossat schreibt in einem seiner Briefe ausdrücklich, daß sie es für eine starke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun ist er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man sonst glimpflicher mit ihm umgegangen, als mit den drey vorhergehenden Betriegern, die man alle eines schimpflichen Todes sterben ließ?

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unserm Verfasser durch alle kleine Umstände dieser Untersuchung folgen wollte; so interessant sie auch bey ihm selbst ist. Es ist wahr, er hätte sie ungleich interessanter machen können, wenn er nur ein klein wenig besser zu schreiben wüßte, und nicht überall den docirenden Professor so sehr hören liesse. Aber sind wir nicht darüber schon einig geworden, daß wir unsern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug daß er sich überall, als den belesensten, als den sorgfältigsten und unpartheyischsten Mann zeiget.

„Als den unpartheyischsten? Was könnte einen Deutschen auch „wohl bewegen, in einer Portugisischen Geschichte partheyisch zu „seyn? — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß sich ein Mann, der partheyisch seyn kann, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er ist immer geneigt, sich geradezu zu erklären, und urtheilet da allezeit selbst, wo er

blos seine Leser sollte urtheilen lassen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der Portugisischen Geschichte gar nichts vorkomme, wobey ein Deutscher, aus diesem oder jenem Vorurtheile, sollte es auch nur die Liebe zu seinem Volke seyn, zur Partheylichkeit gereitzet werden könnte.

Z. E. Wenn er von des Königs Johannes des zweyten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schiffahrt redet, gedenket er des bekannten **Martin Beheims**, der ihm sehr ersprießliche Dienste dabey geleistet habe. Nun wissen Sie, was verschiedene patriotische Gelehrte von diesem **Nürenbergischen** Geschlechter behaupten wollen; daß nehmlich Er, der erste wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen sey. Sie stützen sich dabey vornehmlich auf die Zeugnisse des **Ricciolus** und **Benzonus**. Jener giebt zu verstehen, daß **Beheim** den **Columbus** vielleicht auf die Spur geholfen habe; und dieser sagt mit ausdrücklichen Worten,* daß **Magellanus** die in der Folge nach ihm genannte Meerenge, aus einer Seekarte des **Beheims** habe kennen lernen. Ist es also einem Deutschen wohl zu verdenken, daß er hier einem **Stüven** und **Doppelmayer** beytritt, und mit dem Verfasser der Progrès des Allemands &c. Triumph ruft, daß seine Landesleute nicht allein die Druckerey und das Pulver, sondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dem ohngeachtet unser Historicus hiervon sagt:** „Ob übrigens **Martin Beheim** die neue Welt entdeckt habe, ja gar „das Fretum Magellanicum gekannt, wie jenes **Joh. Bapt. Ricciolus**,*** dieses aber **Hieron. Benzonus** bejahet, dünket mich eine

* Hujus Freti observatio Magellano tribuenda est, nam reliquarum navium præfecti, fretum esse negabant, & sinum duntaxat esse censebant. Magellanus tamen fretum istic esse norat quia ut fertur, in charta marina adunctatum viderat, descripta ab insigni quodam Nauclero cui nomen *Martinus Bohemus*, quam Lusitaniæ Rex in suo Musæo adservabat. *Benzonus de India occidentali. Tom. IV. Americae Theodori de Bry.*

** Erster Band, S. 124 in der Anmerkung.

*** Herr Gebauer hätte nicht sagen sollen, daß es **Ricciolus bejahe**. Er läßt es sehr ungewiß. Die Stelle ist diese: Christophorus Columbus — cum prius in Madera Insula, ubi conficiendis ac delineandis chartis Geographicis vacabat, *sive* suopte ingenio, ut erat vir Astronomiæ, Cosmographiæ & Physices gnarus, *sive* indicio habito a *Martino Bohemo*, aut

„sehr ungewisse Sache zu seyn. Wenn Hartmann Schedel in seiner „lateinischen Chronick schreibet, daß er und Jacobus Canus (der „Congo entdecket hat) über die Aequinoctiallinie hinaus und so weit „gefahren, daß ihr Schatten, wenn sie gegen Osten zugesehen, ihnen „zur rechten Hand gefallen; mag daraus noch nicht geschlossen werden, „daß sie bis nach America gekommen. Das erfährt jedermann, der „nur über die Linie hinaus ist. Die alten Urkunden, welche Wülfer, „Wagenseil, Stüven und Doppelmayer angezogen, sprechen davon „nichts; und die größte Schwierigkeit finde ich in der an. 1492. von „Beheim verfertigten Weltkugel, in welchem Jahre Columbus schon „auf der Fahrt gewesen. Der Herr Doppelmayer hat diese Erdku- „gel in Kupfer vorgestellet, und je länger ich sie betrachte, je weniger „finde ich, daß er den obbemeldeten grossen Erfindern, Christophoro „Columbo und Ferdinando Magellani ihren bisher gehabten Ruhm „zweifelhaft machen können." — — Und an einem andern Orte* fügt er noch dieses hinzu: „Columbus hat also die neue Welt, „Vesputius aber das eigentliche America entdeckt, oder doch in der „alten Welt zuerst recht bekannt gemacht. Wir Deutsche, die wir sonst „recht grosse Erfinder sind, haben hier keinen Theil, nachdem Martin „Beheims Verdienste hier nicht zulangen wollen, und müssen diese „Ehre den Genuesern und Florentinern überlassen, es wäre denn, „daß wir dieses vor unsere Ehre rechnen wollten, daß dieser vierte „Theil der Welt dennoch einen deutschen Namen führet. Amerigo „oder Americus ist nichts anders als der gute deutsche Name Em- „rich, und America folglich so viel als Emrichsland.

Nach dieser unstreitigen Probe einer rühmlichen Unparthey- lichkeit, erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu ge- ben, wie weit unser Verfasser auch in Kleinigkeiten seine sorg- fältige Untersuchung treibet. Ich wehle aber eine Stelle dazu, wo er dem ohngeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen ist. Sie enthält die Geschichte eines bon-mot!

Herr Gebauer erzehlt in dem Texte von dem Vater des

ut Hispani dictitant, ab Alphonso Sanchez de Helva nauclero, qui forte inciderit in Insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione in Indiam occidentalem &c. *Geographiae & Hydrographiae Reform. Lib. III. cap. 22. p. 93.*

* Ebendaselbst S. 139.

itztregierenden Königs von Portugal, Johann dem fünften, daß er gegen seinen Adel vielmals gesagt: „König Johann der „vierte liebte euch, Don Pedro fürchtete sich für euch; allein ich, „der ich Herr bin de jure & heredad, fürchte mich nicht für euch; „und werde euch nicht lieben, als in so ferne euch eure Aufführung „meiner königlichen Achtbarkeit würdig machet." — In einer Note aber fügt er folgendes hinzu: „Da ich neulicher Zeit die Memoi„res pour servir à l'Histoire de Madame de Maintenon, die voller „sonderlichen Nachrichten sind, wieder durchlaufe, bemerke ich eine „Stelle, der ich hiebey gedenken muß. Es wird T. III. c. 4. von „der Wiederrufung des berühmten Edicts von Nantes gehandelt, „und gemeldet, daß der Erzbischof zu Paris, de Harley, der Bischof „zu Meaux Bossuet, und des Königs Beichtvater, der P. de la „Chaise, König Ludwig dem XIV. in Frankreich, nachdem er an„gefangen fromm zu werden, die Ausrottung des Ungeheuers, das „sechs seiner Vorfahren niederzulegen nicht vermocht hätten, dergestalt „angepriesen, daß er sich endlich beredet habe, das wahre Mittel seine „Sünden zu tilgen sey, wenn er sein ganzes Reich katholisch mache. „Das sey so weit gegangen, daß er gegen den Mr. de Ruvigni ei„nes Tages sich herausgelassen habe, er wolle zufrieden seyn, daß „eine seiner Hände die andere abhaue, wenn die Ketzerey dadurch könne „ausgerottet werden. Dieser Mr. de Ruvigni ist der berühmte Mar„quis von Ruvigni, Heinrich, der bey der hernach entstandenen „Verfolgung mit einigen wenigen Personen erlanget, daß er mit sei„nem Hause das Königreich hat verlassen, und sich nach England be„geben dürfen. Histoire de l'Edit de Nantes par Benoit T. III. „P. II. p. 898. Er hat sich hernach in dem Irrländischen, und „Spanischen Successionskriege unter dem Namen des Grafen von „Galloway hervorgethan, zu welcher Würde ihn König William III. „erhoben. Eben dieser Herr soll dem König Ludewig XIV. die Vor„stellung gethan haben, daß König Heinrich IV. oberwähntes Edict „gegeben, Ludewig XIII. solches erhalten, er selber es bestätiget habe, „und dennoch dasselbe alle Tage durch die Erklärungen des Königli„chen Raths gebrochen werde, worauf der König soll geantwortet „haben: Mon grand Pere vous aimoit, mon Pere vous craignoit; „pour moi, je ne vous crains ni ne vous aime. Mein Groß„vater liebte euch, mein Vater fürchtete euch, aber ich, ich

„fürchte euch nicht und liebe euch nicht. Wobey unten die ge-
„schriebenen Memoires des Bischofs von Agen angezogen werden,
„und der lateinische Vers beygefüget wird:

Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

„Es wäre doch was sonderliches, wenn zween so grosse Könige einer-
„ley Einfall gehabt hätten. Die Ehre der ersten Erfindung hätte
„König Ludewig; denn er soll das noch vor der Aufhebung des
„Edicts von Nantes gesprochen haben, zu welcher Zeit König Jo-
„hannes von Portugal noch nicht gebohren war. Daß aber dieser
„das sollte gewußt haben, was König Ludewig in Frankreich so lange
„Zeit vorher dem Marquis von Ruvigni soll gleichsam in das Ohr
„gesprochen haben, und solches sollte auf seine Umstände angewandt
„haben, ist schlechterdings unglaublich. Und bey reiferer Ueberlegung
„wird man bald merken, daß das bon-mot sich besser auf König
„Johann und seine Grossen, als auf König Ludwig und seine
„Hugonotten schicke. Es braucht also dieß einen bessern Beweis,
„als noch vorhanden, zumal da bekannt, daß den Französischen Scri-
„benten nicht ungewöhnlich ist, bey einem artigen Einfall über die
„historische Wahrheit weg zu schreiten. Wenigstens hat König Lud-
„wig XIV. den Lateinischen Vers nicht gebraucht, vielweniger gemacht,
„da er kein Wort Latein gekonnt, wie die Beweißthümer davon in
„eben diesen Mémoires de Maintenon anzutreffen sind. ꝛc.

Ich bin im Stande, ein Theil von den Schwierigkeiten zu lösen, die sich unser Historicus hier macht, und die er sich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludwig XIV. ihren sinnreichen Einfall beyde aus einer Quelle haben schöpfen können. Lesen Sie nehmlich was ich von Heinrich dem vierten, zufälliger Weise, gefunden habe. Quelques uns se plaignoient que le Roi ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots, sçavoir, ne feroit publier les Edicts faits en leur faveur, là où le Roy Henry le troisième son predecesseur leur avoit toujours tenu parole: il leur respondit: *c'est aultre chose; le Roy Henry vous craignoit & ne vous aimoit pas; mais moi je vous aime & ne vous crains pas.* Diese Stelle stehet unter den Apophthegmes de Henry le Grand, so wie sie Zinkgräf dem zweyten Theile seiner denkwürdigen Reden beygefügt und übersetzt hat. Was erhellet

aber unwidersprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieser wirklich königlichen Rede seines Großvaters, aufs höchste nur den elenden Schwanz erfunden hat. Heinrich der vierte sagte: Mein Vorfahr fürchtete euch und liebte euch nicht; ich aber liebe euch, und fürchte euch nicht: und Ludewig XIV. fühlte sich groß genug — keines von beyden zu thun; und fromm genug — die sein Großvater geliebt hatte, zu hassen. Ein grosser Verstand; ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen so zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälscht. Denn das ist zwar wahr, daß sein Vater Ludewig XIII. einfältig genug war, sich sowohl für alles, als für nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter seiner Regierung die Hugonotten nichts weniger als gefährlich, und sie spielten die grosse Rolle bey weitem nicht mehr, die sie unter dem dritten Heinrich gespielet hatten, von welchem sein Nachfolger mit Recht sagen konnte, daß er sie fürchten müssen. — Und was hindert, daß auch Johann V. diese Rede des grossen Heinrichs nicht sollte gelesen haben? G.

X. Den 7 September. 1759.

Drey und funfzigster Brief.

Ich lief das sehr ansehnliche Verzeichniß der Schriften durch, die Herr Gebauer alle bey seinem Werke gebraucht oder angezogen hat; und vermißte von ohngefehr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünscht hätte, daß sie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wissen, welche Unruhen in Portugall auf die Nachricht von dem Tode des Sebastians folgten. Der Kardinal Heinrich war zu alt, war zu blödsinnig, und regierte zu kurze Zeit, als daß er das Königreich bey seinem Tode nicht in der äussersten Verwirrung hätte lassen sollen. Unter denen, welche Ansprüche auf den erledigten Thron machten, war Don Antonio einer der vornehmsten, und wie Sie sich erinnern werden, der einzige, welcher sich der Usurpation des Königs von Spanien auf eine thätliche Weise widersetzte. Diesen Herrn hat unser Historicus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von Portugall gerechnet, wie es wohl die französischen und

englischen Geschichtschreiber zu thun pflegen; er scheinet aber doch alles sorgfältig genug gesammelt zu haben, um uns auch diesen Durchlauchtigen Unglücklichen so kennen zu lehren, als er von der unpartheyischen Nachwelt gekannt zu werden verdienet. —

Nun hat des Don Antonio Leben unter andern auch die Frau Gillot de Sainctonge beschrieben; und diese kleine Lebensbeschreibung ist es, von welcher ich mich wundere, daß sie dem Herrn Gebauer entwischen können. Der Amsterdammer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, ist 1696 ans Licht getreten, und das Pariser Original kann, vermuthe ich, nicht viel älter seyn. — Ich kenne diese Verfasserin sonst aus einigen mittelmäßigen Gedichten, und würde eine historische Geburt von ihr schwerlich eines Anblicks gewürdiget haben, wenn sie sich nicht, gleich auf dem Titel derselben, einer besondern Quelle und eines Währmannes rühmte, der alle Achtung verdienet. Sie versichert nehmlich, sich der Memoires des Gomes Vasconcellos de Figueredo bedienet zu haben.* Von diesem Manne ist es bekannt, daß er und sein Bruder die allergetreusten Anhänger des Don Antonio gewesen sind. Den letztern erkennet Herr Gebauer selbst dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: aber wie kommen diese Memoires in die Hände der von Sainctonge? Sie wäre nicht die erste Nouvellenschreiberin, die sich dergleichen geheimer Nachrichten fälschlich gerühmt hätte. Ich selbst würde der blossen Versichrung einer schreibsüchtigen Französin hierin wenig trauen; aber überlegen Sie diesen Umstand: eben der Gomes Vasconcellos de Figueredo, auf welchen sich die Frau von Sainctonge beruft, war ihr Großvater. Warum soll man einer Enkelin nicht glauben, wenn sie gewisse Handschriften von ihrem Großvater geerbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was sie daraus mittheilet, an und vor sich selbst nicht unglaublich ist, noch mit andern unverdächtigen Zeugnissen streitet, was kann ein Historicus wider sie einwenden?

Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Briefe verschiedenes daraus ausziehen zu dürfen, was diese und jene Stelle bey unserm Gebauer berichtigen oder in ein grösseres Licht setzen kann.

* Histoire de Dom Antoine Roy de Portugal; tirée des Memoires de Dom Gomes Vasconcellos de Figueredo par Mad. de *Saintonge*. In Duodez.

Vorher aber ein Wort von der Partheylichkeit der Fr. von Sainctonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio ist bey ihr ausser Zweifel. Ihr zu Folge hatte sein Vater, der Herzog Ludewig von Beja, es ausdrücklich in seinem Testamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich angetraut gewesen sey.* Gleichwohl sagt sie an einem andern Orte, daß sich Antonio selbst, bis zu seiner Zurückkunft aus Africa, bloß für einen natürlichen Sohn des Herzog Ludewigs gehalten habe.** Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so kann jenes nicht wahr seyn. Herzog Ludewig starb 1555, und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreyzehn Jahr von dem Testamente seines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieser Umstand ist falsch. Ludewig setzte den Antonio zwar zu seinem völligen Erben ein, aber diese Einsetzung beweiset für seine eheliche Geburt so viel als nichts. Wäre in dem Testamente ihrer gedacht gewesen, so würde man keinen weitern Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach umständlich führen mußten. — Was meine Geschichtschreiberin von dem Tode des Cardinal Heinrichs sagt, beweiset ihre unbedachtsame Partheylichkeit noch mehr. Der Cardinal starb in seinem 68sten Jahre, und sie sagt selbst: il etoit vieux & usé, c'en devoit etre assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin. Warum läßt sie es also nicht dabey? Warum läßt sie uns, ausser dem Alter und der Krankheit, noch eine andere Ursache seines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie sagt mit trockenen Worten: Quelques Historiens disent que Philippes trouva le secret de l'empecher de languir.*** Philippus erbarmte sich des kranken Heinrichs, und lies ihn aus der Welt schaffen. Wenn sie doch nur einen von den Geschichtschreibern genennt hätte, die dieses sagen! Herr Gebauer wenigstens führt keinen an, dem diese grausame Beschuldigung eingekommen wäre; und ich sorge, die Fr. von Sainctonge wird die unselige Urheberin derselben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß sie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geschrieben haben. Das

* S. 18. ** S. 26. *** S. 31. 32.

worinn man ihr am sichersten trauen kann, sind ohne Zweifel die Nachrichten, die sie uns von dem Bruder ihres Großvaters giebt, und die Herr Gebauer bey folgender Stelle sehr wohl würde haben brauchen können. „In den Azorischen Inseln, son„derlich auf Tercera, hatte sich ein Ruf ausgebreitet, König Se„bastian sey nicht erschlagen, sondern entkommen, und werde sich bald „seinen treuen Unterthanen wieder zeigen. Als hierauf Antonius des „König Heinrichs Tod und seine Erhebung denen auf Tercera wissen „ließ, waren sie dessen wohl zu frieden, und ob sie gleich durch ihre Ab„geordnete des Antonii Niederlage bey Alcantara und Flucht erfuhren, „blieben sie doch in der Treue gegen ihren angebohrnen König bestän„dig, zumal da Cyprian von Figueredo, ein standhafter Diener von „dem unglückseligen Antonio, sie bey diesen Gedanken erhielt, und „Petrus Valdes mit seinen Spaniern in einer Landung unglücklich „war.“* — Herr Gebauer ist hier, wider seine Gewohnheit sehr concis, und führt auch, welches er sehr selten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Fr. von Sainctonge hier angeführt haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenigstens würde er ihr in dem Vornahmen des Figueredo gefolgt seyn, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn diese Kleinigkeit hat sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, richtiger wissen müssen, als alle andere Scribenten. Sie nennet ihn Scipio Vasconcellos de Figueredo; und nicht Cyprian. Er war, sagt sie,** Gouverneur auf Tercera, und hatte sich für den Antonio erkläret, ohne im geringsten auf die Vorschläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboly, Ruy Gomes, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte also gegen ihn Ernst, und bemächtigte sich vors erste aller Güter, die er in Portugall hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Valdes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueredo durch seinen standhaften Muth fruchtlos machte. Valdes oder, wie ihn die Frau von Sainctonges ohne Zweifel nicht so richtig nennet, Balde war ein von sich selbst so eingenommener Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konte

* S. 4. 5. des zweyten Bandes. ** S. 60. und 3.

sich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn bestehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre seiner Nation sehr schlecht. Er ward gänzlich geschlagen, und kam, mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugall zurück. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Last legte, daß er sich ohne seinen Befehl ins Treffen eingelassen habe; und Valdes bedurfte der kräftigsten Vorsprache aller seiner Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweyter Versuch auf Tercera unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr Gebauer scheinet von diesem gar nichts zu wissen; die Frau von Sainctonge aber erzehlet folgendes davon: Der Gouverneur (Figueredo) habe so wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerschrockener Mann als er, eher an eine vortheilhafte Capitulation, als an die Vertheidigung würde gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts erschüttern können; und er sey auf eine List gefallen, die von sehr guter Wirkung gewesen. Er habe nehmlich eine grosse Anzahl Ochsen aus dem Gebirge kommen, und sie an dem Tage der Schlacht, mit brennenden Lunten auf ihren Hörnern, mitten unter dem kleinen Haufen seiner Truppen forttreiben lassen. Die Spanier, die einen sehr schwachen Feind vor sich zu finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; sie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeinet, und daher mit so weniger Ordnung gestritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend gewesen seyn würde, sie zu überwinden. Das Metzeln sey erschrecklich gewesen; von allen spanischen Soldaten wären nur zwey entkommen, die sich in ein paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Diese zwey hätten loosen müssen, und der, den das glückliche Loos getroffen, habe die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage nach Portugall überbringen müssen.*

So glücklich nun aber Figueredo in Tercera war, so hielt es doch Antonio für noch vortheilhafter, wenn er einen so tapfern Mann beständig um sich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen, und vertraute Tercera dem

* S. 75. 76.

Emanuel von Sylva an. Die Frau von Sainctonge beklagt sich, daß verschiedene Geschichtschreiber aus dieser Veränderung geschlossen hätten, Antonio müsse mit dem Scipio nicht zufrieden gewesen seyn, und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Papst Gregorius XIII. an, worinn er seiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Nach den Erzehlungen des Herrn Gebauers muß man glauben, daß sich Antonio, nachdem er sein Portugall verlassen müssen, beständig in Frankreich aufgehalten habe. Der Fr. von Sainctonge zu Folge aber, hat er sich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erste Reise dahin that er sogleich nach seiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche, von Calais aus, wohin ihn das Enkhäusische Schiff gebracht hatte. Sie fält in das Jahr 1581. und ich finde daß Camden in seinem Leben der Königin Elisabeth, wie auch, aus ihm, Rapin, ihrer unter diesem Jahre gedenken. Zu seiner zweyten Reise nach England, brachten ihn die Nachstellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien, während den Unruhen der Ligue, in Frankreich ausgesetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geschehen seyn, und die Frau von Sainctonge erzehlet uns einen merkwürdigen Umstand davon, den sie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben versichert. „Die Königin Elisabeth, sagt sie, lud ihn auf das „inständigste ein, zu ihr nach England zu kommen. Er that „es also, und ward auf eine sehr galante Weise daselbst em„pfangen. Die Königin hatte eine grosse Anzahl von Edel„leuten ihres Hofes sich in Schäfer verkleiden lassen, und schickte sie „ihm, bis auf die Höhe von Salisbury entgegen, mit dem „Vermelden, daß er sich von der grossen Schäferin des Lan„des allen möglichen Beystand zu versprechen habe. In allen „Städten, wo er durch mußte, hielt man ihm den prächtigsten „Einzug, so daß man ihn eher für einen Sieger, als für einen „seiner Länder beraubten König hätte ansehen sollen." — Dieser sein zweyter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1590. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Gestalt gewonnen, und Don

Antonio glaubte sich nunmehr von Heinrich dem vierten einen nachdrücklichen Beystand versprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte sich selbst auf seinem Throne noch nicht befestiget genug, daß er sich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte also zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Versprechungen auf eine bequemere Zukunft, wieder nach England, wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm Heinrich IV durch seinen Gesandten, den Herrn Beauvais la Nocle versichern lies, daß er, wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr sehr willkommen seyn werde. Er ging also nach Calais über, und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich bezeigte sich ungemein willig, ihm zu dienen; lies ihm auch durch den Marschall de Matignon sagen, daß wenn er bey seiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig seyn wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabey lassen, sondern ihn auch mit allem, was er zu dieser Ceremonie brauchen würde, versehen wollte. Don Antonio ließ sich aber mit seinem kurzen Athem entschuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald drauf folgte. Hier lag Antonio den König sehr an, ihm mit einer Summe von 26000 Thalern beyzuspringen; weil aber Heinrich sein baares Geld gegenwärtig selbst brauchte, so erlaubte er ihm, auf seinen Namen Geld zu borgen, und versprach es das folgende Jahr wieder zu geben. Clermont d'Amboise war bereits ernennt, die Truppen zu commandiren, die der König dem Antonio geben wolle. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen, und der unglückliche Antonio starb. — Alles dieses erzehlet die Frau von Saintonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauers dienen, bey dem sich, wie gesagt, auch nicht die geringste Spur findet, daß sich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meinen Sie aber, ob es wohl Heinrichen IV jemals ein wahrer Ernst gewesen ist, dem Antonio zu helfen, oder ob auch Er eitel genung war, ihn blos deswegen aus England kommen zu lassen, um seine Krönung durch die Gegenwart einer solchen Person glänzender zu machen? —

Das Besonderste was ich sonst bey der Frau von Saintonge finde, sind verschiedene Anekdoten, die Nachkommen des **Don Antonio** betreffend. Vornehmlich erzehlt sie ein Liebesabentheur, welches **Don Ludewig**, des **Antonio** Enkel, in Italien gehabt, sehr weitläuftig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er sie endlich geheyrathet, kann keine andere seyn, als die Prinzeßin von **Monteleone**, mit der er sich, zu Folge der Histoire Genealogique de la Maison Royale de France, verbunden hat; wobey es mich aber wundert, daß sie die Frau von Saintonge schlechtweg une Dame Italienne nennet, und von ihrem Stande sehr kleine Begriffe erwecket. Damals muß sich **Don Ludewig** auch dem spanischen Gehorsame noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vicekönig von Neapel war sehr erfreut, seiner habhaft zu werden. Er muß seine Ansprüche erst spät, mit seinem Vater dem **Don Emanuel**, aufgegeben haben, von welchem letztern die Frau von Saintonge auch meldet, daß er ein Capuciner gewesen, ehe er diesen schimpflichen Schritt gethan habe. G.

Vierter Theil.

III. Den 18. October. 1759.

Drey und sechzigster Brief.

Freuen Sie sich mit mir! Herr **Wieland** hat die aetherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben sie vors erste sein Trauerspiel, **Lady Johanna Gray**! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführet worden; in der Schweitz nemlich, und wie man sagt, mit grossem Beyfalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie, sagt er, ist dem „edlen Endzweck gewidmet, das Grosse, Schöne und Heroische der Tu„gend auf die rührendste Art vorzustellen, — sie in Handlungen nach „dem Leben zu mahlen, und den Menschen Bewunderung und Liebe

„für sie abzunöthigen. Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen; in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorcisiren sucht, aus Furcht sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit seinem Herzoge von Northumberland, und mit seinem Bischoff Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug; aber Schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen sie es gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich, mit dem Homer, weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden,* *μητε τι φαυλον ἀρετῃ προσειναι, μητε κακιᾳ χρηςον*; er wird finden, daß *ἐν τοις πραγμασι και τῳ βιῳ των πολλων*, der Ausspruch seines Euripides wahr sey:

Ουκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσϑλα και κακα,
Αλλ' ἐςι τις συγκρασις.

Und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und

* Plutarch.

Bösen in dem Menschen wird erkannt, wird studiret haben, alsdenn geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis itzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Grosse und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendeste Art; er hat die Tugend gemahlt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Critik über den Plan seiner Johanna Gray einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der Bibliothek es bereits gethan haben;(*) und es so gethan haben, daß die Critik selbst damit zufrieden seyn muß. Ich unterschreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das sie dem Stücke in Ansehung des Sylbenmasses, des Stils, des Vortrags ertheilet haben. Alles was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, bestehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wielands in ihr Licht setzen sollen.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard VI. starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgeruffen. Sie besaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tour gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna wird Königin: zweyter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bey dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einziges mal, zwischen dem vierten und fünften Aufzuge nehmlich, Zeit zu schlafen bekömmt.

Doch lassen Sie mich nicht, wie ein Gottschedianer kritisiren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte; und er kann die Begebenheiten so nahe zusammen rücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen ob Herr

(*) Bibliothek der schönen Wissenschaften, vierten Bandes, zweytes Stück. S. 785.

Wieland diese Herrschaft in mehrern und wesentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch, und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vortheil ziehet.

— — Nimmer werden uns
Bey Platons göttlichen Gesprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leser macht sich in allem Ernste Hofnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber seine Hofnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur prahlen wollen. Sie ist ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citire! Man höre nur:

— Was Gut, was Schön, was Edel ist,
Was erst den Menschen, denn den König bildet,
Des ersten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schwester-Tugenden
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weyhten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit und er ward erhört!
Umsonst erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules, verschmäht er sie und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von allen ist etwas darinn: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie!

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, sey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt diesen häßlichen Umstand, der uns

von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeiget. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit, reimet sich zu dem edlen Charakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Bösewicht gestorben sey, und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben verleugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfasser der Bibliothek mit Recht sagen, ist Johanna mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geschichte genommen hat, und der, so wahr er immer ist, dem Interesse seines Stücks schnur stracks zuwider läuft. Heißt das, als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfasser der Parisischen Bluthochzeit stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bey den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wielands muß dem ohngeachtet ein vortrefliches Stück seyn; und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nemlich: ich finde, daß die deutsche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist, und da einen englischen Dichter gereitzt hat, sie zu plündern; sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen sie auch selten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben? Gottsched triumphirte über diese vermeintliche Entdeckung

gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottsched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm also mit einem bessern, gegründetern Beyspiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unsern blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein englischer Plagiarius nicht seyn; denn er hat sich darauf verstanden, was gut ist. Z. E. die vortrefliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

. . . Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron auf Heinrichs Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? . . Was müßte meine Mutter seyn,
Eh mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortet:

. . . Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu seyn!

Diese vortrefliche Stelle, sage ich, die so hervorsticht, daß alle Recensenten des **Wielandischen** Stücks sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer sein eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be
Ere i can be a Queen?

Duchess of Suffolk.

That, and that only,
Thy Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

Der Beschluß künftig.

IV. Den 25. October. 1759.

Beschluß des drey und sechzigsten Briefes.

Nicht schlimm übersetzt! Gewiß, man sieht, der Engländer muß ein Mann seyn, der etwas eben so schönes auch wohl aus seinem eigenen Kopfe hätte sagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herr **Wielanden**, in der Wahl der edelsten und stärksten Ausdrücke, fast erreicht hat.

Wieland.

——— ——— Ach, Kerkerbande
Und Schwerdt und Flammen sind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts,
Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird
Des Speers geweihtes Eisen färben! —

Der Engländer.

— — — Persecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;
See where ſhe comes in *Mary's* prieſtly Train!
Still wilt thou doubt, till thou behold her ſtalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide waſting
O'er *Englands* Boſom? All the mourning Year
Our Towns ſhall glow with unextinguiſh'd Fires;
Our Youth on Racks ſhall ſtretch their crackling Bones,
Our Babes ſhall ſprawl on conſecrated ſpears &c.

Wieland.

Heil dir, Prinzeßin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du schönste Blume
Von Yorks und Lancasters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Christen
Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken
Gereinigt, siegreich über alle Länder
Erheben soll, durch deren klugen Scepter
Gesetz und Freyheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne diese segensvolle Insel
Zur Königin der Erde krönen sollen.
Mein Knie beugt sich zuerst dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu zu weyhen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, ſacred Princeſs! ſprung from ancient Kings,
Our *England's* deareſt Hope, undoubted Offſpring
Of *York* and *Lancaſter's* united Line;

By whose bright Zeal, by whose victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which shines upon our Altars,
Shall lift its golden Head and flourish long;
Beneath whose awful Rule, and righteous sceptre,
The plenteous Years shall roll in long Succession;
Law shall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty shall lift her chearful Head,
Fearless of Tyranny and proud Oppression;
No sad Complaining in our streets shall cry,
But Justice shall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* &c.

Wieland.

Verwünscht sey mein fataler Rath! Verwünscht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counsels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and persuaded
Thy guiltless Feet to tread the Paths of Greatness!
My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutschen Dichter unter den Engländern sind.

G.

Vier und sechzigster Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn **Wieland** soll ausgeschrieben haben, eine kleine Bosheit stecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweyter **Lauder**, die englische Verse selbst gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer existiret; und heißt — **Nicholas Rowe**. Was kann Herr **Wieland** dafür, daß **Nicholas Rowe** schon vor vierzig und mehr Jahren gestorben ist?

Aber Scherz bey Seite! Es sey fern von mir, dem Herrn **Wieland** ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bey seinem Stücke einen der größten englischen Dichter vor Augen gehabt

hat. Mich befremdet weiter nichts dabey, als das todte Stillschweigen, welches er wegen dieser seiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch blosse einzelne Stellen zu danken hätte! Allein so hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringste Uebertreibung behaupten, daß fast keine einzige Situation sein eigen ist. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der englischen Johanna Gray mit wenigen vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray ist mit ihrem Guilford noch nicht vermählet. Von diesem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolk, nebst einem gewissen Johann Gates eröfnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits seine Maaßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpstischen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna ist dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolk gehet ab, ihre Ankunft bey Hofe zu beschleinigen; so wie kurz zuvor Gates abgehet, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verräth in einer Monologue weitaussehende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Absterben, mit seinem Sohne, dem Guilford vermählt werde. Der Graf von Pembrock kömmt dazu; ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleyen zu gewinnen sucht. Pembrock stutzt darüber um so vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohnes ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sey, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben, was für einen sie wolle. Er geht ab, und sagt, daß er des Pembrocks im geheimen Rathe erwarte. Pembrock bleibt allein und spottet des alten Bischofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumahlen, ohne Zweifel aus blossem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan sey. Er hält den Vater für eben so aufrichtig und edelgesinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford

kömmt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch. Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beiderseitigen, auf eben denselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müsse! Pembrock kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt sich von seinem Freunde nur noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringste Hinterlist, zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück, und empfängt die Johanna, die nunmehr bey Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem sich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeiget. — Aus diesem Aufzuge hat Herr **Wieland** nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte so weit nicht zurückgegangen ist. Die Person des Pembrocks aber hat er aus seinem Stücke ganz und gar auszuschliessen für gut befunden; als eine Person, ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielet. Den Grafen **Wilhelm Herbert** von Pembrock kann Rowe schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweyten Aufzug eröfnen abermals **Northumberland** und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äussersten Entzückung über sein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein, und verkündiget den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bey dem Herrn **Wieland** folgende:

O Gott, —— ——
—— —— nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O meine Seele
Lechzt lange schon, dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weissest es, wie gut mirs wäre,
Bey dir zu seyn! Und doch um derer willen,

Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das grosse Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will, o Vater, sondern deiner
Gescheh! ꝛc. —

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; sie ist ganz sein! Rowe glaubte, ohne Zweifel, daß ein sterbender König sich nicht wie eine sterbende alte Frau ausdrücken müsse, und legt ihm pathetischere Worte in den Mund:

——— Merciful, great Defender!
Preserve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols,
Save my poor People from the Yoke of ***Rome***
And take thy painful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beschliessen, den Tod des Königs geheim zu halten, trösten die Johanna, und lassen sie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefaßten Entschluß, wegen ihrer schleinigen Verbindung, beybringen soll. Guilford thut es auf die zärtlichste und selbst ihrer Traurigkeit schmeichelhafteste Art. Eine sonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von seinem Freunde überrascht. Pembrock sieht ihn verwirrt, und will die Ursache seiner Verwirrung wissen. Guilford sucht ihn allmälig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimnisse heraus, daß ihm sein gutes Glück bey ihrer Geliebten den Vorzug verschaft habe. Pembrock geräth in Wuth, beschuldiget ihn eines verrätherischen Verfahrens, daß er, wider ihre Abrede, auf eine unedle Art seine Hofnung untergraben habe, und geht in völliger Raserey ab.

Die Scene war bisher bey Hofe gewesen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner der daselbst in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembrock. Der Bischoff hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembrock dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führet seine Johanna herein, weil der geheime Rath sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet

sie auf die grosse Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebst anderen Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchem Herr Wieland seinen ganzen zweyten Aufzug anfüllet. Hier ist es, wo er dem Engelländer das meiste abgeborgt hat.

Die erste Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembrock und Gardiner. Sie versprechen sich beide, daß das Unternehmen des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erscheint die Wache, und führet den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrock soll abgeführet werden, aber Guilford kömmt dazu, schickt die Wache ab, und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmte Pembrock ist über dieses Verfahren betroffen, und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeiget, welchen er auf keine andere Weise, als durch die anscheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt Pembrock auf einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Aussöhnung, bey der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembrock fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) herein tritt. Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwatzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rath verlassen und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; sie jammert; Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Sussex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drey, in Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäftigten Bischof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilet. Zu ihm kömmt Pembrock. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat ihn nicht müssig gelassen; er hat bey der Königin, für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im geringsten nicht nach des Bischofs Sinne, er eilet also zur Maria, ihr diese unzeitige Gnade auszureden; und Pembrock begiebt sich zu seinem Guilford. Itzt wird die hinterste Scene aufgezogen, und man sieht die Johanna auf ihren Knien liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Pembrock kömmt und ihnen seine fröhliche Bothschaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieser Strahl von Hofnung. Gardiner erscheinet, und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß sie beyde zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Diese Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführet; die Scene eröfnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste; Johanna besteiget es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphiret; Pembrock verwünscht den Geist der Verfolgung; und das Stück schließt.

Nunmehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesem grossen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembrocks herausgerissen, und die letzten drey Aufzüge in fünfe ausgedehnet, durch welche Ausdehnung, besonders des fünften Aufzuges in seine beyden letzten, die Handlung ungemein schläfrig geworden ist. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte zur Johanna sagen:

Und selbst, o Scheusal, deine Räthe selbst,
Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesetz und unserm heilgen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembrock, ach! mein Freund,
Mein Pembrock selbst, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab.

Man weis gar nicht, was das für ein Pembrock hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes nahmentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkönmt? Aber nun werden Sie dieses Räthsel auflösen können. Es ist eben der Pembrock des Rowe, dem er in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Possen thut, sich, gleichsam wider seinen Willen, einmal einzuschleichen. G.

V. Den 2. November. 1759.

Fünf und sechzigster Brief.

Den Einfall des Herrn Professor Gottscheds, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und ausser Deutschland, zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten? Denn was ist diese Zuschrift anders, als ein Bettelbrief, seine Grammatik zu einer klaßischen Grammatik deswegen machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreymal gedruckt worden, und der Herr Autor darüber ein Compliment aus Wien und aus Chur im Graubündtnerlande erhalten hat? Wenn der Name des Verlegers unter dieser Zuschrift stünde, so würde ich weiter nichts daran auszusetzen haben, als daß dieser vergessen, den Herren Rectoren und Conrectoren in jedes Dutzend Exemplare, die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreyzehnte gratis obenein zu versprechen. Aber daß sich Gottsched selbst durch seine blinde Eitelkeit zu diesem Schritte verleiten lassen, das muß ihn nothwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht bloß lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch schon unwiedersprechlich wäre, daß seine Sprachkunst, vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden, verdiente; hätte ein grosser Mann, wie er seyn will, — denn alle grosse Männer sind bescheiden — einen dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die sich dabey verhalten? Sehr leidend; doch scheinet es eben nicht, daß sie so leicht zu bestechen gewesen sind. Und in der That wäre es für den Herrn Professor selbst sehr zu wünschen, daß sie

sämmtlich ganz und gar nicht auf seine Zuschrift reflectiret hätten. Denn ich sorge, ich sorge, man fängt auch schon auf kleinen Schulen an, den berühmten Gottsched — auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu lesen gebeten worden, auf allen Seiten verbessern und widerlegen muß, was für eine Achtung können die Schüler für den Professor mit auf die Universität bringen?

Und daß jenes zum Theil wirklich geschehen, beweisen unter andern die Anmerkungen, welche Herr Heinz, Rector zu Lüneburg, über die Gottschedische Sprachlehre vor kurzen ans Licht gestellt hat.* „Da das Werk, hebt er seine Vorrede an, welches „diese Anmerkungen veranlaßt hat, den Schulen gewidmet und zuge- „schrieben war: so hat, deucht mir, der berühmte Verfasser, wenn er „uns anders so viel zutrauet, schon längst eine Critik darüber vermu- „then müssen: und da unter so vielen Schullehrern sich doch, meines „Wissens, keiner dazu entschlossen hat, so dürfte ich mir wohl ohne „Eitelkeit den Vorzug anmaassen, daß ich die Aufmerksamkeit desselben „auf die Schulen, unter allen mit der größten Achtung erwiedert habe.— In diesem schleichenden Tone eines trocknen naiven Mannes fährt Herr Heinz fort, und gestehet endlich, daß freylich seine ganze Beurtheilung so ausgefallen, daß ihm der Herr Verfasser schwerlich Dank dafür wissen könne. „Ich verlange, sagt er, auch „nichts unmögliches: beruffe mich aber schlechterdings darauf, daß sie „nicht anders gerathen können, und daß sie gerecht sey."

Ich möchte meinen Brief am aller ungernsten mit grammatikalischen Streitigkeiten anfüllen; und Sie wollen überhaupt, nicht so wohl diese Streitigkeiten selbst, als vielmehr bloß das Resultat derselben wissen. Hören Sie also, wie Herr Heinz seine ganze Critik schließt.** „Wollen wir, sagt er, noch kürzlich „zusammenrechnen, ehe ich meinen Scribenten verlasse? so ist, deucht „mir, durch die bisherige Prüfung folgendes wohl ganz ausgemacht: „daß beyde Sprachlehren des Herrn Prof. wohl schwerlich mit Ein- „sicht und reiffer Gelehrsamkeit geschriebene Werke heissen können: daß

* Johann Michael Heinzens Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie. Göttingen und Leipzig in Küblers Verlage 1759.

** Seite 205.

„sie ohne Critik beynahe unbrauchbar sind, wegen der gar zu vielen „Fehler, welche doch theils durch die ausnehmende Zuversicht, womit „Herr G. seine Meynungen vorträgt, theils durch den ihm gewöhnli- „chen Dunst von Worten, theils durch das Gepränge einer eiteln und „magern Philosophie, vor unwissenden und treuherzigen Lesern ziem- „lich versteckt werden. Ein Gelehrter wird nirgends etwas finden, „das die gewöhnliche Erkänntniß der deutschen Sprache überstiege, und „woraus ein grammatikalischer Geist, oder ein Naturell, das zur „Philologie gebohren, oder erzogen wäre, hervorleuchtete. An dessen „statt offenbaret sich durch das ganze Werk eine enthusiastische Liebe „und eigensinnige Parteylichkeit des V. für die deutsche Sprache, oder „vielmehr für seine Meynungen und Vorurtheile von derselben, nebst „einem allzugrossen Vertrauen auf seine Einsicht, welche oft in unbe- „dächtige Urtheile und schnöde Verachtung gegen angesehene Schrift- „steller, oder gar gegen unschuldige Städte und Provinzen ausbrechen. „Wenn andere Sprachlehrer mit ihm einerley Frage abhandeln, so „wiegt er immer am leichtesten: und der Mangel des Scharfsinnes, „der Ueberlegung, und einer genugsamen Uebung in diesem Felde, ist „allen seinen Urtheilen anzusehen. Die grosse Grammatik hat vor der „andern sonst nichts voraus, als die Weitläuftigkeit, mit welcher die „Sachen nicht gründlicher, vollständiger, gelehrter, sondern gedehnter, „langweiliger, und in einem gewissen schlechten Verstande, philosophi- „scher gesagt sind. Zur Probe kann das Capitel von Nebenwörtern „dienen; aber auch jedes andere Stück. Sie macht durchgängig viel „Aufhebens von Kleinigkeiten, und thut, als ob vor ihr nicht nur „keine Deutsche, sondern überall noch keine Sprachlehre geschrieben „wäre; und als ob sie alle grammatikalische Begriffe und Eintheilun- „gen zuerst aus dem tieffen Brunnen, worinn die Wahrheit verborgen „liegt, herausholete, welches in der That weder Gelehrsamkeit noch „Bescheidenheit beweiset. Freylich hätte man denken sollen, daß Hr. „G. viel weiter sehen würde, als alle seine Vorgänger: da er sich „nicht weniger als vier und zwanzig Jahr zur Ausarbeitung seiner „Grammatik genommen, wie das Privilegium und die Vorrede bezeu- „gen. Aber der Leser wird angemerkt haben, daß ich unsern V. oft „aus Bödickern und Frischen verbessern können: hingegen zur Ver- „besserung dieser Männer aus Gottscheden wüßte ich auch nicht „eine Stelle anzugeben. Ist das aber recht, seiner Vorgänger Ver-

„dienste zu unterdrücken, und ihre Bücher der Jugend aus den Hän-
„den zu spielen, wenn man es ihnen nicht einmal gleich thut? Wenn
„uns Deutschen nicht so gar leicht Genüge geschähe, so würde der
„Herr Prof. mit seiner lange erwarteten neuen Sprachlehre schwerlich
„eine andere Aufnahme erfahren haben, als ehemals ein gewisser Poet
„in Frankreich mit seinem Heldengedichte. Weil aber Herr G. alles
„mit der Erwartung seiner Grammatik angefüllt hatte, so wurden
„unsere alten wohlverdienten Sprachlehrer wenig gelesen, sondern die
„meisten sparten ihren Appetit nach grammatikalischer Erkenntniß auf
„das grosse Mahl, so er ihnen bereitete, und das ist wohl die Ursache
„des grossen Beyfalles, womit die neue Sprachlehre aufgenommen
„worden. Was mag er aber in so lieber langer Zeit daran gebauet
„und ausgefeilet haben! da doch noch itzo, nach **so vielen gelehrten**
„**Erinnerungen so vieler Gönner und Freunde**, wie in der an-
„dern Vorrede stehet, und nun nach so viel wiederhohlten Auflagen,
„gleichwohl noch so viel, ich mag wohl sagen, kindische Fehler darinn
„sind? — Herr **Gottsched**, schliesset er endlich, hätte daher viel bes-
„ser gethan, wenn er doch ein Sprachlehrer werden wollte, daß er
„die **Bödikerischen** und **Frischischen** Grundsätze bloß in bequemere
„Ordnung gebracht hätte. Ich will damit nicht sagen, daß ers hätte
„thun sollen, denn meiner Meynung nach, mußte er gar keine Sprach-
„lehre schreiben: weil die grammatische Muse, nach so vielen feindse-
„ligen Angriffen, welche er in dem Baylischen Wörterbuche, und sonst
„überall, auf sie selbst, und auf ihre größten Günstlinge gethan hatte,
„ihm von je her, nicht anders, als gehäßig seyn konte.

Was sagen Sie hierzu; vorausgesetzt, daß Herr **Heinz** ein ehrlicher Mann ist, der im geringsten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht voraussetzen wollen, so glauben Sie es so lange auf mein Wort, bis Sie Lust bekommen, sich selbst davon zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrscheinlich seyn, daß einer, ob er schon ein magrer Philosoph, und ein schlechter Dichter ist, dennoch wohl eine gute Sprachkunst schreiben könne? Oder gestehen Sie es nun bald, daß ein seichter Kopf nirgends erträglich ist?

Und Herr Professor **Gottsched** muß es selbst gefühlt haben, daß ihm dieser Gegner ein wenig zu sehr überlegen sey! Sie

glauben nicht, wie seltsam er sich in seinem Neuesten* gegen ihn gebehrdet! Ohne sich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulassen, eifert und sprudelt er da etwas her, woraus kein Mensch klug werden kann; und begegnet dem Rector mit einem so groben Professorstolze, als verhielte sich der Rector zum Professor, wie der Schüler zum Rector; da doch das Verhältniß in diesem Falle grade umgekehrt ist. „Hier steht abermal," ruft er mit vollem Maule aus, „hier steht abermal ein Grammatiker „auf, der an Herrn Prof. Gottscheds Sprachkunst zum Ritter wer„den will. Herr Rector Heinz zu Lüneburg, ist von einem innern „Berufe genagt worden, sich durch einen Angriff eines berühmten „Mannes auch berühmt zu machen. Und was war leichter als dieß? „Man kann ja bald etliche Bogen über ein Buch zusammen schreiben, „dessen gute Aufnahme in Deutschland ihm ein Dorn im Auge war. „Besondre Ursachen zur Feindschaft gegen denselben hatte er nicht: „das gestehet er selbst. Die Pflichten der Mitglieder einer Gesellschaft, „dergleichen die Deutsche zu Göttingen ist, werdens ihm vermuthlich „auch nicht auferlegt haben, einen seiner ältern Gesellschafter so stür„mend anzugreifen. Um desto mehr wundern wir uns, daß er den„noch kein Bedenken getragen, einen solchen Anfall auf einen Mann „zu thun, der ihm nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben." — Wenn werden die schlechten Scribenten einmal aufhören zu glauben, daß nothwendig persönliche Feindschaft zum Grunde liegen müsse, wenn sie einer von ihren betrogenen Lesern vor den Richtstuhl der Critik fordert? — „Doch wie? fährt das Neueste fort; „hat nicht Herr Prof. G. seine kleine Sprachlehre „den sämtlichen berühmten Schullehrern in Deutschland zugeschrieben? „Es ist wahr, und der Augenschein zeigt es, daß solches mit viel „Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen, und in dem besten Vertrauen zu „ihnen geschehen ist. War nun das etwa ein zureichender Grund, „denjenigen so grämisch anzuschnarchen, der ihm zugleich mit andern „eine solche Ehre erwiesen? Welcher Wohlgesittete kann das begreifen? — Derjenige Wohlgesittete, würde ich hierauf antworten, bey dem die Höflichkeit nicht alles in allen ist. Der die Wahrheit für keine Schmeicheleyen verleugnet, und überzeugt ist, daß die

* In seinem Heumonde dieses Jahres S. 546.

nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehrlichen Manne weit besser anstehet, als die knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob einzuhandlen. Zudem weis ich auch gar nicht, was das Neueste mit dem grämischen Anschnarchen will; zwey altfränkische Wörter, die schwerlich aus einer andern, als des Herrn Professors eigener Feder können geflossen seyn. Man kann nicht mit kälterm Blute kritisiren, als es Herr Heinz thut; und die Stelle, die Sie oben gelesen haben, ist die stärkste in seinem ganzen Buche. Was finden sie darin grämisches und angeschnarchtes? Grämisch anschnarchen kann niemand als Herr Gottsched selbst; und zwar fällt er in diesen Ton gemeiniglich alsdenn, wenn er satyrisch seyn will. Z. E. Was ist geschnarchter als folgende Stelle? „Doch „Herr Heinz besorget, es werde bey seinem Stillschweigen, die Gott„schedische Grammatik ein klaßisches Ansehen gewinnen; da ers zumal „nicht ohne Galle bemerket, daß bisher alle seine Herrn Collegen stille „dazu geschwiegen: weswegen er glaubet; es sey besser, daß einer, „als daß keiner das Maul aufthue, und diesem grossen Unheile steure „und wehre. Allein mit seiner gütigen Erlaubniß, fragen wir hier, ob „er denn wohl glaube, daß ein Buch darum gleich zu Boden geschlagen „sey, weil Er, Herr Heinz von Lüneburg, sich demselben wieder„setzet? Wir glauben es gewißlich noch nicht! Die Gottschedische „Sprachkunst hat schon mehr solche grimmige Anfälle überstanden, und „steht doch noch. Sie wird gewiß, den seinigen auch überstehn.“ — Welche Schreibart! Und wie witzig ist das? Herr Heinz von Lüneburg, auf welches einige Zeilen darauf der Secundaner Kunz folgt!

Noch eine recht lustige Stelle aus dem Heumonde des Hrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuschreiben. Indem er Herr Heinzen aushunzt, kommen ihm auch die Verfasser der göttingischen gelehrten Zeitung in den Weg, die sich dann und wann unterstehen, ihm eine kleine Wahrheit zu sagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Professor ein altes Mitglied ihrer deutschen Gesellschaft ist. Er meint, er habe zu dieser Frechheit nun lange genug stille geschwiegen; und wenn sie ihn

weiter „böse machten, so werde er einmal aufwachen, und ihnen „durch den Zuruf:

Tecum habita et noris, quam sit tibi curta suppellex

„ihre Schwäche bekannt machen. — Wir wissen auch nicht, fährt hier„auf der Heumond fort, was ihn bisher zu solcher Geduld und Ge„lassenheit bewogen; zumal da die göttingischen Zeitungen für ein „Werk von einer ganzen Societät der Wissenschaften gelten sollen, „unter deren Aufsicht, und mit vermuthlicher Genehmhaltung sie her„auskommen. Gewiß in solchen Zeitungen verdammt zu werden, ist „kein solcher Spaß, als wenn einen ein jeder unbekannter und unge„nannter Kritikaster herunter macht. Wer also auf seinen guten „Namen hält, der ist in seinem Gewissen verbunden, von einem so „unbefugten und gewaltsamen Richter sich auf einen höhern zu beru„fen, und den Ungrund seiner Urtheile zu zeigen. Nichts, als die Ver„bindung mit der göttingischen deutschen Gesellschaft kann ihn, unsers „Erachtens, bisher abgehalten haben, hier so lange stille zu „sitzen. Allein wer weis, wie lange es dauert, so schicket er ihr sein „Diplom (nach Hrn. Rath Königs in Haag Beyspiele) zurück; und „setzet sich wieder in die natürliche Freyheit, seine Ehre zu retten. „Bis dahin kann er ihnen mit dem Achill in der Iphigenia zuruffen:

Dankt es dem Bande blos, das meinen Zorn noch hemmet,
Sonst hätt er schon mein Herz gewaltsam überschwemmet.

— Welch eine Drohung! Die arme deutsche Gesellschaft, wenn ihr dieses Unglück begegnen sollte! Ich glaube, sie würde darüber zu einer wendischen. Denn wie kann eine deutsche Gesellschaft ohne Gottscheden bestehen? G.

VIII. Den 23. November. 1759.

Siebenzigster Brief.

Hier ist etwas von einem Verfasser, der ziemlich lange ausgeruhet hat! — Es sind die Fabeln des Herrn* Leßings.

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf seine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange gnug vergessen gehabt, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er sie ganz ver-

* Berlin bey C. F. Voß in 8vo.

werfen wollen; endlich aber habe er sie, in Betrachtung so vieler freundschaftlichen Leser, die er nicht gern dem Vorwurfe aussetzen wollen, ihren Beyfall an etwas ganz unwürdiges verschwendet zu haben, zu verbessern beschlossen.

Den Anfang dieser Verbesserung hat er mit seinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich, sagt er, bei keiner Gattung von „Gedichten ꝛc. [s. Band V, S. 356] Phrygiers gemacht. ꝛc.

Und kurz; hieraus ist das gegenwärtige kleine Werk seiner Fabeln entstanden, welches man als den ersten Band der gänzlichen Umarbeitung seiner Schriften anzusehen hat. Ich muß die Ordnung, die er darinn beobachtet, umkehren, und Ihnen vorher von seinen beygefügten Abhandlungen über diese Dichtungsart etwas sagen, ehe ich die Fabeln selbst ihrem Urtheile unterwerfen kann.

Es sind diese Abhandlungen fünfe. Die erste, welche die weitläufigste und dabey die wichtigste ist, untersuchet das **Wesen der Fabel**. Nachdem die Eintheilung der Fabeln in **einfache** und **zusammengesetzte**, (das ist in solche, die bey der allgemeinen Wahrheit, welche sie einprägen sollen, stehen bleiben, und in solche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geschehenen, oder doch als wirklich geschehen, angenommenen Fall, weiter anwenden) vorausgeschickt worden, gehet der Verfasser die Erklärungen durch, welche **de la Motte**, **Richer**, **Breitinger** und **Batteux** von der Fabel gegeben haben. Bey der Erklärung des ersten, die allen folgenden Erklärungen zum Muster gedienet habe, ist er vornehmlich gegen das Wort Allegorie, und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzehlung einer allegorischen Handlung bestehe, sondern daß die Handlung nur in der zusammengesetzten Fabel allegorisch werde, und zwar allegorisch, nicht mit dem darinn enthaltenen allgemeinen Satze, sondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. An der Erklärung des **Richer** setzet er vornehmlich dieses aus, daß sie ein blosses allegorisches **Bild** zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild, sagt er, heisset überhaupt ꝛc. [s. Band V, S. 369] eine Fabel? — Ein jedes Gleichniß ꝛc. [s. S. 370] „durch das Wort **Handlung** ausdrücken. — Mit diesem Worte verbindet er aber einen viel weitern Sinn, als man gemeiniglich

damit zu verbinden pfleget, und verstehet darunter jede Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, daß sie nehmlich eine Unternehmung seyn müsse, die mit Wahl und Absicht geschieht, bey der Fabel nicht Statt finde, zeiget er umständlich, indem die allerwenigsten Aesopischen Fabeln in diesem Verstande Handlung haben. Batteux, wie der Verfasser sehr wahrscheinlich zeiget, hat seine Erklärung nur von einem einzigen, in seiner Art zwar sehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muster tauglichen Exempel abstrahiret, und überhaupt die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. „Die Handlung der beyden letztern, sagt er, muß ꝛc. [s. Band V, S. 379] damit erreichet ꝛc. Der Grund hiervon liegt in den Leidenschaften welche jene erregen sollen, und auf deren Erregung diese ganz und gar keinen Anspruch macht. — Diese und verschiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfasser nunmehr zusammen, und sagt: „In der Fabel wird „nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, „nicht unter die allgemeine Handlung, sondern auf einen einzeln „Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführet, daß „ich, nicht blos einige Aehnlichkeit mit dem moralischen Satze „in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darinn erkenne." — Und das ist das Wesen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunstrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben scheinen; dieser nehmlich: der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beyspiel, eine Parabel.

Der Beschluß künftig.

IX. Den 29. November. 1759.

Beschluß des siebenzigsten Briefes.

Nachdem der Verfasser diesen wichtigen Unterschied an einigen Beyspielen gezeigt, läßt er sich auf die psychologische Ursache ein, warum sich das Exempel der practischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der blossen Möglichkeit begnüge, an welcher sich die Exempel anderer Wissen-

schaften begnügen. Er findet diese Ursache darinn, weil das Mögliche als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß verhindere; welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich ist, wenn die anschauende Erkenntniß zur lebendigen Erkenntniß, als worauf die Moral bey ihren Wahrheiten vornehmlich sieht, erhöhet werden soll. Er zeiget hierauf, daß schon Aristoteles diese Kraft des Wirklichen gekannt, aber eine falsche Anwendung davon gemacht habe, weil er sie aus einer unrechten Quelle hergeleitet. Aristoteles lehret nemlich, die historischen Exempel hätten deswegen eine grössere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sey. Unser Verfasser aber sagt: „Hierinn, glaube ich, hat Aristoteles geirret. ꝛc. [s. S. 387] vor „den historischen Exempeln gebühre. — Und nunmehr trägt der Verfasser seine völlige Erklärung der Fabel vor, und sagt: **Wenn wir** ꝛc [s. S. 388.] **so heißt diese Erdichtung eine Fabel.**

Die zweyte Abhandlung betrift den **Gebrauch der Thiere in der Fabel.** „Der größte Theil der Fabeln, sagt der Verfasser, „hat Thiere, oder ꝛc. [s. S. 388.] Oder was ist es?" **Batteux** hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern listig genug den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung der Fabel sogleich mit **angeflickt. Breitinger** hingegen behauptet, daß die **Erreichung des Wunderbaren** die Ursache davon sey, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht besser als durch ein lehrreiches **Wunderbare** erklären zu können. Allein unser Verfasser zeiget, daß die Einführung der Thiere in der Fabel nicht wunderbar ist, indem es darinn **vorausgesetzt und angenommen** werde, daß die Thiere und andere niedrige Geschöpfe, Sprache und Vernunft besitzen. Seine Meinung gehet also dahin, daß die **allgemein bekannte Bestandtheit** ihrer Charaktere diese Voraussetzung veranlasset und so allgemein beliebt gemacht habe. „Je tiefer wir, setzt er hinzu, auf der Leiter der Wesen herab„steigen, ꝛc. [s. S. 395] von ihm abstehen.

In der dritten Abhandlung sucht der Verfasser eine richtigere Eintheilung der Fabeln festzusetzen. Die alte Eintheilung des Aphthonius ist offenbar mangelhaft. Schon **Wolf** hat bloß die Benennungen davon beybehalten, den damit zu verknüpfen-

den Sinn aber dahin bestimmt, daß man den Subjecten der Fabel entweder solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädicate, die ihnen zukommen, oder solche die ihnen nicht zukommen, beylege. In dem ersten Falle hiessen es **vernünftige** Fabeln; in dem andern sittliche Fabeln; und **vermischte** Fabeln hiessen sie alsdenn, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch diese verbesserte Eintheilung will unserm Verfasser darum nicht gefallen, weil das **nicht zukommen** einen übeln Verstand machen, und man wohl gar daraus schliessen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten sey, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet. Diese Klippe also zu vermeiden, glaubt er, man werde am sichersten die Verschiedenheit der Fabeln auf die verschiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche sie enthalten, gründen können. Diese Möglichkeit aber ist entweder eine unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit; und um die alten Benennungen gleichfalls beyzubehalten, so nennt er diejenige Fabeln, **vernünftige** Fabeln, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist; diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewissen Voraussetzungen ist, nennt er sittliche Fabeln. Die **vernünftigen** sind keiner fernern Abtheilung fähig; wohl aber die **sittlichen**. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabeln, oder die Prädicate dieser Subjecte. Fabeln, worinn die Subjecte vorausgesetzt werden, nennet er mythische Fabeln; und Fabeln, worinn erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, nennet er hyperphysische Fabeln. Die ferner daraus entstehende vermischte Gattungen nennet er die **vernünftig mythischen**, die **vernünftig hyperphysischen**, und die **hyperphysischen mythischen** Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze scholastische Grübeley! Und fast sollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Eintheilung der Fabel war, so war es ihm auch nicht so ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieser Kleinigkeit so weit trieb, als sie sich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen sey, und ob sich die Aesopische Fabel zu der Länge eines

epischen Gedichts ausdehnen lasse, ist wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne seine Versuche, die er in Absicht der letztern Frage, gewagt hat, nicht wohl zu verstehen ist. Wenn Sie es einmal selbst lesen sollten, so werden Sie leicht finden, daß seine Versuche seine Speculation nicht erschöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er **von dem Vortrage der Fabeln.** Er characterisirt den Vortrag des **Aesopus** und **Phädrus**, und scheinet mit dem Vortrage des **la Fontaine** am wenigsten zufrieden zu seyn. **La Fontaine** bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präcision, und die ausserordentliche Kürze, durch die sich **Phädrus** so sehr empfehle, nicht habe erreichen können; und daß alle die Lustigkeit, mit welcher er seine Fabeln aufzustützen gesucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene wesentlichere Schönheiten seyn solle. „Welch „Bekenntniß! ruft unser Verfasser aus. rc. [s. Band V, S. 410] mot „plaisant, mais solide! — Er gehet hierauf die Zierrathen durch, deren die Fabel, nach dem **Batteux**, fähig seyn soll, und zeiget, daß sie schnurstracks mit dem Wesen der Fabel streiten. Sogar **Phädrus** kömmt ihm nicht ungetadelt davon, und er ist kühn genug, zu behaupten, daß **Phädrus**, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen plumpen Fehler begehe. Er giebt verschiedene Beweise hiervon, und drohet seine Beschuldigung vielleicht gar durch eine eigene Ausgabe des **Phädrus** zu rechtfertigen. — Ich besorge sehr, unser Verfasser wird mit dieser Abhandlung am wenigsten durchkommen, und er wird von Glück zu sagen haben, wenn man ihm keine schlimmere Absicht giebt, als die Absicht, seine eigene Art zu erzehlen, so viel als möglich, zu beschönigen.

Die fünfte Abhandlung ist die kürzeste, und redet **von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.** Es ist hier nicht die Frage von dem moralischen Nutzen, sondern von einem Nutzen, welchen der Verfasser den **hevristischen** nennet. Er glaubt nemlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Uebungen sey, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel **erfunden** wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, so räth er vors erste die Fabeln mehr **finden** als **erfinden** zu lassen; „und die allmähligen

„Stuffen von diesem Finden zum Erfinden, sagt er, „sind es ei„gentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweyten Bu„ches habe zeigen wollen. Es sind aber diese Versuche nichts anders als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darinn erkennen läßt. Aus einigen Beyspielen werden Sie sich einen deutlichern Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, führt er einen Schritt weiter, und macht folgende neue Fabel daraus.

Die sechste des zweyten Buchs. [s. Band I, S. 144.]
Diese Fabel kann für neu gelten, ob sie gleich aus alten Stücken zum Theil zusammen gesetzt ist: denn es liegt eine neue Moral darinn. „So geht es dem Plagiarius! ꝛc. [s. Bd V, S. 421.] — Oder die Fabel von den Fröschen die sich einen König erbeten hatten:

Die dreyzehnte des zweyten Buchs. [s. Band I, S. 147.]
Diese Fabel fängt da an, wo die alte aufhöret, und erhält dadurch gleichsam eine Art von historischer Wahrscheinlichkeit. — Und aus diesen Proben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unsers Fabulisten urtheilen können. Jedes von den drey Büchern enthält dreyßig Fabeln; und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweyten Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles seyn, was Sie diesesmal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheinet er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht zu haben.

Der Besitzer des Bogens. [s. Band I, S. 154.]
Die Schwalbe. [S. 163.]
Der Geist des Salomo. [S. 155.]

G.

X. Den 6. December. 1759.

Ein und siebenzigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, so viel ich weis, in Frankfurt an der Oder suchen müssen, fieng bereits im vorigen Jahre an,

eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von des **Vignoles** und **Theoph. Sig. Bayern** aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren, als die übrigen. In dem zweyten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des **Stephanus Vinandus Pighius** zu liefern. Es scheinet aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand dieses Versprechen aufzuschieben, verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nehmlich so viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgetheilet haben, sondern daß ihm auch, durch Vermittelung des Herrn von **Münchhausen** der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beytrag also ist er in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lesenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des **Pighius** mögen geschienen haben.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehro angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe.* **Bynckershoeck, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gramm, Schannat, J. P. von Ludewig, Gesner** :c. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

Sogar von **Leibnitzen** finden sich in dem vierten Buche ein Dutzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwey derselben sind an **P. J. Spenern** geschrieben und enthalten wenig mehr, als einige jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechse aber an den berühmten **Huetius** sind desto interessanter und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die zwey ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis, wenn Sie sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ohngefehr den Inhalt errathen können. **Huetius** hatte damals die Be-

* **Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergæ impensis Hered. Felseckeri 1760. 2 Alph. 4 Bogen.**

sorgung der Ausgabe der klassischen Schriftsteller, welche vornemlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet seyn sollten; und er glaubte, daß er sich bey dieser Arbeit auch unsers Leibnitz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäftigte, und besonders an seiner Rechenmaschine arbeitete: so lies er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bey welchem sich Philosophie, und eine gesunde Philosophie anbringen liesse. Man schlug ihm in dieser Absicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftsteller vom Ackerbaue, den Apulejus, den Capella und den Boethius vor. „Mich zum Plinius zu entschliessen, schreibt er, verstehe ich zu wenig von der Arzneygelahrheit; und von den Schriftstellern des Ackerbaues schreckt mich meine geringe Kenntniß der Oekonomie ab. Er wählte also den Martianus Capella, und das Urtheil, das er von diesem Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft, und sollte hinlänglich genug seyn, dem Capella mehr Leser zu verschaffen, als er itziger Zeit wohl haben mag: Martianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intrantem, solum ex superstitibus scriptorem cujusdam artium liberalium encyclopædiæ. Er fing auch schon wirklich an daran zu arbeiten, und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schicksal war es, das uns derselben beraubte? Jaucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung unsers Weltweisen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzustellen. Leibnitz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben, denn in den Briefen, die er 1679. aus Hanover an den Huetius schreibet, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus diesem Briefe darinn verbessert werden, daß Leibnitz den Capella selbst aus eigenem Antriebe gewählet, und daß es eben nicht der Einsicht des Huetius zuzuschreiben, daß er sich nur

mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibnitz kannte sich wirklich besser, als ihn Huetius kannte; welches unter andern auch daraus zu ersehen, daß ihm dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich aber abzugeben rund abschlug, weil er nicht hoffen könne, etwas ausserordentliches dabey zu leisten. — Uebrigens muß es ein wenig verdriessen, daß Leibnitz bey dieser Gelegenheit nicht allein allzuklein von sich selbst, (denn ein bescheidner Mann kann sich selbst so viel vergeben, als er will,) sondern auch allzu klein von seiner Nation spricht: Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiæ tamen laudem aliquando apud æquos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, *cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere man sich noch, wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landesleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne. Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Complimenten zusammengesetzte Nation, auch das für Complimente halte, was gewissermassen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die drey folgenden Briefe hat Leibnitz bey Gelegenheit des Huetschen Werkes von der Wahrheit der christlichen Religion, geschrieben, und sie enthalten sehr vortrefliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Critik. „Die Critik, sagt er, „die sich mit Prüfung der alten Handschriften, Münzen, und „Inscriptionen beschäftiget, ist eine sehr nöthige Kunst, und zur „Festsetzung der Wahrheit unsrer Religion, ganz unentbehrlich. „Denn das glaube ich gewiß, gehet die Critik verloren, so ist „es auch mit den Schriften unsers Glaubens geschehen, und „es ist nichts gründliches mehr übrig, woraus man einem Chi„neser oder Mohametaner unsere Religion demonstriren könne. „Denn gesetzt, man könnte die fabelhaften Historien von Theo„dorico Veronensi, wie sie bey uns die Ammen unter dem „Namen Dietrichs von Bern, den Kindern erzehlen, von den „Erzehlungen des Caßiodorus, eines zeitverwandten Schrift„stellers, der bey diesem Könige Canzler war, nicht unterschei-

„den; gesetzt, es käme die Zeit, da man mit den Türken zwei-
„felte, ob nicht Alexander der Grosse des Königs Salomon
„oberster Feldherr gewesen sey; gesetzt, es wären uns, anstatt
„des Livius und Tacitus weiter nichts als einige von den
„zierlichen aber im Grunde abgeschmakten geheimen Nachrichten
„von den Liebeshändeln grosser Männer, wie sie itzt geschrieben
„werden, übrig; gesetzt, es kämen die fabelhaften Zeiten wieder,
„dergleichen bey den Griechen vor dem Herodotus waren:
„würde nicht alle Gewißheit von geschehenen Dingen wegfallen?
„Wir würden nicht einmal zeigen können, daß die Bücher der
„heiligen Schrift nicht untergeschoben wären, noch vielweniger,
„daß sie göttlichen Ursprungs wären. Unter allen Hindernissen,
„welche die Ausbreitung der christlichen Religion in den Mor-
„genländern findet, ist dieses, meiner Meinung nach, auch das
„vornehmste, daß das dasige Volk, weil es von der allgemeinen
„Geschichte ganz und gar nichts weis, die historischen Beweise,
„auf welche sich die christliche Religion stützet, nicht begreifen
„kann. — Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche, aber aus dem
vorhergehenden sehr natürlich fliessende Ursache an, warum zu
Anfange des vorigen Jahrhunderts, die Critik so stark getrieben,
und in den neuern Zeiten hingegen so sehr vernachläßiget wor-
den. „Die Critik, sagt er, wenn ich die Wahrheit gestehen
„soll, ward damals durch die theologischen Streitigkeiten genäh-
„ret. Denn es ist kein Uebel in der Welt, das nicht etwas
„gutes veranlassen sollte. Indem man nehmlich von dem Sinne
„der Schrift, von der Uebereinstimmung der Alten, von echten
„und untergeschobenen Büchern häufig streiten mußte, und nur
„derjenige von den Kirchenscribenten aller Jahrhunderte richtig
„urtheilen konnte, der sich in den übrigen Werken des Alter-
„thums gehörig umgesehen hatte: so durchsuchte man aufs ge-
„naueste alle Bibliotheken. Der König von England Jacobus
„selbst, und andere von den vornehmsten Gliedern der Kirche
„und des Staats, gaben sich mit dergleichen Streitigkeiten,
„vielleicht ein wenig nur allzusehr ab. Als aber diese Strei-
„tigkeiten in Kriege ausbrachen, und nach so viel vergossenem
„Blute, die Klügern wohl sahen, daß mit alle dem Geschrey
„nichts ausgerichtet werde, so bekamen, nach wiederhergestelltem

„Frieden, sehr viele vor diesem Theile der Gelehrsamkeit einen „Eckel. Und nun fieng sich ein neuer Periodus mit den Wissen„schaften an; indem in Italien Galiläus, in England Baco, „Harväus und Gilbertus, in Frankreich Cartesius und Gassen„dus, und in Deutschland der einzige, den ich diesen Männern „entgegen zu setzen wüßte, Joachim Junge, durch verschiedene „treffliche Erfindungen oder Gedanken, den Menschen Hofnung „machten, die Natur vermittelst der mathematischen Wissenschaf„ten näher kennen zu lernen. — Ich will jetzt nicht untersu„chen, worinn es, wie ich glaube, heut zu Tage versehen wird, „und woher es kömmt, daß die Schüler so grosser Männer, „ob sie gleich mit so vielen Hülfsmitteln versehen sind, dennoch „nichts besonderes leisten; denn es ist hier nicht der Ort dazu. „Ich will nur dieses einzige anmerken, daß seit dieser Zeit das „Studium der Alterthümer und die gründliche Gelehrsamkeit „hin und wieder in Verachtung gekommen, so daß sich wohl „gar einige in ihren Schriften irgend einen Autor zu citiren, „sorgfältig enthalten, theils damit sie alles aus ihrem Kopfe „genommen zu haben scheinen mögen, theils weil es ihrer Faul„heit so bequemer ist; da gleichwohl die Anführung der Zeugen, „wenn es auf geschehene Dinge ankömmt, von der unumgäng„lichsten Nothwendigkeit ist, und nur durch sie gründliche Un„tersuchungen sich von einem seichten Geschwätze unterscheiden. „Damit also dieses Uebel nicht weiter um sich fresse, kann man „die Welt nicht ernstlich genug erinnern, wie viel der Religion „an der Erhaltung der gründlichen Gelehrsamkeit gelegen sey. —

Und was meinen Sie, wenn diese Erinnerung schon zu Leibnitz Zeiten, da noch Gudii und Spanheime, Vossii und Heinsii lebten, so nöthig war, wie viel nöthiger wird sie jetzt seyn, jetzt da wir noch kaum hier und da Schatten von diesen Männern haben, und besonders unsere Gottesgelehrte, die sich die Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am meisten sollten angelegen seyn lassen, gleich das allerwenigste davon verstehen? Doch anstatt diese verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnitzischen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht zufrieden seyn, „die alle Hochachtung gegen das Alterthum ablegen, und von „dem Plato und Aristoteles nicht anders als von ein Paar „elenden Sophisten reden. Hätten sie diese vortrefflichen Män„ner aufmerksam gelesen, so würden sie ganz anders von ihnen „urtheilen. Denn die metaphysische und moralische Lehre des „Plato, welche die wenigsten aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr „und heilig, und das, was er von den Ideen und ewigen „Wahrheiten sagt, verdienet Bewunderung. Die Logik, Rheto„rik, und Politik des Aristoteles hingegen, können im gemei„nen Leben von sehr grossem Nutzen seyn, wenn sie sich in „einem guten Kopfe, der die Welt und ihre Händel kennet, „finden. Sogar kann man ihm nicht genug dafür danken, daß „er in seiner Physik den wahren Begriff des Stetigen gegen „die scheinbaren Irrthümer der Platoniker gerettet hat. Und „wer endlich den Archimedes und Apollonius verstehet, der „wird die Erfindungen der allergrößten Neuern sparsamer „bewundern.

Gewiß die Critik auf dieser Seite betrachtet, und das Studium der Alten bis zu dieser Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedanterey, sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz der geworden ist, der er war, und der einzige Weg, durch welchen sich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen lustigen Contrast machet mit dieser wahren Schätzung der Critik und alten Schriftsteller, die Denkungsart dieses und jenen grundgelehrten Wortforschers, von welchem sich in eben dieser Sammlung Briefe finden. Z. E. Gisbert Cupers. Dieser Mann war ohnstreitig einer von den größten Antiquariis, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen studirte. Er hält sich stark darüber auf: Sæculis superioribus plerosque eruditorum magis stilo operam dedisse, quam ritibus, moribus, aliisque præclaris rebus, quæ veterum libris continentur, illustrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter diesen præclaris rebus vielleicht auch die philosophischen Meinungen der Alten verstehe, so lesen Sie folgende Stelle aus einem andern seiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec

Græca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri, sed eidem inhærere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris ævi reliquiæ & historia; nec capiebar admodum tricis philosophicis &c.

Unterdessen ist doch in den Briefen dieses Cupers, deren uns eine ansehnliche Folge an den von Almeloveen und an J. A. Fabricius mitgetheilet wird, viel nützliches und nicht selten auch angenehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bey den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführet, und von einigen die Tochter des Jupiters, von andern die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von andern die Säugamme des Apollo genennt werde, daß sie aber doch als keine Göttin von ihnen verehret worden, daß sie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius, sagt er, in seinem Werke de Idololatria habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwey Altäre, den einen dem Verstande, und den andern der Wahrheit gesetzt habe. Allein Vossius habe sich hier geirret, weil diese Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, sondern sie dem Anaxagoras gesetzt worden, welcher durch die Aufschriften derselben Νου und Αληϑειας selbst bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt sey, Anaxagoras wirklich den Beynamen Νους geführet habe. (Wenn Sie Kühns Ausgabe des Aelianus nachsehen wollen, so werden Sie finden, daß Cuper den Vossius hier nur zur Helfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Aelian nicht von zwey Altären, sondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufschrift Νου und nach andern die Aufschrift Αληϑειας geführt habe.) Die Betrachtung endlich die Cuper über diese von den Heiden unterlassene göttliche Verehrung der Wahrheit anstellet, macht seiner Frömmigkeit mehr Ehre, als seiner Scharfsinnigkeit: Quodsi jam admiscere vellem hisce profanis rebus sanctæ nostræ religionis christianæ mysteria; an non inde concludere possemus, Deum veritatem genuinam suis, & primo quidem Iudæis, inde Christianis, & præcipue veris, solis revelasse; gentiles eam male quæsivisse in indagatione rerum naturalium, & ita Deum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent &c. Ich würde auf eine natürlichere Ursache gefallen seyn. Wenn

die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehret haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstracte Begrif der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existirte, und ihre Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergötterten, und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und litterarischen Anekdoten aus dieser Sammlung von Briefen unterhalten soll: so erwarte ich nur einen Wink. G.

Fünfter Theil.

I. Den 3. Januar. 1760.

Sieben und siebenzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Herrn Dusch geflossen ist.

- - - Et est mihi sæpe vocandus
Ad partes. - - -

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schooßhunde und Gedichte; Liebestempel und Verleumdungen; bald nordische und bald allgemeine Magazine; bald satyrische, bald hämische Schriften; bald verliebte, bald freymüthige, bald moralische Briefe; bald Schilderungen, bald Uebersetzungen; und Uebersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen.

- - Monstrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bey ihm ist alle Critik umsonst. Ja man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu critisiren; denn die kleinste Critik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Criticus seiner Sünden theilhaft? — Zwar von diesen seinen Streitbüchern, sage ich Ihnen diesesmal nichts. Sie sind noch schlechter als seine Uebersetzungen; und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

Eine Duschische Uebersetzung also abermals! Und der Abwechselung wegen, nicht sowohl aus dem Englischen als aus dem Lateinischen! Eine Zwitterübersetzung aus beiden; wenn man sie recht benennen soll. — Lesen Sie den Titel davon am Rande.* — „Aber wo steht denn da etwas von Herr Duschen? „Sie werden sich irren." — Nicht doch; ich irre mich nicht. Das Buch ist ja so dicke; und scheinet mit einer so liebenswürdigen Geschwindigkeit translatiret zu seyn! Wer kann aber dickere Bücher geschwinder translatiren, als Herr Dusch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieser Beweis, weil er in Deutschland geführet wird, nicht bündig genug scheinet: — Hier ist ein anderer! „Der Jugend besser fortzuhelfen, sagt Herr Dusch in der Vorrede, „und in eben der Absicht, worin Herr „Martin seinem lateinischen Texte eine engländische Uebersetzung „beygesetzet hat, habe ich eine eigene deutsche Uebersetzung un„ternommen. — Aus dieser eigenen deutschen Uebersetzung nun, führe ich meinen andern bündigern Beweis.

Er lautet so! — Sie erinnern sich doch, daß ich in einem meiner vorigen Briefe,** eine Stelle aus den Schilderungen des Hrn. Dusch getadelt habe, welche eine Beschreibung der herbstlichen Nachtgleiche seyn sollte? „Itzo wieget die Waage Tag „und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne „theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß. Sie erinnern sich doch, daß diese Beschreibung nach zwey Zeilen des Virgils sollte gemacht seyn, die Herr Dusch nicht verstanden hatte?

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun sind diese Zeilen aus dem ersten Buche Georgicorum; und ich weiß selbst nicht aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Uebersetzung derselben zu allererst sahe. Und was mei-

* Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit critischen und öconomischen Erklärungen Hrn. D. Johann Martins, Lehrers der Botanic zu Cambridge, und anderer der berühmtesten Ausleger. Nebst einer deutschen Uebersetzung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunst zu ermuntern. Hamburg und Leipzig bey Grunds Wittwe und Holle. 1759 in groß Octav 2 Alph. 6 Bogen.

** S. den ein und vierzigsten Brief im zweyten Theil.

nen Sie, daß ich da fand? Ich fand: „Wenn die Waage die „Tage und die Stunden des Schlafs gleich gemacht, und den „Erdkreis in Licht und Finsterniß getheilet hat." O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen Hr. Dusch! — Urtheilen Sie selbst, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß zwey verschiedene Scribenten eben denselben lächerlichen Fehler sollten gemacht haben? Gewiß nicht! Der Verfasser der Schilderungen und unser Uebersetzer müssen eins seyn; und müssen eins seyn in Herr Duschen!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum sollte Herr Dusch eben denselben Fehler mit Vorsatze noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: weil er ihn für keinen Fehler hielt; weil er, ohne Zweifel, als er ihn zum andernmale begieng, meine Critik noch nicht gelesen hatte. Und als er sie endlich zu lesen bekam, war der Bogen Rr in seiner Uebersetzung leider schon abgedruckt. Einen Carton aber machen zu lassen, das würde ihn zu sehr verrathen haben; und er wollte mit diesem kleinen Triumphe seinen Kunstrichter durchaus nicht beglücken. Gnug, daß er sich meine Erinnerung da stillschweigend zu Nutze machte, wo es noch möglich war. In der Parallelstelle nehmlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens ſitientes Sirius Indos
Ardebat cœlo & *medium* ſol igneus *orbem*
Hauſerat

hat er das medium orbem richtig übersetzt; ob es gleich auch hier Ruäus falsch verstehet, indem er medium orbem hauserat durch siccaverat medium orbem giebt, aus welchem siccaverat es unwidersprechlich erhellet, daß er unter orbem den Erdkreis verstanden hat. Ich will zwar nicht verhelen, daß den Herrn Dusch hier sein Martin eben sowohl kann zurechte gewiesen haben, als ich. Denn Martin merket bey dieser Stelle sehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede sey, weil Virgil sagt, die Sonne habe die Mitte oder die Helfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Dusch bey der Uebersetzung seinen Martin würde vergessen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte. — Sie sollen gleich meiner Meinung seyn. —

Denn, was giebt mir Herr Dusch, wenn ich ihm in eben denselben Worten: „Wenn die Waage die Tage und die Stun„den des Schlafes gleich gemachet, und den Erdkreis in Licht „und Finsterniß getheilet hat“ noch einen recht häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile

Libra die ſomnique pares ubi fecerit horas &c.

Man findet sie aber auch so:

Libra dies ſomnique pares &c.

Und was ist hier dies und dort die? Beydes, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für diei. Aber wußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehreren Zahl genommen, da er übersetzt: „wenn die Waage, die Tage „und die Stunden des Schlafes gleich macht? Die Waage macht die Tage gleich? Welcher Unsinn! Wenn ist denn bey Herr Duschen in Einem Herbste ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Waage die Stunden des Tages und des Schlafes gleichgemacht 2c. Ist denn das nicht ganz etwas anders? — Dieser Fehler des Herrn Dusch ist also unwidersprechlich. Und ich setze dazu: unverzeihlich; denn wenn er sich der Anmerkung seines Martin noch erinnert hätte, wenn er sich Zeit genommen hätte, sie wieder nachzulesen: so hätte er ihn unmöglich begehen können. „Bey den alten Römern, sagt Martin, endigte sich der „Genitiv der fünften Declination in es: also war Dies eben „das, was wir itzt Diei schreiben. Oft wurde es Die geschrie„ben, welches an dieser Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich „aber habe, auf Glauben des Aulus Gellius, Dies dafür gesetzt; „er sagt nehmlich, diejenigen, die Virgils eigenes Manuscript gese„hen, hätten versichert, daß es Dies geschrieben wäre. Q. Ennius „in ſexto decimo annali *Dies* ſcripſit pro *diei* in hoc verſu:

Poſtrema longinqua dies confecerit aetas.

„Ciceronem quoque affirmat Cæſellius in oratione, quam pro „P. Seſtio fecit, *dies* ſcripſiſſe pro *diei,* quod ego impenſa opera „conquiſitis veteribus libris pluſculis ita, ut Cæſellius ait, ſcri„ptum inveni. Verba ſunt hæc Marci Tullii: *Equites vero da„turos illius dies pœnas.* Quo circa factum hercle eſt, ut fa-

„eile iis credam, qui ſcripſerunt idiographum librum Virgilii ſe „inſpexiſſe, in quo ita ſcriptum eſt:

Libra dies *ſomnique pares ubi fecerit horas*;

„id eſt: *Libra diei ſomnique.* — Denken Sie doch nur! Dieſe lange Anmerkung ſchreibt Herr Duſch auf dem Bogen E von Wort zu Wort hin; und auf dem Bogen Rr hat er ſie ſchon wieder vergeſſen. Was ſoll man von ihm ſagen? Iſt es nicht offenbar, daß er ohne zu denken ſchreibt? daß er weder bey der Anmerkung, noch bey der Ueberſetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein voriges zu kommen: So gut er hier ſeinen Martin vergeſſen hatte; eben ſo gut hätte er ihn ja auch bey dem hauſerat medium orbem vergeſſen können, wenn er nicht, bey meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkzettel bekommen hätte.

Als Herr N. unſere Briefe herauszugeben anfing, ſagte er davon: „Ich theile ſie dem Publico mit, weil ich glaube, daß „ſie manchem, ſowohl von dem ſchreibenden, als leſenden Theile „der ſo genannten Gelehrten, nützlich ſeyn können.* — Sie glauben nicht, wie ſehr des Herrn Duſchs anderes Ich, oder ſein critiſcher Freund, ſich über dieſe gute Meinung unſeres ehrlichen N. formaliſiret hat. Und hier iſt doch gleich ein Exempel, an ſeinem eigenen Freunde, daß unſere Briefe wirklich einem ſogenannten Gelehrten von dem ſchreibenden Theile, nützlich geweſen ſind, und noch nützlicher hätten ſeyn können, wenn es ſein Autorſtolz nicht verhindert hätte!

Unterdeſſen muß bey Fehlern von dieſer Art noch etwas mehr als die bloſſe Nachläßigkeit des Herrn Duſch Schuld haben. Dieſer Schilderer der Natur, dieſer phantaſiereiche Dichter muß ſich von dem Weltgebäude nicht die geringſte Vorſtellung, nicht das allerkleinſte Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypotheſen, zu machen wiſſen. Hier iſt ein neues recht luſtiges Exempel: Virgil redet (lib. I. v. 242. 43.) von den beyden Polen, und ſagt:

Hic vertex ſemper nobis ſublimis; at illum
Sub pedibus Styx atra videt, maneſque profundi.

* S. die Einleitung zu dem erſten Theile dieſer Briefe.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis; der andere ist uns sub pedibus, und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher seyn? Und doch war es Herrn Duschen nicht deutlich genug, denn er übersetzt: „Ein Pol ist uns allezeit erhaben, den andern aber sehen „der Styx und die Manes, unter ihren Füssen. — Die Manes, unter ihren Füssen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen, als unter den Füssen. — Der Uebersetzer hat sich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi.

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed illum Styx nigra, & umbræ infernæ vident sub pedibus. Nur daß man es dem Ruäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben Sie auf die ganze Uebersetzung daraus schliessen zu können? „daß sie elend ist!" — Uebereilen Sie sich nicht. Herr Dusch hat es für eine Bosheit erkläret, aus zwey oder drey Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nach dem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu statten kommen. Und Sie müssen es sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfals den Brief hier weg, wenn Sie sich ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden, sagt „Herr Dusch, um jungen Leuten die Mühe zu erleichtern, als „ich ohne diese Absicht würde gethan haben. — Gut! Aber mußte sich diese Sklaverey gegen den Text auch so weit erstrecken, daß die Worte der deutschen Uebersetzung dem Schüler kaum so viel helfen, als ob er sie nach und nach aus dem Wörterbuche zusammen gestoppelt und so hingeschrieben hätte? Daß er nunmehr für:

— — — tenuisque Lageos
Tentatura pedes olim, vincturaque linguam

weiter nichts zu lesen bekömmt, als: den leichten Lageos, der

einst deine Füsse versuchen, und deine Zunge binden wird? Mußte sie gar so weit gehen, daß Herr Dusch im Deutschen lieber zu einem ganz andern Verstande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos & miti dilue Baccho

übersetzt Herr Dusch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermischten Honigseim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es ist wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil sagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas*.

Wenn wir aber im Deutschen reif zu Weine setzen, so bedeutet Wein uvas, nicht aber vinum. Gleichwohl will Virgil nicht sagen, daß man der Ceres Honigseim mit Milch und reifen Trauben, sondern mit Milch und lieblichem Weine vermischt, opfern solle. — Mit dem nehmlichen Worte reif, begehet Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil sagt:

\- - - - - annua magnæ
Sacra refer Cereri, lætis operatus in herbis:
Extremæ sub casum hyemis, jam vere sereno.
Tunc agni pingues, & tunc *mollissima vina*.

Und Herr D. übersetzt: Feyere der grossen Ceres ihr jährliches Fest, und bringe ihr auf den grünenden Rasen ihr Opfer; wenn der Winter zu Ende gehet, und der Frühling schon heiter wird. Denn sind die Lämmer fett; denn ist der Wein am reifsten. — Wenn ist der Wein am reifsten? Das ist: wenn giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O mein Herr Dusch, wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl seyn, daß mollis hier und da auch soviel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu besinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer reif, und wenn es auch immer reif hiesse: so hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben sollen. —

Die Fortsetzung folgt.

II. Den 10. Januar. 1760.

Beschluß des sieben und siebenzigsten Briefes.

Bald vergesse ich es, an wen ich schreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Uebersetzung von dieser Art muß nothwendig auch da, wo sie richtig ist, unendlichen Zweydeutigkeiten unterworfen seyn, und hat, wenn noch so wenig an ihr zu tadeln ist, doch weiter keinen Nutzen, als daß der junge Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch seltener nachschlagen darf.

Aber wehe dir, junger Mensch, „dem Herr Dusch, die Mühe „zu erleichtern sucht," wenn du darum dein Wörterbuch seltener nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herr Dusch selbst hat es zu wenig nachgeschlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben; weil er sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das was er nicht wußte, dir zum Besten zu lernen! Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heist Myrtus? du findest ein **Myrtenbaum.** Und Herr Dusch glaubt, es heisse ein **Lorbeerbaum.** Denn er übersetzt:

—— cingens materna tempora myrto *

durch: **Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorbeer umgürte.** Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt caper? Du findest, ein **Ziegenbock.** Und Herr Dusch sagt, es heisse eine **Ziege.** Denn er übersetzt:

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
Cæditur. **

durch: **Nur dieses Verbrechens wegen wird dem Bacchus auf allen Altären eine Ziege geschlachtet.** Willst du unterdessen deinen guten Freund hier entschuldigen, so sage: Ey, die **Ziege ist hier ein Bock!** Und das ist wahr! — Nimm nochmals dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt pernox? Du findest **übernächtig.** Und Herr D. sagt, es heisse **hartnäckig.** Denn, wenn Virgil von dem Ochsen sagt, der in dem blutigen Kampfe mit seinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

Victus abit, longeque ignotis exulat oris:
Multa gemens ignominiam, plagasque superbi

* Lib. I. v. 38. ** Lib. II. 380.

Victoris, tum quos amisit inultus amores:
Et stabula aspectans regnis excessit avitis.
Ergo omni cura vires exercet, et inter
Dura jacet *pernox* instrato saxa cubili:

so übersetzt Herr Dusch: **Der Ueberwundene gehet davon, und scheidet weit weg in eine entfernte unbekannte Gegend, und beseufzet kläglich seine Schmach, die Wunde, die er von dem stolzen Sieger empfieng, und die Geliebten, die er ungerächet verlor; schauet den Stall an, und scheidet aus dem Reiche seiner Väter. Dann giebt er sich alle Mühe, seine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue.** — Pernox, hartnäckig! Siehest du, Herr **Dusch** wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x, und das **war** pertinax!

Rede ich nicht schon wiederum mit jemand andern? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedem nicht so weit lesen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege, so geschieht es nicht, Sie zu unterhalten; es geschieht Herr **Duschen** zu belehren.

Hier sind noch einige Stellen, mein Herr **Dusch**, die ich unter dem Durchblättern ihrer Uebersetzung, mit der Bleyfeder angestrichen habe. Wir wollen sie näher betrachten.

Virgil sagt, Lib. I. v. 111. daß auch derjenige **Landmann** seinem Acker einen grossen Dienst erzeige,

—— qui ne gravidis procumbat culmus aristis,
Luxuriem segetum tenera depascit in herba,
Cum primum sulcos æquant sata.

dieses übersetzen Sie: **Der die geile Saat, sobald sie mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet, von seinem Viehe, wenn sie noch im zarten Kraute stehet, abfressen läßt** ꝛc. — Mit der Furche eine gleiche Höhe erreichet: ist sehr schlecht gesagt. Die Furchen sind die tiefen Einschnitte, die der Pflug gezogen hat, und sind also auf dem gepflügten Felde, gegen die Striche Erde, welche der Pflug aufwirft, das niedrigste. Wie kann also die Saat zur Höhe dieses niedrigsten Theiles des Ackers wachsen? Die Furchen stehen hier für den Acker überhaupt; und æquare heißt hier eben **machen.** Der Dichter

will also sagen: Wenn die Saat die Furchen eben macht; sie gleichsam mit einem ausgespannten grünen Teppiche überziehet, unter welchem die unebene Fläche des Ackers versteckt liegt. Daß æquare aber eben machen heisse, hätten Sie aus dem 175 Verse eben desselben Buchs lernen können:

Area cum primis ingenti æquanda cylindro.

Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie zu ihrer Entschuldigung auch schon das ventos æquante sagitta aus der Aeneis anführen wollten. Ein Uebersetzer muß sehen, was einen Sinn macht.

Lib. I. 113.

Virgil fährt fort: auch der erzeige seinem Acker eine ersprießliche Wohlthat:

— — — Quique paludis
Collectum humorem bibula deducit arena;
Præsertim incertis si mensibus amnis abundans
Exit, & obducto late tenet omnia limo,
Unde cavæ tepido sudant humore lacunæ.

Der Dichter will sagen: Wenn nach starken Regengüssen, oder nach ausgetretenen Flüssen, auf den Vertiefungen des Ackers Wasser stehen bleibt, und Pfützen macht, so soll der Landmann diese Pfützen bibula deducere arena. Das ist, wie ich es verstehe, mit Sande, als welcher die Eigenschaft hat, daß er das Wasser leicht in sich schluckt, austrocknen. Bibula arena ist mir also das Mittel, wodurch er das Wasser wegschaffen soll. Sie hingegen verstehen den Ort darunter, von welchem er es wegschaffen soll, und übersetzen: der von dem schwammigten Lande das gesammelte Wasser eines Sumpfes ableitet. Sie machen dem Landmanne eine unendliche Mühe! Das Wasser durch Kanäle von dem Acker abzuleiten, ist nichts geringes; und oft wird es für ihn schlechterdings unmöglich seyn. Aber die Pfützen mit Sand austrocknen; das kann ihm sehr leicht seyn. Ich weiß wohl, Sie haben diesen Fehler mit den gemeinen Auslegern gemein. Denn auch Ruäus erklärt die gegenwärtige Stelle durch: qui derivat ex terra bibula aquam illic collectam, instar paludis. Aber entschuldigen blinde Führer?

Lib. I. v. 133.

Virgil will die Ursache angeben, warum Jupiter die frey-

willige Fruchtbarkeit des goldnen Weltalters aufgehoben habe, und sagt, es sey geschehen:

Ut varias usus meditando excuteret artes
Paulatim et sulcis frumenti quæreret herbam.

So wie in der ersten Zeile meditando das Mittel und den Weg anzeigt, wie die verschiedenen Künste hervorgebracht werden sollten: so zeigt es auch sulcis in der zweyten an. Die Menschen sollten durch ackern, sich Getraide verschaffen lernen. Sie übersetzen daher ganz links: Damit Erfahrung und Nachsinnen nach und nach verschiedene Künste mit Mühe erfinden, und in den Furchen das Kraut des Getraides suchen möchte. Hier ist alles nur halb recht!

Lib. I. v. 308.

— — tum figere damas,
Stupea torquentem Balearis verbera fundæ:
Cum nix alta jacet, glaciem cum flumina trudunt.

Der Dichter redet von den Beschäftigungen im Winter, und rechnet darunter auch, Gemsen mit der Balearischen Schleuder zu erlegen. Sie aber, mein Herr, machen aus der Balearischen Schleuder, einen Balearischen Schleuderer und sagen dadurch eine Absurdität, denn ich glaube eben nicht, daß auf den Balearischen Inseln tiefer Schnee liegt, und die Flüsse Eisschollen treiben. Dann ist es Zeit für den Balearischen Schleuderer Gemsen zu erlegen, wenn ein tiefer Schnee liegt ꝛc.

Lib. I. v. 475.

— — pecudesque locutæ,
Infandum!

übersetzen Sie: Und Thiere redeten ein entsetzliches Zeichen. Sie nehmen also Infandum hier für das Adjectivum, und glauben es werde als ein Substantivum gebraucht. So aber habe ich es nie gefunden. Es ist hier das Adverbium, oder die Interjection, wie Sie es nennen wollen. Eben wie in der Aeneis:

Navibus, infandum, amissis unius ob iram
Prodimur.

Doch Sie werden sagen: Es fehlet meiner Uebersetzung weiter nichts als die Interpunction nach redeten. Ich will Ihnen glauben.

Sie sehen, ich bin noch immer in dem ersten Buche. Und mehr als das erste Buch habe ich von ihrer Uebersetzung auch nicht gelesen; und auch dieses nur obenhin gelesen. Alles andere aus den übrigen Büchern ist mir blos bey dem Aufschlagen in die Augen gefallen.

Ich fand z. E. **Jährlich muß man drey bis viermal den Boden pflügen, und mit der umgekehrten Hacke die Klösse beständig zerschlagen, und dem ganzen Weingarten die Last der Blätter leichter machen.** Was kann man unter diesen letztern Worten anders verstehen, als daß der Dichter die abgefallenen Blätter aus dem Weingarten wegzuschaffen, oder sie unterzuhacken befiehlet? Und doch will Virgil ganz etwas anders sagen; denn

— — omne levandum
Fronde nemus *

ist von dem so genannten Blatten zu verstehen, da man d. obersten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus ist hier eben das, was der Dichter in der 417ten Zeile arbusta nennet. Und ihre zweydeutige Uebersetzung würde nur alsdenn zu entschuldigen seyn, wenn anstatt nemus, vinea stünde.

Ferner fand ich in eben demselben Buche: **Und den Hyläus, der dem Lapithära mit einem schweren Becher drohet.** Lapithära? Was ist das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben errathen können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

— — Hylæum Lapithis cratere minantem. **

Ein ganzes Volk so zu einer einzelnen Person zu verstümmeln!

Desgleichen: **Auf büschichten Feldern wo Gruß liegt.** Gruß? Was heißt Gruß? Ich muß wirklich den Text wieder zu Hülfe nehmen:

et dumosis calculus arvis ***

Ah, Sie haben Gries wollen schreiben! Es ist doch vortreflich, daß Sie Virgil manchmal besser verstehet, als ich. Daß dumosis noch etwas mehr als büschicht heisse, will ich so hingehen lassen.

* Lib. II. v. 400. ** Lib. II. v. 457. *** Lib. II. v. 180.

Auch las ich von ohngefehr die ersten funfzig Zeilen des dritten Buchs. Und wie mancherley war mir da anstößig. Ich will Ihnen nicht aufmutzen, wie kindisch Sie diese Zeilen:

—— Tentanda via est, qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora*

übersetzt haben: **Auch ich muß es versuchen, mich auf einer neuen Bahn von der Erde zu erheben, und als ein Sieger durch den Mund der Welt zu fliegen.** Volitare per ora virum: durch den Mund der Welt fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen ganz schielenden Verstand macht, wenn Sie

Primus Idumæas referam tibi, Mantua, palmas.**

übersetzen: **Ich will der erste seyn, der dir, Mantua, die idumäischen Palmen bringt.** Was für idumäische? Denn so heißt mich der vorgesetzte Artikel die fragen? Es ist kein blosses poetisches Beywort mehr, sobald dieser vorgesetzt wird. — Es möchte alles gut seyn, wenn Sie nur nicht aus dem feinen Hofmanne, der Virgil war, einen plumpen Prahler machten. Wie haben Sie immer und ewig die Zeilen:

Cuncta mihi, Alpheum linquens lucosque Molorchi
Cursibus et crudo decernet Græcia cestu.***

übersetzen können: **Das ganze Griechenland wird mir zu Ehren im Wettlaufe streiten.** Das vorhergehende illi, nehmlich dem Cäsar,

Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus

zeiget deutlich, daß mihi hier blos als ein Füllwort stehet, so wie in unzähligen Stellen: als

Depresso incipiat jam tum *mihi* taurus aratro
Ingemere etc.

oder

—— ah nimium ne sit *mihi* fertilis illa.

Wenn ein Uebersetzer bey dergleichen Gelegenheiten das mihi also ja ausdrücken will, so muß es gleichfalls durch das blosse deutsche Füllwort mir geschehen: „Das ganze Griechenland soll „mir im Weltlaufe streiten.“ Oder hätten Sie ihm durchaus eine bestimmte Bedeutung geben wollen, so hätten Sie anstatt **mir zu Ehren, auf mein Geheiß** sagen müssen. Denn nur

* Lib. III. v. 8. 9. ** Lib. III. v. 12. *** Lib. III. v. 19. 20.

dieses kann höchstens der Zusammenhang leiden. Ruäus selbst erkläret diese Stelle richtiger, als es sonst seine Gewohnheit ist, durch: meo jussu certabit cursu &c. — Doch itzt erst werde ich gewahr, daß ihr Martin selbst, dem Dr. Trapp zu Folge, dieses mihi, durch in meum honorem giebt. Er irret sich ganz gewiß; und Sie, der Sie an mehrern Stellen von ihm abgehen, hätten ihm hier am wenigsten folgen sollen. Eben so wenig hätten Sie sich, bey dem 58ten Verse, durch seine angeführte Stelle aus dem Columella, sollen verführen lassen. Der Dichter will lehren, wie eine gute Zuchtkuh gestaltet seyn müsse, und setzt endlich hinzu

- - quæque ardua tota.*

Sie übersetzen dieses: imgleichen, wenn sie hoch ist. Arduus heißt nicht was vergleichungsweise hoch ist, sondern was sich hoch trägt. So sagt der Dichter anderswo:

Hinc bellator equus campo sese arduus infert.

Desgleichen sagt er von einer überfahrenen Schlange:

Parte ferox, ardensque oculis & sibila colla
Arduus attollens &c.

Und noch von einem andern Pferde:

- Frontemque ostentans arduus albam.

Kurz, der Dichter redet von einer Kuh, die den Hals hoch trägt, und nicht von einer, die ihrer ganzen Gestalt nach hoch ist. Eben dasselbe Merkmal verlangt er auch an einer Zuchtstutte, wo er sich weniger zweyfelhaft ausdrücket:

- - Illi ardua cervix &c.

Und nun sollte ich Ihnen auch etwas aus dem vierten Buche anführen. Doch dieses will ich nicht eher thun, als bis Sie mir Trotz bieten werden, Ihnen in dem vierten Buche einen Fehler zu zeigen. Ich weiß, mit diesem Trotz bieten sind Sie sehr geschwind.

Auch sollte ich von Ihren Anmerkungen noch etwas sagen. Wo Sie gute Leute ausgeschrieben haben, da sind sie so ziemlich gut. Wo Sie aber etwas aus Ihren eigenen Kräften versuchen wollen, da glauben Sie gar nicht wie klein Sie erscheinen! Ich nehme die Anmerkung 20) Seite 625 zum Beweise; wo die Worte:

* Lib. III. v. 58.

nec gratia terræ nulla est, quam inaratæ terræ, ein sauberes Pröbchen einer ganz vortreflichen Latinität sind.

Und warum prahlen Sie mit der Richtigkeit ihres Textes? Er ist höchst fehlerhaft, und ohne eine bessere Ausgabe nicht wohl zu brauchen. So stehet injusta für injussa, sperantia für spirantia &c. — Doch das sind alles Kleinigkeiten! Sie haben uns wieder ein dickes Buch geliefert; und dafür müssen wir Ihnen freylich verbunden seyn. —

Gnug mit dem Herrn Dusch gesprochen! Was unsere galanten Briefsteller die courtoisie nennen, das ist nunmehr wieder an Sie gerichtet. Ich bin 2c. A.

VI. Den 7. Februar. 1760.

Ein und achtzigster Brief.

Der Verfasser der scherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache, so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweyte verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer andern, und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen.(*) Und mit Ehren.

„Was? — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch auffahren — „Was? ein Witzling, der den „Geist der anakreontischen Gedichte besitzet, sollte auch den Geist „der Tragödie besitzen? Der eine erschüttert das Herz; Schrecken „und Thränen stehen ihm zu Gebothe; der andere erregt ein „kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall; und wenn „er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle „Ehre, die er hoffen kann. — Man sollte glauben, fährt dieser tiefsinnige Kunstrichter fort, „daß diese beyden sehr verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Ich wenigstens (**) —

Ja, Er wenigstens! — Er, der Freund des Herrn Dusch! — Er wird es solchergestalt gleich a priori wissen, daß die Trauerspiele unsers scherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bey dieser philosophischen Nativitätstellung bewenden las-

(*) Beytrag zum deutschen Theater. Leipzig bey Dyk 1759.
(**) S. Duschs vermischte Schriften. S. 46.

sen? Oder wünschten Sie lieber, mit ihren eigenen Augen zu sehen, und nach ihren eigenen Empfindungen zu schliessen? — Ich weiß schon, was Sie thun werden; und dieser Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr **Weise** — denn warum sollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hoch schätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen am tragischen Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden. „Aber ein unglückliches Schicksal, sagt er, hat „bisher über die deutsche Schaubühne gewaltet. Einige dieser „Lieblinge der Musen sind in der Morgenröthe ihres Witzes „verblühet, und haben uns durch ihre ersten Früchte gezeiget, „was für eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen verloren ha„ben. — Dieses muß Sie an die Herren von Cronegk und von Brawe erinnern, von welchen beyden ohne Zweifel der letztere das grössere tragische Genie war. Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darinn mehr geleistet, als er selbst durch seinen Freygeist zu versprechen geschienen. — „Andere, fähret Herr **W.** fort, lassen, wir wissen nicht „aus was für unglücklichen Ursachen, die Jahre des Genies „vorbey fliehen: sie schmeicheln uns mit Hoffnung, und lassen „sie unerfüllet, bis sie die Geschäfte des Lebens überhäuffen, „oder sie sich in andere Sorgen vertheilen.“ — Ich kann nicht sagen, wer diese andere sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles was auch der beste Kopf in dieser Gattung, unter dem dreyßigsten Jahre, leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wenn kann man dieses seyn? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugsam studiret hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Gnug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele

bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragicus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heissen, und es so selten sind. „Noch andern, heißt es weiter, „fehlt es an Aufmunterung; „sie haben niemals eine gute Schauspielergesellschaft gesehen, „und kennen die dramatische Dichtkunst blos aus den Aristoteles „und Hedelin. —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer französischer Schriftsteller (*) von diesem Punkte der Aufmunterung sagt: „Eigentlich zu reden, sagt er, giebt es ganz und gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Was sind unsere Versammlungen in dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichsten Tagen, gegen die Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an die achtzig tausend Bürger einnehmen. Die „Bühne des Scaurus war mit drey hundert und sechzig Säulen, und mit drey tausend Statuen gezieret. Wie viel Gewalt aber eine grosse Menge von Zuschauern habe, das kann „man überhaupt aus dem Eindrucke, den die Menschen auf „einander machen, und aus der Mittheilung der Leidenschaften „abnehmen, die man bey Rebellionen wahrnimmt. Ja der, „dessen Empfindungen, durch die grosse Anzahl derjenigen, welche „daran Theil nehmen, nicht höher steigen, muß irgend ein heimliches Laster haben; es findet sich in seinem Charakter etwas „Einsidlerisches, das mir nicht gefält. Kann nun ein grosser „Zulauf von Menschen die Rührung der Zuschauer so sehr vermehren, welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfasser, und „auf die Schauspieler haben? Welcher Unterschied, zwischen heut „oder morgen einmal, ein Paar Stunden, einige hundert Personen, an einem finstern Orte zu unterhalten; und die Aufmerksamkeit eines ganzes Volkes, an seinen feyerlichsten Tagen „zu beschäftigen, im Besitz seiner prächtigsten Gebäude zu seyn, „und diese Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und „erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unsern

(*) **Diderot** in den Unterredungen über seinen natürlichen Sohn.

„Talenten abhangen soll? — So redet ein Franzose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne; da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen grossen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen, die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden seyn muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig seyn. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussiehet, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Grossen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Grossen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bey welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können Ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäschermädchen war rc. Was können die Grossen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre, und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne, in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch sobald keine Aenderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn. Weise heißt: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweyte war gezwungen worden, sich von der Regierung los zu sagen, und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella, mit ihrem Lieblinge Mortimer freye Hand zu haben hoften, und sie eine Zeitlang auch wirklich hatten. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt; und ich habe folgenden Umstand bey dem Rapin nie ohne die größte Rührung lesen können. „Als ihn die Ritter Maltraves und Gournay,

„die ihm als Wächter oder vielmehr als Peiniger zugegeben
„waren, in sein letztes Gefängniß, in das Schloß zu Barkley
„brachten, nahmen sie tausend unanständige Dinge mit ihm
„vor, sogar daß sie ihm auf freyem Felde mit kaltem Wasser,
„welches aus einem schlammigten Graben genommen worden,
„den Bart putzen liessen. So viel Beständigkeit er auch bis
„dahin bezeuget hatte, so konnte er sich doch bey dieser Gele-
„genheit nicht enthalten, sein Unglück zu beweinen, und zu er-
„kennen zu geben, wie sehr er davon gerührt sey. Unter den
„Klagen und Vorwürfen, die er denjenigen machte, welche ihn
„mit so vieler Grausamkeit begegneten, sagte er, daß sie, sie
„möchten auch machen, was sie wollten, ihm doch nicht den
„Gebrauch des heissen Wassers nehmen sollten, um sich den
„Bart putzen zu lassen. Und indem ließ er zwey Ströme von
„heissen Thränen aus seinen Augen die Wangen herabfliessen.

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen sonst bey dieser Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Hauffe der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß seyn, daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch seyn wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nehmlichen Satz durch das Exempel einer geringern Person: „Eine Bäuerin, erzählt
„er, schickte ihren Mann zu ihren Aeltern, die in einem benach-
„barten Dorfe wohnten. Und da ward dieser Unglückliche von
„einem seiner Schwäger erschlagen. Des Tages darauf ging
„ich in das Haus, wo sich der Fall zugetragen hatte. Ich er-
„blickte ein Bild, und hörte eine Rede, die ich noch nicht ver-
„gessen habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die nack-
„ten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag,
„mit zerstreuten Haaren, auf der Erde. Sie hielt die Füsse
„ihres Mannes, und sagte unter Vergiessung von Thränen,

„und mit einer Action, die allen Anwesenden Thränen auspreßte: „Ach, als ich dich hieher schickte, hätte ich wohl geglaubt, „daß diese Füsse dich zum Tode trügen!" Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entschuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß nicht darinn suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine vornehme, wohl erzogene, verständige und auch sonst witzige Person sey; denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich: sondern darinn, daß wahrscheinlicher Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied, in den nehmlichen Umständen das nehmliche sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können, und haben müssen: so wie das, was dort der König sagt, auch ein Bauer hätte sagen können, und ohne Zweifel würde gesagt haben.

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor Betrübniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glüendes Eisen stiessen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen; und sein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey.

Der Bruder dieses Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königes, Edmund Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen, und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe, zum Besten einer Buhlerin, und nicht zum Besten seines Vaterlandes, vergessen habe. Seine Grosmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sey; und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnten ihm diese nicht anders als mit List beykommen. Sie liessen ihm nehmlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sey, und daß man seinen Tod aus keiner an-

dern Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwey Bischöfe befanden, die entweder sowohl als **Edmund** betrogen waren, oder ihn betriegen halfen. Der ehrliche **Edmund** ließ sich in dieser Schlinge fangen, und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe, und verlangte frey heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß **Edmund** von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnete ihm gar nicht, daß **Eduard** in dem Schlosse sey, aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, niemanden zu ihm zu lassen. **Edmund** verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freyheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; **Edmund** hatte sich strafbar gemacht. Sie vergrösserte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines Oheims befinde; und kurz, **Edmund** verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den **Edmund** gebrauchte List, als eine Wahrheit angenommen, und das Schicksal des **Edmunds** mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat: und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ohngefehr in die Gedanken schiessen. Die Oekonomie ist die gewöhnliche Oekonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das erste Dutzend Verse verspricht, in Ansehung des Ausdruckes und der Wendung, nichts geringers als eine Schlegelsche Versification.

Lokester zu dem Grafen von Kent.

Ja Freund, dieß ist der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edeln haßt, und den Verräther liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bey der Welt verhaßt, und sie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, stets durch mein Schwerd gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt;
Ich, der an sie zuletzt den König selbst verrathen,
So sehr sein Elend sprach und Freunde für ihn baten:
Ich werd itzt kaum gehört, und niemals mehr befragt,
Und wär ich ohne dich, so wär ich schon verjagt.

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers Dichters seyn könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachläßiget, und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den grösten Schaden gethan. Charaktere und Situationen sind die Contours des Gemähldes; die Sprache ist die Colorite; und man bleibt ohne diese nur immer die Helfte von einem Mahler, die Helfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzähliche Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige, und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker seyn, als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen; und sie versetzt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — so lang er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — — Nein; sprich, so lang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
So lang er noch geglaubt, es stritte seine Hand
Für Freyheit, und Gesetz, und Prinz und Vaterland;
So lang er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verfächte;
So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück

Dein grosser Endzweck wär, und daß man das Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde,
Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein so bald er sah, daß Geitz nach eigner Macht,
Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte,
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freyheit überließ,
Durch Barbarngleiche Wuth ihn in den Kerker stieß,
Wo man vielleicht noch jetzt den Unglückseelgen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entseelet —

Isabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite reissen will.)

Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.

Kühl in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! 2c.

G.

XVI. Den 20. März. 1760.

Ein und neunzigster Brief.*)

— Noch ein Wort von der schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Herr Gottsched beschwert, gründet sich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schadischen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. versichert, er sey der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von V. unter dem Titel: Candide ou l'Optimisme, traduit de l'allemand de Monf. le Docteur Ralph, im französischen herausgegeben. Er, Herr G. aus L. habe das Manuscript an seinen vertrauten Freund, den Herrn S. G. nach Paris geschickt, es sey aber demselben entwendet, und darauf so ins Französische übersetzt worden, „wie die Herrn Franzosen gemeiniglich die deut„schen Schriften zu übersetzen pflegen." Er verwundert sich über den Herrn von V. daß er ihm einen solchen Streich gespielet, da er, V. ihm, dem Herrn G. doch mehr als einmal öffentliche Zeugnisse seiner Hochachtung gegeben, und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm V.

*) Er ist von Mendelssohn und handelt von der Einleitung in die höhere Weltweisheit. 2c. von Georg Schade, Altona 1760.

den Namen Doctor Ralph beygelegt, da ihm doch der Name G. beynahe so gut bekannt seyn müßte, als sein eigener. „Jedoch, setzt „Herr G. hinzu, man kann ungefähr die Ursachen des Neides errathen, seitdem ich einer Gnade gewürdiget worden, von welcher nicht „nur ganz Germanien spricht, sondern die auch in Frankreich hat bekannt werden müssen." Herr Gottsched, der selten Spaß verstehet, besorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfasser des Candide halten, „und einem Unschuldigen, wie er sich im Neuesten ausdrückt, „solche groben Irrthümer, und sathyrische Verwegenheit zuschreiben, „davon ihm in seinem Leben nicht geträumet hat." Er machte gewaltigen Lerm in seinem Neuesten, schrieb auch deswegen an Schaden. Dieser schiebt die Schuld auf den Secretär Dreyer, und versichert, er habe die Schrift, Candide niemals gelesen, und sich daher gar nicht vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem Herrn Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweiset Herr Schade in bester Form, daß man den Herrn Pr. Gottsched nothwendig für den Urheber besagten Briefes halten müsse; 1) aus dem Anfangsbuchstaben des Orts L. 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens G. 3) aus der Gnade, die dem Herrn Pr. Gottsched von Sr. Königl. Maj. in Preussen wiederfahren, und endlich 4) aus dem vertrauten Freund S. G. zu Paris. Doch trauet Herr Sch. dem letzten Beweis selbst nicht viel zu, und mit Recht! denn wer weiß, wie viel vertraute Freunde in Paris S. G. heissen mögen?

Dem sey, wie ihm wolle, Gottsched erlangt Genugthuung, und Herr Schade demonstrirt gar deutlich, daß Herr Gottsched unmöglich der Verf. des Candide seyn könne. Ich dächte Gottsched hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den schalkhaften Doctor Ralph suchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der vernünftigen Archäenwanderung, als Gottsched für den Verf. des Candide halten. T.

N. S.

Ich kann diesen Brief unsers T. unmöglich ohne einen kleinen Zusatz fortschicken. Der gute T. sehe ich wohl, verstehet von den Gottschedischen Autorstreichen eben so wenig als von der Schadischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Protestation des Professors, daß er der Verfasser des Candide nicht sey, so gutherzig an und aufgenommen haben? Woraus bewei-

set Herr Gottsched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darinn vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß er das aller unsinnigste, was im Candide zu finden ist, in völligem Ernste behauptet? Wie da? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie sich wohl des närrischen italiänischen Grafen im Candide, dem nichts mehr gefällt, der alles überdrüßig geworden ist, der von den vortreflichsten Werken der Alten und Neuern auf eine so scurrille Art urtheilet, daß man nothwendig an seinem gesunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieser rasende Virtuose nur deswegen eingeführet worden, um ihn durch seinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Nothwendig. Und doch betriegen wir uns alle, die wir dieses glauben. Denn siehe, Herr Gottsched erkläret ausdrücklich, in seinem Handlexico der schönen Wissenschaften, daß es die pure lautere Wahrheit seyn soll, was der närrische Italiäner sagt. Kann man das anders als eine authentische Erklärung, als eine Erklärung annehmen, die der Verfasser als derjenige giebt, der sich seiner Meinung am besten bewußt seyn muß? Er schreibt nehmlich unter dem Artikel Milton. „Das „verlorene Paradies hat unter den Deutschen so viele Bewun„derer und Tadler gefunden, daß wir unsere Meinung nicht „sagen, sondern nur die Worte eines auch unstreitig grossen „französischen Dichters (der aber auch gut Engländisch versteht) „hieher setzen wollen. — Und nun folgt das atrabiläre Urtheil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abschreiben kann, weil es wahre Tollheiten sind. Herr Gottsched aber schließt es mit den Worten: „So schreibt Herr von Voltaire in seinem Optimisme.“ — Wir kennen den Voltaire nunmehr, der das geschrieben hat! Denn was? Das wäre Voltairens Urtheil über den Milton? Das ist das Urtheil des Sénateur Procuranté Noble Venitien! (Denn itzt besinne ich mich erst, daß ihn Herr Gottsched zu keinem Grafen gemacht hat.) Das ist das Urtheil Viri celeberrimi *Joannis Christophori Gottschedii* P. P. Metaphysices *ordinarii* & Poeseos *extraordinarii* in Academia Lipsiensi. — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort,

ich weiß es eben so gewiß, daß Herr Gottsched den Candide gemacht hat, als Herr Gottsched weiß, daß der Verfasser der Miß Sara Sampson die Briefe die neueste Litteratur betreffend, macht.* G.

Sechster Theil.

XIX. Den 8. May. 1760.

Hundert und zweyter Brief.

Der zweyte Theil des Nordischen Aufsehers ist noch nicht hier. Sie müssen sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, wofür man meine Freymüthigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont heraufgeführet,** hat sich in ein erschreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es ist keine unbekante Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik an bis auf die Philosophie, seine Lehrbücher geschrieben hat.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben, in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der Königl. Dän. Ritteracad.*** Nun? werden Sie sagen. Das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig poßierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen

* Man sehe das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit No. II. von diesem Jahre.

** Man sehe den zwey und neunzigsten Brief.

*** Soröe 1760, in groß Octav, fünf Bogen.

wollte: so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstatten wollte. — Was Herr Basedow auf dem Titel werkwürdige Beschuldigungen nennt, heissen einige Seiten weiter, offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltnen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Critik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen; und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein blosses Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünschet aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da! So einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch ein Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir, und zeiget mir ein Ungeheuer darinn. Ich erschrecke, und sehe mich um, welcher von uns beyden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverraths schuldig gemacht hätte? Wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner, stößt Herr Basedow in die Trommete, „alle Kenner der itzigen Gelehrsamkeit der „Teutschen, wissen die Verdienste des Herrn Hofprediger Cramers. „Der Verfasser der nach dem Bossuetschen Muster fortgesetzten „Weltgeschichte; der neueste und sorgfältigste Ausleger des Brie„fes an die Hebräer; der geistliche Redner, der in unsern Tagen „kaum so viel Predigten schreiben kann, als die Welt von ihm zu „lesen verlangt; der Uebersetzer des Chrysostomus, welcher sei„nem Originale gleicht, das er durch viele Anmerkungen und „Abhandlungen bereichert hat; derjenige, dem wir die beste „Uebersetzung der Davidischen Psalmen in gebundner Schreib-

„art zu danken haben; der Verfasser des Schutzgeistes; derjenige, der an dem Jünglinge, den Bremischen Beyträgen, „und darauf erfolgten vermischten Schriften, einen ansehnlichen „Antheil genommen hat, endlich der Verfasser der meisten Stücke „des Nordischen Aufsehers, sind nur — — ein einziger Mann, „welcher in der ersten Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein „solcher einziger Mann ist! —

Sie sehen, Herr Basedow nimmt das Maul voll, er mag schmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel ist seine Lieblingsfigur in beyden Fällen. Dieser einzige Mann! Nicht zu vergessen; er war auch einer von den hällischen Bemähern, dieser einzige Mann! — Aber soll ich ungerecht gegen jemand seyn, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverschämte Art lobt? Nein. — Herr Cramer ist allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von unsern trefflichsten Schriftstellern. Aber Herr Cramer ist ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste?

Ich weis gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schickte es sich am allerwenigsten, der Verfechter des Nordischen Aufsehers zu werden. Er hat Lobsprüche darinn erhalten, die seine Unpartheylichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide ihm diese Lobsprüche nicht. Ich spreche sie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des Nordischen Aufsehers. Es würde mir ein Leichtes seyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat: oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen. Wenn man nun also vermuthete, daß es ihm nicht sowohl um die Wahrheit, nicht sowohl um die Ehre des Herrn Cramers, als um seine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun sey, in welchem er gerne wolle, daß ein ewiger Weyrauch für ihn dampfe; eines Buchs, das er gewisser maassen auch sein Buch nennen kann?

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Critick bey weiten nicht so beleidiget, als ihn Herr Basedow beleidiget zu seyn vorgiebt. Denn er soll ihrer, in der Vorrede zu dem

zweyten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, den es auf keine Weise befremdet, wenn andere andrer Meinung sind, und er nicht immer den Beyfall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebet. Diese lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt. „Die „Selbstvertheidigung, sagt er, wenn sie nicht zu unvollständig „scheinen sollte, müßte oftmals in einem Tone reden, der von „denjenigen, die alles, was sie sehen und hören, in Fehler „und Laster verwandeln, für den Ton einer verdächtigen Zu„friedenheit mit sich selbst könnte ausgegeben werden. Ueber„dem pflegen Seelen von einer gewissen Würde so wenig furcht„sam und argwöhnisch zu seyn, daß sie, wenn ihre Unschuld in „einem gewissen Grade klar ist, bey der verständigen und billigen „Welt keine Verantwortung derselben zu bedürfen glauben.“ — Nicht doch! So ein grosses Air hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wollen. Hätte er es aber affectiren wollen, so hätte sein Freund keinen solchen Commentarium darüber schreiben müssen. Er hätte es müssen darauf ankommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den Seelen von einer gewissen Würde haben, von selbst merken werde. Denn nur alsdenn thut er seine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewiesen seyn. Sind es gar die Finger eines Freundes, o so wird sie vollends lächerlich! ꝛc. G.

Hundert und dritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow Recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender als ein Kind, verwirret die bekanntesten Dinge, und verfälscht auf die hämischste Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichste Versificateur ist. Ich nehme beyde Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunstrichter der Engländer und Franzosen nehmen. „Ein poetisches Genie, sagt einer

von den ersten,* den ich eben vor mir liegen habe, „ist so ausserordentlich selten, that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker* of *Creator*, is so uncommon a prodigy, that one is almost tempted to subscribe to the opinion of sir William Temple, where he says: „That of all the numbers of mankind, that live within „the compass of a thousand years, for one man that is born ca- „pable of making a great poet, there may be a thousand born „capable of making as great generals, or ministers of state, as „the most renowned in story. Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein solcher ausserordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre: er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger seyn. Eben dieser Engländer erkennet unter seinen Landsleuten eigentlich nur drey Männer für Poeten, den Spenser, den Schakespear, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab. Popen spricht er ihn ab, der unter so vielen vortrefflichen Werken, auch eine Ode auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist, als die beste Cramersche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu dem vortrefflichsten Versificateur. Und ich habe Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen auf Eine Bank setze? Ist denn ein Versificateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichste Versificateur seyn, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu seyn? Diderot, der neueste, und unter den neuen unstreitig der beste französische Kunstrichter, verbindet keinen geringern Begrif mit dem Namen eines Versificateurs. Quelle difference entre le Versificateur & le Poete! Cependant *ne croyez pas que je meprise le premier: son talent est rare.* Mais si vous faites du versificateur un Apollon, le poete sera pour moi un Hercule. Or supposez une lyre à la main d'Hercule, & vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon

* Der Verfasser des Essay on the Writings and Genius of Pope, S. 111.

sur une massue; jettez sur ses epaules la peau du lion de Nemée, & vous n'en ferez pas un Hercule. Dieses seltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchsten Grade: und doch habe ich ihn geschmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geschmäht? Sind seine Schmeichler nicht die unverschämtesten, die unwissendsten, die unter der Sonne seyn können? Wenn sie noch nicht gelernt haben, wie sehr und worinn der Poet von dem Versificateur unterschieden ist: so mögen sie es doch nur erst lernen, ehe sie einen ehrlichen Mann, der es zu begreiffen gesucht hat, und sich diesem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder suchen sie es erst aus unsern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: παρ' ἐμοι ποκος οὐ κναπτεται.

Und der aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offenbarer Falsarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramern den vortrefflichsten Versificateur genennt: und Herr Basedow macht seinen Lesern weiß, ich hätte ihn nur einen guten Versificateur genennt, und läßt* diese beyden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine schamlose Dreistigkeit! mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Ist denn ein guter, mit welchem Beyworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichste ist, mit welchem Beyworte sich leicht nichts zweydeutiges, nichts ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige beylegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so pralet, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Verfälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur. „Das poetische „Genie des Herrn Hofpredigers, und besonders zu erhabenen „und zugleich lehrreichen Oden, ist zu bekannt, als daß der „Journalist mit Grunde hätte hoffen können, Beyfall zu fin-

* Seite 9.

„den, da er es ihm despotisch absprach, und nichts als die „Vollkommenheit eines Versificateurs lassen wollte. — Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den Cramerschen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heissen sollen) sich Genie zeiget? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Versificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortrefflichste in seiner Art seyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter: „Ob desselben drey Oden, im ersten Theile des Nordischen Auf„sehers, Anlaß geben, ein solches Urtheil zu fällen, werden die „Leser aus folgenden Strophen sehen. — Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären; so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

Erst wird er niederknien und streiten
Der Löw aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versühnen,
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich ist der Sieger Lohn?
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn.

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hätte tief in Qual versunken,
Schon mehr als einen Kelch getrunken,
Ach wie ist deine Hand so schwer?
Allein ich will sie ganz versühnen,
Laß sie in diesen Wunden ruhn.

Vergib, vergib, o Vater, ihnen,
Sie wissen, Herr, nicht was sie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Gesang,
Und alle nennten Friedrichs Namen,
Und alle nennten ihn voll Dank:
Uns hat Jehovah sein Leben,
In einer der gnädigsten Stunden gegeben,
Fleug unser Dank, fleug mit umher,
Er, der ihn gab, gedenke Seiner!
Wer liebt nicht seine Beherrscher? doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist, und ich ein Verleumder bin? Bald bewiesen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerschen Oden, sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortrefflichsten Versificateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher. G.

XX. Den 15. May. 1760.

Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilet: „Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweiffende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: Das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheine." Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verläumdung ausschreyet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beyspielen bestätiget. Aber mit wie vielen will er es noch bestätiget haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß!

— Was hilfts? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also, z. E.

„Große Beyspiele der Frömmigkeit und Tugend unter denen, welche „sich durch Geburt und Würden über andere Menschen erheben, sind „nicht allein so rührend, sondern auch so unterweisend und lehrreich, „daß nach meinem Urtheile, selbst die, welche sie nicht nach ihrer gan„zen Grösse kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das „Andenken derselben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden sind, „und von der blossen Furcht, nicht genug von ihnen sagen zu können, „nie zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rüh„men, was sie davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu ihrem „Ruhme vereinigen. rc.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche Beleidigung der Tugend; „sie erniedriget den Menschen so tief; die Vernachläßigung und Ueber„tretung der edelsten Pflichten, ist bey ihren Ausschweifungen so un„ausbleiblich, und sie hat so viele nachtheilige und unglückselige Ein„flüsse, nicht allein auf die Wohlfahrt derjenigen, welche sich dadurch „der schönsten Vorzüge unserer Natur berauben, sondern auch auf das „öffentliche und gemeine Beste, daß sowohl der Menschenfreund, „als der Patriot, unter einer dringenden Verbindlichkeit stehet, für „sichre und zuverläßige Mittel besorgt zu seyn, einem so gefährlichen „Laster Grenzen zu setzen, und den ausschweifenden Gebrauch berau„schender Getränke zu verhindern. rc.

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger seyn. — O Geduld, ich will sie auch nur erst in Athem setzen. Da sind schon etwas längere.

Z. E. „So sorgfältig sich auch Aeltern in der Erziehung ihrer „Kinder bestreben mögen, sie von ihrer ersten Kindheit an zur Tugend „zu bilden, und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben, oder „die angebohrne Unordnung desselben unterhalten und vermehren kann; „so nothwendig es auch ist, sehr frühzeitig mit denselben, als mit „vernünftigen Wesen umzugehen, die des Nachdenkens und der Ueber„zeugung fähig sind: So ist es dennoch beynahe unmöglich, diese „wichtigen Endzwecke ohne allen Gebrauch schmerzhafter Mittel zu „erreichen, ob es gleich eine eben so unläugbare Erfahrung bleibt, daß

„nach den von Natur sehr verschiedenen Charakteren der Kinder, einige
„der Züchtigung mehr, und andere derselben weniger bedürfen.

Oder: „So oft ich mich zurück erinnere, wie sorgfältig mein Va-
„ter schon in meiner frühsten Jugend den Geist der Frömmigkeit und
„eine lebhafte Neigung, aus Gehorsam und Liebe gegen das höchste
„Wesen, tugendhaft zu seyn, in meine Seele zu pflanzen suchte, und
„wenn mir mein Gedächtniß sagt, vor welchen Ausschweifungen, zu
„denen ich, gleich andern, starke Reitzungen und Versuchungen gehabt
„habe, diese Neigung mich bewahret hat: so fühle ich mich allezeit
„von den zärtlichsten Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob
„ich sie gleich durch nichts beweisen kann, als nur dadurch, daß ich
„das Andenken seiner Gesinnungen erhalte, und durch sein Beyspiel
„andere Väter aufmuntere, Kinder, die sie glücklich zu machen wün-
„schen, auf eine ähnliche Weise zu erziehen.

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theuerung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändlichen Trunkenheit steuren müsse; daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müsse rc. Kann man abgedroschnere Warheiten mit aufgeblasenern Backen predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen versichre, daß sich dreyßig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mittel und Ende dem Anfange vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener wird: werden Sie mir auf mein Wort glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber ihr Athem soll es empfinden. Lesen Sie; nehmen Sie dabey alle ihre Gedanken zusammen; und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich, hebt das dreyßigste Stück an, in unsern Zeiten die
„Bestreitung, und Verachtung der Religion so weit ausbreitet, daß
„sie auch die Gespräche des Umganges vergiftet; so ist es für diejeni-
„gen, welche sich nach ihren äusserlichen Umständen in die Gesellschaf-
„ten der grössern Welt eingeflochten sehen, nicht genug, mit den
„Wahrheiten ihres Glaubens bekannt zu seyn, und die Gründe einzu-
„sehen, die einen vernünftigen Beyfall wirken. Wer Anfälle zu be-
„fürchten hat, der muß seine Feinde; er muß ihre Stärke, ihre Waffen,
„und die Art, wie sie streiten, kennen, damit er sich zur Zeit des

„Kampfes desto glücklicher vertheidigen könne. Es scheinet zwar, daß „man von den Einwendungen wider die Wahrheit nicht unterrichtet „zu seyn brauche, sobald man sie nicht aus Vorurtheil und Gewohn„heit annimmt; sobald man sie bekennt, weil es richtige, überwiegende „und unumstößliche Beweise waren, die uns überredeten. Allein, wenn „man diese Wissenschaft besitzt, und die Schwäche, die Nichtigkeit, und „besonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe kennt: So hat man „weniger zu befürchten, daß die Ruhe unsers Verstandes in der „Wahrheit eine unerwartete und gewaltsame Erschütterung leiden werde; „unsre Vernunft ist selbst vor einer plötzlichen Unordnung und Ver„dunklung sichrer; man ist vorbereiteter und geübter, zu widerstehen, „und ist der rechtschaffene Mann, der seinen Glauben liebt, nicht „verbunden, denen zu widerstehen, welche die grossen Grundsätze dessel„ben angreiffen, und entweder durch künstliche und verblendende Schlüsse, „oder durch Einfälle, welche voll Witz zu seyn scheinen, ihrer Würde „und zugleich ihres Nutzens zu berauben suchen? Vielleicht ist seine „Ueberzeugung so gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Einwürffe „irren können; aber wenn er in irgend einem gesellschaftlichen Ge„spräche, durch solche Zudringungen aufgefodert, welche ihn verbinden, „beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf gewisse Einwürfe nicht „antworten kann; wenn er nicht fähig ist, ihnen ihren falschen Schim„mer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen, und das Falsche in „feindseligen Beschuldigungen zu entdecken: So wird er wider seinen „Willen die stolzen Verächter seines Glaubens in der Einbildung be„stärken, daß sie diejenigen, die sich für verbunden achten, Religion „zu haben, weit übersehen; sie werden sein Stillschweigen und die „Verwirrung, worein sie ihn brachten, für einen Triumph über sie „selbst halten, und den Schwächern können sie vielleicht mit geringerer „Mühe zur Gleichgültigkeit gegen Warheiten verführen, die er nicht „genug schätzet, weil er sie nicht genug untersucht hat. :c.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein Bischen Gedanken weghaben; wollten Sie sich nicht getrauen, es mit dem siebenden Theile seiner Worte, eben so stark und schöner vorzutragen? G.

Hundert und fünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe sich der Sinn schliesset; wenn dergleichen Perioden, die man geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiebsel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet würden, ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Stil dieses Verfassers im Nordischen Aufseher, „sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pnevmata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?" Habe ich etwas anders als die strengste Wahrheit gesagt? Freylich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstil; freylich predigen nicht alle seichte Homileten so: sondern nur die seichten Homileten predigen so, die in Mitternachts Rhetorik das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studiret haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Critik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nehmlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt haben. Von diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit, ohne den geringsten Beweis gesagt haben: Sein Stil sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten rc. — Träumt Herr Basedow? O so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufsehers: so sey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für

mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Critik, die einzelne Blätter von ihm trift, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: Mein Herr, in dieser ihrer Ausdehnung meines Tadels, ist eben so wenig Billigkeit, als Verstand. Habe ich damit gesagt, in allen Basedowschen Schriften sey eben so wenig Billigkeit als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sey die Pflicht des Criticus, so oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabey zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe; uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begrif sich man aus diesem gegenwärtigen allein, mit Grund von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sey die Pflicht des Criticus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers, wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger Cramers zu machen sey: so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben: ich würde den Herrn Cramer dabey genennt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bey dem allgemeinen Urtheile über seine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlungen, die in den Bremischen Beyträgen und den vermischten Schriften zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe: daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernet haben? Ob er sie in seinen Predigten hat; das weis ich nicht: denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weis ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger betaure; daß ich seine Zuhörer betaure. Aber es kann nicht seyn; es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen: oder er verkennet die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kir-

chenlehrer, hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceronischen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kützeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger, als Ciceronische Perioden, die Arthur Ironside macht. Man suche mit Fleiß die allerlängsten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie sowohl unter den Worten, als unter den Gedanken so gewaltig vernachläßiget ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie eben so selten eingestreuet werden, als es die kurzen und einfachen bey ihm sind.

Unterdessen muß bey dem Herrn Basedow Cicero doch derjenige seyn, dessen Beredtsamkeit noch grössere Armseligkeiten des Arthur Ironside decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern sich der eckelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat. * Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer seyn könnte: Aber können Sie sich einbilden, was er gleichwohl davon sagt? „Ich gestehe es, sagt er, einige grosse Schriftsteller, die mehr „Demosthenisch als Tullianisch sind, würden hier ein so aus„führliches Gleichniß nicht gewählt haben. Aber wer war grös„ser, Tullius oder Demosthenes? Viele gute Schriftsteller wür„den dies Gleichniß nicht so haben ausführen können, wenn sie „auch gewolt hätten. Aber diese würden auch dadurch gezeigt „haben, daß ihnen eine gewisse Art der Grösse in der Beredt„samkeit fehle, die man an einem Cramer mit Ehrerbietung be„wundert. — Da haben wirs! Nun will ich gern nicht stärker in den Herrn Basedow dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches so ausgerecktes Gleichniß bey dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er gestehen müßte, daß auch bey dem Tullius keines anzutreffen wäre, was hätten wir

* Man sehe unsern funfzigsten Brief.

nach der einsichtsvollen Frage: **Aber wer war grösser, Tullius oder Demosthenes?** anders zu erwarten, als die zweyte Frage: **Aber wer ist grösser, Tullius oder Cramer?** — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern und schweigen. G.

XXI. Den 22. May. 1760.

Hundert und sechster Brief.

Welche verrätherische Blicke Herr **Basedow** in das menschliche Herz schiesset! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern sich, daß mir das Blatt, in welchem der nordische **Aufseher** beweisen will, **ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann seyn**, misfiel. Ich glaubte, es misfiele mir deswegen, weil darinn von einem unbestimmten Satze unbestimmt raisonniret werde. Aber nein, mein Misfallen hat einen andern Grund. Herr **Basedow** weiß, daß es mir deswegen misfallen habe, „weil in demselben einigen, die ich selbst für rechtschaf„fene Männer halte, dieser beliebte Name abgesprochen wird.“ Ich erschrack, als ich diese Worte zum ersten male las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein **Vielleicht** dabey überhüpft hätte. Aber da war kein **Vielleicht**. Was Herr **Basedow** weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das ihrige ganz Finsterniß, ganz Räthsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem **Aufseher** gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruchs machte, war diese, daß er das Wort, **ein Mann ohne Religion**, in dem Beweise ganz etwas anders bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bedeute. Und diese Zweydeutigkeit habe ich eine Sophisterey genennt. Der Text ist lustig, den mir Herr **Basedow** darüber lieset. Gesetzt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte: „ist es nicht ein menschlicher Fehler „der größten Philosophen, sich selbst durch eine unvermerkte „Zweydeutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand hat noch „eine Metaphysik ohne Fehler geschrieben, und ich getraue mir „zu sagen, daß die Fehler in dieser Wissenschaft mehrentheils

„aus der Zweydeutigkeit der Worte entstehen. Wer nur solche „Zweydeutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, um andere zu ver„blenden, wer in ein solches Versehen nicht oft verfällt, wer „sich nicht, wenn man ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch „neue Zweydeutigkeiten hartnäckig vertheidiget, der kann allemal „ein grosser und verehrenswürdiger Mann seyn, und dem kann „man, ohne Lust an gelehrten Scheltworten, nicht Sophiste„reyen und Fechterstreiche vorwerfen. Sonst müßte kein Leib„nitz, Wolf, Mosheim, ja kein grosser Mann, von seinen „Beurtheilern mit Recht verlangen können, daß er mit solchen „unhöflichen Vorwürfen möchte verschont bleiben. — Ich verstehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Basedow hier prediget. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte sind. Wenn ein grosser Mann eine Sophisterey begehet, und ich sage, daß er eine begangen hat: so habe ich das Kind bey seinem Namen genennt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophisten nennte. Man kann sich einer Sophisterey schuldig machen, ohne ein Sophist zu seyn; so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu seyn; so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu seyn. Herr Cramer ist ein grosser und verehrungswürdiger Mann. Nun ja; und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem grossen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem grossen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Warheit, und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich wo geirret, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterey: als wenn man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen präliminiret, und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal so gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falsch sey. Er analysiret in dieser Ab-

sicht das ganze Blatt; und es ist nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: **Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion.**

„**Erster Beweis.** Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die „aus seinen Verhältnissen gegen andere folgen, allesamt getreu und „sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, „welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet.

„**Erster Zusatz.** Polidar, dessen unerschöpflicher Witz über Leh„ren spottet, die er niemahls untersucht hat, und Lehren lächerlich „macht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen, ist „also kein rechtschaffener Mann, ob er gleich seine Zusage hält, und „zuweilen mitleidig ist, welches vielleicht noch eine Wirkung des in der „Jugend gelernten Catechismus seyn kann, den er nunmehr verachtet.

„**Zweyter Zusatz.** Der Mensch hat eine natürliche Neigung „zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde ge„schehen, rechtschaffen heissen. Aber diese Neigung ist im hohen „Grade schwach und unzuverläßig.

„**Zweyter Beweis.** Ein Rechtschaffener muß eine gründliche „Erkenntniß von den Gegenständen haben, gegen welche man recht„schaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kömmt, gelangt „er auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch diese zum „Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vor„gegebene Offenbarung ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwer„fen, vielweniger zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge des „ersten Beweises) nicht rechtschaffen.

„**Dritter Beweis.** Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht „zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch natürliche „Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, „und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann „seyn könne. Man hat aber bessern Grund es zu hoffen, wenn er die „Religion in seinem Verstande für wahr hält, und sein Herz zur „Ausübung derselben gewöhnt."

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der nordische Aufseher, wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Flitterstaat, seine Kothurnen nimt. Eine solche Venus kann nicht sagen: Ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu

Felde schicken. — Doch lieber keinen Witz! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bey Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drey Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts ein Mann ohne Religion mit ihm einig werden. Ein Mann ohne Religion also, heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicher Weise die Religion nennet: Das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser ꝛc. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Warheiten derselben auf sich wirken läßt: Das ist die zweyte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können; der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen läugnet: Das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drey Bedeutungen sollte das Wort ein Mann ohne Religion nicht haben. Allein, ich weiß nicht wie es gekommen ist, daß man ihm auch eine vierte giebt, und einen Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen, — einen Narren oder Bösewicht darunter verstehet, der über alle Religion spottet.

Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis passet. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andre folgen, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet. Gut. Aber was für ein Mensch ohne Religion? In der ersten Bedeutung? Nein. Denn ist er schon kein Christ, so erkennet er doch als Türke, oder Jude ꝛc. Pflichten gegen Gott, und trachtet diese Pflichten zu erfüllen. In der zweyten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieser erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bey jenem die rechten Pflichten sind; ob sie bey diesem hinlänglich sind: Das ist hier die Frage nicht. Ge-

nug jener glaubt, daß es die rechten sind; dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung passen? Auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennet? Eben so wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel! Man setzt nehmlich das, was er leugnet, als bewiesen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieser Beweis gelten: so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papist nicht gegen ihn selbst kehret, und in der nehmlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sey. Der Papist dürfte nehmlich nur sagen: *Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm diese auch Pflichten gegen den Pabst auf, die Pflicht nehmlich, dieses Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet.* Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernst etwas anders darauf antworten, als was der *Mann ohne Religion* in unsrer dritten Bedeutung, zu seiner Vertheidigung vorbringen würde? Das ist unwidersprechlich, sollte ich meynen. Also, zur *vierten* Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier giebt es zu unterscheiden. Entweder er spottet darüber, weil er von der Falschheit aller Religion überzeugt ist; oder er spottet darüber, ohne diese Ueberzeugung zu haben. In dem ersten Falle trift ihn der Beweis eben so wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist er ein Rasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft und nicht bloß die Religion absprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Rasender, ein Mann ohne gesunde Vernunft, kann kein rechtschaffner Mann seyn.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben über-

zeugt ist, kein rechtschaffner Mann sey: aber dennoch ist es wahr; er ist keiner. Allein er ist nicht deswegen kein rechtschaffner Mann, weil er keine Religion hat, sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereyen arme Blödsinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsinn; und handelt unrechtschaffen an seinem Nächsten. Denn auch so gar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, würde kein rechtschaffner Mann seyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren anschlagen werden; und sey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird.

Bey dem allen scheinet es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionsspötter zu thun habe; und zwar auch nur mit diesem in so fern er spottet, und nicht in so fern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidar, den er in dem ersten Zusatze seines Beweises, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionsspötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sey ein Mensch ohne Flügel.

Der Beschluß künftig.

XXII. Den 29. May. 1760.

Beschluß des 106ten Briefes.

Ich wende mich zu dem zweyten Beweise. „Ein Recht„schaffner muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegen„ständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln „muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kömmt, gelangt er „auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch diese

„zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die „Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung, ohne sorgfältige „Untersuchung nicht zu verwerfen, vielweniger zu verspotten. „Thut er es; so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht „rechtschaffen. — Das ist ein Beweis? Und ein zweyter Beweis? Wenn doch Herr Basedow so gut seyn wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwätze auf den ersten Beweis hinausläuft; daß es weiter nichts ist, als der erste Beweis, auf den Religionsspötter näher eingeschränkt. Und in wie fern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht in so fern er keine Religion hat, sondern in so fern er spottet.

Also der dritte Beweis: „Wegen der Macht der Leiden„schaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder „geoffenbarte noch natürliche Religion hat, die gesellschaft„lichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und also in dieser „eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffner Mann seyn „könne. Man hat aber bessern Grund es zu hoffen, wenn „er die Religion in seinem Verstande für wahr hält, und „sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt. Auch dieses Raisonnement ist kein Beweis unsers Satzes. Herr Basedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verstehen. Ich sage nehmlich: Hier ist die ganze Streitfrage verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit seyn könne, sucht man nur taliter qualiter so viel zu erschleichen, daß es wahrscheinlicher sey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion rechtschaffen handeln. Aber weil jenes wahrscheinlicher ist, ist dieses darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ist gleichwohl in dem Satze die Rede: Es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion seyn. Herr Basedow sagt selbst, es solle diesem Beweise der zweyte Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweyte Zusatz? „Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen „Handlungen, die wenn sie aus dem rechten Grunde ge„schehen, rechtschaffen heissen. Aber diese Neigung ist im „hohen Grade schwach und unzuverläßig. Warum ist sie

so schwach und unzuverläßig? Wegen der Gewalt der Leidenschaften. Und diese zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unsere Leidenschaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unsern Verhältnissen gegen ein höchstes Wesen in gar keiner Verbindung stehen? Ich sollte es meinen. Haben wir nun dergleichen: so kann jene natürliche Neigung zu rechtschaffnen Handlungen, so schwach und unzuverläßig sie wegen der Leidenschaften immer seyn mag, wenn wir diese ihre Hindernisse aus dem Wege räumen, auch ohne Religion stark und zuverläßig werden. Und kann sie das, wie steht es um den Cramerschen Beweis? Ist es nicht offenbar, daß er ihn durch diesen Zusatz selbst untergraben hat? Herr Basedow sage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unsre Leidenschaften zu bemeistern ꝛc. Das gebe ich zu. „Allein, habe ich damals schon erinnert, „kömmt es denn bey unsern Handlungen blos „auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht „weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einzi„ger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht „habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, „deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nach„denken geschenkt habe? Wenn Herr Basedow das nicht versteht: so kann ich ihm freylich nicht helfen; und man muß ihm erlauben, so lange zu schwatzen als er will.

Und wahrhaftig, sein Geschwätze erregt ordentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes Wort sey; aber doch, meinet er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu bestimmen. Und warum nicht? „Der „Herr Hofprediger, sagt er, trägt im Nordischen Aufseher „kein System vor, und hat die Absicht nicht, allen möglichen „Chicanen eines Widersachers auszuweichen. Sonst hätte er „allerdings ausdrücklich anzeigen müssen, ob er unter einem „Manne ohne Religion, einen solchen verstehe, der gar keine „hat, oder nur denjenigen ꝛc. Kann man eine grössere Absurdität sagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein System schreibt, darf er unter eben demselben Worte, bald das, bald

jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben: ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meinet Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweyten einen leichtsinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wieder einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblats, versichert er, sey ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen; und ich verdiene den Abscheu der Welt, und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Bösewicht geglaubt habe: „Der Nordische Aufseher müsse und wolle in dieser ganzen Ab„handlung den Satz: ohne Religion ist keine Rechtschaffen„heit, in einer und derselben Bedeutung verstehen."

Das habe ich leider geglaubt. Ja ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Manne ohne Religion, blos einen Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Bösewicht setzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben sagen wollen; er werde doch lieber etwas falsches (das ihm aber wahr scheine), als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe sagen wollen: muß ich mich freylich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte! G.

Hundert und siebender Brief.

Herr Cramern muß es also hier gegangen seyn, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt eine grosse Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen; indem man damit beschäftiget ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu seyn schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben; das will man halten; man dreht sich itzt so, itzt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab; und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiset, als man zu beweisen versprach; doch immer mit der Versicherung, daß man das Ver-

sprochene bewiesen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit seyn! diesen grossen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seiner Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfe. Der Vorsatz war vortrefflich, und eines eifrigen Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unsern guten Absichten bequemen will. Nicht will? O sie wird müssen; wir verstehen uns aufs beweisen. „Denn, sagt Herr Cramer, ein „Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Recht„schaffenheit vernachläßige, ob er sich gleich von demjenigen be„freyt achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit „begreift, ist — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht „strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst ge„stehet, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu seyn." Da steht der Beweis; und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „Ein Rechtschaffener sucht alle Pflichten „zu erfüllen, auch die Pflichten der Religion; nun sucht ein „Mann ohne alle Religion diese nicht zu erfüllen, ergo — „Denn er hält sie für keine Pflichten:" fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie für keine? das ist etwas „anders. So fällt mein Beweis in die Brüche. Ich striche „ihn gern aus, wenn ich nicht alles ausstreichen müßte. Ich „muß sehen, wie ich mir helfe." — Geschwind schlägt er also die Volte, und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so einer „kann doch kein rechtschaffner Mann seyn? — Kein Mensch wird ihn dafür erkennen. — „Kein Mensch? Ja, nun habe „ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu viel, izt zu wenig: wie „werde ich es noch machen, daß ich mich mit meinem frommen „Paradoxo durchbringe?" — So denkt er, und schleicht sich stillschweigend aus dem Paradoxo in die angrenzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit

seyn könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuthen sey, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er; versichert aber jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, ihr Herrn Basedows,

— — Jovis summi causa clare plaudite!

Wie gesagt: so muß es Herr Cramern hier gegangen seyn. Er versprach etwas zu beweisen, wobey wir alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweises braucht. Ich aber, der ich mir dieses von dem Herrn Cramer nicht so gleich einbilden konnte, that ihm dabey Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nehmlich, er verstehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Christenthum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Dispüts kaum zu reden erlaubt ist. G.

Hundert und achter Brief.

Aber ich habe doch gleichwohl den Herrn Hofprediger Cramer zum Socinianer machen wollen? Ich? Ihn zum Socinianer?

Arthur Ironside empfiehlt seinen Lesern die Methode, nach welcher ihn sein Vater in der Kindheit den Erlöser kennen lehrte. Diese Methode bestand darinn, daß er anfangs von der Gottheit desselben gänzlich schwieg, und ihn bloß als einen frommen und heiligen Mann, und als einen Kinderfreund vorstellte. Ich mache hierüber die Anmerkung, daß ein Kind, so lange es den Erlöser nur von dieser Seite kennet, ein Socinianer sey. Folglich habe ich Herr Cramern zum Socinianer gemacht? O Herr Basedow! O Logik!

Und hören Sie nur, was er wider die Anmerkung selbst erinnert. „Das Kind, sagt er, ist zu der Zeit, da es Christum „als einen Menschenfreund, Wunderthäter und Lehrer denkt, kein „Socinianer; denn obgleich ein Socinianer ihn auch so denkt, so „leugnet derselbe doch zugleich, daß er auch Gott und ein wahrer „Versöhner sey, und nur durch das letzte verdienet er den „Namen eines Socinianers. — Nur durch das Leugnen? Ist denn aber das Leugnen etwas anders, als eine Folge des Widerspruchs? Man frage so ein Kind, das Christum nur als ei-

nen Menschen kennet: war nicht Christus auch wahrer Gott? „Gott? das wüßte ich nicht.“ — Ja, er war es ganz gewiß. — „Ach nicht doch; Papa, der mir so viel von ihm gesagt hat, „hätte mir das sonst auch wohl gesagt.“ Nun leugnet das Kind. Nun ist das Kind erst ein Socinianer? Oder von einer andern Seite. Das Kind eines Socinianers, das den Lehrbegriff seines Vaters eingesogen hat, aber von keinen Leuten weis, die Christum für mehr als einen grossen und heiligen Mann halten, das also mit diesen Leuten noch nie in Widerspruch gerathen können; das Kind ist kein Socinianer? Armselige Ausflüchte!

Nestor Ironside rechtfertigte seine Methode damit, daß man auch hier von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortgehen müsse. Ich erkenne diese Regel der Didaktik; ich erinnere aber, daß dieses Leichtere, von welchem man auf das Schwerere fortgehen müsse, nie eine Verstümmlung, eine Entkräftung der schweren Warheit, eine solche Herabsetzung derselben seyn müsse, daß sie das, was sie eigentlich seyn sollte, gar nicht mehr bleibt. „Und daran, fahre ich fort, muß *Nestor Ironside* nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, „dabey hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser sei„nem Sohne blos als einen Mann vorzustellen, den Gott zur „**Belohnung seiner unschuldigen Kindheit**, in seinem dreyßig„sten Jahre mit einer so grossen Weisheit, als noch niemals „einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, zum Lehrer al„ler Menschen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt „habe, solche herrliche und ausserordentliche Thaten zu thun, als „sonst niemand ausser ihm verrichten können. — In dieser Stelle habe ich, nach dem Herrn *Basedow*, nicht mehr als zwey Verfälschungen begangen. Denn er fragt: **Steht denn im Nordischen Aufseher etwas von einem Jahrlang? Werden daselbst die vortrefflichen Eigenschaften des Heilandes, für eine Belohnung seiner unschuldigen Kindheit ausgegeben?**

Antwort auf die erste Frage: Das Jahrlang ist freylich mein Zusatz, aber ich sollte meynen, ein so billiger Zusatz, daß mir Herr Cramer Dank dafür wissen sollte. „Ein Kind, sagt „Herr *Basedow*, ist früher fähig zu fassen daß der Heiland

„ein gehorsames Kind, ein weiser und unschuldiger Mann, ein „grosser Lehrer, Wunderthäter und Menschenfreund war, als „es seine Gottheit und Erlösung fassen kann." Wie viel früher? Weniger als ein Jahr? So muß die Erkenntniß des Kindes mehr als menschlich zunehmen; oder der Uebergang von dem einen Satze zu dem andern muß sehr gering und leicht seyn. Ich Abscheu der Welt! Ich setze nur ein Jahr, wo ich vier bis fünf Jahre hätte setzen können.

Antwort auf die zweyte Frage: Ja, allerdings läßt es der Aufseher den Nestor Ironside seinem kleinen Arthur sagen, daß die vortrefflichen Eigenschaften des Heilandes eine Belohnung seiner tugendhaften Kindheit gewesen wären. Nestor, sagt er, habe ihm erzehlt, wie unschuldig, wie lehrbegierig, wie fromm, wie gehorsam das Kind Christus gewesen sey. „Und darum, „läßt er ihn fortfahren, darum hätte er auch täglich an Weis„heit und Gnade vor Gott und Menschen zugenommen; er „wäre die Freude, das Wohlgefallen und die Bewunderung al„ler seiner Freunde und Bekannten geworden, und Gott hätte „ihn endlich, nachdem er seine unschuldige Jugend in der Stille „und Zufriedenheit mit der Armuth und dem Mangel seiner „Aeltern zurück gelegt hatte, in seinem dreyßigsten Jahre mit „einer so grossen Weisheit ausgerüstet ꝛc." Das ist eine zusammengesetzte periodus consecutiva, und das Darum, womit die Periode anfängt, muß auf alle Glieder derselben gezogen werden. Wenn ich also lese: **Darum, weil er ein so unschuldiges, lehrreiches, frommes, gehorsames Kind war, rüstete ihn Gott in seinem dreyßigsten Jahre mit so grosser Weisheit aus ꝛc:** so habe ich hoffentlich nicht falsch construirt. Und wofür hätte der junge Arthur die Wundergaben, womit Christus in seinem dreyßigsten Jahre ausgerüstet ward, auch anders halten können, als für Belohnungen und Folgen seiner tugendhaften Kindheit? Er wußte ja sonst nichts anders von Christo!

G.

XXII. Den 5. Junius. 1760.

Hundert und neunter Brief.

„Warum verschweigt der Criticus die Rechtfertigung, die „Herr Cramer seinem Rathe (einem Kinde den Erlöser, vors erste nur als einen frommen und heiligen Mann vorzustellen) „wahr„lich um schwächerer Personen willen, als ein Journalist seyn „sollte, in demselben funfzigsten Stücke zugefügt hat? — So fragt Herr Basedow, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuherziger Leser darauf schwören sollte, ich hätte diese Rechtfertigung aus blosser Tücke verschwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ich sie aus blossem Mitleiden verschwiegen habe.

Denn wie lautet diese Rechtfertigung? So wie folget: „Mein Vater fand selbst in der Offenbarung eine Anleitung zu einer „vorzüglichen Art des Unterrichts in diesen uns so nothwendigen und „unentbehrlichen Lehren, und zwar so wohl in der vortrefflichen Rede, „die Paulus vor den Atheniensern, als in der Schutzrede, die er vor „dem Landpfleger Felix und dem Könige Agrippa hielt. In beyden „redet er von Christo: aber auf eine solche Art, die uns lehrt, wie „man diejenigen von ihm unterrichten müsse, die noch gar keine Er„kenntnisse von seiner erhabenen und herrlichen Person haben. Er „schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unter„richte, den er den Atheniensern gab, von den schweren und tiefsten „Geheimnissen des Christenthums. Er fieng damit an, daß er ihnen „einen Begrif von der Gottheit beyzubringen suchte. Die Schöpfung „und Regierung der Welt von Gott, und seine Vorsehung, die Schul„digkeit ihn kennen zu lernen, und seinen Gesetzen zu gehorchen, und „das künftige Gericht durch einen Menschen, den er dazu ersehen, „und deswegen von den Todten erweckt hätte, waren die ersten Lehren, „die er ihnen verkündigte: und er wählte sie offenbar deswegen, weil „sie schon einige obgleich falsche Begriffe davon hatten. So wenig „sagt er das erstemal von Christo, ob er gleich genug sagte, ihre Neu„begierde und Aufmerksamkeit zu reitzen. Lehren von einem tiefern „Inhalte würden eine ganz widrige Wirkung hervorgebracht, und ihren „Verstand nicht sowohl erleuchtet, als verblendet haben. Man sieht „diesen grossen Lehrer der Völker in seiner Schutzrede vor Felix und „Agrippa eine ähnliche Methode beobachten, und ihn aus den Lehren

„von dem Heilande der Welt dasjenige aussuchen, was von einem „noch ununterrichteten Verstande am leichtesten gefaßt werden konnte. „Er machte ihnen Christum, welches besonders merkwürdig ist, zuerst „nicht als einen Versöhner, der für die Menschen eine vollkommene „Genugthuung geleistet hätte, sondern als den Lehrer des menschlichen „Geschlechts bekannt, als den, der verkündigen sollte **ein Licht dem „Volke Israel und den Heiden.**

„Diese Rechtfertigung (setzt Herr **Basedow** von dem Seinigen hinzu) „ist vollkommen gründlich, und dem Criticus zu stark, als daß „er ihrer erwehnen dürfte. Man darf nicht sagen, daß das Apostoli„sche Exempel deswegen, weil Heiden und Juden Meinungen hatten, „die den Geheimnissen des Christenthums gerade entgegen gesetzt wa„ren, einem stufenweise zunehmenden Unterrichte der Kinder nicht zur „Rechtfertigung dienen könne. Denn erstlich erhellet doch so viel dar„aus, daß es nicht ketzerisch sey, von Christo anfangs dasjenige zu „sagen, was weniger wunderbar ist, und vors erste von dem Schwe„ren und Geheimnisvollen zu schweigen. Zweytens ist das Unvermö„gen kleiner Kinder, den Ausdruck der Geheimnisse zu verstehen, ge„wiß eine eben so wichtige Ursache dieser Lehrart, als die Vorurtheile „der Juden und Heiden.

Herr **Basedow** glaube ja nicht, daß ich auf diesem Einwurfe, den er sich selbst macht, und selbst beantwortet, bestehen werde. Und warum nicht? Weil er eine Kleinigkeit als unstreitig voraussetzet, an der ich mir die Freyheit nehme, noch sehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich schlechterdings leugne. Und welches ist diese Kleinigkeit? Nur diese: daß Paulus bey besagten Gelegenheiten besagte Methode wirklich gebraucht habe.

Dieses, wie gesagt, leugne ich. Urtheilen Sie, ob ich Grund habe. — Zuerst von der Rede des Apostels vor den Atheniensern.* Der Apostel wird vor Gerichte geführet, und er soll da sagen, was **dieses** für eine neue **Lehre** sey, **die** er **lehre**. Er fängt an zu reden; wirft ihnen ihren Aberglauben vor; dringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchsten Gottheit, der ihren eignen Weisen nicht ganz unbekannt gewe-

* Apostelg. XVII.

sen sey; und eilet zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wissen verlangt, zu seiner neuen Lehre. Die Worte, **Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden Busse zu thun;** diese Worte, sage ich, sollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit seiner Lehre hernehmen könnte; und nun ist er auf einmal Mitten in seiner Materie: **Darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem ers beschlossen hat und jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt.** Das sind die Sätze, über die er sich nunmehr weiter verbreiten will; die er den Atheniensern in der Folge seiner Rede näher erklären will. Aber was geschieht? **Da sie hörten die Auferstehung der Todten, da hattens etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: wir wollen dich davon weiter hören.** Es waren Theils Epikurer, Theils Stoiker, die den Apostel vor Gerichte geführt hatten. Die Epikurer spotteten; die Stoiker wurden kalt: jene lachen; diese gähnen: keiner besteht auf seiner Anklage, und **also gieng Paulus von ihnen.** Nun frag ich: wie kann man dieses für eine ganze, vollständige Rede des Apostels halten? Es ist ja offenbar nichts mehr, als der blosse Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen; man wollte ihn nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer sagt, daß er es vorsetzlich mit einer **bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte verschwiegen habe.** Verschwiegen? Verschweigt man das, wozu man uns nicht kommen läßt? **Paulus** erwähnt des **Glaubens,** erwähnt des Gerichts: aber seine Zuhörer gehen fort. Lag die Ursache also in dem Paulus, lag sie also in seiner didaktischen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von diesem **Glauben** nicht mehr sagte? daß er sie den **Mann** nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdbodens richten wolle? Herr Cramer macht, zu meinem nicht geringern Erstaunen, aus diesem **Manne** einen **Menschen;** aus diesem **Manne,** den **Petrus** mit einer ihm

selbst am besten bewußten Emphasis*, den **Mann von Gott** nennt, einen **Menschen**. Ich möchte doch wissen, wie er diese Vertauschung bey unsern Exegeten verantworten wollte. Sie ist ganz gewiß unverantwortlich; ob ich sie gleich für weiter gar nichts ausgeben will, als für eine Uebereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus weiter reden können, so würde sein zweytes Wort unfehlbar von der Gottheit dieses **Mannes** gewesen seyn. Denn er beobachtete in diesem Punkte die menschliche Klugheit des Herrn Hofpredigers so wenig, daß er schon vorher zu Athen **auf dem Markte alle Tage, zu denen, die sich herzufanden,** von der Gottheit Christi gesprochen hatte. Wie hätte sonst der heilige Geschichtschreiber hinzusetzen können: **Etliche aber der Epicurer und Stoiker Philosophi zankten mit ihm, und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das machte, er hatte das Evangelium von Jesu, und von der Auferstehung ihnen verkündigt.** Man überlege die Worte: „Es scheinet als wolle er neue Götter verkündi„gen; das machte, er hatte ihnen das Evangelium von Jesu „verkündiget." Nichts kann deutlicher seyn. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für sich nichts schliessen. **Erstlich,** weil sie nicht der erste Unterricht war, den der Apostel den Atheniensern gab; und **zweytens** weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kann man den Herrn Cramer aus diesem Exempel förmlich widerlegen; weil es **drittens** offenbar ist, daß der Apostel gerade das Gegentheil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt; daß er seinen Unterricht ohne Umschweife von der Gottheit Christi angefangen hat. Denn er schien **neue Götter** zu verkündigen, weil er ihnen das **Evangelium von Jesu** verkündigte.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern, und meinem Briefe selbst dadurch ein gelehrtes Ansehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein Vergrösserungsglas, was er mit blossen Augen deutlich genug sehen kann? Erlauben Sie mir unterdessen, nur einen einzigen Mann

* Apostelg. II, 22.

anzuführen, dessen exegetische Gelehrsamkeit ein wenig mehr ausser Zweifel gesetzt ist, als des Herrn Cramers oder meine. Es ist D. Heumann. Herr Basedow sey so gut, und lese dieses würdigen Gottesgelehrten Erklärung der Apostelgeschichte, wenn er die Meinung seines Freundes von der obigen Rede des Paulus, Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich Anfangs gedenkt der Doctor der Vorstellungen, welche Sebastian Schmidt, und Franciscus Fabricius von dieser Rede des Apostels gemacht haben, und sagt: „Beyden aber kann ich darinn keinen Beyfall geben, wenn sie „glauben, es habe Paulus diese Rede an die Professoren der „Stoischen und Epicurischen Weisheit gehalten, und daher die „Lehren der Vernunft von Gott oder der philosophischen Theologie vornehmlich vorgetragen. Der letztere, Fabricius, will „auch die Klugheit unsers heiligen Redners zeigen, und suchet „sie auch darinnen, daß Paulus Gott nicht den Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs genennet, auch seine Lehren nicht „aus den Propheten, sondern aus heidnischen Poeten, bestätigt, „wie auch Jesum nicht einmal mit Namen genennt habe. „Wie unbedachtsam ist doch dieses! Wird nicht auf diese Weise „Paulo fast eben die Klugheit beygelegt, welche die Jesuiten „in China ausüben, deren Bekehrungsklugheit von ihren eigenen Religionsverwandten gemisbilliget wird? — Was sagen Sie zu dieser Stelle? Der Doctor will von keiner Bekehrungsklugheit wissen, die der Hofprediger eine bewundernswürdige Weisheit nennt. Er schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Atheniensern gab, von den schweren und tiefsten Geheimnissen des Christenthums. Die Rede, die der Apostel auf dem Areopago hielt, war der erste Unterricht nicht, den er den Atheniensern gab; und in dem vorhergegangenen ersten Unterrichte, sagt der Doctor ausdrücklich, „lehrte Paulus, Jesus „sey der Sohn Gottes.* Die Spötter nennten Jesum einen „neuen und fremden, das ist, bisher unerhörten Gott. Sie „sagten neue Götter, und meinten doch nur den von Paulo

* S. dessen Erklärung des neuen Testaments, Seite 246 des sechsten Theiles.

„gepredigten Jesum. Diese Art zu reden ist gewöhnlich, wenn „man indefinite redet rc. Eben so ausdrücklich behauptet der Doctor, daß Paulus in der gedachten Rede selbst, allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der spöttischen Zuhörer nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte πιςιν παρεχειν πασιν durch, die Glaubenslehren „allen Menschen „vortragen, und sie belehren, daß, die Seligkeit zu erlangen, „der Glaube an Jesum das einzige Mittel sey. Er sagt nicht, daß der Apostel den Atheniensern nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann, den Gott dazu ersehen, geprediget, weil dieses eine Lehre gewesen sey, von welcher sie schon einige, obgleich falsche Begriffe gehabt hätten: sondern er sagt, daß es deswegen geschehen sey, weil Paulus durch diese drohende Vorstellung des Gerichts, seine Zuhörer aufmerksam machen, und bewegen wollen, daß sie den Beweis seiner göttlichen Gesandschaft von ihm verlangen möchten. „Diesen Be„weis, fährt der Doctor fort, würde er ihnen überzeuglich ge„geben haben, wenn sie nicht bald darauf mit spöttischem Schreyen „ihm in die Rede gefallen wären, und dieselbe zu beschliessen, „ihn genöthigt hätten. rc.

Nun von des Apostels Schutzrede vor dem Landpfleger Felix. — Auch in dieser ist nicht die geringste Spur von der didaktischen Klugheit, welche die Methode des Herrn Cramers entschuldigen soll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darinn nichts weniger als die Absicht zu unterrichten, und seiner Lehre Proselyten zu schaffen: sondern er sucht einzig und allein die bürgerliche Klage von sich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeiget aus den Umständen der Zeit, daß die Beschuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, schon an und vor sich selbst unwahrscheinlich sey, und füget die wahre Ursache hinzu, warum er von den Juden so verleumdet werde; darum nehmlich, weil er nach diesem **Wege**, den sie eine Secte heissen, also dem Gotte seiner Väter diene, daß er glaube allem, was geschrieben stehet im Gesetze und in den Propheten. Von diesem **Wege** sagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge, und wenig mehr als ohnge-

sehr einen Einfluß auf den Charakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieses thut er, nicht um den Felix zu grössern Geheimnissen vorzubereiten, sondern blos um von ihm als Richter, bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es ist mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in dieser Rede seine Methode hat finden können. Hätte er unterdessen nur einige Zeilen weiter gelesen; so würde er gerade das Gegentheil derselben, auch hier gefunden haben. Nach etlichen Tagen aber, fährt der Geschichtschreiber fort, kam Felix mit seinem Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und fodert Paulum, und hört ihn von dem Glauben an Christo. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit, und von der Keuschheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erschrack Felix und antwortete: Gehe hin auf diesmal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen. Diese Stelle ist höchst merkwürdig. Felix und seine Gemahlin hören den Apostel von dem Glauben an Christo, von den unbegreiflichsten Geheimnissen unsrer Religion. Aber nicht über diese unbegreifliche Geheimnisse erschracken sie; nicht diese unbegreifliche Geheimnisse hatten Schuld, daß sie nicht Christen wurden: sondern das strenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apostel zugleich mit drang, das schreckte sie ab.

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa, zu sagen. — Ich werde hier recht sehr auf meiner Hut seyn müssen, daß mir nicht etwas hartes gegen den Herrn Cramer entfehret. Seine ganze Theologie mußte ihn verlassen haben, als er schreiben konnte, „Paulus habe Christum dem Agrippa, zuerst nicht als einen Versöhner, der für die Menschen eine vollkommene Gnugthuung „geleistet hatte, sondern als den Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt gemacht, als den, der verkündigen sollte „ein Licht dem Volke Israel und den Heiden." Das ist zu arg! Hören Sie nur. Agrippa war ein Jude; also ein Mann, der mit dem Apostel in dem Begriffe von dem Meßias überein kam; also ein Mann, dem er nicht erst beweisen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Meßias versprochen habe; sondern den er blos überführen mußte, daß Jesus der versprochene

Meßias sey. Und dieses that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeyungen, der Meßias werde leiden müssen, werde der erste unter denen seyn, die von den Todten auferstehen, diese Prophezeyungen wären in Jesu erfüllt worden. Paulus schwieg also von der Göttlichkeit und Genugthuung des Meßias hier so wenig, daß er beydes vielmehr bey dem Agrippa voraussetzte. Leiden, Sterben, Auferstehen, ein Licht dem Volke und den Heiden verkündigen: alles dieses faßt der Apostel in einen einzigen Perioden: und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Christo nur als einem Lehrer und nicht als einem Versöhner gegen den Agrippa gesprochen habe? Er lese doch nur: **Daß Christus sollte leiden, und der Erste seyn aus der Auferstehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.**

Und das ist nun die Rechtfertigung, welche Herr **Basedow vollkommen gründlich**, und mir zu **stark** nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus blossem Mitleiden nicht erwähnt. G.

XXIV. Den 12. Junius. 1760.

Hundert und zehnter Brief.

Sie sind meine polemischen Briefe müde. Ich glaube es sehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld; ich habe wenig mehr zu sagen, und will mich so kurz als möglich fassen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung seiner Methode in der Offenbarung nicht findet: so kann er sie nirgends finden, als in seiner guten Absicht. Diese will ich ihm nicht im geringsten streitig machen. Allein ein Projectmacher, wenn es auch ein theologischer Projectmacher wäre, muß mehr als eine gute Absicht haben. Sein Project muß nicht allein für sich selbst practicabel seyn, sondern die Ausführung desselben muß auch unbeschadet anderer guten Verfassungen, die bereits im Gange sind, geschehen können. Beydes vermisse ich an dem Projecte des Herrn Cramers. Vors erste ist es für sich selbst nicht practicabel. Denn so ein Kind, das den Erlöser erst als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund, soll kennen und lieben lernen, müßte, so lange dieser vorbereitende Un=

terricht dauerte, von allem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste zurückgehalten werden; es müßte weder beten noch singen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben sollte. Zweytens streitet das Cramersche Project mit mehr als einer angenommenen Lehre unserer Kirche. Ich will itzt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wissen, was unsere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch schon alsdenn, wenn sie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wissen, daß die Frage, die einem Täuflinge geschiehet: Glaubest du ꝛc. mehr saget, als: Willst du mit der Zeit glauben ꝛc.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn Basedow, folgendes zu überlegen, bitten. Als ich in dem Nordischen Aufseher eine Methode angepriesen fand, die mir eine unbehutsame Neuerung eines Mannes zu seyn schien, der die strenge Orthodoxie seinen guten Absichten aufopfert; als ich sie mit Gründen angepriesen fand, die den sorgfältigsten Exegeten gewiß nicht verrathen; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausspruch, ohne Religion kann keine Redlichkeit seyn, damit verglich: war es nicht sehr natürlich, daß mir gewisse Gottesgelehrten dabey einfielen, „die sich mit einer lieblichen Quintessenz aus dem Christenthume begnügen, und allem „Verdachte der Freydenkerey ausweichen, wenn sie von der Re„ligion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen wissen. Weder Herr Basedow noch Herr Cramer wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten itzt die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Anmerkung so ausleget, als ob ich sie schlechterdings auf diesen angewendet wissen wolle; so muß ich seine Auslegung für eine Calumnie erklären, an die ich nie gedacht habe. Ich sage: „auch der Nordische Aufseher „hat ein ganzes Stück dazu angewandt, sich diese Mine der „neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben ꝛc. Ist denn dieses eben so viel, als wenn ich gesagt hätte: Auch der Nordische Aufseher ist einer von diesen Rechtgläubigen? Ich rede ja nur von einer Mine, die er sich geben will. Ich sage ja nicht, daß er sich diese Mine aus eben der Ursache geben will, aus welcher sie jene führen. Jene führen sie, um ihre Freydenkerey

damit zu maskiren; und Er will sie annehmen, vielleicht weil er glaubt, daß sie gut läßt, daß sie bezaubert. Wenn eine neue Mode aus einer gewissen Bedürfniß entsprungen ist, haben darum alle, welche dieser Mode folgen, die nehmliche Bedürfniß? Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen, einen Schaden an ihrem Halse, weil ein solcher Schaden den ersten Kragen, wie man sagt, veranlaßt hat? G.

Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweyten Mitarbeiters an dem Nordischen Aufseher, des Herrn Klopstocks, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünf und zwanzigste Stück, sagt Herr Basedow, „von einer dreyfachen Art über Gott zu denken, dessen Verfas„ser der Herr Klopstock ist, wird von dem Herrn Journalisten „sehr feindselig angegriffen. Er muß vermuthlich das Klop„stockische Siegel nicht darauf gesehen haben, wie auf andern „Stücken desselben Verfassers, von welchen er mit Hochachtung „redet. — Herr Basedow will vermuthlich hier spotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurück fallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstockische Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es blos deswegen, ohne fernere Untersuchung, für gut, für vortrefflich halten sollen? Hätte ich schliessen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat; so müssen alle seine Stücke schön seyn? Ich danke für diese Logik. „Herr Klopstock, heißt es an einem andern Orte, „so gewogen der Criticus sich demselben auch an„stellt rc. Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht schaden; er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nöthig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin; so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein grosses Genie erkenne, muß er

überall bey mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein grosses Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, samt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel, ohne zu straucheln, gehet.

Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freylich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich, daß er uns mit seiner dritten Art über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darinn liegen, daß er das **denken** nennet, was andere **empfinden** heissen. Das räumet Herr Basedow ein, und fragt blos: „Ob man denn über alte Dinge etwas neues sagen „müsse? Und ob denn Herr Klopstock nicht das Recht gehabt „habe, das Wort **denken** anders zu nehmen, als es in der „üblichen Sprache einiger Systeme genommen werde? Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestiret; als worinn mein zweyter Einwurf bestand. Er sagt nehmlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken, auf **neue Warheiten** von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre, das, was wir dabey dächten, auszudrücken. Ich sage: **keine neue Warheiten!** Und was sagt Herr Basedow? „Ich gestehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzurathen gewesen, „den Ausdruck **neue Warheiten** zu vermeiden, oder ihn viel„mehr zu erklären." Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freylich; wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben: so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O nur allzudeutlich; und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nehmlich: „Ich „verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so

„etwas auch nur vermuthen zu können. Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuscripte unterstrichen, ward nicht umsonst mit Schwabacher gedruckt. Dieses Er war Herr Klopstock. Denn Herr Basedow wird doch wohl wissen, wofür die Gottschede und Hudemanns den Herrn Klopstock halten. Dieser Leute wegen that es mir im Ernste leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beschuldigungen auf gewisse Weise zu statten komme.

Und so wenig ich aus des Herrn Klopstocks Philosophie mache, eben so wenig mache ich aus seinen Liedern. Ich habe davon gesagt: „sie wären so voller Empfindung, daß man oft „gar nichts dabey empfinde. Herr Basedow hingegen sagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es ist, wie mich dünkt, ganz so gedankenreich und schön, wie „die folgende Strophe.

Jesus, Gott wird wiederkommen.
Ach laß uns dann mit allen Frommen
Erlöst zu deiner Rechten stehn!
Ach du müssest, wenn in Flammen
Die Welt zerschmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen dich zu sehn!
Dann setz auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hosianna!
Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich ist; so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist. Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr Basedow und seines gleichen, nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopstockischen Lieder, ein blosser witziger Einfall sey, so will ich ihnen sagen, was ich dabey gedacht habe. Es kann wahr seyn, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil

er aber blos diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bey ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabey gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner, so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabey empfindet. Der Hamburgische Anzeiger sagt, es sey ihm dieses mein Urtheil eben so vorgekommen, „als ob jemand von Lessings schönen Fabeln „urtheilen wollte, sie wären so witzig, daß sie oft ganz aber„witzig darüber würden. Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind! G.

Hundert und zwölfter Brief.

Herr Basedow — und nun werde ich seiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Lieblosigkeiten, mit Verleumdungen um sich; und der Hamburgische Anzeiger sagt, daß ein sehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufseher als ein höchst schlechtes Werk herunter zu setzen. Beyde Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, das sie mit aller Gewalt aufgestochen wissen wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie sich wohl des erdichteten Briefes, den der nordische Aufseher in seinem sieben und dreyßigsten Stücke mittheilet? Vielleicht haben Sie ihn überschlagen. Ich meine folgenden.

„Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie sich doch, bey dem Schlusse des ersten „Theils ihrer Blätter, in Kupfer stechen lassen. Ich habe Sie zwar noch „nicht gesehen, so oft ich sie auch auf unsern Spatziergängen aufgesucht „habe, und ich habe ein scharfes Gesicht. Gewiß Sie entziehen sich „dem Publico allzusehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen

„zu treffen. Das verspreche ich: Ihr Portrait soll keinem in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften etwas nachgeben. Ein altes „saures Gesicht mit Runzeln, wie Gellert und ein anderer Dichter; „tiefsinnig; schief; auch ein wenig mürrisch; denn im Schatten bin „ich stark. Nicht wahr? Ich warte nur auf Ihre Erlaubnis, mein „Herr, um den Grabstichel in die Hand zu nehmen; die Platte ist „schon fertig. Ich mache auch Inscriptionen in Prosa und Versen, „wenn Sie sie haben wollen. Ihr Verleger ist, wie ich höre, so eigen, „daß er Ihr Bild dem Werke, ohne Ihr Wissen nicht vorsetzen will. „Aber der wunderliche Mann! Er soll nicht dabey zu kurz kommen; „das Buch wird gewiß desto bessern Abgang haben. Nur muß er „meine Mühe nicht umsonst verlangen.

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen stecken: Ich kenne eine „etwas betagte reiche Wittwe, welche alle Augenblicke bereit ist, sich „in Sie zu verlieben, wenn Sie so aussehen, wie ich Sie zeichnen „will. Die Frau sieht nicht übel aus. Sie sind doch noch Witt„wer? Ich bin Mein Herr

Ihr unterthänigster Diener
Philipp Rauk.
Kupferstecher.

Ich frage einen jeden, dem es bekannt ist, daß der Kupferstecher, der ein Paar Portraits vor der **Bibliothek der schönen Wissenschaften** gemacht hat, wirklich **Rauke** heißt, ob diesem Briefe das geringste zu einem förmlichen Pasquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich sahe, daß sich ein Mann, wie der **Nordische Aufseher**, der von nichts als Religion und Redlichkeit schwatzt, der es seiner Würde für unanständig erklärt hatte, sich mit der Satyre abzugeben, daß sich so ein Mann so schändlich vergangen hatte. Gesetzt der Künstler spräche zu ihm: „Mein Herr, der sie so „eigenmächtig nicht Tadel, sondern Schande austheilen, darf „ich wohl wissen, wie ich zu diesem Brandmahle komme? Es „ist wahr, ich habe eines von den bewußten Portraits gestochen; „aber nicht aus freyem Willen, sondern weil es mir aufgetra„gen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward, und ich von „dieser Beschäftigung lebe. Ich habe mein Bestes gethan. „Allein man hat mir ein so schlechtes Gemählde geliefert, daß

„ich nichts besseres daraus habe machen können. Ich sage Ih-
„nen, daß alle die Fehler, die sie in meinem Stiche tadeln,
„in dem Gemählde gewesen sind; und daß ein Kupferstecher
„keinen Fehler des Gemähldes nach Gutdünken verbessern kann,
„ohne in Gefahr zu seyn, die Aehnlichkeit auf einmal zu ver-
„nichten. Was weis ich, ob Herr Gellert ein Adonis ist,
„oder ein saures Gesicht mit Runzeln hat? Was weis ich, ob
„der andere Dichter (den ich nicht einmal gestochen habe) schief
„und mürrisch aussieht? Wir Kupferstecher stechen die Leute,
„wie wir sie gemahlt finden. Und als Kupferstecher, sollte ich
„meinen, hätte ich doch immer noch einen Stichel gezeigt, der
„fester und kühner ist, und mehr verspricht, als daß er eine so
„öffentliche Beschimpfung verdient hätte. Doch dem sey wie
„ihm wolle. Wenn ich auch schon der allerelendeste Kupfer-
„stecher wäre, warum gehen Sie aus den Schranken des kriti-
„schen Tadels? Warum muß ich noch etwas schlimmeres als
„der elendeste Kupferstecher, warum muß ich ihr Kuppler seyn?
„Muß ich ihr Kuppler seyn, weil ihre Freunde das Unglück
„durch mich gehabt haben, nicht so schön und artig in der Welt
„zu erscheinen, als sie sich in ihren Spiegeln erblicken? Die-
„ses einzige frage ich Sie: muß ich darum ihr Kuppler seyn? —
Wenn, sage ich, der Künstler zu dem Aufseher so spräche; was
könnte der fromme, redliche, großmüthige Mann antworten?

Herr Basedow möchte gar zu gern meinen Namen wissen. Gut; er soll ihn erfahren, sobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr Klopstock, oder Er selbst, das Herz hat, sich zu diesem Pasquille zu bekennen. G.

Siebenter Theil.

XII. Den 18. September. 1760.

Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Aesopischen Zahnschreyer, Hermann Axel, den die Schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreyern besonders dadurch, daß

er sehr wenig redte. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische Mann war in der Schweitz überall willkommen; er durfte ungebeten bey den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüßig bezahlt sey. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzehlen; wie die Gauchlinger über ihre böse Bach rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhosen anstatt Pluderhosen tragen wollen; wie die Gauchlinger ꝛc. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den Freymüthigen Nachrichten, in den Critischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln, zum ersten, zweyten, dritten, und der Himmel gebe, letzten male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen seyn müsse? Diese bösen Leute hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennt, bis er sich wirklich für einen zweyten Patäcus (ὅς ἔφασκε την Ἀισωπου ψυχην ἔχειν *) gehalten. Nun fiel Leßingen vor kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und verschiedenes wider die Axelische Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Hermann Axel spricht zwar wenig; aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat Leßingische unäsopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Leßings von der Kunst Fabeln zu verfertigen. **

* Plutarch im Leben des Solons.

** Zürich, bey Orell und Compagnie, in Octav.

Dieses Buch, welches um die Helfte stärker ist als die Leßingischen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weis, von welcher ich es Ihnen am ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen bestehet. Jene sollen spöttische Parodieen auf Leßings Fabeln seyn; und in diesen soll die Leßingische Theorie von der Fabel mit Gründen bestritten werden. Hermann Axel dünkt sich in Schimpf und Ernst maitre passé; er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengesichtern an, und höret mit Runzeln auf. Aber woher weis ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfasser von diesen Leßingischen unäsopischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Critischen Briefen beygelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl als jene seine wären; wenn er nicht beyde für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen sagen. Denn mit allem würde Leßing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit seinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine, „und rief die Muse an, die den Aesopus seine Fabeln gelehrt hatte. „Indem kam mit seltsamen Bockssprüngen eine Gestalt wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade auf mich zu, und „sagte: Die Muse hört dich nicht, sie ist itzo beschäftiget einem „Poeten beyzustehen, der den Tod Sauls und Jonathans singt: Ich „will statt ihrer dir bey deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Gefolge der Musen, und diene den Poeten und Mahlern nicht selten „bey ihrer Arbeit; sie nennen mich Capriccio, ich bin jener Geist

—— ille ciens animos & pectora versans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

„Die Deutschen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur „wenige von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung, „und sagte, daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. „Diese Mühe, sagte er, können wir uns sparen; dafür wollen wir „im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir „ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald „einzelne Umstände herausnehmen, und eine neue Fabel darauf bauen, „oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fa„belwildbret niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder „Kampf der Leidenschaften soll uns eine Handlung seyn. Warum „nicht? Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er sich dabey keiner „Thätigkeit bewußt sey? Zu derselben brauchen wir auch die innere „Absicht der aufgeführten Personen nicht, es ist genung an unserer Ab„sicht. Nur laßt uns nicht vergessen, unserer Fabel die Wirklichkeit „zu geben mit dem **Es war einmal** — Ich erlasse dir auch die klei„nen sonderbaren Züge in den Sitten der Thiere. Du hast genung „an den allgemein bekannten, und diese magst du erhöhen, so weit „du willst, und sie so nahe zur menschlichen Natur bringen, als du „willst. Der müßte ein Dummkopf seyn, der deine Fabeln lesen wollte, „um die Naturgeschichte darinn zu studieren.

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln bekommen, aber es wer„den wohl Stoppische seyn? Um Vergebung, versetzte er, nicht Stop„pische, sondern **Leßingische**: In diesen letzten Tagen ist **Leßing** den „Menschen geschenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu „verdauen, zu verbessern, und unter die scientifische Demonstration zu „bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlassen. Er kann „sich mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat „Unverschämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu ersetzen.

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen. Hilf „mir, muntrer **Capriccio**, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemählden, „zu Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stellungen, zu Ge„danken die hervorstechen, zu Anspielungen. Fort mit dem Plunder, „versetzte er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die „Fabel Anmuth? Willst du das Gewürze würzen? Kurz und trucken; „mehr verlangt unser Lehrer nicht; gute Prose —

„Entschuldige dich dann mit deinem Unvermögen, gieb deine Gril-

„len für Orakel, du wirst weder der Erste noch der Letzte seyn, der
„das thut — —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich seiner satyrischen Gestalt
„und seinem bocksmäßigen Namen zu entsprechen. Indessen folgte ich
„ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln.

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweitzern verdorben? Noch im Jahr 1749, als sie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, stand Capriccio bey ihnen in sehr grossem Ansehen. Da war er der poetische Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in die abgelegensten dunkelnsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Pater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da hatte er auch deutschen Dichtern die trefflichsten Dienste gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt „und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte, „noch niemals gesehen hatte;" der andere war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener Philosophie „gelangt, in welchen er sich mit seinen Freunden noch als „Atomos, die allererst aus der Hand der Natur kamen, erblickte, „bevor sie noch gebohren waren, doch sich nicht ganz unbewußt.

Klein wie Theilchen des Lichts ungesehn schwärmeten,
— wie sie — auf einem Orangeblatt
Sich zum Scherzen versammelten,
Im wollüstigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit schwatzend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bey den Schweitzern 1749. Und was lassen sie ihm 1760 thun? Schlechte Leßingische Fabeln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto grössere mit den Schweitzern. Capriccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit:

Lætitia in terras ſtellato ex æthere venit,
Cui comes ille ciens animos & pectora verſans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweitzer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du? und zu dem Capriccio: du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem Noah nicht munter genug gewesen: er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen; und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser, als die Sündfluth. Da dachten die Schweitzer: willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man höret es zum Theil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt itzt den Tod Sauls und Jonathans: ist Capriccio bey ihm? Nein. Die Muse nur ist bey ihm; und Capriccio schärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

——————— pictoribus ille
Interdum aſſiſtens operi, nec ſegnius inſtans
Vatibus ante alios, Muſis gratiſſimus hoſpes.

Ich sorge, ich sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder aussöhnten! Da war es mit den Schweitzern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen:

Vorrei eſſer ne l'Inferno,
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio foſſe Falerno,
Ma non fuggiſſe mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seit dem kam der Einfall

Es donnert! Trink und sieh auf mich!

— —

Zevs ist gerecht; er straft das Meer:
Sollt er in seinen Nektar schlagen?

allem Ansehen nach, zwar auch vom Capriccio: allein Capriccio steht nicht mehr bey ihnen in Gnaden, und Leßing ist ein profaner Bösewicht.

Aber zur Sache. „Laß uns, muß Capriccio sagen, im „Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen.“ Was will Hermann Axel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Leßing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten Schriftstellern zusammen gestoppelt habe. Es ist wahr, er führet sie in seinem Verzeichnisse an: allein wer diese Anführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger als seine Fabeln darinn enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen, wenn uns Leßing diese kleine gelehrte Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kameele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit sie zu brauchen, sehen. Zudem sollte er gewußt haben, daß der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein seyn als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil verstehet: denn sehr oft ist die Bereitschaft diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders; und es würden tausend andere, wenn sie den nehmlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nehmlichen Disposition ihn zu bemerken, gewesen wären, das nehmliche erfunden haben. Unterdessen kömmt es freylich noch darauf an,

ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlasse sind. Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel

Die Furien. [s. Band I, S. 153.]

Diese Fabel ist die einzige, bey welcher L. den Suidas anführet. Und was stehet im Suidas davon? Dieses: daß ἀειπαρθενος (immerjungfer) ein Beynahme der Furien gewesen sey. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Leßingen diese Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen! Ohne Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß diese Fabel zu machen; und sein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενος auszustöbern, und es in diesem gelegenen Augenblicke bey ihm vorbey zu jagen.

Die Fortsetzung folgt.

XIII. Den 25. Septembr. 1760.

Beschluß des hundert und sieben und zwanzigsten Briefs.

Ich wüßte auch kaum zwey bis drey Exempel anzuführen, wo L. seinen alten Währmännern mehr schuldig zu seyn schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtuugen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Classicis zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun; am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Aelian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig grösser, als jene staubigte Compilatores: allein demohngeachtet ist es weniger erlaubt sich aus solchen Männern, als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieses nennt das Publicum, welches sich nicht gern ein Vergnügen

zweymal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn stolzieren.

Doch damit ich Axeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarchs, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, sich mit der Hand greiffen zu lassen. Es heißt bey dem Plutarch: ὅτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, των κρεων, τα μη κρεα, ἡδιϛα ἐϛι, και των ἰχθυων, ὁι μη ἰχθυες, ἐκεινοις ἀποφαινεσθαι παρωμεν, ὁις ὁ Κατων ἐφη, της καρδιας την ὑπερωαν ἐναισθητοτεραν ὑπαρχειν. Οτι δε των ἐν φιλοσοφια λεγομενων, ὁι σφοδρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηθεις, δηλον ἐϛιν ἡμιν. „Ob es wahr ist, was der „Dichter Philoxen sagt, daß das angenehmste Fleisch das ist, „was nicht Fleisch ist, und die angenehmsten Fische die, die nicht „Fische sind: das wollen wir denen zu entscheiden überlassen, „die mit dem Cato zu reden, allen ihren Verstand im Gaumen „haben. Das aber ist unstreitig, daß junge Leute diejenigen „philosophischen Lehren am liebsten anhören, am willigsten be„folgen, die in keinem ernsthaften, philosophischen Tone vorge„tragen werden." — Nun, was meinen Sie, daß hieraus „für eine Fabel geworden? Folgende:

Der Reitz der Zubereitung.

„Cinna der Poet bat Cleander den leckerhaften Esser auf ein „wirthschaftliches Mittagsmahl. Eine Schüssel mit Speisen ward „aufgetragen, Cleander aß mit bedachtsamer Mine und sagte: das „angenehmste Fleisch ist, was nicht Fleisch ist. Hernach kam eine „Schüssel mit Fischen; dann sagte er: der angenehmste Fisch ist, der „kein Fisch ist. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er diese räthselhaf„te Sprache nicht verstünde. Cleander versetzte: Soll ein Mann, „der den Geschmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der „ihn in dem Verstande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd seyn, „daß die Menschen diejenige philosophische Schrift am liebsten haben, „und mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht philosophisch noch im

„Ernst geschrieben scheinet. Sie wollen in dem Vortrage und den Vor-
„stellungen eine schmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dächte,
„daß wir dieser Betrachtung deinen Phaeton, deine Verwandlungen,
„und deine Katze in Elysium schuldig wären."

Und das nennt Axel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kahler Ausschreiber ist, und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet. Was hat Axel hier hinzuerfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht schon darinn liegt? Wenn er, als ein Schweitzer, wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Esser zum dritten hätte sagen lassen, „der ange-
„nehmste Käse ist der, der kein Käse ist:" so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er scheinet mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu seyn, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht L. sondern Axel selbst ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfasser der neuen critischen Briefe sein Probestück machen ließ, und ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen der sich rühmte, er kenne das Gedicht,
„der Messias, sehr wohl, es wäre in Hexametern verfasset, und
„er hätte den Vers aus demselben behalten:

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle zu Satan.

Geschwind besann sich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzehlte folgendes:

Der Pallast des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Pallaste des Prinzen
„Eugens, der in dem Preussischen Ueberfall sollte niedergerissen wer-
„den. Man war sehr bemüht sein Ebenmaaß, seine Abtheilungen und
„ganze Form zu untersuchen. Ein Mensch, der grosse Reisen gethan
„hatte, schwieg lange stille, endlich fieng er an: Dieser Pallast ist mir
„so gut bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er
„gebauet ward, und ich habe das Glück ein Stückchen von dem Mar-
„mor zu besitzen, woraus er gebauet ist. Zugleich zog er das Stück-

„chen aus der Tasche, und betheuerte, daß ers von dem Marmor her-
„unter geschlagen hätte, von welchem der Pallast erbauet worden."

Was ist das anders, als das Mährchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? Σχολαςικος ὀικιαν πωλων, λιϑον ἀπ' ἀυτης ἐις δειγμα περιεφερε.

Ich habe oben die Lessingische Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Axel parodiret, wann er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: was hat L. wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genennt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Axel zugestehen, sondern glaubt diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„Hast du die drey strengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefun-
„den, Iris, die ich dir befahl zu suchen, damit ich der Venus Sohn
„sprechen könnte? Also fragte Juno die Bothschafterin des Himmels.
„Ich fand sie, antwortete Iris, aber sie waren schon vergeben;
„Merkurius hatte sie zum Pluto geführt, der sie für Furien brau-
„chen will. Für Furien, diese Tugendhaften? sprach Juno. O, ver-
„setzte Iris, vollkommen strenge; alle dreye hatten den geringsten
„Funken in ihren Herzen erstickt, alle dreye haben niemals einer
„Mannsperson gelächelt. Die Göttin machte grosse Augen und ver-
„setzte: du hast mir diesmal einen schlechten Begrif von deinem Ver-
„stande gemacht, und deine Moral ist mir verdächtig, indem du Tu-
„gend, Keuschheit und Zucht mit Menschenhaß und Unempfindlichkeit
„vermischest. Gellert soll mir die suchen, die ich verlange.

Der seltsame Axel! Also muß man dem Leser nichts zu denken lassen? und das Compliment, das Gellert hier bekömmt! Er, den die Schweitzer ehedem, wie Lessingen, mit Stoppen in eine Classe setzten!

So sehr unterdessen Herr L. von Axeln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdriessen darf, seine Fabeln so geflissentlich parodiret zu sehen. Er mag

sich erinnern, was der Abt Sallier zu dem ersten Requisito einer Parodie macht. Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toûjours estre un ouvrage connu, célébre & estimé. La critique d'une piéce mediocre, ne peut jamais devenir interessante, ni picquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de relever des defauts, qu'on n'apperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public previent celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils sçavent aussi bien que nous, & tirer un ouvrage de l'obscurité où il merite d'etre enseveli. Une pareille parodie ne sçauroit ni plaire ni instruire; & l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un sujet qui soit en quelque façon consacré par les eloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verstehen gegeben hat, daß Hermann Axel niemand anders als unser berühmter Bodmer sey: wie eitel kann er darauf seyn, diesen critischen Vejanius,

Spectatum satis & donatum jam rude, —

noch eins bewogen zu haben

——— antiquo se includere ludo.

G.

Vierzehnter Theil.

VI. Den 13 Mai. 1762.

Zweyhundert und drey und dreyßigster Brief.*)

Wie kömmt es, fragen Sie in einem Ihrer Briefe, daß man mir nichts von der merkwürdigen Ausgabe der Lichtwerschen Fabeln sagt, die ein Ungenannter, ohne Vorwissen des Verf.° herausgegeben, und davon in öffentlichen Blättern so verschiedentlich geurtheilt wird? — — — Man kann also, wie mich deucht, nicht in Abrede seyn, daß das Verfahren des ungenannten Verbesserers unbillig sey, und daß Hr. L. sich mit Recht über ihn beschwehre.

*) Dieser Brief ist von Mendelssohn (s. Nicolais Vorrede zum 26. Th. der Lessingischen Schriften, S. XXIII): mit dem Herrn G. muß aber Lessing gemeint seyn.

° Unter dem Titel: M. J. Lichtwers u. s. w. auserlesene verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweyen Büchern. Greifswalde und Leipzig. 1761.

„Nein! sagt unser Freund Hr. G. Man kann die Sache „zur Entschuldigung des Ungenannten aus einem ganz andern „Augenpunkte betrachten. Es ist noch nicht ausgemacht, daß „sich das Eigenthumsrecht über die Werke des Geistes so weit „erstrecket. Wer seine Schriften öffentlich herausgiebt, macht „sie durch diese Handlung publici juris, und so denn stehet es „einem jeden frey, dieselbe nach seiner Einsicht zum Gebrauch „des Publicums bequemer einzurichten. Zumal da dem Autor „durch diese Handlung nichts von seinem Rechte benommen „wird, indem das erste Geschenk, das er dem Publico gemacht „hat, deswegen nicht vernichtet wird, und er selbst noch immer „die Freyheit hat, die ihm angebotene Veränderungen nach Be- „lieben anzunehmen, oder zu verwerfen. Mit dem Eigenthum „der Güter dieser Welt hat es eine ganz andere Beschaffenheit. „Diese nehmen nicht mehr als eine einzige Form an, und nie- „mand als der Besitzer hat das Recht diejenige Form zu wäh- „len, die er für die bequemste hält. Hingegen bleibet die erste „Ausgabe einer Schrift unverändert, und eine von einem an- „dern veranstaltete verbesserte Auflage, ist blos als ein Vor- „schlag anzusehen, wie nach der Einsicht dieses Herausgebers „das Werk vollkommener gemacht werden könnte. Gesetzt der „Vorschlag werde angenommen; so kömmt, wie der Herausgeber „in dem Vorberichte bemerkt, dennoch die größte Ehre, dem er- „sten Verfasser zu, der seine meisten Gemälde so weit gebracht „hat, daß nur wenige Pinselzüge für eine fremde Hand übrig „gelassen waren. Wird der Vorschlag gemisbilliget, so kann ihn „der noch lebende Verfasser öffentlich verwerfen, und das Pu- „blicum hat das Vergnügen, den Ausspruch zu thun. Wenn „ja in dergleichen Verfahren eine Ungerechtigkeit Statt findet; „so müßte es vielmehr gegen einen todten Verfasser seyn, der „nicht mehr vermögend ist, sich über die vorgeschlagene Verbes- „serungen zu erklären. Hat man es aber einem Rammler und „einem Leßing nicht übel genommen, vielmehr Dank gewußt, „daß sie einen Logau nach ihrer Weise verbessert heraus gege- „ben; warum will man es denn dem Ungenannten zu einem „solchen Verbrechen anrechnen, daß er einem lebenden Verfasser

„seine Verbesserungen zur Beurtheilung vorlegt, und sich gefal-
„len läßt, ob er dieselben annehmen, oder ausschlagen will.“ —
So weit Herr G.!

Drey und zwanzigster Theil.

V. Den 27. Junii 1765.

Drey hundert und zwey und dreyßigster Brief.

Der Verfasser der **Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter**,* ist ein Mann, der eine wahre Hochachtung für sich erwecket. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit so vielem Geschmacke ausgeführet zu sehen, konnten wir wünschen, aber kaum hoffen. Er ist der erste Uebersetzer, wenn man den, der eine so genaue Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation zeiget, der ein so feines Gefühl mit einem so richtigen Urtheile verbindet, unter dessen Bearbeitung so verschiedne Schönheiten in einer Sprache, für die sie gar nicht bestimmt zu seyn schienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher sie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, sage ich, so einen Schriftsteller anders einen Uebersetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr selbst ein Original ist, dem auch die Erfindsamkeit nicht mangeln würde, hätte es sich ihrer, uns zum besten, nicht itzt entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die italienische Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unsere Dichter sich fast nichts als welsche Muster wählten. Aber was für welche? Den **Marino** mit seiner Schule. Der **Adonis** war unsern **Posteln** und **Feinden** das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Critik über das Verdienst dieser Muster und dieser Nachahmer die Augen öfnete, so erwogen wir nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das schlechteste gefallen war, sondern **Dante** und **Petrarca** mußte die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen

* Braunschweig, im Verlage des Waysenhauses, erster Band 1763. zweyter Band 1764. in 8.

entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italienischen Gedichte, und wenn der einzige Tasso sich noch einigermaassen in Ansehen erhielt, so hatte man es fast einzig und allein den Sprachmeistern zu verdanken.

Der Inhalt dieser Versuche wird daher für die meisten Leser auch das Verdienst der Neuheit haben, und unsere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küsten darinn entdecken, wohin sie ihr poetisches Commercium mit vielem Vortheile erweitern können. Den Vorzug, der die italienische Dichtkunst insbesondre unterscheidet, setzet der Verfasser, in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemalet sind, daß sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieses ist gleich die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweydeutig schimmert. Ich sage zweydeutig; denn auch wir haben malerische Dichter die Menge; aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten, als die Niederländische Schule zu der Römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemählde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komische Epopeen haben manche gute Bambocciade: aber wo sind unsere poetische Raphaels, unsere Maler der Seele?

Das Vortrefliche der italienischen Dichter, hat indeß unsern Verfasser nicht geblendet; er siehet ihre Schwäche und Fehler, wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, sagt er, daß sie bey weiten mit der Stärke nicht denken, mit der sie imaginiren. Daher kömmt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meisten ihrer Gedichte angelegt sind; daher die häuffigen Ungleichheiten, und der Mangel an starken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geist so angenehm in den Schriften der Engländer beschäftigen; dieses ist endlich die Ursache, die zu weilen auch einige ihrer besten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italienischen Geschmack in so übeln Ruf gebracht haben.

Die poetische Landkarte, die er bey dieser Gelegenheit entwirft, scheinet dem ersten Ansehen nach ein Spiel des Witzes zu seyn, und ist im Grunde mit aller Genauigkeit einer gesun-

den Critik aufgenommen. „Man kann bemerken, sagt er, daß je„mehr sich die Völker dem Süden nähern, mit desto leichterer Nah„rung sich ihre Seelen so wohl als ihre Körper befriedigen. Der Eng„länder braucht ohne Zweifel die schwereste und die solideste. Seinem „Geschmacke ist vielleicht der unsrige am ähnlichsten. Dem Franzosen „ist diese Nahrung zu stark, er muß sie mit Esprit verdünnen, oder „er ist im Nothfall auch mit Esprit allein zufrieden. Die Italiener „entsagen gern beyden, wenn man nur ihre Einbildungskraft durch „Gemählde beschäftiget, und ihr Gehör durch einen musicalischen Klang „vergnügt. Die Spanier sind endlich so mäßig, daß sie sich mit ei„nem blossen prächtigen und harmonischen Schalle, mit einer Reihe „tönender Worte begnügen können. Man hat in der That Poesien „von ihren berühmtesten Dichtern, die niemals ein Mensch, auch ihre „Verfasser selbst nicht verstanden haben, die aber sehr gut klingen und „voll von prächtigen Metaphern sind. So verschieden ist der Geschmack „der Völker, so verschieden ihre Vorzüge."

Der Verfasser bedienet sich bey den Werken, die er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und diese Ordnung hat den Vortheil einer Geschichte, die den Ursprung und das Wachsthum der italienischen Dichtkunst zeiget, und uns die verschiedenen Veränderungen in dem Geschmacke der Nation vor Augen stellet. Den ersten Band nehmen also Dante und Petrarca ein, und wir lernen diese Väter der welschen Poesie in ihrer wahren Gestalt kennen. Der zweyte Band enthält die Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, und aus dem sechzehnten die vornehmsten Nachahmer des Petrarca, nebst demjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, dem Ariost.

Der Beschluß folgt künftig.

VI. Den 4. Julii 1765.

Beschluß des dreyhundert und zwey und dreyßigsten Briefes.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieser großmüthigen Beschützer und Aufmunterer aller Künste und Wissenschaften, veranlaßt den Verfasser zu einer Anmerkung, die eben so scharfsinnig als wahr ist. Da sie auf den äußerlichen Zustand der

deutschen Litteratur gewissermaassen angewendet werden kann, so wünschte ich sehr, daß sie diejenigen endlich einmal zum Still-schweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigennützige Absichten nur allzudeutlich merkt. „Man irret sehr, sagt er, wenn man den Mangel großer Ge-„nies zu gewissen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmun-„terungen zuschreibt. Das wahre Genie arbeitet, gleich einem reissen-„den Strome, sich selbst seinen Weg durch die größte Hindernisse. „Shakespear, der zu einem Handwerke erzogen worden, ward ein gro-„ßer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja so gar, ohne „selbst es zu wissen. Einer der größten heutigen italienischen Dichter „macht, als ein armer Beckerjunge Verse, die einen grossen Kunstrich-„ter in Erstaunen setzen, und ihn bewegen, sich seiner anzunehmen. „Ueberhaupt können Aufmunterungen niemals Genies erzeugen; und „sie schaden gewiß allemal denen, die es schon sind, wenn der Gönner „nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzet. „Einen Beweis davon findet man vielleicht selbst in den so gerühmten „Freygebigkeiten Ludwigs des vierzehnten, die ihm so viel Ehre ge-„macht haben. Alle die großen Genies, die seiner Regierung den „größten Glanz gaben, waren ohne seine Aufmunterung entstanden, „und Racine, der so sehr den Geschmack der Natur hatte, dessen Ge-„nie mit dem Geiste der Alten genährt war, hätte vermuthlich seine „Tragödien nicht durch so viel Galanterie entnervet, wir würden mehr „Athalien von ihm haben, wenn ihn nicht diese Aufmunterungen ge-„nöthiget hätten, dem Geschmacke eines weibischen Hofes zu schmei-„cheln. Der wichtigste Nachtheil aber, welchen der große Schutz viel-„leicht nach sich ziehet, den die schönen Wissenschaften bey Regenten „finden, ist dieser, daß dadurch die Begierde zu schreiben, zu sehr aus-„gebreitet wird, daß so viele, bloß witzige Köpfe sich an Arbeiten wa-„gen, die nur dem Genie zukommen. Diese, welche die großen Züge „der Natur nicht erreichen können, (denn die trift allein das Genie) „suchen sich durch neue Manieren, durch Affectationen zu unterschei-„den, oder führen das Publicum von der Natur zum Gekünstelten. „Dieses ist vermuthlich die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der

„grossen Beschützer der Künste, Zeiten des übeln Geschmacks und des „falschen Witzes gefolgt sind.“

Eine andere kleine Ausschweiffung unsers Verfassers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie betrift den Machiavel. „Machiavel, sagt er, ein sehr gro- „ßer Kopf, den wir aus seinem Fürsten zu wenig kennen, und zu „unrichtig beurtheilen, brachte nach der Calandra des Cardinals Bi- „biena, ein paar Comödien auf den Schauplatz, in denen das Salz „des Moliere, mit dem Humor und der komischen Stärke der Eng- „länder vereiniget ist. Dieser Machiavel ist es ausserdem, der die Prose „der Italiener zu ihrer wahren Vollkommenheit gebracht hat. Er ver- „mied die aufgedrungenen, weitschweifigen Perioden des Boccaz. „Sein Styl ist rein, kurz, gedrängt, und voll Sachen, und beständig „klar. Seine Geschichte von Florenz ist die erste unter den wenigen „neuern Geschichten, die man den schönen historischen Werken der „Alten an die Seite setzen kann. Sie vereiniget die Klarheit und „Reinigkeit des Nepos in der Erzehlung mit dem Tiefsinn und der „Stärke des Tacitus in den Betrachtungen. Aber keines von seinen „Werken macht ihm so viel Ehre, als die Discurse über den Li- „vius, ein ganz originales Werk, das voll von Entdeckungen in der „Staatskunst ist, deren verschiedene man in den Werken des Präsiden- „ten Montesquieu, als die seinigen, bewundert, weil man den „Italiener nicht genug kennt, den Montesquieu sehr studiret hatte.“

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das meiste längst im Originale gelesen, und wenn ich ihnen nochmals wie- derhohle, daß sich in der Uebersetzung eine Meisterhand zeiget, welche die Schönheiten der Versification, die nothwendig ver- loren gehen müssen, nicht bloß mit der reinsten, geschmeidigsten, wohlklingendsten Prose, sondern auch mit unzählig kleinen Ver- besserungen und Berichtigungen desjenigen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend, ein wenig affectirt ist, compensiret hat: so werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

Herr Meinhardt, so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeitlang in Italien aufgehalten; ein Umstand, welcher allein ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken kann. Vor kurzen, wie ich höre, hat er eine zweyte Reise dahin unternommen; es wäre

sehr zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werks darunter leiden sollte. Meinen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine Prädilection für die Italiener habe? Sie irren sich; er muß mit der englischen Litteratur eben so bekannt seyn, als mit der welschen. Denn ihm haben wir auch die Uebersetzung von Heinrich Homes Grundsätzen der Critik* zu danken. Hier mußte sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Uebersetzer vereinigen. Es war ein Räthsel für mich, in welchem von unsern Uebersetzern ich diese Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbekannter Name mußte dieses Räthsel lösen. Sie freuen sich; aber Sie wundern sich zugleich. Erinnern Sie sich, was Seneca sagt: Einige sind berühmt; andere sollten es seyn.

N. S. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte** ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntschaft seyn sollen, in die Hr. Meinhardt unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weis ich aber, daß diesen Gedichten, welche für sich betrachtet, sehr artig sind, das Beywort Petrarchischer ganz und gar nicht zukömmt. Ist es doch auch ein blosser Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden seyn werde. Er kann unmöglich; denn sein Ton ist mehr der spielende Ton des Anakreons, als der feyerlich seufzende des Petrarca. Der platonische Italiener guckt nicht so lüstern nach des Busens Lilgen, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so verwebt er sie damit; an statt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Elementglase, in ihrer ganzen klaren abstechenden Verschiedenheit neben einander stehn, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca ausmacht.

G.

* Leipzig in der Dyckischen Handlung. Erster und zweyter Theil, 1763. in 8.
** Berlin 1764. in 8.

Sophokles.

Erstes Buch.

Von dem Leben des Dichters.

1760.

Bayle, der in seinem kritischen Wörterbuche sowohl dem Aeschylus, als dem Euripides einen besondern Artikel gewidmet hat, übergehet den Sophokles mit Stillschweigen. Verdiente Sophokles weniger gekannt zu werden? War weniger Merkwürdiges von ihm zu sagen, als von jenen seinen Mitbewerbern um den tragischen Thron?

Gewiß nicht. Aber bey dem Aeschylus hatte Baylen, Stanley; bey dem Euripides hatte ihm Barnes vorgearbeitet. Diese Männer hatten für ihn gesammelt, für ihn berichtiget, für ihn verglichen. Voll Zuversicht auf seinen angenehmern Vortrag, setzte er sich eigenmächtig in die Rechte ihres Fleißes. Und diesem Fleiße den Staub abzukehren, den Schweis abzutrocknen, ihn mit Blumen zu krönen: war seine ganze Arbeit. Eine leichte und angenehme Arbeit!

Hingegen, als ihn die Folge der Buchstaben auf den Sophokles brachte, vergebens sah er sich da nach einem Stanley oder Barnes um. Hier hatte ihm niemand vorgearbeitet. Hier mußte er selbst sammeln, berichtigen, vergleichen. Wäre es schon sein Werk gewesen, so erlaubte es ihm itzt seine Zeit nicht: und Sophokles blieb weg.

Die nehmliche Entschuldigung muß man auch seinem Fortsetzer, dem Herrn Chaufepié, leihen. Auch dieser fand noch keinen Vorarbeiter: und Sophokles blieb abermals weg. —

Man gewinne aber einen alten Schriftsteller nur erst lieb, und die geringste Kleinigkeit, die ihn betrift, die einige Beziehung auf ihn haben kann, höret auf, uns gleichgültig zu seyn. Seit dem ich es betauere, die Dichtkunst des Aristoteles eher studieret zu haben, als die Muster, aus welchen er sie abstrahierte: werde ich bey dem Namen Sophokles, ich mag ihn fin-

den, wo ich will, aufmerksamer, als bey meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorsatz gesucht! Wie viel Unnützes habe ich seinetwegen gelesen!

Nun denke ich: keine Mühe ist vergebens, die einem andern Mühe ersparen kann. Ich habe das Unnütze nicht unnützlich gelesen, wenn es, von nun an, dieser oder jener nicht weiter lesen darf. Ich kann nicht bewundert werden; aber ich werde Dank verdienen. Und die Vorstellung, Dank zu verdienen, muß eben so angenehm seyn, als die Vorstellung bewundert zu werden: oder wir hätten keine Grammatiker, keine Litteratores.

Mit mehrerm Wortgepränge will ich dieses Leben meines Dichters nicht einführen. Wenn ein Kenner davon urtheilet, „Barnes würde es gelehrter, Bayle würde es angenehmer „geschrieben haben:“ so hat mich der Kenner gelobt.

Leben des Sophokles.

„Vor allen Dingen muß ich von meinen Quellen Rechen„schaft geben (A). Diesen zufolge war Sophokles von Geburt „ein Athenienser, und zwar ein Koloniate (B). Sein Vater „hieß Sophilus (C). Nach der gemeinsten und wahrscheinlich„sten Meinung, ward er in dem zweyten Jahre der ein und „siebzigsten Olympias gebohren (D).

„Er genoß eine sehr gute Erziehung. Die Tanzkunst und „die Musik lernte er bey dem Lamprus, und brachte es in „dieser letztern, wie auch im Ringen so weit, daß er in beiden „den Preis erhielt (E). Er war kaum sechzehn Jahr alt, als „er mit der Leyer um die Tropäen, welche die Athenienser nach „dem Salaminischen Siege errichteten, tanzte, und den Lobge„sang anstimmte. Und das zwar, nach einigen, nacket und „gesalbt; nach andern aber, bekleidet (F). In der tragischen „Dichtkunst soll Aeschylus sein Lehrer gewesen seyn; ein Um„stand, an welchem ich aus verschiedenen Gründen zweifle (G). „Ist er unterdessen wahr, so hat schwerlich ein Schüler das „Uebertriebene seines Meisters, worauf die Nachahmung immer „am ersten fällt, besser eingesehen und glücklicher vermieden, „als Sophokles. Ich sage dieses mehr nach der Vergleichung „ihrer Stücke, als nach einer Stelle des Plutarchs (H).

„Sein erstes Trauerspiel fällt in die sieben und siebzigste „Olympias. Das sagt Eusebius, das sagt auch Plutarch: nur „muß man das Zeugniß dieses letztern recht verstehen; wie ich „denn beweisen will, daß man gar nicht nöthig hat, die ver„meinte Verbesserung anzunehmen, welche Samuel Petit dar„inn angegeben hat (I).

„Damals war der dramatische Dichter auch zugleich der „Schauspieler. Weil aber Sophokles eine schwache Stimme „hatte, so brachte er diese Gewohnheit ab. Doch blieb er darum „nicht ganz von dem Theater (K).

„Er machte in seiner Kunst verschiedene Neuerungen, wo„durch er sie allerdings zu einer höhern Staffel der Vollkom„menheit erhob. Es gedenken derselben zum Theil Aristote„les (L); zum Theil Suidas (M); zum Theil der ungenannte „Biograph (N).

„Mit der Aufnahme seiner Antigone hatte Sophokles „ohne Zweifel die meiste Ursache, vergnügt zu seyn. Denn die „Athenienser wurden so entzückt davon, daß sie ihm kurz darauf „die Würde eines Feldherrn ertheilten. Ich habe alles gesam„melt, was man von diesem Punkte bey den Alten findet, die „sich in mehr als einem Umstande widersprechen (O). Viel „Ehre scheinet er als Feldherr nicht eingelegt zu haben (P).

„Die Zahl aller seiner Stücke wird sehr groß angegeben (Q). „Nur sieben sind davon bis auf uns gekommen; und von den „andern ist wenig mehr übrig, als die Titel. Doch auch diese „Titel werden diejenigen nicht ohne Nutzen studieren, welche „Stoffe zu Trauerspielen suchen (R).

„Den Preis hat er öfters davon getragen (S). Ich führe „die vornehmsten an, mit welchen er darum gestritten hat (T).

„Mit dem Euripides stand er nicht immer in dem besten „Vernehmen (U). Ich kann mich nicht enthalten eine Anmer„kung über den Vorzug zu machen, welchen Sokrates dem „Euripides ertheilte. Er ist der tragischen Ehre des Sopho„kles weniger nachtheilig, als er es bey dem ersten Anblicke „zu seyn scheinet (X).

„Verschiedene Könige ließen ihn zu sich einladen; allein er

„liebte seine Athenienser zu sehr, als daß er sich freywillig von
„ihnen hätte verbannen sollen (Y).

„Er ward sehr alt, und starb in dem dritten Jahre der
„drey und neunzigsten Olympias (Z). Die Art seines Todes
„wird verschiedentlich angegeben. Die eine, welche ein altes
„Sinngedichte zum Grunde hat, wollte ich am liebsten allego-
„risch verstanden wissen (AA). Ich muß die übrigen alten Sinn-
„gedichte, die man auf ihn gemacht hat, nicht vergessen (BB).
„Sein Begräbniß war höchst merkwürdig (CC).

„Er hinterlies den Ruhm eines weisen, rechtschaffnen Man-
„nes (DD); eines geselligen, muntern und scherzhaften Man-
„nes (EE); eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten (FF).

„Er war ein Dichter; kein Wunder, daß er gegen die
„Schönheit ein wenig zu empfindlich war (GG). Es kann leicht
„seyn, daß es mit den verliebten Ausschweiffungen, die man
„ihm Schuld giebt, seine Richtigkeit hat. Allein ich möchte
„mit einem neuen Scribenten nicht sagen, daß sein moralischer
„Charakter dadurch zweifelhaft würde (HH).

„Er hinterließ verschiedene Söhne, wovon zwey die Bahn
„ihres Vaters betraten (II). Die gerichtliche Klage, die sie
„wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Ursachen gehabt
„haben, als ihr Cicero giebt (KK).

„Ausser seinen Tragödien führet man auch noch andere Schrif-
„ten und Gedichte von ihm an (LL).

„Die völlige Entwerfung seines Charakters als tragischer
„Dichter, muß ich bis in die umständliche Untersuchung seiner
„Stücke versparen. Ich kann itzt bloß einige allgemeine An-
„merkungen voraussenden, zu welchen mich die Urtheile, welche
„die Alten von ihm gefällt haben (MM), und verschiedene
„Beynamen, die man ihm gegeben hat (NN), veranlassen
„werden.

„Ich rede noch von dem gelehrten Diebstahle, den man ihm
„Schuld giebt (OO). Endlich werffe ich alle kleinere Materialien,
„die ich noch nicht anbringen können, in eine Anmerkung zu-
„sammen (PP); desgleichen auch die Fehler, welche die neuern
„Litteratores in Erzehlung seines Lebens gemacht haben (QQ).“

Ausführung.

Es wird Mühe kosten, dieses Gerippe mit Fleisch und Nerven zu bekleiden. Es wird fast unmöglich seyn, es zu einer schönen Gestalt zu machen. Die Hand ist angelegt.

(A)

Von den Quellen.) Diese sind Suidas und ein Unbekannter, der seinen Scholien über die Trauerspiele des Sophokles ein Leben des Dichters vorgesetzt hat. Suidas und ein Scholiast: Quellen! So gefällt es der verheerenden Zeit! Sie macht aus Nachahmern Originale, und giebt Auszügen einen Werth, den ehedem kaum die Werke selbst hatten.

Der Artikel Sophokles ist bey dem ersten sehr kurz. Es ist auch nicht dabey angemerkt, woher er entlehnet worden. Niemand hat sich verdienter um ihn gemacht, als J. Meursius (a), der ihn mit Anmerkungen erläutert hat, die ich mehr als einmal anführen werde.

Das Leben des Scholiasten ist etwas umständlicher, und es ziehet ältere Währmänner an, für die man alle Hochachtung haben muß; den Aristoxenus, den Ister, den Satyrus. Unter dem ersten verstehet er ohne Zweifel den Aristoxenus von Tarent, den bekannten Schüler des Aristoteles, von dessen vielen Schriften uns nichts, als ein kleiner musikalischer Tractat, übrig geblieben ist. Ammonius (b) führet von ihm ein Werk von den tragischen Dichtern an; und in diesem ohne Zweifel wird das gestanden haben, was der Scholiast, den Sophokles betreffend, aus ihm anführet. Ister ist der Schüler des Kallimachus, dessen Diogenes Laertius, Athenäus, Suidas und andere gedenken (c). Was für einen Satyrus er hingegen meine, will ich nicht bestimmen. Vielleicht den Peripatetiker dieses Na-

(a) In seiner Schrift: Aeschylus, Sophocles, Euripides, sive de Tragoediis eorum libri III. Lugduni Batav. 1619. Von Seite 87 bis 94. Sie ist dem zehnten Theile des Gronovschen Thesaurus einverleibet worden.

(b) Περι ὁμοιων και διαφορων λεξεων; unter ῥυεσθαι και ἐρυεσθαι: Αριςοξενος ἐν τῳ πρωτῳ Τραγῳδοποιων περι νεωτερων ὁυτω φησι κατα λεξιν u. s. w.

(c) Vossius de Hist. Gr. lib. IV. c. 12.

mens (d), unter dessen Leben berühmter Männer auch ein Leben des Sophokles seyn mochte.

Aber hätte ich nicht lieber die zerstreuten Stellen bey dem Plato, Aristoteles, Diodorus Siculus, Pausanias, Athenäus, Philostrat, Strabo, Aristides, Cicero, Plinius ꝛc. die den Sophokles betreffen, die Quellen nennen sollen? Doch sie gedenken seiner nur im Vorbeygehen.

Und auch der Bäche, die mich zum Theil zu den Quellen gewiesen haben, kann ich ohne Undankbarkeit nicht vergessen. Wenn ich aber den Gyraldus (e), den Meursius (f), und den Fabricius (g), nenne, so habe ich sie alle genannt. Das sind die einzigen, bey welchen ich mehr zu lernen, als zu verbessern gefunden habe. Bey allen andern war es umgekehrt.

(B)

Ein Athenienser und zwar ein Koloniate.) Suidas: Σοφοκλης, Σοφιλου, Κολωνηϑεν, Ἀϑηναιος. Und der ungenannte Biograph: Ἐγενετο ὀυν ὁ Σοφοκλης το γενος Ἀϑηναιος, δημου Κολωνηϑεν. Desgleichen der Grammatiker, von welchem der eine Inhalt des Oedipus auf Kolonos ist: ἠν γαρ Κολωνοϑεν (h). Auch Cicero (i) bestätiget es: Tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex his memoriae ducta sit disciplina. Tum Quintus, est plane, Piso, ut dicis, inquit, nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Coloneus ille locus (k), cujus incola Sophocles ob oculos versabatur: quem scis quam admirer, quamque eo delecter: me quidem ad altiorem memoriam Oedipodis huc venientis, & illo mollissimo carmine, quaenam essent ipsa haec loca, requirentis, species quaedam commovit, inanis scilicet, sed commovit tamen.

(d) Jonsius lib. II. de script. Hist. Philos. c. 11.

(e) *Gyraldus* Hist. Poetarum tam graecorum quam latinorum, Dialog. VII.

(f) In der unter (a) angezogenen Schrift.

(g) Fabricius Bibl. Graeca Lib. II. cap. 17.

(h) Sowohl die Ausgabe des Heinrich Stephanus, als des Paul Stephanus von 1603. (Seite 483) haben hier Κολωνοϑεν anstatt Κολωνηϑεν.

(i) Lib. V. de finibus.

(k) Meursius (Reliqua Attica cap. 6. p. 26) lieset: convertebat ad sese Colonus; ille locus &c. und ich ziehe diese Lesart vor.

Das atheniensische Volk ward, wie bekannt, in Φυλας (Stämme) eingetheilt, und diese Φυλαι theilten sich wiederum in verschiedene Δημους, das ist Landsmannschaften, wie es Schulze (l) übersetzt hat, und ich es nicht besser auszudrücken wüßte. Nicht selten bemerken die Geschichtschreiber beides; sowohl den Stamm, als die Landsmannschaft. So sagt z. E. Plutarch vom Perikles: Περικλης των μεν φυλων Ἀκαμαντιδης, των δημιων Χολαργευς. Von unserm Sophokles aber findet sich nur der Δημιος genannt; und ich wüßte nicht, daß irgend ein Philolog die δημους nach ihren φυλαις geordnet hätte; wenigstens hat es Meursius in seinem Werke de populis Atticae nicht gethan. Unterdessen vermuthe ich nicht ohne Grund, daß Sophokles aus dem Hippothoontischen Stamme gewesen ist, wie ich in der Anmerkung (CC) zeigen will.

Es hieß aber der Demos des Sophokles Κολωνος. Κολωνος bedeutet überhaupt einen Hügel, eine Anhöhe; γης ἀναϛημα, τοπος ὑψηλος (m). Zu Athen aber wurden besonders zwey Hügel so genannt, wovon der eine innerhalb, der andere ausserhalb der Stadt lag. Der innerhalb der Stadt, war auf dem Marktplatze, neben dem Tempel des Eurysaces, und hies von dem Markte Κολωνος ἀγοραιος. Von diesem ist die Rede nicht, sondern von dem ausser der Stadt, welcher zum Unterschiede Κολωνος ἱππιος d. i. der Ritterhügel, so wie jenes der Markthügel genennet ward (n). Und zwar hatte er

(l) In seinen Anmerkungen über die Leben des Plutarchs, welche Kind seiner Uebersetzung beygefügt hat.

(m) Suidas unter Κολωνος.

(n) Man sehe den Harpocration und Pollux, deren Stellen Meursius (Reliq. Att. cap. 6) anführt. Wie auch den Grammatiker, welcher den zweyten Inhalt des Oedipus auf Kolonos gemacht hat. Ὁυτω κληθεντι, sagt dieser von dem Kolonos, ἐκει και Ποσειδωνος ἐϛιν ἱερον ἱππειου και Προμηθεως, και ἀυτου ὁι ορεωκομοι ἱϛανται. Der lateinische Uebersetzer macht in dieser Stelle einen sehr albernen Fehler. Er giebt sie nehmlich so: quoniam Neptuni Equestris ibi est facellum & Promethei, quique *ejus mulorum* curam gerunt, ibi considunt. — *Ejus mulorum?* Was mögen das für geheiligte Maulesel gewesen seyn? Er hat das Adverbium ἀυτου für den Genitivum des Pronominis angesehen. (S. die Ausgabe des Paul Stephanus. S. 484.)

das Beywort ἱππιος von den darauf befindlichen Altären oder Tempeln des Neptunus ἱππιου und der Minerva ἱππιας (o). Aus der obigen Stelle des Cicero, und zwar aus den Worten: nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Colonus &c. ist nicht undeutlich zu schliessen, daß er zwischen der Akademie und der Stadt gelegen; denn das huc gehet hier auf die Akademie. Nun lag diese sechs Stadia von dem Thore, und der Kolonos mußte folglich noch näher liegen. Meursius braucht diesen Ort des Cicero auch sehr glücklich zur Verbesserung einer Stelle des Thucydides, wo gesagt wird, daß der Kolonos ohngefehr zehn Stadia von der Stadt liege: ςαδιους μαλιςα δεκα; und er vermuthet, daß man anstatt δεκα lesen müsse δ'.

Diejenigen nun, die in der Nähe dieses Κολωνος wohnten, machten den Demos aus, der davon den Namen führte, und hießen Κολωνιαται. Niemand kann uns dieses besser sagen, als Sophokles selbst:

— — — Αἱ δε πλησιον γυαι
Τονδ' ἱπποτην Κολωνον ἐυχονται σφισιν
Αρχηγον ἐιναι, και φερουσι τοὐνομα
Το τουδε κοινον παντες ὠνομασμενον·

heißt es zu Anfange seines Oedipus auf Kolonos (p). Und der Scholiast setzet hinzu: Το του Κολωνου ὀνομα κοινον φερουσι παντες, ὀνομαζομενοι Κολωνιαται δηλονοτι. Mit der Uebersetzung, welche Vitus Winsemius von dieser Stelle macht, bin ich nichts weniger, als zufrieden:

(o) Warum aber jener eben hier als ἱππιος verehret wurde, war ohne Zweifel dieses die Ursache; weil er

Ἱπποισιν τον ἀκεςηρα χαλινον
Πρωταισιν ταιςδ' ἐκτισε ἀγυαις.

(Sophokles in seinem Oedipus auf Kolonos, Zeile 745. 46.) Diese Stelle des Sophokles hat mit der bekannten streitigen Stelle des Virgils:

Tuque ô, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti.

(Georg. lib. I. v. 12. 13.) sehr viel ähnliches. Virgil scheinet sie vor Augen gehabt zu haben; und ich muß mich wundern, daß sie keinem von seinen Auslegern beygefallen ist. Denn man kann πρωταισιν eben sowohl mit ἀγυαις, als mit ἱπποισιν verbinden.

(p) Zeile 59 u. f.

— Et qui in vicinis compitis habitant agricolae
Hunc equeſtrem Colonum precantur ſibi
Praeſidem eſſe, atque inde nomen
Commune habent, ac Coloniatae vocantur.

Equeſtrem Colonum precantur ſibi praeſidem eſſe, würde ohngefehr heiſſen: ſie verehren dieſen Kolonos als ihren Schutzgott. Welch ein Sinn! Ich würde ἐυχομαι durch das bloße profiteri, aufs höchſte durch gloriari geben; und ἀρχηγον wenigſtens durch generis auctorem ausdrücken. Denn weiter will Sophokles auch nichts ſagen, als daß die Landleute da herum ſich des Kolonos als ihres Stammorts rühmen, und den Namen der Koloniaten von ihm führen.

Wodurch aber dieſer Kolonos beſonders merkwürdig geworden, das waren die letzten Schickſale des Oedipus. Hier lies ſich dieſer unglückliche Mann nieder, als ihn ſeine grauſamen Söhne aus ſeinem Reiche trieben; hier ſtarb er. Sophokles hat dieſen wunderbaren Tod zu dem Inhalte eines Trauerſpiels gemacht, χαριζομενος οὐ μονον τῃ πατριδι αλλα και τῳ ἑαυτου δημῳ, ſagt der Scholiaſt. Und in der That hat ſchwerlich ein Dichter ſeinen Geburtsort glücklicher verewiget, als Er. Was ich ſonſt noch davon zu ſagen hätte, verſpare ich, bis ich auf das Stück ſelbſt komme, das zum Glücke eines von den übrig gebliebenen iſt.

So auſſer allen Zweifel es nun ſchon, durch dieſe Zeugniſſe und Umſtände, geſetzt zu ſeyn ſcheinet, daß Sophokles von Geburt ein Athenienſer und zwar ein Koloniate geweſen: ſo findet man doch eines Alten erwehnet, welcher anderer Meinung ſeyn wollen. Iſter nehmlich, wie der ungenannte Biograph anführet, hat vorgegeben, Sophokles ſey kein Athenienſer, ſondern ein Phliaſier. Aber da Iſter der einzige iſt, der dieſes geſagt hat, warum ſoll man ſich von ihm irre machen laſſen? Und ſo urtheilet der ungenannte Biograph ſelbſt: Ἀπιϛητεον δε και τῳ Ἰϛρῳ φασκοντι ἀυτον οὐκ Αθηναιον, ἀλλα Φλιασιον ἐιναι· πλην γαρ Ἰϛρου παρ' οὐδενι ἑτερῳ τουτ' ἐϛιν ἑυρειν.

Meurſius hat, bey Gelegenheit dieſer Stelle des Biographs, einen Fehler begangen. In ſeinen Anmerkungen nehmlich über

das Leben des Sophokles aus dem Suidas, gedenkt er unter dem Worte Κολωνηθεν dieser Meinung des Ister, und sagt: Ister e populo Phliensi fuisse eum tradiderat. Nun ist populus hier dem Meursius soviel als δημος. Ister aber hat dem Sophokles nicht bloß den Koloniaten, nicht bloß den populum, δημιον, sondern überhaupt den Athenienser absprechen wollen. Dieses ist aus dem Gegensatze klar: οὐκ Αθηναιον ἀλλα Φλιασιον. Wäre unter Φλιασιος bloß der δημος zu verstehen, so könnte er ja eben sowohl ein Phliasier und Athenienser, als ein Koloniate und ein Athenienser seyn. Eine dunkele Erinnerung, die dem Meursius vielleicht beywohnte, daß es wirklich einen δημιον, Namens Φλυα, gegeben, hat ihn ohne Zweifel zu diesem Fehler verleitet. Allein des Unterschieds in den Buchstaben nicht zu gedenken, so heißt das Adjectivum von Φλυα nicht Φλυασιος, sondern einer aus diesem δημιῳ heißt Φλυευς. Ich beruffe mich deswegen auf folgende Inscription bey dem Spon (q):

ΣΕΛΕΤΚΟΣ
ΞΕΝΩΝΟΣ
ΦΛΤΕΤΣ

Φλιασιος hingegen ist das Gentile von Φλιους. Phlius aber war eine Stadt in dem Peloponnesus, und zwar in Achaia, nicht weit von Sicyon (r). Aus diesem Phlius also, und nicht aus Phlya, muß Ister den Sophokles gebürtig geglaubt haben.

Strabo sagt, das alte Phlius habe an dem Berge Kólossa gelegen. Dieses bringt mich auf eine Vermuthung. Sollte wohl Ister anstatt Κολωνηθεν, gelesen haben Κοιλωσσηθεν?

(C)

Sein Vater hieß Sophilus.) Man sehe das Zeugniß des

(q) In den Excerptis ex Jacobi Sponii Itinerario, de Populis Atticis, welche des Meursius Reliq. Atticis beygefügt sind. S. 39.

(r) Strabo, im achten Buche S. 586 nach der Ausgabe des Almeloveen. Stephanus Byzantinus: ΦΛΙΟΤΣ, πολις Πελοποννησου — το ἐθνικον Φλιουντος, ἡ Φλιουσιος — Πλεονασμῳ δε του α, Φλιασιος. Für πλεονασμῳ lieset Gronovius μεταπλασμῳ. (Variae Lectiones in *Stephano* p. 26.)

Suidas unter (A). Dieses bestätiget der ungenannte Biograph: ὑιος δε Σοφιλου. Und ein Ungenannter in der Anthologie (s):

Τον σε χοροις μελψαντα Σοφοκλεα παιδα Σοφιλου,

Τον τραγικης μουσης ἀςερα Κεκροπιον

u. s. w. Clemens Alexandrinus (t) schreibt ihn Σοφιλλος. So auch Tzetzes (u). Diodorus Siculus hingegen schreibt ihn Θεοφιλος (x). Ich wollte darum aber nicht mit dem Meursius sagen: Ergo emendandus Diodorus Siculus. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß Σοφιλος und Θεοφιλος im Grunde einerley Namen sind, indem der dorische Dialekt Σιος anstatt Θεος sagt. Daher es denn auch die lakonische Aussprache war. Wenn die Athenienserin νη τω ϑεω schwur, schwur die Spartanerin ναι σιω. Es war Ein Schwur; obgleich beide verschiedne Gottheiten damit meinten (y).

Das war sein Name; nun von seinem Stande. War Sophilus, der Vater unsers Dichters, einer von den vornehmern oder geringern Bürgern? Aristoxenus und Ister haben das leztere behauptet; denn beyde haben ihn zu einem Handwerker, jener zu einem Zimmermanne oder Schmiede, und dieser zu einem Schwerdfeger gemacht. Allein dem ungenannten Biograph kömmt dieses unglaublich vor; und zwar aus zwey Gründen, davon einer von der Feldherrnstelle, welche Sophokles nachher, zugleich mit den vornehmsten Männern des Staats bekleidet, und der andere von dem Stillschweigen der Komödienschreiber hergenommen ist. Er wählet also den Mittelweg und sagt, daß Sophilus vielleicht nur Knechte gehalten habe, die jene Handwerker treiben müssen: Ὑιος του Σοφιλου, ὁς ουτε (ὡς Αριςοξενος φησι) τεκτων, ἡ χαλκευς ἠν· ουτε (ὡς Ιςρος) μαχαιροποιος την ἐργασιαν. Τυχον δε ἐκεκτητο δουλους χαλ-

(s) Libro III. cap. 25. ep. 42.

(t) In seiner Ermahnungsrede an die Griechen. S. 36 nach der Ausgabe des D. Heinsius.

(u) Chil. VI. 69.

(x) Bibl. Hist. lib. XIII. p. 222. edit. Rodom.

(y) S. die Lysistrata des Aristophanes, Zeile 81 und 146, und was Bisetus über die erstere anmerkt.

κεας ἢ τεκτονας· οὐ γαρ εικος τον ἐκ τοιουτων γενομενον ςρατηγιας ἀξιωϑηναι συν Περικλει και Θουκυδιδη, τοις πρωτοις της πολεως· ἀλλ' οὐδ' ἀν ὑπο των κωμῳδων ἀδηκτος ἀφειϑη, των οὐδε Θεμιςοκλεους ἀποσχομενων.

Den ersten Grund halte ich für den stärksten nicht. Ich werde in der Anmerkung (O) mehr davon sagen. Der zweyte aber dünkt mich desto wichtiger. Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Komödie eine unerschöpfliche Quelle von Spöttereyen. Wehe dem berühmten Manne, dem sie von dieser Seite etwas vorrücken konnten! Da war kein Verschonen; wenn er sich um den Staat auch noch so verdient gemacht hätte. Themistokles, sagt der Biograph, erfuhr es. Und der gute Euripides! setze ich hinzu. Wie viel mußte er, wegen seiner Mutter Klito, die eine Krauthöckerin (λαχανοπωλις) gewesen war, von dem Aristophanes leiden. Nun war zwar Aristophanes ein besonderer Feind des Euripides, dem er den Sophokles sehr weit vorzog. Aber würde er, dieser poetischen Gerechtigkeit wegen, einen Einfall unterdrückt haben? Da kennt man den Aristophanes nicht! Da kennt man die alte Komödie nicht! Als Sophokles in seinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Aristophanes vor! Ich rede in der Anmerkung (P) hiervon mehr. Und er sollte ihm seine geringe Herkunft geschenkt haben? Auch Kratinus, auch Eupolis, und wie sie alle heissen, sollten sie ihm geschenkt haben? Denn man muß annehmen, daß der Biograph, oder die Währmänner des Biographs, von der alten Komödie mehr gelesen hatten, als uns davon übrig geblieben ist.

Aber was soll ich zu dem Mittelwege sagen, den der Biograph hier nehmen will, „daß der Vater des Sophokles viel„leicht nur Knechte gehalten, die jene Handwerker treiben müs„sen?“ Das heißt viel zu viel einräumen. Denn derjenige Bürger zu Athen, welcher mit den Handthierungen seiner Knechte wucherte, war noch lange kein vornehmer Bürger; er gehörte aufs Höchste in die Klasse der Mittelbürger, των μετριων πολιτων. Ja der Sohn eines solchen Bürgers war noch immer den Spöttereyen der Komödienschreiber, über das mittelbare Gewerbe seines Vaters, ausgesetzt. Ich beruffe mich die-

serwegen auf das, was Plutarch (z) von dem Redner Isocrates sagt: Ἰσοκρατης Θεοδωρου μεν ἠν παις του Ἐρεχθιεως (aa) των μετριων πολιτων, θεραποντας αὐλοποιους κεκτημενου, — ὁθεν εἰς τους αὐλους κεκωμῳδηται ὑπο Ἀριστοφανους και Στρατιδος. Hier ist ein Mann, welcher Flötenmacher in seinem Brode hält; aber eben darum gehörte dieser Mann unter die Mittelbürger; und der Sohn bekam von dem Aristophanes und Stratis des Vaters Flöten fein zu hören.

Widerspricht also die unterlassene Spötterey der Komödienschreiber dem Aristoxenus und Ister, so widerspricht sie auch der Vermuthung des Biographs, und Sophilus muß nothwendig einer von den Edeln der Stadt gewesen seyn, die reines Vermögen genug besassen, entweder in die Klasse der Pentakosiomedimnen, oder wenigstens in die Klasse der Ritter zu gehören. Dieser Behauptung kömmt das Zeugniß eines Alten, eines spätern Römers zwar, aber doch eines Mannes zu statten, der mit der griechischen Litteratur genau bekannt war. Der ältere Plinius (bb) nehmlich nennet unsern Dichter ausdrücklich, principe loco genitum Athenis. Wird Plinius das aus seinem Kopfe gesagt haben? Wird er sich nicht auf Zeugnisse gestützt haben, die wenigstens den Zeugnissen des Isters und Aristoxenus die Wage gehalten?

Ich habe über dieses eine Vermuthung, woraus das nachtheilige Vorgeben des Aristoxenus und Ister entstanden seyn kann, die hoffentlich keine von den unglücklichsten seyn wird. Auf dem zweyten Κολωνος, welcher zum Unterschiede ἀγοραιος hieß, ließen sich alle diejenigen treffen, welche für Lohn arbeiteten, und hießen von diesem ihren Versammlungsorte Κολωνιται (cc).

(z) In den Lebensbeschreibungen der zehn Redner, unter welchen das Leben des Isokrates das vierte ist.

(aa) Wie Xylander anstatt του ἀρχιερεως mit vollkommenem Grunde lieset.

(bb) Histor. Nat. lib. XXXVII. Sect. XI. §. 1. Edit. Hard. Ich gedenke dieser Stelle des Plinius unter (x) mit mehreren.

(cc) Suidas unter diesem Worte: Ὁυτως ὠνομαζον τους μισθωτους· ἐπειδη περι τον Κολωνον εἰςηκεσαν, ὁς ἐςι πλησιον της ἀγορας. Suidas hat hier den Harpocration ausgeschrieben, welcher die nehmlichen Worte aus einer Rede des Hyperides anführt.

Was ist nun leichter zu vermengen als Κολωνιται und Κολωνιαται? Sophokles aber, und folglich auch sein Vater, war ein Κολωνιατης. So fanden ihn Aristoxenus und Ister genennet, und lasen es für Κολωνιτης, und machten ihn zu einem Manne, der für Lohn arbeitet. Meine Vermuthung wird dadurch bestärkt, daß sie weder untereinander, noch mit sich selbst einig sind, welches Handwerk Sophilus eigentlich getrieben habe. Denn ein Κολωνιτης konnte ein Zimmermann, ein Schmid, und ein Schwerdfeger seyn.

Will man mir über dieses Κολωνιτης noch eine grammatikalische Grille erlauben? Ich halte die Sylbe της hier für etwas mehr, als für die bloße Endung, welche verschiedene Gentilia bekommen. Ich halte sie für das Nennwort θης, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. Ὁτι ὁ παρ᾽ ἀλλοις, merkt Photius aus den Chrestomathieen des Helladius an (dd), μισθου δουλευων, θης καλειται, ἡ παρα το θειναι, ὁ δηλοι το χερσιν ἐργαζεσθαι και ποιειν· — ἡ κατα μεταθεσιν του τ εἰς το θ το γαρ πενεσθαι και τητασθαι του βιου, οἱον ςερεσθαι, ἀναγκαζει πολλους τα δουλων πραττειν. Nun weis ich zwar wohl, daß θης in der mehrern Zahl θητες hat, und daß es also, nach Verwandlung des θ in das vielleicht ursprüngliche τ, Κολωνιτητες heißen müßte, und nicht Κολωνιται; ich weis aber auch daß der gemeine Gebrauch, welcher die Abänderung der Wörter in seiner Gewalt hat, sich wenig um die Herleitung bekümmert. Das θειναι in der angeführten Stelle, ist unser thun.

(D)

In dem zweyten Jahre der ein und siebzigsten Olympias gebohren.) Der ungenannte Biograph: Γεννηθηναι δε αὐτον φασιν ἑβδομηκοςῃ πρωτῃ ὀλυμπιαδι κατα το δευτερον ἐτος, ἐπι Αρχοντος Αθηνησι Φιλιππου. Mit ihm stimmet der Ungenannte, von welchem wir ein kurzes historisches Verzeichniß der Olympiaden (Ολυμπιαδων ἀναγραφην) haben (ee), auf

(dd) Diesen Auszug des Photius aus dem Helladius, hat Meursius übersetzt und mit Anmerkungen erläutert; und so ist er dem zehnten Bande des Gronovschen Thesaurus als ein besonderes Werk einverleibet worden.

(ee) Man findet dieses Ungenannten Ολυμπιαδων ἀναγραφην unter

das genaueste überein. Er schreibt unter dem zweyten Jahre ΟΛ. ΟΑ. Φιλιππος. Σοφοκλης ὁ τραγῳδοποιος ἐγεννηθη. Doch merkt eben dieser Ungenannte auch unter dem dritten Jahre der drey und siebzigsten Olympias an: Σοφοκλης ἐγεννηθη κατα τινας. Und unter diese einige gehöret Suidas, in dem Artikel von unserm Dichter: τεχθεις κατα την ογ' Ολυμπιαδα. Es wird aber aus andern Datis erhellen, daß man sich an diese einige nicht kehren dürfe, und daß die erstere Meinung allerdings den Vorzug verdiene.

Der ungenannte Biograph fährt fort: ἠν δε Αισχυλου μεν νεωτερος ἐτη δεκαεπτα, Ευριπιδου δε παλαιοτερος εἰκοσιτεσσαρα. „Er war siebzehn Jahr jünger als Aeschylus und „vier und zwanzig Jahr älter als Euripides." Dem zu Folge müßte Aeschylus in dem ersten Jahre der sieben und sechzigsten, und Euripides in dem zweyten der sieben und siebzigsten Olympias gebohren seyn. Doch beydes streitet wider alle Zeugnisse, die man von der Geburtszeit dieser beiden Dichter hat, so verschieden sie auch unter sich selbst seyn. Fabricius (ff) hat dieses bereits angemerkt: Auctor vitae Sophoclis ait, Sophoclem Aeschylo juniorem annis XVIII. (man lese XVII) feniorem Euripide annis XXIV. Pro quibus rationibus Aeschylus natus fuerit Olymp. LXVII. 1. Euripides Olymp. LXXVIII. (man lese LXXVII.) quod utrumque aliorum scriptorum testimoniis refellitur. Nun ist die wahrscheinlichste Meinung, daß Aeschylus in der drey und sechzigsten Olympias, und Euripides in dem ersten Jahre der fünf und siebzigsten gebohren worden. Wie also, wenn mein ungenannter Biograph geschrieben hätte: ἠν δε Αισχυλου μεν νεωτερος ἐτη εἰκοσιτεσσαρα, Ευριπιδου δε παλαιοτερος δεκαεπτα; „Er war vier und zwanzig Jahr jün„ger als Aeschylus, und siebzehn Jahr älter als Euripides!" Würde er der Wahrheit nicht um ein großes näher kommen? Mich wundert, daß Fabricius auf diese Vermuthung nicht gefallen ist.

andern in der Janssonischen Ausgabe der Chronik des Eusebius von 1658. Seite 313 u. f. Die Critici pflegen sie unter dem Titel Anonymi Descript. Olympiad. anzuführen.

(ff) Biblioth. Gr. lib. II. cap. 17. p. 619.

Der Scholiast des Aristophanes, merkt bey der 75ten Zeile der Frösche an: ἠν γαρ Σοφοκλης Αισχυλου μεν ἐτεσιν ἑπτα νεωτερος, Ευριπιδου δε κδ'. „Sophokles sey sieben Jahr „jünger als Aeschylus und vier und zwanzig Jahr jünger als „Euripides gewesen." Nichts kann deutlicher in die Augen fallen, als daß der Scholiast von den Abschreibern hier jämmerlich verstümmelt worden. Was aber L. Küster in seinen Noten darüber anmerkt, ist nur zum Theil richtig: Loco huic pessimum vulnus negligentia librariorum inflictum est: qui proinde ut in integrum restituatur, pro ἐτεσιν ἑπτα scribendum est ἐτεσιν δεκαεπτα: & deinde post Ευριπιδου δε, inserenda est vox πρεσβυτερος vel παλαιοτερος, quae non sine manifesto sensus detrimento hic omissa est. Absurdum enim est dicere, Sophoclem Aeschylo juniorem tantum fuisse septem annis; Euripide vero, viginti quatuor annis: cum Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse nemo ignoret. Contra Sophoclem Aeschylo juniorem fuisse septendecim annis; Euripide vero seniorem viginti quatuor annis, non solum evincunt rationes chronologicae, sed etiam expresse testatur Anonymus in vita Sophoclis &c. Und hierauf folgen die angeführten Worte des ungenannten Biographs. Allein was will Küster, wenn er sagt, es wisse jedermann, daß Euripides erst viele Jahre nach dem Aeschylus gelebt habe? Aeschylus ist, den Arundelschen Marmorn zu Folge, in dem ersten Jahre der achtzigsten Olympias gestorben. Und in der neun und siebzigsten, hatte sich Euripides bereits als einen tragischen Dichter bekannt gemacht. Man lasse aber den Aeschylus auch in der acht und siebzigsten gestorben seyn, so war Euripides doch damals schon geraume Zeit gebohren, und man kann auf keine Weise sagen: Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse. Sollen aber diese Worte nur bedeuten, Euripides überlebte den Aeschylus viele Jahre: so weis ich gar nicht, was wider den Scholiasten daraus folgt. Denn könnte, dem ohngeachtet, Aeschylus nicht später gebohren seyn als Euripides? Und bleibt er es nicht auch alsdenn noch, wenn man schon die sieben Jahre in siebzehn verwandelt hat? Kurz, das ist der rechte Weg gar nicht, die Verstümmlung des Scholiasten ins Licht zu setzen; sondern Küster hätte, gerade

zu, sagen sollen: Es sey ausgemacht, daß Sophokles älter als Euripides gewesen. Er hätte sich, ohne Umschweif, auf das Zeugniß des A. Gellius (gg), oder wer ihm sonst beygefallen wäre, beruffen müssen: und man würde es ihm ohne Umstände eingeräumet haben, daß παλαιοτερος, oder ein ähnliches Wort fehle. Wenn er aber sagt, es erhelle aus chronologischen Berechnungen wirklich, daß Sophokles siebzehen Jahr jünger als Aeschylus, und vier und zwanzig Jahr älter als Euripides gewesen sey: so ist es gerade das Gegentheil von dem was Fabricius sagt. Er trauet dem ungenannten Biograph, ohne ihm nachzurechnen; der der Wahrheit doch sehr weit verfehlet, wenn man ihm durch meine vorgeschlagene Versetzung nicht einigermaßen zu Hülfe kommen will.

Meursius, in seinen Anmerkungen über den Artikel des Suidas, sagt: Alii Olympiade XCI anno 2. Sophoclem natum tradunt. Von diesen andern, welche vorgeben sollen, Sophokles wäre in dem zweyten Jahre der ein und neunzigsten Olympias gebohren, habe ich nie etwas gehört; auch wohl sonst niemand in der Welt. Es hat sich offenbar ein Druckfehler hier eingeschlichen; denn in der gleich darauf folgenden Stelle des Biographs lieset Meursius selbst: Ὀλυμπιαδι ἑβδομηκοστη πρωτη, und nicht ἐννενηκοστη πρωτη. Ich will hoffen, daß man in der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke des Meursius diesen Fehler bemerkt und verbessert hat. In dem Gronovschen Thesaurus, welchem die Schrift des Meursius doch nach einer vermehrten Handschrift des Verfassers einverleibet worden, ist er glücklich stehen geblieben.

(E)

Eine gute Erziehung — Die Tanzkunst und die Musik bey dem Lamprus — In dieser und im Ringen den Preis.) Der ungenannte Biograph: Καλως τε ἐπαιδευθη και ἐτραφη ἐν εὐπορια — Διεπονηθη δε και ἐν παισι και περι παλαιστραν και μουσικην, ἐξ ὡν ἀμφοτερων ἐστεφανωθη, ὡς φησιν Ἰστρος· ἐδιδαχθη δε την μουσικην παρα Λαμπρου. Und Athenäus (hh)

(gg) *Noct. Att. libr. XVII. cap.* 21. Qui in hoc tempore nobiles celebresque erant, Sophocles ac *deinde* Euripides &c.

(hh) Lib. I. p. 20. Edit. Casaub.

sagt von ihm: ἡν και ὀρχηςικην δεδιδαγμενος, και μουσικην ἐτι παις ὠν παρα Λαμπρῳ.

Die Erziehung der Griechen ist bekannt. Grammatik, Musik, Gymnastik: hierinn, und nach dieser Ordnung, wurden ihre Kinder unterrichtet. Die Theile der Gymnastik waren ὀρχησις und παλη, das Tanzen und das Ringen. Ich will aber das Wort Ringen hier in eben dem weitläuftigen Sinne genommen wissen, als das griechische παλη, unter welchem noch viel andere gymnastische Uebungen, als das eigentliche Ringen, verstanden wurden.

Den nun, bey welchem Sophokles die Musik lernte, nennet der ungenannte Biograph **Lampias**. Athenäus hingegen nennt seinen Lehrer in der Musik und Orchestik, das ist, demjenigen Theile der Gymnastik, welcher das Tanzen begreift, **Lamprus**. Sie meinen beide Einen Mann, dessen Name bey dem ersten nur verschrieben ist. — Und dieser **Lamprus** war der berühmteste Lehrer seiner Zeit. Cantare ad chordarum sonum, sagt **Nepos** von dem **Epaminondas**, doctus est a Dionysio, qui non minore fuit in musicis fama, quam Damon aut Lamprus.

Ich habe verschiedenes über diesen Mann anzumerken. Ich fange bey einem offenbaren Irrthume an, in welchem **Fabricius** seinetwegen gewesen ist. Nach ihm nehmlich soll eben dieser **Lamprus** auch den **Sokrates** in der Musik unterrichtet haben. Musicam & saltandi artem a *Lampro* edoctus (ii), sagt er von unserm Dichter, und setzt in der Note hinzu: eodem qui Socratem docuit. Und an einer andern Stelle (kk): Idem ni fallor Lamprus a quo Musicam edoctum se profitetur Socrates apud Platonem Menexeno. Und das soll **Sokrates** bey dem **Plato** selbst sagen? **Fabricius** kann diese Anführung unmöglich selbst nachgesehen haben. Denn **Sokrates** sagt es daselbst nicht nur nicht, sondern sagt sogar gerade das Gegentheil. Er unterhält sich mit dem **Menexenus** von der Lobrede, welche den im Treffen gebliebenen Atheniensern gehalten werden soll. Er sagt es sey dieses ein Stoff, der eben nicht viel Geschicklichkeit erfordere.

(ii) Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. I.

(kk) Bibl. Gr. Lib. II. cap. 15. §. 36.

Denn was für Schwierigkeiten könne es haben, Athenienser in Athen zu loben? Ganz anders wäre es, wenn der Redner Athenienser in Sparta, oder Spartaner in Athen loben müßte. Und also, fragt Menexenus den Sokrates, getrauest du dich wohl, diese Rede selbst zu halten? Warum nicht? erwiedert Sokrates. Και ἐμοι μεν γε, ὠ Μενεξενε, οὐδεν θαυμαϛον οἱῳτ' ἐιναι ἐιπειν, ᾡ τυγχανει διδασκαλος οὐσα οὐ παιυ φαυλη περι ῥητορικης, ἀλλ' ἡπερ και ἀλλους πολλους και ἀγαθους ἐποιησε ῥητορας, ἑνα δε και διαφεροντα των Ἑλληνων, Περικλεα του Ξανθιππου. ΜΕ. Τις ἀυτη; ἠ δηλονοτι Ασπασιαν λεγεις; ΣΩ. Λεγω γαρ· και Κοννον γε του Μητροβιου, οὑτοι γαρ μοι δυο ἐισι διδασκαλοι· ὁ μεν μουσικῆς ἡ δε ῥητορικης· ὁυτω μεν οὐν τρεφομενον ἀνδρα οὐδεν θαυμαϛον δεινον ἐιναι λεγειν. ἀλλα και ὁϛις ἐμου κακιον ἐπαιδευθη, μουσικην μεν ὑπο Λαμπρου παιδευθεις, ῥητορικην δε ὑπο Αντιφωντος του Ραμνουσιου, ὁμως κἀν οὑτος ὁιος τ' ἐιη Αθηναιους γε ἐν Αθηναιοις ἐπαινων ἐυδοκιμειν. Ich, sagt er, der ich in der Beredsamkeit die Aspasia, und in der Musik den Konnus zum Lehrmeister habe, sollte nicht im Stande seyn, eine dergleichen Lobrede zu halten? Die könnte ja wohl einer halten, der einen schlechtern Unterricht genossen hätte, als ich; der die Musik von dem Lamprus, und die Beredsamkeit von dem Antiphon gelernet hätte. — Weit gefehlet also, daß Sokrates hier vorgeben sollte, die Musik von dem Lamprus gelernet zu haben; er ist vielmehr stolz darauf, daß er sie nicht von ihm gelernt hat, daß er sie von einem bessern Meister erst itzt lernet.

Was mag aber wohl den Fabricius zu diesem Irrthume verleitet haben? Ohne Zweifel eine Stelle des Sextus Empiricus, oder vielmehr eine vermeinte Verbesserung die Menage darinn machen will. Σωκρατης, erzehlet Sextus Empiricus (11), καιπερ βαθυγηρως ἠδη γεγονως, οὐκ ᾐδειτο προς Λαμπωνα τον κιθαριϛην φοιτων· και προς τον ἐπι τουτῳ ὀνειδισαντα λεγειν, ὁτι κρειττον ἐϛιν ὀψιμαθη μαλλον, ἠ ἀμαθη διαβαλλεσθαι. Hier heißt der Citharist, von welchem sich So-

(11) Lib. VI. adversus Mathematicos.

krates noch in seinem hohen Alter unterweisen lassen, Lampon, und Menage (mm) sagt: obiter moneo pro Λαμπωνα legendum omnino Λαμπρον. Aber warum denn? Um den Sextus Empiricus, statt eines kleinen Fehlers einen weit gröbern begehen zu lassen? Es ist wahr, des Sokrates Lehrer in der Musik hieß nicht Lampon, er hieß Konnus; Sextus irret sich in dem Namen. Aber er würde sich in mehr als in dem Namen geirret haben, wenn er Lamprus geschrieben hätte. Denn Lamprus konnte damals schwerlich mehr leben. Man überschlage es nur. Lamprus unterrichtete den Sophokles vor seinem sechzehnten Jahre, und der Lehrer konnte leicht zwanzig Jahr älter seyn, als der Schüler; Sokrates war beynahe dreyßig Jahr jünger als Sophokles, und lernte die Musik βαϑυγηρως ἠδη γεγονως, als er schon schon sehr alt war. Nun lasse man ihn nur funfzig Jahr gewesen seyn, und rechne zusammen. Müßte nicht Lamprus beynahe ein Greis von hundert Jahren gewesen seyn, wenn er den Sokrates in diesem Alter noch hätte unterrichten können? Aus den Worten des Sokrates bey dem Plato, ist auch nichts weniger zu schließen, als daß Lamprus damals noch gelebt habe. Er spricht nicht von jungen Leuten, die noch itzt schlechter unterrichtet würden, als er; er redet von schon gebildeten Rednern, die schlechter unterrichtet worden.

Und hätte doch auch Muretus diese Umstände der Zeit ein wenig überlegt! Er würde unsern Lamprus schwerlich in einer Stelle des Aristoteles gefunden haben, in welcher nichts als die Buchstaben seines Namens, in der etymologischen Bedeutung desselben vorkommen. Man höre ihn nur (nn). Aristoteles septimo Politicon, quorundam errorem notans, qui felicitatis causam non in virtute, sed in opibus ac copiis esse censent, ait perinde eos ridicule facere, ac si, quod musicus aliquis bene caneret, ejus rei causam non in artem, sed in lyram referrent. Id autem his verbis exprimit: Διο και νομιζουσιν ἀνϑρωποι της ἐυδαιμονιας ἀιτια τα ἐκτος ἐιναι των ἀγαϑων· ὡσπερ ἐι του κιϑαριζειν λαμπρον και καλως ἀιτιωτο την λυραν

(mm) In seinen Anmerkungen über den Diogenes Laertius Lib. II. Segm. 32.

(nn) Var. Lect. lib. IX. cap. 5.

μαλλον της τεχνης. Quibus in verbis, ut illud praeteream, quod legi malim aut αιτιωντο, aut ειτις του κιθαριζειν, aliud mihi multo gravius subesse mendum videtur. Neque enim του κιθαριζειν λαμπρον και καλως, sed του κιθαριζειν Λαμπρον καλως legendum puto. Λαμπρος enim veteris musici proprium nomen fuit: quam boni nihil ad rem: hoc enim tantum significat Aristoteles, *si Lamprus bene canat*, id non lyra sed artificio ipsius effici, & ridiculum fore, si quis id non artificio ipsius, sed lyrae tribuendum esse contendat. , So sinnreich diese Veränderung ist, so überfließig ist sie auch. Denn warum soll hier λαμπρον der Name eines Musikers seyn? Weil er es seyn kann? Weil auch alsdenn noch die Worte einen Sinn behalten? Ist das Grundes genug? Hätte Muretus nicht vorher zeigen müssen, daß κιθαριζειν λαμπρον και καλως, keinen Sinn, oder wenigstens keinen guten Sinn mache? Und konnte er das? Konnte ihm unbekannt seyn, daß λαμπρος auch von der Stimme, und folglich von den Tönen überhaupt gesagt werde? Freylich, wenn man λαμπρον hier bloß durch clare übersetzt, wie es so wohl P. Victorius, als Lambinus thut (oo), so scheinet λαμπρον κιθαριζειν mehr ein Werk der Cither, als der Kunst zu seyn. Allein es heißt hier das, was wir im Deutschen durch rein ausdrücken; und λαμπρον κιθαριζειν in diesem Sinne, rein spielen, ist nicht dem Instrumente, sondern der kunstmäßigen Stimmung und der Geschicklichkeit des Griffs beyzumessen. Doch das alles ist mein Haupteinwurf noch nicht. Sondern dieser, wie gesagt, ist aus der Zeitrechnung hergenommen. Wenn es wirklich bey dem Aristoteles του κιθαριζειν Λαμπρον καλως hieße: würde man nicht annehmen müssen, daß Lamprus damals noch gelebt habe? Denn nur einem noch lebenden und in der Blüthe seines Ruffes stehenden Künstler, pfleget man ein dergleichen Compliment im Vorbeygehen zu machen. Ist es aber möglich, daß Lamprus zu der Zeit noch leben konnte, als Aristoteles schrieb? Er müßte weit über hundert Jahr geworden seyn, wenn er nur da noch gelebt hätte,

(oo) Und wie es Muretus selbst in der seinen Lect. var. angehängten interpretatione græcor. locorum thut.

als Aristoteles gebohren ward. Wie wäre dieser auf einen Mann gefallen, den er nie gekannt, nie gehöret hatte?

Das waren also zwey Stellen, in die man den Lamprus mehr hineingelegt, als ihn darinn gefunden hat. Hier sind zwey andre in welchen er wirklich ist. Sie sind beyde aus dem Athenäus. Die eine stehet gegen das Ende des eilften Buchs, wo von den Anzüglichkeiten und Verleumdungen, deren sich Plato schuldig gemacht habe, die Rede ist. Und da wird denn auch der obigen Stelle des Weltweisen gedacht, wo er des Lamprus auf eine nicht vortheilhafte Art erwehnet: Εν δε τῳ Μενεξενῳ οὐ μονον Ιππιας ὁ Ηλειος χλευαζεται, ἀλλα και ὁ Ραμνουσιος Αντιφων, και ὁ μουσικος Λαμπρος. Allein Λαμπρος χλευαζεται; das heißt die Sache ein wenig übertreiben. Plato spottet des Lamprus ja eben nicht. Denn spottet man denn gleich eines Künstlers, wenn man sagt, daß ein anderer über ihn ist?

Aus der zweyten Stelle des Athenäus (pp) ersiehet man, daß Lamprus sich des Weins enthalten hat, und ein Wassertrinker gewesen ist. Desgleichen, daß der Komödienschreiber Phrynichus ihn in einem seiner Stücke angestochen habe, wo er die Kibitze seinen Tod beklagen lassen: Ὑδροποτης δε ἠν και Λαμπρος ὁ μουσικος, περι οὑ Φρυνιχος φησι λαρους θρηνειν, ἐν οἱσι Λαμπρος ἐναπεθνησκεν ἀνθρωπος ὑδατοποτας, μινυρος ὑπερσοφιστης, μουσων σκελετος, ἀηδονων ἠπιαλος, ὑμνος ᾳδου. Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so hat das Stück selbst, in welchem Phrynichus den Lamprus durchgezogen, λαροι, die Kibitze geheissen. Ich ziehe nehmlich ἐν οἱσι auf λαρους, und die folgenden Worte sind mir der Threnus (oder ein Stück wenigstens davon), den der Dichter die Kibitze über den Tod des Musikus singen lassen. Und das ohne Zweifel in einem Theile des Chorus, welchen die Kibitze gemacht. Denn die Worte selbst scheinen mir zerrissene anapästische Zeilen zu seyn, die ich einem andern in Ordnung zu bringen überlassen will. Ich weis zwar wohl daß weder Dalechampius in seiner Uebersetzung, noch Casaubonus in seinen vortrefflichen Anmer-

(pp) Lib. II. p. m. 44.

kungen über den Athenäus, hier den Titel einer Komödie des Phrynichus wahrgenommen zu haben scheinen. Ich weis auch, daß unter den Stücken welche Suidas (qq) diesem Dichter zueignet, sich keines dieses Namens befindet; daß auch Meursius (rr), welcher doch alle von dem Suidas benannte Stücke da oder dort angeführet gefunden, keine λαρους aufgetrieben hat. Aber dem ohngeachtet kann ich Recht haben; denn, wie gesagt, ich wüßte nicht, auf was ἐν ὁισι anders gehen könnte, als auf λαρους. Die Zunamen übrigens, die Phrynichus hier unserm Lamprus giebt, scheinen, ausser von seinem Wassertrinken, von seinem Alter und seinen allzutraurigen Melodieen hergenommen zu seyn. Er heißt, der klägliche Virtuose, das Gerippe der Musen, das Fieber der Nachtigallen, das Klagelied der Hölle; denn auch diese Bedeutung, wie bekannt, hat ὑμνος. Wenn aber Muretus, an dem angezogenen Orte, sagt: Hunc Lamprum Athenaeus, *non sane ex consuetudine musicorum*, abstemium fuisse ait &c. so hat Muretus die Zeiten schändlich verwechselt. Ein alter Citharisté war mehr ein Lehrer der Mäßigkeit und Tugend, als der Tonkunst. Οι τ' ἀν κιθαρισαι, ἑτερα τοιαυτα, σωφροσυνης τε ἐπιμελουνται, και ὁπως ἀν ὁι νεοι μηδεν κακουργωσι, sagt Plato (ss).

Diesen zwey Stellen aus dem Athenäus könnte ich eine dritte aus dem Plutarch (tt) beyfügen, wo eines lyrischen Dichters, Namens Lamprus gedacht wird; und wer die genaue Verbindung erwägt, in welcher zu den damaligen Zeiten die Poesie mit der Dichtkunst stand, wird sich nicht lange bedenken,

(qq) Φρυνιχος, Αθηναιος, Κωμικος των ἐπιδευτερων της ἀρχαιας κωμῳδιας. — Δραματα δε ἀυτου ἐςι ταυτα· Εφιαλτης, Κοννος, Κρονος, Κωμαςαι, Σατυροι, Τραγῳδοι, ἠ Απελευθεροι, Μονοτροπος, Μουσαι, Μυςης, Ποαςριαι. Die Worte des Suidas, δραματα δε ἀυτου ἐςι ταυτα, folgende Stücke sind von ihm, wollen aber eben nicht sagen, daß er sonst keine gemacht habe. Und wenn sie es auch sagten, so hat Suidas in ähnlichen Fällen schon mehr als einmal geirret. Von dem Eupolis z. E. sagt er: ἐδιδαξε δραματα ιζ. Und Meursius hat deren doch mehr als zwanzig angeführt gefunden.

(rr) Bibl. Attica Lib. V.

(ss) Im Protagoras.

(tt) In seiner Abhandlung von der Musik.

ihn für unsern Lamprus zu halten. Seine Lieder stehen da mit den Liedern des Pindars, des Pratinas, *και των λοιπων ὁσοι των λυρικων ἀνδρες ἐγενοιντο ποιηται κρουματων ἀγαϑοι*, in einer Reihe.

(F)

Um die Tropäen, nach dem Salaminischen Siege — Nach einigen, nacket und gesalbt; nach andern, bekleidet.) Der ungenannte Biograph: *Μετα την ἐν Σαλαμινι ναυμαχιαν Αϑηναιων περι τροπαιον οντων, μετα λυρας γυμνος ἀληλιμμενος τοις παιανιζουσιν των ἐπινικιων ἐξηρχε.* Und Athenäus (uu): *Σοφοκλης δε προς τῳ καλος γεγενησϑαι την ὡραν, ἡν και ὀρχηςικην δεδιδαγμενος και μουσικην ἐτι παις ὠν παρα Λαμπρῳ, μετα γουν την ἐν Σαλαμινι ναυμαχιαν περι τροπαιον γυμνος ἀληλιμμενος ἐχορευσε μετα λυρας· ὁι δε ἐν ἱματιῳ φασι.*

Und damals, sage ich, war Sophokles noch nicht sechzehn Jahr. Denn es war das erste Jahr der fünf und siebzigsten Olympias, als Xerxes der griechischen Freyheit den Untergang drohte. Die Athenienser wollten dem Rathe des Themistokles, die Stadt zu verlassen, und ihr Glück zur See zu wagen, lange nicht folgen. Endlich, als Leonidas und seine Spartaner bey Thermopylä ihr Leben vergebens aufgeopfert hatten, als Phocis von den Feinden überschwemmet und verheeret war, als sie ihm ihr Attica von ihren Bundesgenossen, die sich nach Peloponnesus zogen, Preiß gegeben sahen, zwang sie die äusserste Noth zu dem Entschlusse: *την μεν πολιν παρακαταϑεσϑαι τῃ Αϑηνᾳ τῃ Αϑηναιων μεδεουσῃ, τους δ' ἐν ἡλικιᾳ παντας ἐμβαινειν ἐις τας τριηρεις, παιδας δε και γυναικας και ἀνδραποδα σωζειν ἑκαςον ὡς δυνατον.* Xylander und Kind übersetzen in dieser Stelle des Plutarchs (xx), *τους ἐν ἡλικιᾳ* nicht zum besten durch juventus, junge Mannschaft. Denn es ist hier *ςρατευσιμος, μαχιμος ἡλικια*, nicht die Jugend, sondern das zu Kriegesdiensten fähige Alter zu verstehen, welches über das sechzigste Jahr reichte. Seinen Anfang aber nahm es von dem achtzehnten, oder eigentlich von dem zwan-

(uu) Lib. I. p. m. 20.
(xx) Im Leben des Themistokles.

zigsten Jahre. Denn ob sie schon von dem achtzehnten Jahre an dienen mußten, so wurden sie doch nicht gegen den Feind, sondern nur zur Bewachung der Stadt gebraucht, und hießen περιπολοι (yy). In dem zwanzigsten legten sie erst den Eid ab, ὑπερμαχειν ἀχρι θανατου της θρεψαμενης.

Unter dieser streitbaren Mannschaft konnte unser Sophokles also noch nicht seyn, sondern er gehörte unter die Kinder, die die Väter, so gut wie sie konnten, in Sicherheit mußten bringen lassen. Aber gleichwohl ist er auf Salamis, und tanzet da um die Tropäen. Sollte man ihn itzt nicht eher in Troezene suchen, wohin die meisten Athenienser ihre wehrlose Familie schickten? Οἱ πλειςοι των Αθηναιων, fährt Plutarch fort, ὑπεξεθεντο γονεας και γυναικας εἰς Τροιζηνα, φιλοτιμως πανυ των Τροιζηνιων ὑποδεχομενων· και γαρ τρεφειν ἐψηφισαντο δημοσιᾳ, δυο ὀβολους ἑκαςῳ διδοντες, και της ὀπωρας λαμβανειν τους παιδας ἐξειναι πανταχοθεν, ἐτι δ' ὑπερ ἀυτων διδασκαλοις τελειν μισθους. Doch Herodotus sagt es ausdrücklicher, daß Troezene nicht der einzige solche Zufluchtsort gewesen sey, sondern daß einige ihre Kinder auf Aegina, einige auch auf Salamis geschickt hätten (zz): Ενθαυτα ὁι μεν πλειςοι ἐς Τροιζηνα ἀπεςειλαν (τα τεκνα και τους οἰκέτας), ὁι δε ἐς Αιγιναν, ὁι δε ἐς Σαλαμινα. Der junge Sophokles war folglich nach diesem letztern Orte in Sicherheit gebracht worden, wo es der tragischen Muse, alle ihre drey Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation, zu versammeln beliebte. Der kühne Aeschylus half siegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen; und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Insel gebohren.

Ich hätte vor allen Dingen anmerken sollen, daß die vorzügliche Schönheit des Sophokles, ihn der Ehre würdig machte, der Anführer bey einer so glorreichen Feyerlichkeit zu seyn: προς το καλος γεγενησθαι την ὡραν, sagt Athenäus. — Und dieses ist das erste Datum, aus welchem es wahrscheinlicher wird, daß unser Dichter in dem zweyten Jahre der ein und siebzigsten, als in dem dritten der drey und siebzigsten Olym-

(yy) Pollux lib. VIII. cap. 9. §. 105.

(zz) Herod. libr. VIII. p. 541. Edit. Henr. Stephani.

pias gebohren worden. Als ein Kind von sechs Jahren würde er vielleicht zu Troezene Obst genascht, nicht aber auf Salamis um die Tropäen getanzt haben.

(G)

Aeschylus des Sophokles Lehrer in der tragischen Dichtkunst — Zweifel dawider.) Der ungenannte Biograph ist der einzige, der dieses sagt: Παῤ Αισχυλῳ την Τραγῳδιαν ἐμαθεν. Ich werde also um so viel eher daran zweifeln dürfen. Und das aus folgenden Gründen. Ich will nicht untersuchen, wie viel man überhaupt von der dramatischen Dichtkunst einen lehren kann; ob es sich viel weiter als auf gewisse mechanische Kleinigkeiten erstreckt, die man durch die Intuition eines Musters weit geschwinder und besser, als durch die allgemeinen Regeln eines Lehrers begreift. Ich will nicht fragen, wie viel es dergleichen allgemeine Regeln zu den Zeiten des Aeschylus geben konnte, da noch so wenig gute Stücke vorhanden waren, aus welchen man sie hätte abziehen können? Ich will auch nicht fragen: konnte Aeschylus etwas lehren, was er selbst nicht gelernt hatte? Nach dem eigenen Bekenntnisse dieses Dichters war sein Talent zur Tragödie, mehr ein ihm von dem Bacchus übernatürlicher Weise geschenktes, als erworbenes Talent. Ἐφη δε Αισχυλος μειρακιον ὀν καϑευδειν ἐν ἀγρῳ φυλασσων ςαφυλας, και οἱ Διονυσον ἐπιςαντα κελευσαι τραγῳδιαν ποιειν· ὡς δε ἠν ἡμερα, πειϑεσϑαι γαρ ἐϑελειν, ῥᾳςα ἠδη πειρωμενος ποιειν· erzehlet (aaa) Pausanias. Man lasse das Wunderbare von dieser Erzehlung weg, und es bleibt doch immer noch so viel übrig, daß Aeschylus die tragische Dichtkunst nicht studiret, sondern sich durch einen gewaltigen, und gleichsam unwillkührlichen Trieb seines Genies damit abgegeben hat. Und dem ohngeachtet würde er sie allerdings auch andere haben lehren können, wenn er wenigstens nachher darüber nachgedacht, und seine natürliche Fähigkeit in Wissenschaft verwandelt hätte. Allein dieses unterblieb; wovon uns unter andern ein Vorwurf überzeugt, den Sophokles selbst dem Aeschylus gemacht hat. Σοφοκλης, heißt es bey dem

(aaa) Lib. I. Ed. Kuhn. p. 48.

Athenäus (bbb), ὠνειδιζεν ἀυτῳ, ὁτι ἑι και τα δεοντα ποιει, ἀλλ' οὐκ ἑιδως γε. „Was Aeschylus mache, gerathe ihm „zwar, sey zwar gut; allein er wisse selbst nicht warum es ihm „gerathe, warum es gut sey." Wußte er es nicht, wie konnte er es einem andern beybringen? Wußte Sophokles, daß er es nicht wußte, wie konnte er es von ihm zu lernen hoffen?

Zwar wird man sagen: Sophokles machte diese Erfahrung zu spät, und es ist einmal eingeführt, daß auch derjenige unser Lehrmeister heissen muß, von dem wir nichts gelernet haben, wenn wir nur etwas von ihm haben lernen wollen. — Nun gut, so mögen alle die Zweifel die ich von der Unfähigkeit des Aeschylus, ein Lehrer in seiner Kunst zu seyn, hergenommen habe, nichts gelten; und ich verspreche in der Anmerkung (I) einen andern, historischen Beweis zu führen.

(H)

Nach einer Stelle des Plutarchs.) Diese Stelle findet sich in der Untersuchung des Plutarchs, πως ἀν τις ἀισϑοιτο ἑαυτου προκοπτοντος ἑπ' ἀρετῃ; woraus man seinen Wachsthum in der Tugend schließen könne? Und da ist ihm keines von den geringsten Merkmalen ἡ περι τους λογους μεταβολη, die Veränderung des Geschmacks an den verschiednen Theilen der Weltweisheit. Angehende Philosophen, sagt er, beschäftigen sich meistentheils mit denjenigen Theilen, die sie in Ruf und Ansehen bringen können. Einige versteigen sich in die glänzenden Höhen der Physik; andere verlieben sich in dunkele Zänkereyen; die meisten stürzen sich in die Spitzfindigkeiten der Dialektik. Nur die besten von ihnen kommen endlich, bey reifferm und gesundern Urtheile, auf das, was die Seele wirklich gut und groß macht, und weihen sich denjenigen Theilen der Weltweisheit, deren Fußtapfen, mit dem Aesopus zu reden, mehr hineinwerts als hinauswerts gehen. Nun fährt Plutarch fort: Ὡςπερ γαρ ὁ Σοφοκλης ἑλεγε, τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον, ἑιτα το πικρον και κατατεχνον της ἀυτου κατασκευης, τριτον ἡδη το της λεξεως μεταβαλλειν ἑιδος, ὁπερ ἑςιν ἠϑικωτατον και βελτιςον· οὑτως δι φιλοσοφουντες,

(bbb) Lib. I. p. m. 22.

ὅταν ἐκ τῶν πανηγυρικῶν καὶ κατατέχνων, εἰς τὸν ἁπτόμενον ἤθους καὶ πάθους λόγον μεταβῶσιν, ἄρχονται τὴν ἀληθῆ προκοπὴν καὶ ἄτυφον προκόπτειν (ccc). Der wahre Sinn dieser Stelle ist so leicht nicht. Xylander hatte sie anfangs so übersetzt: Sophocles aiebat se primo fastum Aeschyli accidisse (ddd), deinde apparatum nimis densum atque artificiosum, postremo etiam dictionis formam mutasse, quae pars maxime ad mores pertinet & est potissima: ita philosophantes, cum a compositis ad ostentationem & artificio nimio elaboratis orationibus, ad orationem animi motus placidos gravesque attingentem transiverint, vere incipiunt fastu repudiato proficere. Ich will diese Uebersetzung nicht critisiren; Xylander hat es in seinen Anmerkungen selbst gethan, und die Worte, welche den Sophokles angehen, folgendergestalt verbessert: Sophocles ajebat, se primum animi ludique gratia grandiloquentiam Aeschyli imitatum: deinde ejus in apparatu condensationem atque artificii industriam: tertio demum nunc loco ad id dictionis genus se transtulisse, quod ad formandos mores aptissimum, eaque de causa esset optimum. Doch auch mit dieser Verbesserung kann ich nicht zufrieden seyn. Der Sinn des Plutarchs ist weder genau, noch deutlich genug ausgedrückt. Die Worte Σοφοκλῆς τὸν Αἰσχύλου διαπεπαιχὼς ὄγκον sagen bloß, daß Sophokles den Schwulst des Aeschylus verlacht habe, und es ist ein eigenmächtiger Zusatz des Xylanders, daß dieses durch eine burleske Nachahmung, durch eine Parodie, geschehen sey. Wenn Sophokles ein Komödienschreiber gewesen wäre, so würde mir dieser Zusatz weniger mißfallen. Denn von den komischen Dichtern ist es bekannt, daß sie auch damals schon die hochtrabenden Stellen ihrer tragischen Brüder, gern parodirten und

(ccc) Diese Stelle war dazu versehen, falsch citiret zu werden. Fabricius (Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. 1.) citiret sie: Plutarchus de defectu in virtute. Ein solches Buch des Plutarchs giebt es gar nicht. Und Heinrich Stephanus in seinem Thesauro linguae graecae, führet unter κατάτεχνος verschiedene Worte und Zeilen daraus an, als ob sie in dem Buche de discern. adul. ab amico stünden.

(ddd) Was accidisse hier heißen könne, begreiffe ich gar nicht. Es hat ohne Zweifel irrisisse, oder dergleichen, heißen sollen. Ich bediene mich der Frankfurtschen Ausgabe von 1620.

dadurch lächerlich machten. Allein wo hätte das Sophokles thun können? In seinen eigenen Tragödien? So hätte er sich selbst den größten Schaden gethan. Und das Wort κατασκευη. Mit diesem hat sich Xylander sehr geirret. Er giebt es durch apparatus. Gut; aber was für ein apparatus? Aus einer Verbesserung, die er in dem Texte macht, erhellet deutlich, daß er die κατασκευην der Rhetorick, die Ausschmückung der Rede durch Figuren und Tropen, verstanden hat. Anstatt το πικρον της ἀυτου κατασκευης, lieset er nehmlich το πυκνον; und übersezt es durch apparatum nimis densum, anstatt es durch nimis amarum zu übersetzen. Denn freylich konnte ihm eine herbe, bittere Ausschmückung in diesem Verstande, nicht den besten Sinn zu machen scheinen; wohl aber eine allzugedrungene, überhäufte Ausschmückung. Allein wenn dieses die richtige Bedeutung des Wortes κατασκευη wäre, würde nicht alsdenn diese zu überhäufte, zu gekünstelte Ausschmückung (το πυκνον και κατατεχνον της κατασκευης,) mit dem, was Plutarch die Schwulst des Aeschylus (τον Αισχυλου ὀγκον) nennet, ziemlich auf eines hinauslauffen? Denn was macht einen Dichter anders schwülstig, als die allzuhäuffige, allzugesuchte Anwendung der kühnsten Tropen? Und doch will Plutarch ausdrücklich beides unterschieden wissen: διαπεπαιχως ὀγκον — ἐιτα — τριτον.

Warum halte ich mich auf? Kurz; es ist hier nicht die κατασκευη der Rhetorik, sondern die κατασκευη der Schauspielkunst, die theatralische Auszierung zu verstehen. Σκευη, κατασκευη, σκευοποϊα, σκευοποιηματα, diese Wörter begreiffen alles, was zur Vorstellung eines dramatischen Stücks erfordert wird; Auszierungen der Bühne, Kleider, Larven, Maschinen. Nun ist es von dem Aeschylus bekannt (eee), σκευοποϊας ἥψατο, ἐικασμενης τοις των ἡρωων ἐιδεσιν. Er war, wie Horaz sagt:

— — personae pallaeque repertor honestae,
— — & modicis instravit pulpita tignis
Et docuit — — — niti — cothurno.

(eee) Philostratus de vita Apollonii Tyanei lib. VI. Cap. 6.

Es ist aber auch nicht weniger von ihm bekannt, daß er in der Auszierung seiner Bühne und seiner Personen, sehr weit ging, und das Schreckliche darinn nicht selten übertrieb. Man erinnere sich seiner Eumeniden; welche grausame Wirkung der ungewohnte Anblick dieser rächerischen Gottheiten, die Aeschylus zu allererst im Schlangenhaare aufführte, auf die Zuschauer hatte! Und was sahe man nicht sonst alles auf seiner Bühne!

Aigles, Vautours, Serpens, Grifons,
Hippocentaures & Typhons,
Des Taureaux furieux, dont la gueule béante
Eut transi de frayeurs le grand cheval d'Atlante;
Un char, que des Dragons etincelans d'eclairs
Promenoient en sifflant par le vuide des airs;
Demorgogon encore à la triste figure,
Et l'Horreur & la Mort s'y voyoient en peinture (fff).

Dieses übertriebene Schreckliche also, welches Aeschylus nicht blos in seinen Versen schilderte, sondern wirklich durch alle Künste der Skevopöie sichtbar machte, dieses ist es, was Plutarch το πικρον και κατατεχνον της ἀυτου κατασκευης nennet. Denn der höchste Grad des Schrecklichen wird wirklich in der Nachahmung widerwärtig, πικρος. Ist es noch nöthig, dieses Wort in πυκνος zu verwandeln?

Nach dieser Erklärung betrachte man nunmehr die Stelle des Plutarchs, und sie ist ungleich heller. Indem Aeschylus den Ausdruck der Tragödie so viel als möglich erhaben zu machen suchte, verstieg er sich oft in das Schwülstige; und dieses war die erste Uebertreibung, die Sophokles vermied. Indem Aeschylus gern so schrecklich als möglich seyn wollte, ließ er sich oft verleiten, seine Zuflucht zu wunderbaren Maschinen und ungeheuren Verkleidungen zu nehmen, die aber mehr Abscheu als Schrecken erregten; und dieses war der zweyte Fehler, in welchen sich Sophokles nicht reissen ließ. Er ist erhaben, ohne schwülstig zu seyn; er ist schrecklich, ohne das Schreckliche einer widrigen Skevopöie zu danken zu haben. Das alles paßt vollkommen. Und doch sage ich, daß ich dieses Verhältniß des

(fff) Tanaquill Faber in seinen französischen Lebensbeschreibungen der griechischen Dichter.

Sophokles zum Aeschylus nicht so wohl aus gegenwärtiger Stelle des Plutarchs, als aus der Vergleichung ihrer Stücke gezogen habe? Warum das?

Einer Besorgniß wegen. Man darf den Plutarch nur ein wenig kennen, um zu wissen, daß ihm sein Gedächtniß mehr als einen übeln Streich gespielet hat. Wie wenn es ihm auch hier nicht treu genug gewesen wäre? Wie wenn er das, was er von dem Sophokles sagt, von dem Euripides hätte sagen sollen? Ich will die Gründe dieser meiner Besorgniß vorlegen. — Σοφοκλης ἐλεγε, schreibt Plutarch; „Sophokles hat gesagt." Wo hat er es gesagt? Hat er es in einem von seinen Werken gesagt? Und welches ist das Werk, wo er dieses nicht eben allzubescheidne Bekenntniß hätte thun können? Es müßte nothwendig das Buch gewesen seyn, welches er über den Chorus geschrieben hat, und dessen ich in der Anmerkung (LL) gedenken werde. War es hier, wo er so mancherley an dem Aeschylus auszusetzen hatte, wie ist sein obiger Ausspruch von diesem seinen Vorgänger, ὁτι τα δεοντα ποιει (ggg), damit zu vergleichen? Wie ist die Hochachtung überhaupt damit zu vergleichen, die er beständig gegen diesen Vater der Tragödie gehabt hat? Hätte er sich selbst geschmeichelt, so vieles nach dem Aeschylus in der tragischen Dichtkunst verbessert zu haben, würde er nicht geneigt gewesen seyn, sich weit über ihn zu setzen? Als er aber, nach der Erdichtung des Aristophanes, in das Reich der Schatten kam, wo Aeschylus den tragischen Thron besaß, wie bezeigte er sich gegen ihn?

— — — Εκυσε μεν Αισχυλον,
Οτε δη κατηλθε, κἀνεβαλε την δεξιαν·
Κἀκεινος ὑπεχωρησεν αυτῳ του θρονου (hhh).

Er küßte ihn; er ließ ihm die rechte Hand; er begab sich des Thrones völlig. Man sage nicht: das ist die Erdichtung eines Komödienschreibers. Dieser Komödienschreiber konnte von den wahren Gesinnungen des Sophokles gar wohl unterrichtet seyn, und durfte itzt seine Erdichtungen nicht anders, als ihnen

(ggg) Bey dem Athenäus. Man sehe die vorhergehende Anmerkung (G) Seite 307.

(hhh) Aristophanes in den Fröschen Zeile 800 u. f.

gemäß einrichten. — Aber dieß alles sind die geringste Gründe meines Verdachts. Die wichtigsten sind diese; Anfangs, daß die zwey erstern Punkte, in welchen Sophokles, dem Plutarch zufolge, von dem Aeschylus abgegangen ist, sich nicht bloß eben so wohl, sondern ungleich richtiger von dem Euripides als von dem Sophokles sagen lassen; und hernach, daß der dritte Punkt, den ich noch gar nicht berührt habe, sich fast nur von dem Euripides, und von dem Sophokles gar nicht sagen läßt.

Es ist wahr, Sophokles hat sich der Schwulst des Aeschylus nicht schuldig gemacht; aber Euripides noch weniger. Der Ausdruck des Sophokles blieb noch immer stark und erhaben; da sich Euripides hingegen so weit von dem Aeschylus entfernte, daß er nicht selten gemein und schwatzhaft ward. So lautete das allgemeine Urtheil der Alten, wovon Aristides für mich die Gewähr leisten mag. Ορω δε τοι και περι την τραγῳδιαν, sagt er in seiner zweyten antiplatonischen Rede (iii), Αισχυλον μεν ἀιτιαν οὐ σχοντα ὡς εισαγαγοι λαλιαν· οὐδε τον ἡδιςον ἐιπειν Σοφοκλεα, οὐδαμιου ταυτ᾽ ἀκουσαντα, ὡς ἐπηρεν Αϑηναιους λαλειν, ὁτι διμαι της σεμνοτητος, ὡς ὁιον τε μαλιςα, ἀντειχοντο, και κρειττονα ἠ κατα τους πολλους τα ἠϑη παρειχοντο. Ευριπιδην δε λαλειν ἀυτους ἐϑισαι καταιτιαϑεντα, ἀφελειν τι δοξαντα του βαρους και των καιρων. Es ist ferner wahr, Sophokles hat sich der fürchterlichen Verkleidungen, der wunderbaren Maschinen, weniger und bescheidner bedienet, als Aeschylus. Er hat sich aber doch sonst der Skevopöie sehr beflissen, und wie man in der Anmerkung (N) sehen wird, verschiedenes darinn erfunden. Von dem Euripides hingegen kann man dieses nicht sagen; es ist vielmehr ein sehr gemeiner Vorwurf, den ihm die Alten machen, daß er den theatralischen Putz zu sehr vernachläßiget hat.

Κἀλλως ἐικος τους Ημιϑεους τοις ῥημασι μειζοσι χρησϑαι,
Και γαρ τοις ἱματιοις ἡμων χρωνται πολυ σεμνοτεροισιν·
Ἁ ἐμου χρηςως καταδειξαντος διελυμηνω συ·

sagt Aeschylus bey dem Aristophanes (kkk) zu ihm. Denn er

(iii) Υπερ των τεσσαρων. p. 133. Tom. II. Op. Aristidis, edit. Samuelis Jebb.

(kkk) In den Fröschen Zeile 1092 u. f.

scheute sich nicht, Könige und andere vornehme Personen in elenden und zerrissenen Kleidern aufzuführen. Wie wohl oder wie übel er daran gethan, will ich itzt nicht untersuchen. Genug daß dieses offenbar einer von den Fällen ist, wo er το κατατεχνον της κατασκευης ganz bey Seite gesetzt hat. Das πικρον derselben, wodurch Aeschylus das Schrecken zu befördern suchte, war ohnedem seine Sache nicht.

Und nun der dritte Punkt: τριτον ἠδη το της λεξεως μεταβαλλειν ειδος, ὁπερ ἐςιν ἠθικωτατον και βελτιςον. Sophokles soll den ganzen Charakter der Rede umgeschaffen, und ihn, so viel möglich, sittlich und moralisch gut gemacht haben? Das sieht dem Sophokles nicht ähnlich. Dazu war er zu viel Poet, und verstand seine Kunst viel zu gut! Der wahre Tragicus läßt seine Personen ihrem Affecte, ihrer Situation gemäß sprechen, und bekümmert sich nicht im geringsten darum, ob sie lehrreich und erbaulich sprechen. Aber darum bekümmerte sich Euripides wohl. Er, von dem Cicero (lll) sagt: ego certe singulos ejus versus singula ejus testimonia puto; Er, der dem Quintilian (mmm) sententiis densus, & in iis quae a sapientibus tradita sunt, pene ipsis par heißt; Er, von dem Theon (nnn) sagt: ὁτι παρα καιρον ἀυτῳ Εκαβη φιλοσοφει. Und welche Person ist bey ihm nicht so eine Hekuba?

Ich fürchte nicht, daß man hierwider etwas einwenden werde. Allem Ansehen nach muß Euripides, anstatt des Sophokles bey dem Plutarch gelesen werden. Aber das fürchte ich, daß man mir meine obige Frage zurück geben wird. „Wenn Eu„ripides das gesagt hat, wo hat er es gesagt?" Immerhin; ich bin wegen der Antwort eben nicht verlegen.

Euripides sagt es bey dem Aristophanes, und zwar, wie man leicht vermuthen kann, in den Fröschen. — Man kennet

(lll) Ep. 8. Lib. XVI. ad Famil. Es ist aber hier nicht M. T. Cicero, sondern der Bruder Quintus Cicero zu verstehen; denn in dieses Briefe an den Tiro stehen die angeführten Worte. Gyraldus irret sich also, wenn er (Dial. VII. de Poetarum historia) schreibt: Verum & noster *Marcus Cicero* tanti Euripidem fecisse videtur, ut ad Tironem scribens dicat &c.

(mmm) Inst. Orat. Lib. X. cap. 1.

(nnn) In s. Vorübungen S. 4. der Ausgabe des Camerarius.

den komischen Streit, den Aeschylus und Euripides daselbst vor dem Bacchus halten. Und hier ist die Stelle daraus, die Plutarch, wie ich glaube, vornehmlich in Gedanken gehabt hat. Euripides sagt zu seinem Gegner (ooo):

Αλλ᾽ ὡς παρελαβον την τεχνην παρα σου, τοπρωτον μεν ἐυθυς
Οιδουσαν ὑπο κομπασματων, και ῥηματων ἐπαχθων,
Ισχνανα μεν πρωτισον ἀυτην, και το βαρος ἀφειλον·
Επυλλιοις, και περιπατοις, και τευτλιοισι μικροις,
Χυλον διδους ςωμυλματων, ἀπο βιβλιων, ἀπ᾽ ἠθων.

Was ist hier die erste Verbesserung, die sich Euripides in der tragischen Dichtkunst, so wie er sie von dem Aeschylus überkommen, gemacht zu haben rühmet? Ist es nicht eben die, deren sich Sophokles bey dem Plutarch rühmet? Die Abschaffung des Schwulsts. Und man kann auf das eigentlichste sagen, daß Euripides hier über diesen Schwulst spotte; τον Αισχυλου διαπεπαιχως ὀγκον. Aristophanes läßt ihn ferner sehr lustig vorgeben, daß er diesen Schwulst durch schöne Sprüchelchen, durch philosophische Disputationes, durch Mangold und Beete vertrieben habe; und was ist dieses, besonders wenn man den Saft aus den Sittenbüchern, χυλον ἀπο βιβλιων, ἀπ᾽ ἠθων, dazu nimmt, was ist dieses anders, als des Plutarchs ἐιδος ἠθικωτατον και βελτισον της λεξεως? Er scheinet sogar des Aristophanes Worte geborgt zu haben; denn so wie hier das ἠθικωτατον von ἀπ᾽ ἠθων entlehnt zu seyn scheinet (ppp), so ist das βελτισον aus einer andern Zeile, die nicht weit davon stehet, genommen. Aeschylus fragt nehmlich den Euripides (qqq)

— Τινος ὁυνεκα χρη θαυμαζειν ἀνδρα ποιητην;

und dieser antwortet ihm:

Δεξιοτητος και νουθεσιας, ὁτι βελτιους τε ποιουμεν
Τους ἀνθρωπους ἐν ταις πολεσιν.

(ooo) Zeile 970 u. f.

(ppp) Wegen dieser Aehnlichkeit möchte ich auch nicht die Lesart annehmen, die in dieser Stelle des Aristophanes aus ἀπ᾽ ἠθων ein einziges Wort ἀπηθων (percolans) macht, ob sie gleich den Eustathius zum Währmanne hat. Man sehe den Bisetus über den 974ten Vers.

(qqq) Zeile 1040. u. f.

Die Stelle übrigens, wo Euripides von dem Aeschylus beschuldiget wird, daß er das Anständige in der Auszierung mit Fleiß verabsäumet habe, ist aus eben diesem Auftritte der Frösche. Ich habe sie bereits angeführet, und kann die nähere Vergleichung dem Leser überlassen.

(I)

Sein erstes Trauerspiel fällt in die sieben und siebzigste Olympias.) Und hierinn, sage ich, kommen Eusebius und Plutarch überein. Σοφοκλης τραγῳδοποιος πρωτον ἐπεδειξατο· merkt jener unter dem zweyten Jahre dieser Olympias ausdrücklich an (rrr). Die lateinische Uebersetzung des Hieronymus bringt den nehmlichen Umstand unter dem ersten Jahre bey: Sophocles Tragoediarum scriptor primum ingenii sui opera publicavit. Sophokles wäre also vier oder fünf und zwanzig Jahr alt gewesen, da er sich als einen tragischen Dichter zuerst bekannt machte. Und in diesem Vorgeben ist nichts, was der Natur der Sache widerspräche. — Aber nun das Zeugniß des Plutarchs. — Das Orakel hatte den Atheniensern befohlen, die Gebeine des Theseus in ihre Stadt zu bringen, um ihn als einen Halbgott zu verehren. Theseus lag auf Scyros begraben. Als nun Cimon diese Insel erobert hatte, ließ er sein erstes seyn, das Begräbniß dieses alten atheniensischen Königs aufzusuchen, und dem Orakel gemäß damit zu verfahren. Dieses erzehlt Plutarch in dem Leben des Cimon und fährt fort: Εφ᾽ ᾦ και μαλιϛα προς ἀυτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν· ἐϑεντο δ᾽ ἐις μνημην ἀυτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαϛην γενομενην. Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καϑεντος, Αφεψιων ὁ ἀρχων, φιλονεικιας οὐσης και παραταξεως των ϑεατων, κριτας μεν ὀυκ ἐκληρωσε του ἀγωνος· ὡς δε Κιμων μετα των συϛρατηγων προελϑων ἐις το ϑεατρον εποιησατο τῳ ϑεῳ τας νενομισμενας σπονδας, οὐκ ἀφηκεν ἀυτους ἀπελϑειν, ἀλλ᾽ ὀρκωσας, ἠναγκασε καϑισαι και κριναι δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας ἑκαϛον. Ich füge hiervon die Uebersetzung des Herrn Kind bey, weil ich in der Folge verschiedenes dawider zu erin-

(rrr) Seite 167 des griechischen Textes, benannter Ausgabe.

nern haben möchte: „Das Volk gewann ihn deswegen sehr lieb, „und stellte zum Andenken dieser Begebenheit den bekannten „Wettstreit unter den Tragödienspielern an, unter denen sich „auch Sophokles befand, der damals noch jung war, und da= „bey sein erstes Trauerspiel aufführte. Aphepsion der Archon „getrauete sich nicht, die Richter zu ernennen, die dem geschick= „testen Dichter den Preis zuerkennen sollten, weil er sahe, „daß die Zuschauer bald für diesen, bald für jenen eingenom= „men waren, und einige diesem, andere jenem den Preis zuer= „kannt wissen wollten. Er lies deswegen den Cimon, der auf „den Schauplatz kam, und dem Gott und Vorsteher dieser Spiele „das gewöhnliche Trankopfer brachte, mit seinen Unterfeldher= „ren nicht eher weggehen, sondern nöthigte sie, daß sie nach „geleistetem Eide die zehn Richter werden, und den Ausspruch „thun mußten, zumal da jeder dieser Feldherren aus einer der „zehn Zünfte war." — In dieser Stelle sind zwey Data, aus welchen die Epoche des ersten Trauerspiels unsers Dichters be= stimmt werden muß. Das eine: Aphepsion war Archon. Das andere: Cimon war von seinem Kriegszuge wider Scyros zu= rückgekommen. Aber diese beiden Data sollen sich widersprechen. So urtheilet wenigstens Samuel Petit, dessen Critik ich anfüh= ren muß (888): Corruptum est Praetoris Atheniensis nomen. Aphepsion Archon signavit Fastos anni tertii Olympiadis septuagesimae quartae. At vero, sive natales Sophoclis adscribamus secundo anno Olympiadis septuagesimae primae, ut pleraque veterum auctorum pars e vero, ut nobis quidem videtur, scriptum reliquit, qui annus Praetorem habuit Philippum, sive anno tertio Olympiadis septuagesimae tertiae, ut alii volunt, per aetatem fabulas docere non potuit Sophocles. Anno primo Olympiadis septuagesimae septimae primum drama a Sophocle commissum fuisse narrat Eusebius. Quod si Plutarchum verbis laudatis audimus, ut certe audiendus est, & assensum meretur, dicemus Sophoclem primum suum drama in scenam protulisse anno tertio Olympiadis septuagesimae septimae, Demotione Athenis Praetore. Eo enim anno a Cimone statuta sunt de victis Persis

(888) Miscellaneorum lib. III. cap. 18.

tropaea, ut ſcribit Diodorus Siculus: a Cimone vero ex hoc bello reduci, ut narrat Plutarchus, caeterisque ſtrategis, judicium redditum eſt de Tragicorum Poetarum victoria, ſabulam tunc primum docente Sophocle. Itaque apud Plutarchum ἀντι του Αφεψιων ſcribendum eſt Δημοτιων, aut quod verius puto, legendum eſt ἀνεψιος ὁ Αρχων. Nomen Archontis non adſcribit Plutarchus, ſed dicit eum fuiſſe Sophoclis conſobrinum, qui ne videretur aliquid in Sophoclis gratiam comminiſci, noluit judices ſortito capere, ſed forte oblatos decem ſtrategos dedit: & eruditus aliquis librarius, qui putabat deſiderari Archontis nomen, & meminerat Aphepſionem circa illa tempora fuiſſe Athenis praetorem, mutavit ἀνεψιος in Αφεψιων. Dieſe Critik iſt ſo ſeichte, ſo nüchtern, und ich habe ſo viel dawider zu erinnern, daß ich kaum weis, wo ich anfangen ſoll. Petit will den Namen des Archon durchaus verändert wiſſen. Warum? Weil in dem Jahre, da Aphepſion Archon geweſen, Sophokles Alters wegen noch kein Trauerſpiel aufführen können; und weil der gedachte Kriegszug des Cimon nichts weniger als in dieſes Jahr falle. — Ich will dieſe Gründe vors erſte gelten laſſen. Gut; was alſo? — Folglich müſſe entweder anſtatt Aphepſion, Demotion geleſen werden, oder, welches am wahrſcheinlichſten ſey, Plutarch habe den Archon gar nicht namentlich nennen wollen, ſondern bloß geſchrieben ἀνεψιος ὁ ἀρχων, „der Archon, welcher mit dem Sophokles Geſchwiſterkind war.“ (111) — Ich betrachte alſo dieſes Wahrſcheinlichſte zuerſt. Deswegen, weil der Archon mit dem Sophokles verwandt iſt, deswegen will er die Richter nicht durch das Looß ernennen laſſen? So war das Looß nicht die unpartheyiſchſte Art der Wahl? So hätte es der Archon, zum Beſten ſeines Vetters lenken können, wie er gewollt hätte? Er nöthigte die zehn Feldherren, den Ausſpruch zu thun. Mit dieſen alſo konnte er nichts abgeredet, dieſe konnte er nicht beſtochen haben? Aber er lies ſie ſchwören. Was thut das? Auch die welche durch das Looß wären er-

(111) Ich gebe dem Worte ἀνεψιος hier noch die leidlichſte Bedeutung. Denn eigentlich iſt es ſo viel als Neffe, des Bruders oder der Schweſter Kind. Und einen Archon in dieſem Verſtande zum ἀνεψιος eines jungen Menſchen von vier und zwanzig Jahren zu machen, würde eine groſſe Ungereimtheit ſeyn.

nennet worden, hätten vorher schwören müssen, nach ihrem besten Wissen und Gewissen zu urtheilen. Denn diesen Schwur mußten zu Athen alle und jede Richter, ohne Ausnahme, thun. Ganz gewiß hätte sich also der Archon, wenn er des Sophokles Anverwandter gewesen wäre, eben durch dieses ungewöhnliche neue Verfahren unendlich verdächtiger gemacht, als wenn er es bey dem Alten gelassen hätte. Endlich lese man doch nur einen Augenblick so, wie Petit will gelesen haben: Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθεντος, ἀνεψιος ὁ ἀρχων — κριτας μεν οὐκ εκληρωσε του ἀγωνος· und sage, ob ein Schriftsteller, der sich der Genauigkeit nur im geringsten befleißiget, so schreiben würde? „Denn da der junge Sophokles sein erstes Stück dabey aufführte, so wollte der Vetter Archon rc." Wessen Vetter? Wenigstens würde das Pronomen relativum fehlen; wenn es der Schriftsteller nicht gar für nöthig erachtet hätte, sich lieber so auszudrücken: „so wollte der „Archon, der, oder weil er sein Vetter war rc." — Nichts kann deutlicher seyn; und so wende ich mich zu der andern vorgeschlagnen Veränderung. Wir sollen anstatt Aphepsion, Demotion lesen, weil jener glückliche Kriegszug des Cimon in das Jahr dieses Archon fällt. Aber auch hier vermisse ich die Ueberlegung des Criticus. Ich will es zeigen. Diodorus Siculus, auf welchen er sich beruft, erzehlet von den Thaten des Cimons, die er in dem dritten Jahre der sieben und siebzigsten Olympias, als Demotion Archon gewesen, verrichtet, folgendes: Cimon sey gegen die Küsten von Asien ausgeschickt worden, um den bundesverwandten Städten, so viel deren die Perser noch inne hatten, beyzuspringen. Er habe seinen Lauf nach Byzanz gerichtet, Eion erobert, und Scyros eingenommen. Durch diesen glücklichen Anfang zu größern Dingen ermuntert, sey er wieder zurück gesegelt, und habe mehr Schiffe zu sich genommen, mit welchen er nach der Küste von Karien ausgelauffen. Nachdem er hier und in Lycien den Persern alles wieder abgenommen, habe er erfahren, daß die feindliche Flotte bey Cyprus vor Anker liege. Er habe sie angegriffen, und den größten Theil davon zu Grunde gerichtet, oder genommen. Hierauf sey er auf ihre Landmacht losgegangen, die sich an dem

Eurymedon in Pamphylien gelagert gehabt. Er habe seine Truppen mit List ans Land gesetzet, die Feinde zur Nachtzeit überfallen, und ein erschreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet. Τῃ δ' ὑςεραια fügt der Geschichtschreiber hinzu (uuu), τροπαιον ςησαντες, ἀνεπλευσαν εἰς την Κυπρον. Und das sind die Tropäen, deren Petit gedenket. Allein diese Tropäen ließ Cimon auf der Küste von Pamphylien errichten, und nicht zu Athen. Ja er kann schwerlich in dem nehmlichen Jahre wieder nach Athen zurückgekommen seyn; denn die Wege sind zu weit, und der Thaten sind zu viel. Folglich kann auch der tragische Wettstreit in diesem Jahre nicht vorgefallen seyn; man müßte denn annehmen wollen, daß er eben zu der Zeit vorgefallen sey, da Cimon von Scyros, um sich zu verstärken, auf kurze Zeit wieder nach Hause kam. Doch auch dieses ist nicht wahrscheinlich; denn da Diodorus von dieser kurzen Rückreise nur sagt: κατεπλευσεν εἰς τον Πειραιεα· so scheinet es nicht, daß er sich in der Stadt viel zu thun gemacht habe, die diesem Hafen so gar nahe ohnedem nicht war; wenigstens würde er schwerlich mit allen seinen Nebenbefehlshabern (μετα των συςρατηγων) in die Stadt gekommen seyn, welcher Umstand nur auf einen völlig geendigten Kriegszug zu passen scheinet. Und was folgt aus alle dem? Dieses, daß Petit nicht dieses Jahr des Demotion zu der Epoche des ersten Sophokleischen Trauerspiels hätte machen sollen; daß er ohne Zweifel besser gethan hätte, wenn er das gleich darauf folgende vierte Jahr der sieben und siebzigsten Olympias dafür angenommen hätte. Denn der Archon dieses gleich darauf folgenden Jahres heißt bey dem Diodorus, Phädon; und wäre es nicht ungleich wahrscheinlicher, daß die Abschreiber in der Stelle des Plutarchs, Αφεψιων aus Φαιδων, als aus Διμοτιων gemacht hätten? Der Augenschein giebt es. Doch ich habe noch einen stärkern Grund als diesen Augenschein. Plutarch selbst macht an einem andern Orte, wo er der Zurückbringung der Gebeine des Theseus wieder gedenket, den Phädon zum damaligen Archon. Nehmlich in dem Leben dieses Helden selbst: Μετα δε τα Μηδικα, schreibt er ge-

(uuu) Bibl. Hist. lib. XI. p. 47. Edit. Rhodom.

gen das Ende desselben, Φαιδωνος ἀρχοντος μαντευομενοις τοις Ἀθηναιοις ἀνειλεν ἡ Πυθια τα Θησεως ἀναλαβειν ὀςα, και θεμενους ἐντιμως παρ᾽ αὐτοις φυλαττειν κ. τ. λ. Nun weis ich zwar wohl, daß die Uebersetzer und Ausleger hier einen ganz andern Phädon wollen verstanden wissen; nicht den Phädon, der in dem vierten Jahre der sieben und siebzigsten Olympias Archon war; sondern den Phädon, der diese Würde in dem ersten Jahre der sechs und siebzigsten bekleidete. Allein ich kann mit ihnen aus folgenden Gründen nicht einig seyn. Erstlich sagt Plutarch ausdrücklich μετα τα Μηδικα „nach den Persischen Kriegen." Waren denn aber die persischen Kriege unter dem Phädon der sechs und siebzigsten Olympias zu Ende? Ja, sagen die Ausleger, und unter diesen besonders Herr Kind, „denn drey Jahr vorher hatten die Griechen unter „Anführung des Pausanias bey Platea einen völligen Sieg „über die Perser erhalten, und diesem Kriege ein Ende gemacht." Ein Ende gemacht? Eine offenbare Unwahrheit. Durch diesen herrlichen Sieg ward zwar Griechenland von den Persern befreyet; aber der Krieg war darum noch nicht aus. Die größte Gefahr war nur vorüber; sie hatten sich den feindlichen Dolch nur von dem Herze entwehret. Noch hatten die Perser in Thracien, an der Küste Asiens von Jonien bis Pamphylien, auf vielen Inseln des Aegeischen Meeres, festen Fuß; noch waren sie da immer stark genug, so bald sich das Kriegsglück im geringsten für sie erklärte, Griechenland aufs neue zu überschwemmen; noch hatte Xerxes seinen erstlichen Vorsatz, sich diesen Sitz der Freyheit zu unterwerffen, nicht aufgegeben. Kurz, nur der Friede macht dem Kriege ein Ende; und zu dem Frieden ward Xerxes nur erst gegen das Ende der sieben und siebzigsten Olympias durch den Cimon gezwungen. Plutarch selbst kennet diesen Frieden zu wohl (xxx), als daß man ihn im Verdacht

(xxx) In dem Leben Cimons. Ich will die Stelle anführen, um bey dieser Gelegenheit einen Fehler des deutschen Uebersetzers zu verbessern. Τουτο το ἐργον, nehmlich der dreyfache Sieg des Cimon, οὑτως ἐταπεινωσε την γνωμην του βασιλεως, ὡςε συνθεσθαι την περιβοητον εἰρηνην ἐκεινην, ἱππου μεν δρομον ἀει της Ἑλληνικης ἀπεχειν θαλασσης, ἐνδον δε Κυανεων και Χελιδονιων μακρᾳ νηΐ και χαλκεμβολῳ μη

haben könne, mit seinem μετα τα Μηδικα nicht darauf gezielet zu haben. Zwar begeht er noch immer in der gegenwärtigen Stelle eine kleine Unrichtigkeit; nehmlich diese, daß er vorgiebt, das Orakel habe es den Atheniensern unter dem Phädon, welcher nach den Persischen Kriegen Archon war, erst befohlen, die Gebeine des Theseus in die Stadt zu bringen: da doch Cimon bereits unter der Regierung des vorhergehenden Archons darnach aus war. Allein ist es nicht besser, daß man ihn lieber diese kleine Unrichtigkeit, diese Verwechselung der Zeit des

πλεειν. Dieses übersetzt Herr Kind: „Diese That demüthigte den Stolz „des persischen Königs so sehr, daß er den bekannten Frieden eingieng, vermöge dessen er sich allezeit ein Stadium, oder einen Roßlauf, weit „vom griechischen Meere entfernt halten mußte, und sich niemals mit einem „Kriegesschiffe diesseit der kyaneischen und chelidonischen Inseln sehen lassen „durfte." Ἱππου δρομον hat Herr Kind hier für ἱπποδρομον angesehen, welches letztere den Ort, wo die Wettläuffe der Pferde gehalten wurden, und die Weite des Raums, den die Pferde dabey durchlauffen mußten, bedeutet. Er giebt diese Weite für ein Stadium. Ist es aber im geringsten wahrscheinlich, daß Cimon nur eine so geringe Entfernung von dem Meere sollte verlangt haben? Was ist denn ein Stadium? Mit einem Worte, es ist hier nicht die Weite zu verstehen, die ein Pferd in einem Striche zu durchrennen fähig ist, sondern die Weite, die es in einem Tage zurücklegen kann. Und das ist kein geringer Unterschied. Ausser daß die Beschaffenheit der Sache selbst meine Auslegung erfordert, kann ich sie auch noch aus einer Stelle bey dem Suidas rechtfertigen, wo der Compilator des besagten Friedensschlusses mit diesen Worten gedenkt: Ουτος, Cimon nehmlich, εταξε και τους ὁρους τοις βαρβαροις· ἐκτος τε γαρ Κυανεων και Χελιδονεων, και Φασηλιδος (πολις δε ἁυτη της Παμφυλιας) ναυν Μηδικην μη πλειν νομῳ πολεμου· μηδε ἱππου δρομον ἡμερας ἐντος ἐπι θαλαττης καταβαινειν βασιλεα. Innerhalb einem Tage: ἡμερας ἐντος. Ich kann nicht sagen, welchen alten Schriftsteller der Sammler hier ausgeschrieben hat; Küster muß es auch nicht gewußt haben. Daß er aber eine vollständigere Nachricht vor sich gehabt hat, als Plutarchs, sieht man aus den Zusätzen, des einen Tages, der Stadt Phaselis, und endlich noch einer besondern Bedingung, ἀυτονομους ἐιναι τους Ἑλληνας τους ἐν τῃ Ασιᾳ, der Plutarch gar nicht gedenkt, ob sie gleich ohne Zweifel die allerwichtigste war. Plutarch beruft sich auf die Ψηφισματα ἁ συνηγαγε Κρατερος, wo dieser ganze Friedenstractat mit vorkomme: vielleicht also, daß diese Sammlung des Kraterus zu des Suidas Zeiten noch vorhanden war. Wenigstens ist Diodorus Siculus, der dieses Friedensschlusses gleichfalls gedenket, ihn aber verschiedene Jahre später setzt (Bibliotheca Hist. Lib. XII. p. 74. Edit. Rhodom.) eben so wenig seine Quelle gewesen, als Plutarch.

Befehls mit der Zeit der Vollendung des Befehls, begehen läßt; als daß man glauben müßte, er habe eben so schlecht gedacht, als der Griechische Pöbel, zu den Zeiten dieses Krieges selbst, dachte, der von gar keinen Feldzügen mehr wissen wollte, so bald die Barbaren Griechenland geräumt hatten: ἀπαγορευοντες προς τας ϛρατειας, και πολεμιου μεν οὐδεν δεομενοι, γεωργειν δε και ζῆν καθ' ἡσυχιαν ἐπιθυμουντες, ἀπηλλαγμενων των βαρβαρων και μη διοχλουντων (yyy). Und zweytens. Wenn Apollo, schon zum Anfange der sechs und siebzigsten Olympias, den Atheniensern jenen Befehl gegeben hätte, ist es im geringsten wahrscheinlich, daß sie denselben nicht eher als gegen das Ende der folgenden Olympias, sollten vollzogen haben? Schwerlich konnte diese Verzögerung mit ihrer Religion bestehen; unmöglich konnte sie mit ihrer damaligen Noth bestehen. Denn die Pest wüthete in Athen, und das Orakel hatte ausdrücklich hinzugefügt: οὐκ ἐιναι των παθηματων λυσιν, πριν ἀν τοις Αθηναιοις κατατεθνηκως ὁ Θησευς συνοικισθειη (zzz).

Aber wie nun? So ist das meine ganze Critik wider den Petit? Ich gebe es also zu, daß Aphepsion in der Stelle des Plutarchs ein Schreibfehler ist, und will ihn nur in Phädon, nicht aber in Demotion verändert wissen? Nein. Sondern der ganze Einfall des Petit taugt nichts; er sieht Fehler, wo keine sind; er will verbessern, wo nichts zu verbessern ist. Und das aus einer Unwissenheit, die einem Gelehrten von seiner Gattung kaum zu vergeben ist. Dieses ist meine Haupterinnerung wider ihn; und die Sache verhält sich so. Es ist falsch, wenn er glaubt, daß man sonst keinen Archon, Namens Aphepsion, finde, als den, welcher in dem dritten Jahre der vier und siebzigsten Olympias regiert habe. Dieser Name kömmt in dem Verzeichnisse der Archonten allerdings noch ein-

(yyy) Plutarch im Leben Cimons.

(zzz) Nach dem Zeugnisse des Aeneas Gazäus. Meursius führt die Stelle in seinem Theseus an (Cap. XXXI); doch ohne einen weitern Gebrauch davon zu machen, als daß er den Scholiasten des Aristophanes daraus verbessert, welcher nicht Pest, sondern Hungersnoth damals zu Athen seyn läßt.

mal vor; und zwar kömmt er zu eben der Zeit wieder vor, in welche des Cimons Eroberung der Insel Scyros fällt. Mit einem Worte: der Archon des so oft gedachten vierten Jahres der sieben und siebzigsten Olympias, wird von den alten Schriftstellern eben so oft, wo nicht noch öftrer, Aphepsion, als Phädon genennet. Phädon nennen ihn Diodorus Siculus, Dionysius Halicarnasseus, und der Ungenannte in seinem Verzeichnisse der Olympiaden. Aphepsion hingegen nennen ihn die Arundelschen Marmor (a), Apollodorus, und der diesen anführt, Diogenes Laertius. Der letztere kömmt auf das Geburtsjahr des Sokrates, und sagt (b): ἐγεννηϑη δε (καϑα φησιν Απολλοδωρος ἐν τοις χρονικοις) ἐπι Αφεψιωνος, ἐν τῳ τεταρτῳ ἐτει της ἑβδομηκοςης ἑβδομης Ολυμπιαδος. Dieses Zeugniß ist so ausdrücklich, und wird, da es von einem so wichtigen Denkmale, als die Arundelschen Marmor sind, den Namen des Archons betreffend, bekräftiget wird, so wichtig, daß ich es niemanden verargen würde, wenn er lieber den Diodorus, den Dionysius und den Ungenannten nach dem Laertius, als diesen nach jenen verbessern wollte. Zum guten Glücke aber hat man weder das eine noch das andere eben nöthig, indem der Fall möglich ist, daß beide Theile Recht haben können. Man darf nehmlich mit dem Jacobus Palmerius (c) nur annehmen, daß einer von ihnen, Phädon oder Aphepsion, während seiner Regierung gestorben ist, und der andere bis zum Ablauffe des Jahres, an des Verstorbenen Stelle gewählet worden. Was kann natürlicher seyn als diese Muthmassung? Was kann der angefochtenen Stelle des Plutarchs besser zu statten kommen, als sie? Kurz; Plutarch hat ohne Fehler den Archon des vierten Jahres der sieben und siebzigsten Olympias, in dem Leben des Theseus, Phädon; und in dem Leben des

(a) Oder, welches einerley ist, Apsephion; in der 72 Linie, so wie sie Jacobus Palmerius in seinen Exercitationibus, abdrucken lassen.

(b) Lib. II. seg. 44. Edit. Menag. p. 107.

(c) *Exercit. p.* 452. Si alterutrum tantum verum est, praevaleret apud me marmoris tam antiqui auctoritas. Sed inclino ad credendum utrumque verum esse, & eodem illo anno Aphepsionem & Phædonem Archontas fuisse eponymos, scilicet uno in magistratu mortuo suffectus fuit alter, & forte non me fallit conjectura.

Cimon, Aphepsion nennen können. Das hätte Petit wissen sollen, und er würde uns das achtzehnte Kapitel seines dritten Buchs erspart haben. — Uebrigens bilde ich mir auf diese meine Critik so viel eben nicht ein. Petit ist der Mann nicht, an dem man mit grossen Ehren zum Ritter werden könnte; und je mehr ich von ihm lese, je williger stimme ich dem Urtheile bey, das Küster von ihm gefällt hat: Criticus, si quisquam alius, infelix (d).

Ich habe der Arundelschen Denkmäler gedacht, und ich hätte gleich Anfangs erinnern sollen, daß sie nicht allein in dem Namen des Archons mit dem Plutarch übereinstimmen, sondern auch in der Sache selbst, und ausdrücklich anmerken, daß Sophokles unter diesem Archon den Preis erhalten habe. Sie fügen sogar hinzu, daß er damals acht und zwanzig Jahr gewesen sey, welches mit dem oben festgesetzten Geburtsjahre unsers Dichters, genau genug übereinstimmt. Aber wie stimmt es mit des Plutarchs του Σοφοκλεους ἐτι νεου überein? Wenn man sieben bis acht und zwanzig Jahre ist, ist man doch so jung nicht mehr. Palmerius (e), der diese Schwierigkeit gleichfalls bemerkt, meinet, man müsse voraussetzen, daß Plutarch der zweyten Meinung von dem Geburthsjahre des Sophokles gewesen sey, welche das dritte der drey und siebzigsten Olympias dazu macht. Und nach dieser wäre der Dichter damals ohngefehr achtzehn Jahr gewesen, welches freylich jung genug ist.

Ich eile zu der Anmerkung die ich über die Stelle des Plutarchs, auf Veranlassung der Kindschen Uebersetzung, zu machen versprochen habe. Die Worte des Plutarchs: ἐφ᾽ ᾡ και μαλιϛα προς ἀυτον ἡδεως ὁ δημος ἐσχεν· ἐϑειτο δ᾽ εἰς μνημην ἀυτου και την των τραγῳδων κρισιν ὀνομαϛην γενομενην, übersetzt Kind „das Volk gewann ihn deswegen „sehr lieb, und stellte zum Andenken dieser Begebenheit den be„kannten Wettstreit unter den Tragödienspielern an." Wettstreit? Κρισιν; der Fehler ist arg. Αγων, ἀγωνισμα würde Wettstreit heissen; aber κρισις heißt das Gericht, das Urtheil. Das schlimmste ist, daß dieser Fehler den Plutarch ganz etwas

(d) In seinen Noten über die Frösche des Aristophanes, S. 64.
(e) Exercit. p. 202.

anders sagen läßt, als er sagen will. Nach der Uebersetzung sollte man glauben, der tragische Wettstreit selbst, wäre damals zuerst angeordnet worden; vorher hätten die tragischen Dichter nie um den Preis gestritten; dieser feyerliche Kampf wäre itzt zum erstenmale, dem Cimon zu Ehren angestellet, und in den folgenden Zeiten zu seinem Gedächtnisse beybehalten worden. Das ist ganz falsch; die poetischen Wettstreite waren weit älter, wie Plutarch an einem andern Orte (f) beweiset; und die gegenwärtige Begebenheit selbst zeigt, daß dergleichen schon vorhergegangen. Denn der Archon ging dasmal nur von der eingeführten Gewohnheit, die Richter dabey zu ernennen, ab. Und das eben, worinn er davon abging, war das Neue, das man in der Folge zum Andenken des Cimons beybehielt. — Die Sache verdient eine nähere Erklärung. Ich stelle mir es so vor. Der dramatische Wettstreit mußte nothwendig seine Richter haben; diese Richter wurden durch das Loos gewählet, und wie man mit ihrer Wahl bey der Komödie verfuhr, so verfuhr man auch bey der Tragödie damit. Nun eräugnete sich itzt der Fall, daß die Zuschauer ausserordentlich uneinig waren, φιλονεικιας ούσης και παραταξεως των θεατων; ein junger Mensch streitet wider einen alten versuchten Mann; der Alte wird es gut machen, der Jüngling nicht schlecht; dieser muß aufgemuntert, jener nicht verdrießlich gemacht werden. Was war zu thun? Sollte die Entscheidung einer so kitzlichen Sache, die mit so vieler Hitze getrieben ward, dem Glücke überlassen werden? Das Loos hätte auf Leute fallen können, die nichts weniger als fähige Richter gewesen wären. Itzt kam es nicht blos darauf an, unpartheyische Richter zu haben; man wollte einsichtsvolle haben. Das überlegte der Archon, und das Loos unterblieb, κριτας μεν οὐκ ἐκληρωσε του ἀγωνος. Er dachte weiter: „hier ist Gelegenheit, dem Cimon und seinen Unterfeldherren eine Schmeicheley zu machen. Und ist es nicht besser, daß Männer von ihrer Einsicht und Würde über eine Tragödie, über die Nachahmung ihnen ähnlicher Personen in traurigen und verwickelten Umständen, urtheilen, als daß es gemeine Leute aus dem Volke thun, denen das Loos zwar das Recht,

(f) Sympoſiacωn Lib. V. Quæſt. 2.

aber nicht die Fähigkeit zu urtheilen geben kann? Die Feldherren sind jeder aus einem besondern Stamme; durch sie kann gleichsam das ganze Volk den Ausspruch thun. Sie werden auf das Theater kommen, um zu opfern; ich will sie dabehalten; ich will sie nöthigen; ich will sie schwören lassen; ihr Ausspruch, wird eine gewisse Feyerlichkeit dadurch erhalten; niemand wird es ungern dabey beruhen lassen; desto besser für die Dichter; desto besser für die Zuschauer." Und wie der Archon dachte, so geschah es. Die Feldherren urtheilten, und zum Andenken des Cimon ward nachher allezeit das Urtheil über die Tragödien auf diese Weise gefällt. — So verstehe ich wenigstens die Stelle des Plutarch; und es sey mir erlaubt, noch einige Erläuterungen hinzuzufügen. Wenn der Archon vor diesesmal zehn Richter wählte, und von nun an bey dem Wettstreite der tragischen Dichter, deren allezeit so viel gewählt wurden: so ist dieses der erste Unterschied, der sich zwischen den Richtern bey den tragischen, und den Richtern bey den komischen Wettstreiten numehr eräugnete. Denn der Richter bey den komischen Wettstreiten waren zu jeder Zeit nur fünfe. Das Sprüchwort ἐν πεντε κριτων γονασι κειται ist bekannt, und Hesychius sagt ausdrücklich: τοσουτοι τοις κωμικοις ἐκρινον. Warum nennte Hesychius hier bloß die komischen Dichter, warum nicht die dramatischen Dichter überhaupt, wenn bey den tragischen nicht eine andere Anzahl von Richtern üblich gewesen wäre? Der zweyte Unterschied war dieser: bey den komischen Wettstreiten konnte jeder athieniensische Bürger durch das Loos zum Richter ernennt werden; bey den tragischen hingegen wurden nur solche Bürger zu dem Loose zugelassen, die mit zu Felde gewesen waren, und ansehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hatten. Ἐκρινον δε οἱ δοκιμωτατοι των ϛρατηγων, sagt Plutarch, wenn er von dem Wettstreite des Thessalus und Athenodorus, der zwey berühmtesten tragischen Schauspieler zu den Zeiten Alexanders, redet (g). Was ich aber vornehmlich zum Behufe dieses zweyten Unterschiedes anführen kann, ist eine Stelle in den Fröschen des Aristophanes. Aeschylus und Euripides sollen da mit einander streiten; der Chorus muntert sie auf; indem

(g) De Fort. Alex. Orat. II. p. m. 334.

aber fällt ihm ein, daß beide, als tragische Dichter, sich vielleicht an die gegenwärtigen Zuschauer stossen dürften. Es sind Zuschauer, einer Komödie, und die unter ihnen befindlichen Richter sind bloß Richter einer Komödie. Werden diese auch von tragischen Schönheiten urtheilen können? Aber seyd deswegen unbesorgt: läßt Aristophanes den Chor zu ihnen sagen; Sie sind allerdings fähig, auch Euch zu beurtheilen! Εςρατευμενοι γαρ εισι; denn es sind Leute die mit zu Felde gewesen sind, die ihre Kriegesdienste gethan haben. Hier ist die ganze Stelle: (h)

Ει δε τουτο καταφοβεισθον, μη τις ἀμαθια προση
Τοις θεωμενοισιν, ὡς τα
Λεπτα μη γνωναι λεγοντοιν,
Μηδεν ὀῤῥωδειτε τουθ᾽· ὡς οὐκ ἐθ᾽ οὑτω ταυτ᾽ ἐχει.
Εςρατευμενοι γαρ εισι·
Βιβλιον τ᾽ ἐχων ἑκαςος μανθανει τα δεξια.
Αι φυσεις δ᾽ ἀλλως κρατιςαι,
Νυν δε και παρηκονηνται,
Μηδεν οὐν δεισητον, ἀλλα
Παντ᾽ ἐπεξιτον, θεατων γ᾽ οὑνεχ᾽, ὡς ὀντων σοφων.

Der Scholiast merkt hier an: Δεξιους νομιζουσι τους ἐςρατευμενους και ἐπαινου ἀξιους· τους δε διαδιδρασκοντας τας ςρατειας, φιληδονους εἰναι συκοφαντας. Allein wer weiter nichts dabey denkt, als dieses, der versteht die Feinheit der Spötterey kaum zur Helfte. Um sie ganz zu fassen, erinnere man sich des Jahres, in welchem die Frösche aufgeführet wurden. Es war das dritte der drey und neunzigsten Olympias; das sechs und zwanzigste des Peloponnesischen Krieges. Die Athenienser hatten in den vorhergehenden Jahren Unglück über Unglück gehabt; es gebrach an Volk, und sie waren gezwungen, allen Knechten und Fremdlingen, welche Kriegesdienste nehmen wollten, die Freyheit und das Bürgerrecht zu geben (i).

(h) Zeile 1140 u. folg.

(i) Diodorus Siculus bey dem Anfange dieses Jahres: Αθηναιοι δε κατα το συνεχες ἐλαττωμασι περιπιπτοντες, ἐποιησαντο πολιτας τους μετοικους, και των ἀλλων ξενων τους βουλομενους συναγωνισασθαι. Lib. XIII. p. 216. Edit. Rhodom.

Endlich waren sie wieder einmal glücklich, und schlugen die feindliche Flotte bey den Arginusischen Inseln (k). Nun stelle man sich vor, daß das Theater, als die Frösche kurz darauf gespielt wurden, voll von dergleichen neugemachten Bürgern war, die den arginusischen Sieg mit erfechten helffen, und itzt auf nichts mehr stolz waren, als daß sie da sitzen durften, wo sie sassen. Konnte sich ein Aristophanes wohl enthalten, über solche Zuschauer ein wenig zu spotten? Er nennet sie: (l)

— πολυν — λαων ὀχλον

Ου σοφιαι μυριαι καϑηνται·

„ein grosses Volk aus verschiednen Völkern, unter dem es Ken„ner zu Tausenden giebt. Und diese Kenner sind noch dazu mit im Kriege gewesen! Was braucht man mehr, um ein würdiger Richter tragischer Wettstreite zu seyn? Es ist zwar nicht lange, daß diese Herren noch zu dem nichtswürdigsten, dümmsten Pöbel gehörten; aber

— — οὐχ ἐϑ' οὐτω ταυτ' εχει·

Εςρατευμενοι γαρ εἰσι.

Ein Kriegszug macht alles anders. Ein Kriegszug hat ihnen das Bürgerrecht; ein Kriegszug hat ihnen Verstand gegeben. Doch nein; sie hatten von Natur schon Verstand genug; und im Kriege haben sie ihn nur mehr ausgeschliffen.

Αι φυσεις δ' αλλως κρατιςαι,

Νυν δε και παρηκονηνται.

Die von Natur, nur eine Komödie hätten beurtheilen können; können nun auch eine Tragödie beurtheilen, weil sie Soldaten gewesen sind. (m)

(k) Die Allgemeine Welthistorie (Th. V. S. 380) sagt: „bey „Argenusae, einem Platze Lesbos gegenüber" das heißt sich von Inseln sehr unrichtig ausdrücken.

(l) Zeile 687. 88.

(m) Wer den Aristophanes ein wenig kennet, wird ihn hoffentlich in dieser Stelle, so wie ich sie auslege, finden. Wenn ich unterdessen meiner Sache nicht sehr gewiß wäre, so würde mich das Ansehen eines gelehrten Mannes, der hier einen ganz andern Weg nimmt, vielleicht wankend machen. Es kömmt mir nehmlich die neueste Ausgabe unsers komischen Dichters zu Händen, welche Herr Burmann der zweyte, besorgt hat; und ich finde, daß Bergler die Worte, ἐςρατευμενοι γαρ εἰσι, bloß durch nam exer-

Was die Philologen von den dramatischen Richtern der alten Griechen, gesammelt haben, ist ein sehr weniges; und ich finde nicht, daß ein einziger den Unterschied zwischen den komi-

citati sunt übersetzet. Er gehet also von der eigentlichen Bedeutung des Worts στρατευομαι ab; ohne Zweifel weil er die feine Spötterey nicht einsah, und daher nicht begreiffen konnte, wie es im Ernste folge, daß die Zuschauer deswegen nicht mehr unwissend seyn sollten, weil sie mit im Kriege gewesen wären. Ich zweifle aber sehr, ob man στρατευομαι in dieser figürlichen passiven Bedeutung finde, da es blos **geübet werden** heisse. Der Scholiast, dessen Worte ich angeführt habe, ist ausdrücklich für die eigentliche Bedeutung; ob es gleich leicht seyn kann, daß **Berglern** eben derselbe Scholiast verführt hat. Denn über die nächst vorhergehenden Worte ουκ ἐθ' οὕτω ταυτ' ἐχει macht er folgende Glosse: ὡς των Αθηναιων προτερον οὐχ ὁμοιως γεγυμνασμενων ἐν τοις ποιητικοις σοφισμοις. **Bergler** hat also geglaubt, daß das folgende ἐστρατευμενοι hier durch γεγυμνασμενοι erklärt werde; und hierinn hat er sich wohl geirret. Ich muß überhaupt anmerken, daß verschiedene Stellen in den **Fröschen** aus einer genauern Kenntniß der damaligen Umstände in Athen weit besser zu erklären sind, als es den alten und neuern Auslegern sie uns zu erklären gefallen hat. Keiner, zum Exempel, hat angemerkt, daß die ganze **Parabasis** des Chors zu Ende des zweyten Aufzuges, auf die unglücklichen Befehlshaber gehet, welchen die Athenienser den Proceß machten, weil sie die Leichname der in dem Arginusischen Treffen Gebliebenen, wegen eines einfallenden Sturms, nicht begraben lassen können. Die vornehmsten von ihnen waren bereits hingerichtet, und andere, denen man dabey weniger zur Last legen konnte, waren ohne Zweifel für ἀτιμοι, für **unehrlich** erkläret worden. Dieser **Unehrlichen** nun, nimmt sich **Aristophanes** hier besonders an. Wenn man das weis, so wird man sich nicht lange besinnen, wie eine zweifelhafte Stelle des Scholiasten daselbst eigentlich zu lesen sey. **Aristophanes** gedenkt nehmlich eines gewissen **Phrynichus**, dem er das Unglück der gedachten Befehlshaber zuzuschreiben scheinet. Die Scholiasten können sich nicht vergleichen was für ein **Phrynichus** hier gemeinet sey. Einer von ihnen aber sagt: ἐγενετο δε στρατηγος, ἐφ' οὑ πολλοι ἡμαρτον των τραγικων, και ἀτιμοι ἐγενοντο. Nun hat **Suidas** an zwey verschiednen Orten diese Stelle des Scholiasten ausgeschrieben; unter Φρυνιχος nehmlich und unter παλαισμα. Allein unter Φρυνιχος hat er anstatt τραγικων, στρατηγων gelesen. Welches von beiden ist nun richtig? Ganz gewiß das letztere. Denn wer hat jemals von **tragischen Dichtern** gehöret, die **unehrlich** geworden wären? Was konnten tragische Dichter begehen, diese Strafe zu verdienen? Wenn es noch komische gewesen wären. Aber unglücklicher **Feldherren** gedenkt die Geschichte wohl, die damals zum Theil in noch härtere Strafe fielen. Gleichwohl erkläret sich **Küster** in seiner Ausgabe des **Suidas** für τραγικων; und in seiner Ausgabe des **Aristophanes** ist er wenigstens unschlüßig.

schen und tragischen, auch nur vermuthet habe (n). Man wird also zufrieden seyn müssen, wenn ich ihn nur einigermassen erhärtet und ins Licht gesetzt habe. Genug, daß ich gegen den Herrn Kind Recht behalte, und daß των τραγῳδων κρισις nicht ein Wettstreit unter Tragödienspielern, sondern der Ausspruch, das Gericht bey einem solchen Wettstreite heisset, und daß dieses, nicht jener, zum Andenken des Cimons eingeführet und beybehalten worden. Herr Kind übersetzt ferner, κριτας μεν οὐκ ἐκληρωσε durch, er getraute sich nicht, die Richter zu ernennen. Getraute sich nicht? Ja freylich, wenn er sie hätte ernennen müssen. Aber ernennt man die, über die man das Loos wirft? Ουκ ἀφηκεν ἀυτους ἀπελθειν, ἀλλ' ὁρκωσας, ἠναγκασε καθισαι και κριναι, δεκα ὀντας, ἀπο φυλης μιας ἑκαςον heißt ihm: er ließ sie nicht wieder weggehen, sondern nöthigte sie, daß sie nach geleistetem Eide die zehn Richter werden und den Ausspruch thun mußten, zumahl da jeder dieser Feldherren aus einer der zehn Zünfte war. Daß sie die zehn Richter werden mußten? So waren schon vorher der tragischen Richter zehne? So wäre ja meine obige Erklärung unrichtig! Aber zum Glück, daß es Plutarch nicht sagt; daß es Herr Kind auch sonst nicht erweisen kann. Der Umstand δεκα ὀντας, war nicht ein Umstand, ohne welchen sie nicht die Richter hätten werden können; sondern ein neuer Umstand, den man in der Folge zum Andenken dieser Begebenheit, um so viel lieber beybehielt, je ansehnlicher das Gerichte dadurch ward. Καθισαι stehet hier auch nicht so gar vergebens, daß es der Uebersetzer hätte auslassen sollen. Denn wie Pollux sagt (o): τοις μεν μουσικοις (ἀγωσι) κριται καθηνται, τοις δε γυμνικοις ἐφεςασι.

Noch kann ich die Stelle des Plutarchs nicht verlassen. Ich

für welches von beiden er sich erklären soll. Und das bloß, wie ich gewiß glaube, weil ihm der obige historische Umstand von den unglücklichen Feldherren nicht beygefallen ist.

(n) *Joan. a Wower* de Polymathia. cap. XVI. *Vossius* Institution. Poet. lib. II. cap. 12. *Idem* de Imitatione cap. 11. *F. Rappoltus* Comment. in Horatium cap. 29 & 43.

(o) Lib. III. cap. 30. p. m. 341.

habe oben (Seite 308.) einen historischen Beweis versprochen, daß Aeschylus des Sophokles Lehrmeister nicht gewesen sey; und auf diese Stelle eben gründe ich ihn. Hier streiten Aeschylus und Sophokles mit einander; Sophokles, wie Plutarch weiter meldet, siegt; und Aeschylus wird so ungehalten darüber, daß er Athen verläßt. Wäre nun hier gar der Lehrmeister von seinem Schüler, durch den ersten Versuch seines Schülers, überwunden worden, würde das nicht ein Umstand gewesen seyn, der die Begebenheit ungleich merkwürdiger, der den Sieg des Sophokles ungleich grösser gemacht hätte? Und würde ihn Plutarch wohl anzumerken vergessen haben? Aber er sagt nichts davon, und sein Stillschweigen wird zu einem Beweise des Gegentheils.

Hier sollte ich diese Anmerkung schliessen. Doch ich habe ihr noch einen wichtigen Zusatz zu geben, den ich in dem Texte nicht versprochen habe. Das einstimmige Zeugniß des Plutarchs und Eusebius wird durch ein drittes bestätiget, das, so viel ich weis, zu diesem Zwecke noch von niemanden angeführet worden. Ich meine eine Stelle bey dem ältern Plinius. Er redet, in dem achtzehnten Buche seiner Naturgeschichte (p), von der verschiednen Güte des Getreides in verschiednen Ländern, und schließt: Hæ fuere sententiæ Alexandro magno regnante, cum clarissima fuit Græcia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta, in fabula Triptolemo, frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canêre candido.

Nun ist zwar hier nicht ausdrücklich von dem ersten Trauerspiele unsers Dichters die Rede; allein es stimmet die Epoche desselben mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus setzet, so genau überein, daß man nicht wohl anders als diesen Triptolemus selbst für das erste Trauerspiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung ist gleich geschehen. Alexander starb in der hundert und vierzehnten Olympias; hundert und fünf und vierzig Jahre betragen sechs und dreyßig Olympiaden und

(p) Sect. 12. T. II. Edit. Hard. p. 107.

ein Jahr; und diese Summe von jener abgerechnet, giebt sieben und siebzig. In die sieben und siebzigste Olympias fällt also der Triptolemus des Sophokles (q); und da in eben diese Olympias, und zwar in das letzte Jahr, wie wir gesehen haben, auch das erste Trauerspiel desselben fällt: so ist der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerspiele eines sind.

So ungezwungen sich dieses ergiebt, so sehr hat mich die Anmerkung befremdet, welche Hardoin über die Stelle des Plinius macht. Er schreibt nehmlich: Egit ergo Sophocles eam fabulam Olymp. LXXXVIII anno quarto, ætatis suæ vicesimo, si Suidæ credimus. Obiit enim Alexander Olymp. CXX. anno primo, Olympiadibus Pliniano calculo computatis, Urbis conditæ 442. Vors erste weis ich nicht, wie Hardoin sagen kann, Alexander sey in der hundert und zwanzigsten Olympias gestorben; da Josephus (r) ausdrücklich sagt: Αλεξανδρου τε τεθναναι παντες ὁμολογουσι ἐπι της ἑκατοςης τεσσεϱεςκαιδεκατης Ολυμπιαδος. Vors zweyte würden hundert und fünf und vierzig Jahre, von der hundert und zwanzigsten Olympias zurückgerechnet, nicht die acht und achtzigste sondern die drey und achtzigste Olympias geben. Vors dritte würde Sophokles in der acht und achtzigsten Olympias, nach dem Suidas nicht zwanzig, sondern einige sechzig Jahre gewesen seyn; denn nach dem Suidas ist er in dem dritten Jahre der drey und siebzigsten Olympias gebohren. Und man glaube ja nicht, daß alle diese Unrichtigkeiten vielleicht mit der besondern Berechnung des Plinius (Pliniano calculo) bestehen könnten. Diese besondere Berechnung des Plinius betrift blos das Jahr nach Erbauung der Stadt Rom, welches ihn Hardoin in das vierte der neunten Olympias setzen läßt, anstatt daß es nach der gemeinen Rechnung in das vierte der sechsten fällt. Wenn also in der Anmerkung des Hardoins nicht alle Zahlen verdruckt sind, so muß er gar nicht nachgeschlagen, gar nicht gerechnet haben.

(q) Fabricius macht in dem Verzeichnisse der verlornen Trauerspiele des Sophokles, unter Τϱιπτολεμος eben diese Berechnung, aber ohne im geringsten für das erste Trauerspiel desselben etwas daraus zu schliessen.

(r) Lib. I. contra Appionem.

Die Anmerkung welche der Pater über das Trauerspiel selbst macht, ist nicht minder seltsam: In ea fabula, sagt er, Ceres Triptolemum edocet, quantum terrarum necesse sit peragrari seminandis a se datis frugibus, Italiamque præ cæteris laudat. *Vide Dionys. Hal. lib. I. Antiq. Rom.* Sollte man aus diesen Worten nicht schliessen, der Triptolemus des Sophokles müsse noch vorhanden seyn, und das ganze Stück lauffe auf weiter nichts, als diesen Unterricht der Ceres hinaus? Der Pater redet seinem Währmanne ohne Ueberlegung nach. Denn Dionysius von Halicarnaß braucht am angezogenen Orte weiter nichts als diesen Umstand aus dem Triptolemus; und wenn Er im Präsenti davon spricht, so ist es ganz etwas anders, als wenn es Harduin thut.

(K)

Zugleich der Schauspieler — diese Gewohnheit ab.) Der ungenannte Biograph: Καταλυσας την ὑποκρισιν του ποιητου δια την ἰδιαν ἰσχνοφωνιαν· παλαι γαρ και ὁ ποιητης ὑπεκρινετο. Eine schwache Stimme war ein Fehler, der vor Alters einen Mann zum Schauspieler weit untauglicher machte, als heut zu Tage, da wir jene grossen Schauplätze nicht mehr zu füllen haben. Das Unvermögen hielt ihn also vom Theater zurück, und nicht die Verächtlichkeit der Profession. Denn den Griechen war keine Geschicklichkeit verächtlich, die ihnen Vergnügen machte. So oft unser Dichter auch daher andere Talente zeigen konnte, auf welche seine schwache Stimme keinen Einfluß hatte, bestieg er die Bühne; welches sich nicht undeutlich aus zwey Beyspielen schliessen läßt, die man uns ausdrücklich davon aufbehalten hat. In dem Thamyris nehmlich lies er sich auf der Cither hören; und in der Nausikaa zeigte er sich als Tänzer.

In dem Thamyris lies er sich auf der Cither hören. Athenäus (s): τον Θαμυριν διδασκων ἀυτος ἐκιθαρισεν. Und der ungenannte Biograph: φασι δε ὁτι και κιθαραν ἀναλαβων ἐν μονῳ τῳ Θαμυριδι ποτε ἐκιθαρισεν. Thamyris

(s) Lib. I. p. m. 20.

war jener Thracische Virtuose (*), der es wagen durfte, die Musen selbst zu einem Wettstreite aufzufordern. Er ward überwunden, und die Musen machten ihn, zur Strafe seiner Vermessenheit, blind. Das war der Inhalt des Sophokleischen Trauerspiels; und ohne Zweifel lies sich der Dichter in der Person des Thamyris selbst, auf der Cither hören. Nicht daß er deswegen die ganze Rolle des Thamyris gespielt hätte; er hatte vielleicht nicht einmal nöthig, auch nur in die Cither zu singen. Denn dieser Thamyris, welchen Umstand uns der ältere Plinius (t) von ihm aufbehalten hat, war der erste, der die Cither als ein von der Stimme unabhängendes Instrument behandelte, und sie, ohne darein zu singen, spielte. Hatte nun Sophokles diesen Umstand anzubringen gewußt, so konnte ihn seine schwache Stimme nicht hindern, Thamyris an derjenigen Stelle selbst zu seyn, wo er ihn blos auf der Cither mit den Musen wetteifern lies. Es würde sich mehr als Muthmassungen hievon beybringen lassen, wenn das Stück itzt nicht unter die verlornen Stücke unsers Dichters gehörte (u). Da unterdessen auch solche Muthmassungen weder ganz unangenehm, noch ganz unnütze sind, so erlaube man mir, noch einen andern Zug daraus muthmassen zu dürfen. Diesen nehmlich: daß die Bestrafung des Thamyris auf der Bühne geschehen; daß er vor den Augen der Zuschauer blind geworden. Ich gründe meine Muthmassung auf eine Stelle des Pollux, in die sich seine Ausleger gar nicht zu finden gewußt haben. Pollux (x) gedenket verschiedener tragischen Masken, die von einer besondern Art gewesen, und sagt

(*) Κεινῳ σοφιςῃ Θρῃκι, sagt die Muse in dem Trauerspiele Rhesus von ihm. V. 924.

(t) Cithara sine voce cecinit Thamyras primus. *Natur. Hist. Lib. VII. c.* 57.

(u) Casaubonus, Meursius, Fabricius finden in ihren Verzeichnissen der verlornen Stücke des Sophokles des Thamyris bloß bey dem Athenäus, dem Pollux, und dem ungenannten Biograph, gedacht. Sie hätten anmerken sollen, daß auch Plutarch seiner nicht undeutlich gedenkt; in dem Buche nehmlich ὅτι οὐδε ζῆν ἐςιν ἡδεως κατ᾽ Επικουρον (p. m. 1093.) führt er ein Paar Zeilen des Sophokles an, die, dem Zusammenhange nach, nothwendig aus dem Thamyris seyn müssen.

(x) Lib. IV. c. 19. p. m. 434.

unter andern, daß die Maske des Thamyris, zweyerley Augen gehabt habe; του μεν γλαυκον οφθαλμα, τον δε μελανα. Jungermann macht hierüber folgende offenherzige Anmerkung: Thamyri vero cur oculum glaucum, & alterum nigrum in scena affingi ait? Constat quidem ex Apollodori lib. I. Thamyrin περι μουσικης cum Musis congressum: quem victum των ομματων και της κιθαρωδιας illæ εστερησαν. Sic itaque prorsus excœcarunt. Cur itaque discolori altero utro introducebatur oculo? Libenter nostram ignorantiam fatemur, quam ut diu taciti foveamus causæ non est, cum sic forte nec ipsi, nec alii, qui juxta nos ignorant, edoceamur ab iis qui sciunt. Daß auch ich itzt unter denjenigen bin, die es wissen, habe ich vornehmlich dem Du Bos (y) zu danken; und das Räthsel löset sich so auf. Die alten Schauspieler, wie bekannt, spielten in Masken, welche nicht allein das Gesicht, sondern den ganzen Kopf bedeckten. Diese Masken hatten die Unbequemlichkeit, daß sie der Abänderungen nicht fähig waren, welche die abwechselnden Leidenschaften in den Zügen des Gesichts verursachen. Die kleinern von diesen Abänderungen waren für ihre Zuschauer zwar ohnedem verloren; indem diese größten Theils viel zu weit absaßen, als daß sie selbige auch auf einem wirklichen Gesichte hätten erkennen können. Die größern aber, welche dem Gesichte eine ganz andere Farbe, allen Muskeln desselben eine ganz andere Lage geben, und von sehr weitem zu erkennen sind, auch diese größern, sage ich, den Augen der Zuschauer verweigern, würde keine geringe Verkümmerung ihres Vergnügens, und eine Vernachlässigung des sichersten Mittels, einen Eindruck auf sie zu machen, gewesen seyn. Was thaten sie also? Eine Stelle des Quintilian (z) kann es uns sehr deutlich lehren: In Comœdiis — pater ille cujus præcipuæ partes sunt, quia interim concitatus, interim lenis est, altero erecto, altero composito est supercilio; atque id ostendere maxime latus actoribus moris est, quod cum iis, quas agunt, partibus congruat. Die Maske, sagt Quintilian, desjenigen Vaters, der in der Komödie bald linde bald strenge

(y) Du Bos von den Theatralischen Vorstellungen der Alten. Man sehe das dritte Stück meiner Theatralischen Bibliothek, Seite 185.

(z) Inst. Orat. Lib. XI. cap. 3.

seyn mußte, war getheilt; die eine Helfte zeigte ein glattes, heiteres Gesicht, die andere ein finsteres, gerunzeltes Gesicht; war der Vater itzt linde, so wies der Schauspieler den Zuschauern die heitere Helfte, und mußte er auf einmal streng und zornig werden, so wußte der Schauspieler eine so ungezwungene Wendung zu machen, daß der Zuschauer die finstere Helfte zu sehen bekam. Wie es mit der Maske dieses Vaters war, so war es unfehlbar mit den Masken aller Personen, die in der Geschwindigkeit vor den Augen der Zuschauer, ein verändertes Gesicht zeigen mußten, und also nicht Gelegenheit hatten, hinter der Scene ihre ganze Maske zu verwechseln. Nun nehme man an, daß auch Thamyris in diesem Falle war, und die Worte des Pollux sind erklärt. Itzt war Thamyris noch sehend, und der Schauspieler zeigte diejenige Helfte seiner Maske, die das schwarze Auge hatte. Nun sollte er auf einmal blind werden, und der Schauspieler wandte sich so geschickt, daß plötzlich die Zuschauer die andere Helfte, welche das glauche Auge (γλαυκον ὀφθαλμα) hatte, erblickten. Denn γλαυκον ὀφθαλμα, ist hier nichts anders als ein Auge, daß mit einem Γλαυκωμα behaftet scheinet; und Glaukoma, wie bekannt, ist diejenige Krankheit des Auges, welche unsere Augenärzte den blauen oder grünen Staar nennen. Das merklichste und augenscheinlichste Zeichen der Blindheit, welches die Skevopöie nur immer wählen konnte! — Ich komme auf den Sophokles zurück. In dem Thamyris also lies er sich auf der Cither hören; und der ungenannte Biograph setzt hinzu: ὅθεν και ἐν τῃ ποικιλῃ ϛοᾳ μετα κιθαρας ἀυτον γεγραφθαι φασι; „daher sey er, wie man sagt, in der „Stoa Poecile mit der Cither gemahlt worden." Was diese Stoa für ein Gebäude gewesen, wie sie vorher geheissen, wo sie gestanden (aa), das ist gnugsam bekannt. Sie hatte ihren

(aa) **Menage** (*In Diogenis Laertii Lib. VII. Segm.* 5.) merkt aus dem **Lucian** an, daß diese Stoa auf dem Marktplatze gelegen. Ich bediene mich dieser Bemerkung, die Verse des **Melanthius** beym **Plutarch** (im **Leben Cimons** S. 481.) daraus zu erläutern, wo gesagt wird, daß **Polygnotus** unentgeltlich

— — — Θεων ναους ἀγοραν τε
Κεκροπιαν — — — — —

ausgeschmückt habe. Wie man einen Marktplatz mit Gemälden ausschmücken

Beynahmen Poecile, die bunte, von den Gemälden erhalten, mit welchen sie vornehmlich Polygnotus ausgezieret hatte (bb). Diese Gemälde stellten die Götter und Helden der Athenienser vor; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Polygnotus, der kein gedungener Künstler war, sondern bloß um die Ehre arbeitete, auch noch lebenden verdienten Männern die Schmeicheley werde gemacht haben, ihre Bildnisse mit anzubringen. Dem ohngeachtet aber ist wohl schwerlich das Bildniß des Sophokles, von der Hand dieses Künstlers gewesen. Ich schliesse dieses aus folgendem Umstande, den uns Plutarch aus der scandalösen Chronike der damaligen Zeit aufbehalten hat (cc). Polygnotus liebte die Elpinice, die Schwester des Cimons; und ohne Zweifel war seine Liebe eben in dem stärksten Feuer, als er die Trojanerinnen in der gedachten Stoa mahlte: denn einer von ihnen, der Laodice, gab er das Gesicht seiner Geliebten. Wird Elpinice damals schon alt, schon verheyrathet gewesen seyn? Schwerlich wohl. Aber zu der Zeit, als Sophokles, mit durch den Ausspruch ihres Bruders, für sein erstes Trauerspiel den Preis erhielt, muß sie schon beides gewesen seyn, wenn man sie auch noch so viel jünger als den Cimon annimmt. Und folglich mahlte Polygnotus die gedachte Stoa zu einer Zeit, als Sophokles noch gar nicht bekannt seyn konnte, als wenigstens seine tragischen Verdienste noch nicht so fest gestellet seyn konnten, daß sie diese öffentliche Ehre verdient hätten. Vielleicht also war sein Bildniß von dem Micon, von welchem es aus dem ältern Plinius bekannt ist, daß ihm die Athenienser nach dem Polygnot einen Theil dieser Stoa auszumahlen gaben.

In der Nausikaa zeigte sich Sophokles als Tänzer. Athenäus (dd): ἀκρως δε ἐσφαιρισεν ὁτε την Ναυσικααν ἐθηκε. Ich sage, er zeigte sich als Tänzer, und die Worte meines Währmanns scheinen eigentlich doch weiter nichts zu sagen, als daß Sophokles in der Nausikaa den Ball vortrefflich geschla-

könne, ist nicht wohl zu begreiffen. Es sind also hier die öffentlichen Gebäude auf diesem Marktplatze, und besonders die gedachte Stoa zu verstehen.

(bb) *C. Plinius* Natur. Histor. Lib. XXXV. 35.

(cc) Im Leben Cimons S. 480.

(dd) Lib. I. p. m. 20.

gen: ἀκρως ἐσφαιρισεν. Allein die Sphäristik, oder das Ballschlagen und alle verschiedne Arten desselben, war bey den Alten ein Theil der Orchestik, als welche alle körperliche Uebungen in sich begrif, wo die Bewegungen nach einer gewissen Eurythmie, nach dem Takte, geschehen mußten. Das ist zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten sollte. Die Frage wird also nur hier seyn: was war das für ein Stück, in welchem Ball gespielt ward? Wer seinen Homer inne hat, dem kann unmöglich die Tochter des Alcinous, des Königs der Phäacier unbekannt seyn (ee). Ulysses war an das Ufer von Scheria geworfen; hier lag der Unglückliche, und schlief. Indeß erhob sich Minerva in den Pallast des Alcinous und gab der schönen Nausikaa ein, mit ihren Gespielinnen und Mägden nach dem Meere zu gehen, um da ihre Kleider zu waschen. Denn an sie sollte sich Ulysses zu erst wenden; sie sollte ihm den Weg zur Gunst ihres Vaters bahnen. Sie kommen also, waschen ihr Geräth und trocknen es auf dem Ufer; und indem es trocknet, baden und salben sie sich, und lagern sich zu essen, und stehen auf zu spielen. Und was spielten sie?

Σφαιρῃ ται ἀρ' ἐπαιζον, ἀπο κρηδεμνα βαλουσαι,
Τῃσι δε Ναυσικαα λευκωλενος ἠρχετο μολπης (ff).

Sie schlagen Ball, und Nausikaa selbst macht den Anfang. Nun will Minerva, daß Ulysses erwache. Die Prinzessin wirft; der Ball nimmt einen falschen Flug; er fällt in einen tiefen Graben; die Mägde schreyen; und Ulysses erwacht. Er entschließt sich kurz, auf das Geschrey zu zu gehen. Aber er ist

(ee) S. das sechste und die folgenden Bücher der Odyssee.

(ff) Die Frau Dacier übersetzt diese Stelle: Le repas fini, elles quittent toutes leurs voiles & commencent à jouer toutes ensemble à la paume. *Nausicaa se met ensuite à chanter.* Sie höret also die Nausikaa singen, wo ich sie nur tanzen sehe. Sie hat aus der Acht gelassen, daß μολπη nicht bloß cantus, sondern eben so oft tripudium, saltatio heißt; wegen des beiden gemeinschaftlichen Takts. Ηρχετο μολπης heißt daher hier weiter nichts, als **sie fing das Spiel an.** Ich finde, daß Burette, in seiner Abhandlung von der Sphäristik der Alten, (Memoires de Litterature des Inscriptions & b. L. T. I. p. 155.) den nehmlichen Fehler macht. Denn er übersetzt: pendant que la Princesse de son coté les animoit par son chant.

nacket, splitternacket; und es war ein weibliches Geschrey! Was thut der Mann, dem nie in der Noth ein weiser Rath gebrach?

Εκ πυκνης δ' ὑλης πτορθον κλασε χειρι παχειη
Φυλλων, ὡς ρυσαιτο περι χροϊ μηδεα φωτος.
Βη δ' ἰμεν, ὡςε λεων ὀρεσιτροφος, ἀλκι πεποιθως,
Ος' εἰσ' ὑομενος και ἀημενος, ἐν δε οἱ ὀσσε
Δαιεται· ἀυταρ ὁ βουσιν ἐπερχεται, ἠ ὀϊεσσιν
Ηε μετ' ἀγροτερας ἐλαφους· κελεται δε ἑ γαςηρ,
Μηλων πειρησοντα και ἐς πυκινον δομον ἐλθειν.

Welch ein Gemälde! Welch eine Vergleichung (gg)! So kömmt der nackte, fürchterliche Mann auf sie zu.*) Die Mädchen

(gg) Man erlaube mir über dieses Gleichniß, das ich für eines der schönsten im Homer halte, eine kleine Ausschweifung. Es hat seine Tadler gefunden; aber seine Vertheidiger scheinen mir den rechten Punkt nicht getroffen zu haben. Man lese nur, was Clarke in seiner Ausgabe darüber anmerkt. „Fuerunt qui Ulyssem hoc loco, viribus defectum, procellaque pene enecatum, leoni fero parum apte comparari crediderint. *Eustathius* vim „similitudinis in eo consistere existimat, quod Ulysses puellis Nausicae „comitibus, haud minus quam leo, terribilis apparuerit. Οτι τον Οδυσσεα*) γυμνον ὀντα και δυσπροσιτον δια τουτο φανηναι μετα βλοσυροτητος μελλοντα ταις κοραις, λεοντι παραβαλλει, ἐιπων· „Βη δ' ἰμεν, ὡςε λεων, κ. τ. λ." Ἐιτα δεικνυς ὡς οὐ προς την Ὀδυσσεως ἀνδριαν ἡ παραβολη, ἀλλα προς την ἐκπληξιν, ἡν ἐξ ἀυτου ἀι γυ-

*) *) Bis hieher ward 1760 gedruckt: das Folgende fügte J. J. Eschenburg 1790 aus Lessings Papieren hinzu. — „Sein Sophokles sollte aus vier Büchern bestehen, die wahrscheinlich auch eben so viel Bände gefüllt haben würden. — Nur den Schluß der Anmerkung (K.) die mit der 112ten und letzten Seite des ehemaligen Drucks abgebrochen war, fand ich völlig ausgearbeitet und ins Reine geschrieben. Das Uebrige bestand aus lauter einzelnen Zetteln, die nur kurze Entwürfe und gesammelte Materialien zu den meisten, aber nicht einmal zu allen folgenden Anmerkungen enthielten, welche in dem S. 6. bis 11. befindlichen Leben des Sophokles nachgewiesen waren, und in einem, vermuthlich ältern, Hefte, worin noch weniger ausgearbeitete Angaben und Winke zu eben diesen Anmerkungen, zerstreut und einzeln, nebst dem .... Anfang einer Uebersetzung des Ajax Mastigophoros, niedergeschrieben waren. — Verschiedne seiner Freunde, denen er die abgedruckten Bogen mitgetheilt hatte, die ich auch selbst seit mehrern Jahren aus seiner Hand besaß, versuchten es oft, ihn zur Fortsetzung und Vollendung dieser so verdienstvollen Arbeit zu bewegen. Seine gewöhnliche Antwort aber war, er müsse erst wieder Griechisch lernen, und sich in eine Menge von Dingen hinein studiren, die ihm seitdem völlig fremd geworden wären." Eschenburg.

schreien und fliehen. Die einzige Nausikaa bleibt stehen, und erwartet ihn; und so weiter. — Aber was sind das für Auftritte für ein Trauerspiel? „Sophokles," sagt die Frau Dacier (hh),

ναικες επαθον, επαγει· (v. 137.) „*Σμερδαλεος δ' αυτησι φανη*, *etc.* — Domina *Dacier* leoni eum ideo comparari arbitratur, quia audito puellarum strepitu, hominibusne mitibus an crudelibus occursurus esset, ignarus, ex arbusto nudus animoque intrepido egrederetur. Mihi in eo potius consistere videtur comparationis vis, tum quod Ulysses mari humidus, totusque spuma foedatus, leoni agresti procellisque afflicto, *῾Ος' εισ' ὑομενος και αημενος*, similis dicatur; tum quod necessitate coactus (v. 136.) ex arbusto puellis timidis sese nec opinato ostenderit, ipsisque (uti observat *Eustathius*) fugam et terrorem haud minorem, quam leo ferus ovibus aut hinnulis imbecillibus incusserit. — Recht gut; alle die verschiedenen Aehnlichkeiten, welche die Dacier, Eustathius und Clarke angeben, sind augenscheinlich; wird aber dadurch jene Unähnlichkeit gerettet, welche die Tadler zwischen einem abgematteten, wehr- und waffenlosen Manne, und einem Löwen finden, der sich auf seine Stärke verläßt? *αλκι πεποιθως*. — Es ist wahr, Homer verliebt sich oft ein wenig in seine Gleichnisse, und mahlt sie nicht selten mit Zügen aus, die sich auf das Verglichene nicht anwenden lassen, und nur das Bild lebhafter und individueller zu machen dienen. Kann das aber der Fall hier seyn? Mit nichten. Denn wahre Unähnlichkeiten müssen vergleichen beyläufige Züge nie werden. Ich erinnere mich daher mit Vergnügen einer Stelle des Themistius, der auch diesem Tertio der Vergleichung eine ganz vortrefliche Wendung zu geben gewußt hat. Er sagt nämlich: Allerdings ist der abgemattete, wehr- und waffenlose Ulysses auch jetzt noch ein Mann, der sich auf seine Stärke verläßt. Nur ist die Stärke des Ulysses nicht die körperliche Stärke eines Achilles; sondern sie beruht in seiner Klugheit, in seiner Beredsamkeit. Diese hatte er in keinem Schifbruche verlieren können; und auf diese verließ er sich. *῾Η δε αλκη ἠν αρα ὁ λογος, ὁν αφελεσθαι μονον το δαιμονιον ουκ εξισχυσε· καιτοι τα χρηματα γε αφελομενον, και τας ναυς, και τους στρατιωτας, και νη Δια γε τον χιτωνα το τελευταιον· εν' ὁις ουκ ἠν ἡ δυναμις ἡ Οδυσσεως· τῃ γουν αλκῃ επεποιθει, και εκεινων απολωλοτων.* Es steht diese Stelle zu Ende seines *Προτρεπτικου εις Φιλοσοφιαν*, (edit. *Harduin.* p. 309.) und verdient bei dieser Stelle Homers vor allen andern angezogen zu werden.

(hh) In den Anmerkungen zu ihrer Uebersetzung: Sophocle avoit fait une Tragédie sur ce sujet d'Homère, qu'il appelloit *Πλυντριας*, & où il représentoit Nausicaa à ce jeu. Cette pièce réussit fort. Je voudrois bien que le tems nous l'eût conservée, afin que nous vissions ce que l'art pouvoit tirer d'un tel sujet. Die *Πλυντριαι*, oder Wäscherinnen des Sophokles werden vom Pollux angeführt; und es ist allerdings aus diesem Titel zu schließen, daß der Inhalt die Geschichte der Nausikaa ge-

„hatte aus diesem homerischen Stoffe eine Tragödie gemacht, „die sehr wohl aufgenommen ward. Ich wünschte, daß uns „die Zeit dieses Stück aufbehalten hätte, damit wir sehen „könnten, wie weit es die Kunst mit einem solchen Stoffe brin„gen kann." Ich wünschte es gleichfalls. Aber würde es wohl auch eine wirkliche Tragödie seyn. Ich glaube schwerlich; sondern es würde, allem Ansehen nach, ein satyrisches Drama seyn. Ich kann zwar nicht sagen, daß es als ein solches von den alten Schriftstellern, die seiner gedenken, angeführt werde; aber der komisch-tragische Inhalt ist allzusehr für meine Muthmaßung, von welcher ich finde, daß sie auch die Muthmaßung des Casaubonus gewesen ist (ii). Die Odyssee war überhaupt eine reiche Vorrathskammer für die satyrischen Schauspiele. Das einzige Stück, welches uns von dieser Gattung übrig geblieben ist, des Euripides Cyklops, ist, wie bekannt, gleichfalls daraus entlehnt. Der Charakter des Ulysses selbst machte ihn zu einer satyrischen Person sehr bequem. Ich setze voraus, daß meinen Lesern das Wesen dieses Drama bekannt ist, von welchem wohl zu wünschen wäre, daß es ein Genie unter uns ganz wiederherstellen wollte. Die Tragikomödie war in dieser Absicht ein sehr mißlungener Versuch.

(L.)

Er machte in seiner Kunst verschiedne Neuerungen, deren zum Theil Aristoteles gedenkt.) Πολλα ἐκαινουργησεν ἐν τοις ἀγωσι. Es ist hier nicht von denen Verbesserungen die Rede, durch

wesen, und daß es vielleicht **Nausikaa, oder die Wäscherinnen** geheissen habe; dergleichen doppelte Titel bei den Alten nichts seltenes sind. Dem ungeachtet würde die Frau **Dacier** besser gethan haben, es hier unter seinem gewöhnlichen Titel, **Nausikaa**, anzuführen. Woher sie den Umstand hat, **daß es viel Beifall gefunden**, kann ich nicht sagen. Ich fürchte, es ist ein bloßer Zusatz ihrer gütigen Vermuthung, den ich unterdeß eben so wenig zu bestätigen als zu bestreiten Lust habe.

(ii) „Ναυσικαα — — tota fuit Homerica, et satyricis dramatibus annumeranda, judice *Casaubono*, sagt **Fabricius** in seinem Verzeichnisse der verlornen Stücke des **Sophokles**. Es muß sich dieses auf eine Stelle des **Casaubonus** in seinen Anmerkungen zum **Athenäus** beziehen; denn in seinem Buche, De Poesi satyrica, erwähnt er der **Nausikaa** unter den satyrischen Stücken des **Sophokles** nicht.

die Sophokles die Tragödie selbst ihrem Wesen und ihrer Vollkommenheit näher brachte; sondern bloß von den Neuerungen und Zusätzen, die er in der Kunst sie aufzuführen machte. Und die Geschichte dieser Kunst faßt Aristoteles, im vierten Kapitel seiner Dichtkunst, in folgender Beschreibung kürzlich zusammen: Και πολλας μεταβολας μεταλαβουσα ἡ Τραγῳδια ἐπαυσατο, ἐπει ἐσχε την ἑαυτης φυσιν. Και το τε των ὑποκριτων πληθος, ἐξ ἑνος εἰς δυο πρωτος Ἀισχυλος ἠγαγε, και τα του Χορου ἠλαττωσε, και τον λογον πρωταγωνιςην παρεσκευασε· τρεις δε, και σκηνογραφιαν Σοφοκλης. Den besten Kommentar über diese Worte des Aristoteles giebt eine Stelle des Diogenes Laertius, wo er die Geschichte der Weltweisheit mit der Geschichte der Tragödie vergleicht: ὡσπερ δε το παλαιον ἐν τῃ τραγῳδιᾳ προτερον μεν μονος ὁ χορος διεδραματιζεν, ὑςερον δε Θεσπις ἑνα ὑποκριτην ἐξευρεν ὑπερ του διαναπαυεσθαι τον χορον, και δευτερον Ἀισχυλος, τον δε τριτον Σοφοκλης, και συνεπληρωσαν την τραγῳδιαν, ὁυτως και της φιλοσοφιας, κ. τ. λ. Der Verstand von beiden Stellen ist dieser. Anfangs war die Tragödie nichts als Gesang verschiedener Loblieder zu Ehren des Bacchus. Damit der Chor, welcher diese Lieder sang, manchmal ruhen und Athem schöpfen könnte, fiel Thespis darauf, eine interessante Begebenheit dazwischen von einem aus der Bande erzählen oder vorstellen zu laßen. Aeschylus verwandelte diese Erzählung und Vorstellung die von einer einzigen Person geschah, in ein ordentliches Gespräch, indem er eine zweyte Person hinzufügte, unter die sich nunmehr die Geschichte vertheilte, obgleich nothwendig die Eine Person mehr Antheil an der Handlung haben mußte, als die andre. Der Schauspieler, welcher die Rolle der Hauptperson spielte, hieß πρωταγωνιςης, so wie der andre δευτεραγωνιςης. Es war aber darum nicht nothwendig, daß das ganze Drama nicht mehr als zwei Personen haben mußte; denn der Deuteragonist konnte derselben gar wohl mehr als Eine vorstellen, wenn sie nur nicht mit einander zugleich erscheinen durften. Aber mit einander zusammen sprachen in dem ganzen Drama deren nicht mehr als zwei. Endlich fand Sophokles, daß auch dieses noch zu einförmig war. Er fügte also die dritte Person hinzu, welche τριταγωνιςης hieß *.

* Hiezu brauchten keine besondre Leute zu seyn; und Demosthenes wirft es dem Aeschines mehr als Einmal vor, daß er in seiner Jugend diese dritten Rollen gespielt habe. — Unmöglich kann aber Gyraldus gewußt

Dieser τριταγωνιστης ist also die erste Neuerung, die dem Sophokles in der obigen Stelle des Aristoteles zugeschrieben wird. Es äußern sich aber hiebei verschiedene Schwierigkeiten und Widersprüche. Wir wollen zuerst den Barnesius (im Leben des Euripides vor s. Ausgabe, S. XXXVI.) hören: Nam licet *Aeſchylus* in principio *Promethei* ſui *Robur* et *Vim* et *Prometheum* et *Vulcanum* ſimul inducat, non ibi niſi duo tantum perſonae loquuntur, hoc eſt *Robur* et *Vulcanus*; nec enim *Prometheus* prius loqui incipit, quam caeteri illi, opere abſoluto, abierint, et priori ſcenae finem fecerint. Es wäre gut, wenn es keinen andern Auftritt von drei Personen beim Aeschylus gäbe, als diesen. Allein man höre den Dacier, (in seinen Anmerkungen über das vierte Kapitel der Aristot. Dichtk.) welcher ohne Zweifel den Aeschylus besser gelesen hatte: Ce qu'Ariſtote dit ici, que Sophocle ajoûta un troiſième Acteur aux deux d'Eſchyle, pourroit faire croire qu'il n'y a jamais eu que deux Acteurs dans les pièces de ce dernier; cependant dans une ſcène de ſes Coëphores, on voit Oreſte, Pylade & Clytemneſtre parler enſemble, & dans une autre de ſes Eumenides, on voit Minerve, Oreſte & Apollon. Il eſt vrai que l'un des trois dit peu de choſe; mais cela ſuffit pour faire voir qu'Eſchyle n'a pas entièrement ignoré, que la ſcène pouvoit ſouffrir trois Acteurs différents du chœur. Comment donc Ariſtote peut-il attribuer cette invention à Sophocle? Seroit-ce parceque Sophocle s'en ſert plus ordinairement? Je ne ſçaurois le croire. Quand Eſchyle fit ſes Coëphores & ſes Eumenides, il y avoit plus de douze ans qu'il voyoit des pièces de Sophocle, où il prit ce troiſième Acteur que Sophocle avoit ajouté.

Das läßt sich hören. Dem ungeachtet wollte ich lieber seinen ersten Grund annehmen; nämlich, daß Sophokles deswegen der Erfinder des dritten Schauspielers genannt werde, weil er sich dessen in allen Stücken bediente, was beim Aeschylus nur ein seltener Fall war.

Denn es muß schon bei den Alten selbst streitig gewesen seyn, ob man diese Erfindung dem Aeschylus oder dem Sophokles zuschreiben

haben, was τριταγωνιστης heisse, wenn er schreibt: Tres autem hiſtriones primus Sophocles inſtituiſſe perhibetur, et eam, quae τριταγωνιστη dicitur. Er scheint die Worte des Suidas übersetzt zu haben; aber woher er das Femininum τριταγωνιστη hergenommen hat, das mag Gott wissen.

solle. Ein altes Leben des erstern, welches Robortellus seiner Ausgabe vorgesetzt hat, sagt ausdrücklich, die Einführung des dritten Schauspielers sey vom Aeschylus geschehen. Ja, noch mehr, Aristoteles selbst muß sich an einer andern Stelle für den Aeschylus hierin erklärt haben. Denn wenn Themistius* in seiner Rede, ὑπερ του λεγειν, ἠ πως τῳ φιλοσοφῳ λεκτεον, beweisen will, daß nicht alle Neuerungen zu verwerfen sind, weil alle Künste und Wissenschaften nach und nach erfunden worden; so nimmt er unter andern auch ein Beispiel von der Tragödie her: Ἀλλα και ἡ σεμνη τραγῳδια μετα πασης ὁμου της σκευης, και του χορου, και των ὑποκριτων, παρεληλυθεν ἐις το θεατρον· και οὐ προσεχωμεν Ἀριστοτελει, ὁτι το μεν πρωτον ὁ χορος ἐισιων ᾐδεν ἐις τους θεους· Θεσπις δε προλογον τε και ῥησιν ἐξευρεν· Ἀισχυλος δε τριτον ὑποκριτην και ὀκριβαντας· τα δε πλειω τουτων Σοφοκλεος ἀπηλαυσαμεν και Ἐυριπιδου.

(M.)

Zum Theil Suidas;) Dieser sagt vom Sophokles: οὑτος πρωτος τρισιν ἐχρησατο ὑποκριταις, και τῳ καλουμενῳ τριταγωνιςῃ· και πρωτος τον χορον ἐκ πεντεκαιδεκα ἐισηγαγε νεων, προτερον δυωκαιδεκα ἐισιοντων. — — Και ἀυτος ἠρξε του δραμα προς δραμα ἀγωνιζεσθαι· ἀλλα μη τετραλογιαν. Ich verweile jetzt nur bei dieser letzten Neuerung des Sophokles in seiner Kunst. „Er fieng es zuerst „an, daß Drama gegen Drama um den Preis stritt, und nicht die „ganze Tetralogie."

Die tragischen Dichter stritten damals beständig mit vier Stücken zugleich um den Preis, wovon das letzte beständig ein satyrisches Stück war. Und diese vier Stücke zusammen hießen eine Tetralogie. So erzählt z. E. Aelianus (L. II. c. 8.) daß in der ein und neunzigsten Olympiade Xenokles (den Aristophanes in seinen Fröschen ansticht, und von welchem der Scholiast daselbst anmerkt, daß er ein schlechter Poet gewesen sey, welcher der Allegorie gar zu sehr nachgehangen habe;) mit dem Euripides um den Preis gestritten. Xenokles habe den ersten Preis erhalten, durch seinen Oedipus, Lykaon, Bacchä, und das satyrische Stück Athamas: Euripides aber den zweiten durch seinen Alexander, Palamedes, die Trojaner, und das satyrische Stück Sisyphus. — Aelianus wundert sich hierüber, und

* Edit. *Harduin.* p. 316.

sagt, daß die Richter entweder unwissend oder bestochen gewesen seyn müßten, welches beides den Atheniensern keine Ehre macht.

Wenn **Fabricius** (Biblioth. Gr. L. II. c. 19.) unter dem Xenokles dieses Streites gedenkt, so schreibt er: cum Euripide certavit Olympiade LXXXI, und beruft sich auf den Aelian. Er muß aber in der Geschwindigkeit nur die lateinische Uebersetzung angesehen haben, welche prima supra octogesimam hat. Denn im Texte steht κατα την πρωτην και ἑκτην Ὀλυμπιαδα, und es ist ausgemacht, daß anstatt ἑκτην, ἐννενηκοστην zu lesen sey, wie **Scheffer** bei dieser Stelle bemerkt.

Diogenes Laertius sagt in dem Leben des **Plato**, (L. III. §. 35.) wenn er von dessen Dialogen und ihrer Eintheilung redet: Θρασυλος δε φησι και κατα την τραγικην τετραλογιαν ἐκδουναι ἀυτον τους διαλογους· ὁιον ἐκεινοι τετρασι δραμασιν ἠγωνιζοντο, Διονυσιοις, Ληναιοις, Παναθηναιοις, Χυτροις, ὡν το τεταρτον ἠν Σατυρικον. Τα δε τετταρα δραματα ἐκαλειτο Τετραλογια. Es scheint also, daß es deswegen allezeit **vier** Stücke waren, weil sie an den vier hier genannten Festen gespielt wurden. Dieß ist auch die Meinung des **Casaubonus**, (de Poes. Satyr. L. I. c. 5.) der daselbst überhaupt von den Tetralogien nachzulesen ist.

Sophokles aber muß diese Veränderung entweder sehr spät gemacht haben, oder sie muß nicht allen tragischen Dichtern zu gute gekommen seyn, wie das Exempel des **Euripides** in der obigen Stelle **Aelians**, und das Beispiel des **Plato** beweiset, von welchem eben der Schriftsteller (L. 2. c. 30.) sagt, daß er gleichfalls mit einer ganzen Tetralogie um den Preis streiten wollte: Ἐπεθετο οὐν τραγῳδιᾳ, και δη και τετραλογιαν εἰργασατο. Και ἐμελλεν ἀγωνιεισθαι, δους ἠδη τοις ὑποκριταις τα ποιηματα. — Von dem Sohne des **Euripides** sagt der Scholiast des **Aristophanes** über die **Frösche**, v. 67: Ὁυτω δε και ἁι Διδασκαλιαι φερουσι, τελευτησαντος Ἐυριπιδου, τον ὑιον ἀυτου δεδιδαχεναι ὁμωνυμως ἐν ἀστει Ἰφιγενειαν την ἐν Αυλιδι, Ἀλκμαιωνα, Βακχας. Dieß war ohne Zweifel eine **Trilogie**, oder vielmehr eine Tetralogie, von welcher das satyrische Stück hier nur weggelassen ist. — Auch vom **Philokles**, der nach dem **Suidas**, nach dem **Euripides** lebte, führt eben der Scholiast des **Aristophanes** eine Tetralogie an: ἐν τῃ Πανδιονιδι Τετραλογιᾳ. Obgleich dieß

damit nicht übereinzustimmen scheint, wenn Aristides sagt, Philokles habe den Preis gegen den Sophokles gewonnen.

Vielleicht also, daß nach dem Sophokles mit Tetralogien gegen Tetralogien gestritten wurde. Nimmt man diese Meinung an, so lassen sich viele Dinge vergleichen, die man sonst wohl unverglichen lassen muß. Z. E. Euripides soll nach dem Varro fünfmal, nach dem A. Gellius funfzehnmal den Preis gewonnen haben. Da wäre dann kein Widerspruch. Varro würde fünf Trilogien gemeint haben, und Gellius hätte die einzelnen Stücke derselben gezählt *.

Wider diese Meinung scheint die Tetralogia Orestia des Aeschylus zu seyn, deren Aristophanes in den Fröschen v. 1155 gedenkt. Der ungenannte Verfasser der Beschreibung von den Olympiaden sagt indeß, daß diese Tetralogie in dem zweiten Jahre der achtzigsten Olympias den ersten Preis erhalten habe. Damals aber war Aeschylus schon todt; und es war eins von denen Stücken, die nach seinem Tode aufs Theater gebracht werden durften. Der Scholiast sagt von dem Agamemnon, welches das erste Stück in dieser Tetralogie ist, das Nämliche.

Sie wäre meiner Meinung also nicht zuwider, aber wohl eine andre, von welcher der Ungenannte unter der sechs und siebenzigsten Olympiade, beim vierten Jahre sagt: Ἀισχυλος τραγῳδοις ἐνικα Φινει, Περσαις, Γλαυκῳ Ποτνει, Προμηϑει.

(N.)

Zum Theil der ungenannte Biograph.) Ueber die Neuerungen, die Sophokles in seiner Kunst machte, drückt sich dieser Ungenannte so aus: „Er lernte die tragische Dichtkunst vom Aeschylus, „und erfand viel Neues in der Vorstellung. Erstlich schaffte er es ab, „daß der Dichter selbst sein Stück spielte, (welches ehedem gewöhnlich „war) weil er selbst eine allzu schwache Stimme hatte. Ferner ver„mehrte er die Personen des Chors von zwölf Personen auf funfzehn, „und erfand den dritten Schauspieler. Man sagt auch, daß er selbst „einmal die Zither genommen, und in dem Stücke Thamyris darauf „gespielt habe; daher er denn auch in der bunten Gallerie ** mit der „Zither gemahlt worden. Satyrus sagt, daß er auch den krummen

* Vergl. Bayle im Art. Euripides.

** Ποικιλη ϛοα hieß einer von den bedeckten Gängen wegen der daselbst befindlichen vielen Gemählde.

„Stab erfunden habe. Desgleichen sagt Istrus, daß er die weissen „Stiefeln erdacht habe, welche sowohl die Schauspieler, als die Per„sonen des Chors tragen."

Was hier durch krummen Stab übersetzt ist, heißt im Griechischen καμπυλη βακτηρια. — Καμπυλη, sagt Stephanus, heisse auch der krumme Stab, dessen sich die Jäger bedienen. Βακτηρια ist einerlei mit το βακτρον, baculus, scipio. Das letztere kommt sehr oft in des Euripides Phönizierinnen vor, wo der blinde Oedipus viel von seinem Stabe spricht; als, v. 1710. 11:

Ποθι γεραιον ἰχνος τιθημι;
Βακτρα προσφερ' ὠ τεκνον.

Auch βακτρευμα kommt dort v. 1534. 35. vor, welches das Stützen auf dem Stabe bedeutet:

Τι μ' ὠ παρθενε βακτρευμασι τυφλου
Ποδος ἐξαγαγες ἐις φως;

Julius Pollux, B. IV. Kap. 18, περι ὑποκριτων σκευης, sagt von der Kleidung alter, bejahrter Personen: γεροντων δε φορημα· καμπυλη, φοινικις, ἡ μελαμπορφυρον ἱματιον, φορημα νεωτερων· πηρα, βακτηρια. So ist die Stelle in der neuen Ausgabe des Hemsterhuis abgedruckt; und die lateinische Uebersetzung dabei ist: Senum autem indumentum vestis est retorta, purpurea, vel nigra aliqua. Purpurea vestis juniorum indumentum est. — Φοινικις wird durch vestis phoenicei coloris erklärt. Diese phönizische Farbe aber wird von dem Purpur bei den Alten allezeit auf das deutlichste unterschieden. Ich tadle also zuerst an dieser Uebersetzung, daß sie beides durch purpureus gegeben. Die Lacedämonier trugen φοινικιδες im Kriege, damit das Blut nicht so zu sehen seyn sollte. Die phönizische Farbe war also ohne Zweifel dunkelroth. — Vielleicht zwar, wie mir es jetzt wahrscheinlicher wird, ist es umgekehrt. Denn Plinius sagt (L. IX. c. 38.) daß die Purpurfarbe nigricans aspectu sey; und Gellius (L. II. c. 26.) giebt der phönizischen Farbe exuberantiam splendoremque ruboris. — Was heißt aber vestis *retorta?* Was kann καμπυλη seyn, wenn es von einem Kleide gesagt wird? — Kurz, καμπυλη gehört zu βακτηρια. Und Pollux selbst verbindet beides an einem andern Orte, (L. X. §. 173.) wo er sagt, daß βακτηρια περσις so viel sey, als βακτηρια καμπυλη.

(P.)

Viel Ehre scheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben.) Der Scholiast über den Aristophanes * sagt hierüber: Ὁτι ἐπι μισϑῳ ἐγραψε τα μελη. Και γαρ Σιμωνιδης δοκει πρωτος σμικρολογιαν εἰσενεγκειν εἰς τα ᾀσματα, και γραψαι ᾀσμα μισϑου. Τουτο δε και Πινδαρος φησιν αἰνιττομενος. — — Und nun folgt die Stelle aus Pindar's Isthm. β. zu Anfange, die aber hier zum Theil ganz anders gelesen wird, als beim Pindar. — — Το μεν τοι περι των κιβωτων του Σιμωνιδου λεγομενον, u. s. f.

Ἀλλως. Ὁ Σιμωνιδης διεβεβλητο ἐπι φιλαργυριᾳ· και τον Σοφοκλεα οὐν δια φιλαργυριαν ἐοικεναι τῳ Σιμωνιδῃ. Λεγεται δε ὁτι ἐκ της στρατηγιας της ἐν Σαμῳ ἠργυρισατο. Χαριεντως δε πανυ αὐτῳ λογῳ διεσυρε τους β' ἰαμβοποιους· μεμνηται ὁτι σμικρολογοι· ὁϑεν ὁ Ξενοφανης κιμβικα αὐτον προσαγορευει· μηποτε δε ἐδοκει Σοφοκλης περι τους μισϑους και τας νεμεσεις ὀψε ποτε φιλοτιμοτερος γεγονεναι.

Und Florens Christianus, in seinen Anmerkungen über eben dieß Lustspiel des Aristophanes: De Sophoclis avaritia non adeo res certa, cum postulatus olim a suis fuerit male administratae rei familiaris. Tamen ferunt ex praetura, quam cum imperio in Samo gessit, grandem eum pecuniam conflasse. Unde Xenophanes vocavit eum κιμβικα. Est enim κιμβιξ, ὁ λιαν μικρολογος περι τα χρηματα. Origo ἀπο των κιμβιων, quae sunt σφηκιαι vel μελισσια ab apibus, quas *parcas* recte Virgilius vocat. — Apud Athenaeum quoque Chamaeleon Simonidem vocavit κιμβικα et αἰσχροκερδη. Miror autem Aristophanis inconstantiam, qui maximum et prudentissimum poetam et theatri scenici principem ita perstringat et vellicet, quem opere maximo laudavit in *Nebulis.* Sane temperare sibi debuit ab hac scabie, praesertim cum tantus olim fuerit ei honos habitus vel ab hostibus, ut, cum bello Siculo multi captivi essent Athenienses, plerisque tamen parsum fuerit propter communicatas ipsis Sophocleas fabulas. Sed prisca comoedia Satyra fuit tota; et, quod diximus antea, κακως λεγειν Ἀττικον ἐστι μελι. Nec amicis quidem parcebant comici.

Wider diese Stelle ist verschiednes zu erinnern. Erstlich soll Aristophanes in den Wolken den Sophokles ungemein gelobt ha-

* Εἰρηνη, v. 696.

ben. Das glaube ich nicht. Zweitens, waren es die Verse des Euripides, welche den Atheniensern so gute Dienste leisteten, und nicht des Sophokles Trauerspiele.

(O.)

Darin kommen die Zeugnisse der Alten alle überein, daß Sophokles von den Atheniensern zum Feldherrn sey ernennet worden. Aber wenn dieses geschehen sey, und in welchem Kriege, wider wen dieser Krieg geführt sey, darin gehen sie sehr von einander ab.

Der ungenannte Biograph sagt: „Die Athenienser erwählten ihn „in seinem fünf und sechzigsten Jahre zum Feldherrn, sieben Jahr vor „dem peloponnesischen Kriege, in dem Feldzuge wider Anäa".

Ein andrer Ungenannter, von welchem wir eine Beschreibung der Olympiaden haben, sagt in derselben, unter dem dritten Jahre der fünf und achtzigsten Olympiade, fast mit den nämlichen Worten: „In dieses Jahr fällt der Krieg der Athenienser wider Anäa, in wel„chem der Tragödienschreiber Sophokles zum Feldherrn erwählt ward".

Nun nahm der peloponnesische Krieg in dem zweiten Jahre der sieben und achtzigsten Olympiade seinen Anfang; und das siebente Jahr vor diesem Kriege wäre das gedachte dritte der fünf und achtzigsten Olympiade. Dieses Datum also könnte, wegen des doppelten Zeugnisses, kaum in Zweifel gezogen werden. Allein, wenn es damit seine Richtigkeit hat, so ist doch das nicht der Fall, daß Sophokles damals bereits fünf und sechszig Jahr alt gewesen sei. Denn da der ungenannte Biograph das zweite Jahr der ein und siebenzigsten Olympiade zu seinem Geburtsjahr annimmt; so ist bis auf das siebente Jahr vor dem peloponnesischen Kriege nur eine Zeit von einigen funfzig Jahren verflossen. Vielleicht hat der Ungenannte auch wirklich anstatt ἑξηκοντα πεντε, πεντηκοντα πεντε schreiben wollen; welches so ziemlich eintreffen würde.

Doch auch mit diesem siebenten Jahre vor dem peloponnesischen Kriege, glaubt Petit*, müsse es seine Richtigkeit nicht haben, wenn man anders dem Plutarch glauben dürfe. Dieser sagt nämlich in dem Leben des Perikles, wenn er von den scharfsinnigen Reden dieses Mannes redet, unter andern: „Ein andermal ließ er sich ge„gen den Sophokles, als er mit demselben zu einer gewissen Unter-

* *Miscellaneor.* Lib. III. c. 18.

„nehmung abschiffte, und dieser einen schönen Jüngling lobte, so ver„nehmen: **Sophokles**! ein Feldherr muß nicht nur reine Hände, son„dern auch reine Augen haben."

Nun sagt der ungenannte Biograph, daß **Sophokles** unter dem **Perikles** Feldherr gewesen sey; und der Grammatiker **Aristophanes** sagt in seinem Inhalte der **Antigone**, daß es in einem Feldzuge wider die Samier gewesen sey. Nach dem **Diodorus Sikulus** aber zog **Perikles** gegen die Samier in dem vierten Jahre der vier und achtzigsten Olympiade, als **Timokles** Archon war, welches der ungenannte Verfasser der Beschreibung der Olympiaden gleichfalls bestätigt.

Ja, der ganze Krieg wider **Anäa** scheint nur der Samier wegen unternommen zu seyn, weil die von **Anäa** mit dem benachbarten **Samos** in Bündniß standen. Denn **Stephanus** sagt: Ἀναια — — ἐςι δε Καριας, ἀντικρυ Σαμου. Κεκληται ἀπο Ἀναιας Ἀμαζονος, ἐχει ταφεισης. — Το ἐθνικον, Ἀναιος. **Stephanus** muß die Gränzen von Karien sehr weit ausdehnen, wenn Anäa Samos gegen über gelegen haben soll. Nach der gewöhnlichen Eintheilung würde es eine Jonische Stadt seyn. Ueberhaupt aber sind die Gränzen zwischen Jonien und Karien bey den Alten sehr ungewiß.

Eben dieser **Sephanus** sagt: Σαμος ἐπιφανης προς τῃ Καριᾳ νησος. — Und **Abrah. Berkel** macht die Anmerkung: Nisi *Stephani* verba essent clariora quam *Thucydidis*, fluctuandum nobis foret, an Cariae, an vero Samo haec civitas esset attribuenda. Eius verba L. IV. ita sunt constituenda, ut sensum ex iis elicias: Και ἐδοκει ἀυτοις δεινον ἐιναι, μη ὡςπερ τα ἐν Ἀναιᾳ ἐπι τῃ Σαμῳ γενηται, ἐνθα ὁι φευγοντες των Σαμιων καταςαντες. *Valla* haec transtulit, quasi Ἀναια in Samo esset sita; cum debuisset vertere: *apud* vel *juxta* Samum: nam sic Graeci dicunt ἐπι τῳ ποταμῳ et ἐπι ταις θυραις.

Anäa ist von Samiern, welche von den Ephesiern, mit ihrem Könige **Leogorus** von der Insel vertrieben wurden, befestigt worden; und von da aus haben sie auch die Insel wieder erobert. — **Pausanias** sagt, daß **Anäa** ἐν τῃ ἠπειρῳ τῃ περαν, in dem gegenüber gelegenen festen Lande gelegen habe.

Diese ganze Anmerkung gehört größtentheils dem **Samuel Petit**, der aus dem allen den Schluß zieht, daß **Sophokles** seine **Antigone** in dem dritten Jahre der vier und achtzigsten Olympiade habe aufführen

lassen, und daß ihn die Athenienser zur Belohnung dafür das folgende Jahr zum Feldherrn ernennet haben, wie es Aristophanes ausdrücklich sagt. — Es wäre also neun Jahr vor dem peloponnesischen Kriege gewesen.

Wider die letzte Kritik des Petit wäre aber dieß einzuwenden, daß Perikles die Samier zweimal überwunden hat, und daß Sophokles erst bei dem zweiten Feldzuge Feldherr geworden; welches denn in das dritte Jahr der fünf und achtzigsten Olympiade fallen würde *.

Wenn Strabo in seinem vierzehnten Buche (S. 446. der Almelov. Ausg.) von der Insel Samos redet; so sagt er: Ἀθηναιοι δε προτερον μεν πεμψαντες ϛρατηγον Περικλεα, και συν ἀυτῳ Σοφοκλεα τον ποιητην, πολιορκιᾳ κακως διεθηκαν ἀπειθουντας τους Σαμους· ὑϛερον δε και κληρουχους ἐπεμψαν τρισχιλιους, ἐξ ἑαυτων, ὡν ἠν και Νεοκλης ὁ Ἐπικουρου του φιλοσοφου πατηρ.

Was Plutarch im Nicias von dem Sophokles sagt, ist vielleicht falsch; und er hat den Dichter Sophokles mit dem andern Sophokles verwechselt; so, wie er in dem Leben des Perikles den Feldherrn Thucydides mit dem Geschichtschreiber verwechselt zu haben scheint.

Justinus kommt darin überein, daß Sophokles neben dem Perikles Heerführer gewesen sey. Allein er sagt, es sey gegen die Lacedämonier, und nicht gegen die Samier gewesen. Die Stelle ist diese: Inde revocati Lacedaemonii ad Messeniorum bellum, ne medium tempus otiosum Atheniensibus relinquerent, cum Thebanis paciscuntur, ut Boeotiorum imperium his restituerent, quod temporibus Persici belli amiserant, ut illi Atheniensium bella susciperent. Tantus furor Spartanorum erat, ut duobus bellis impliciti, suscipere tertium non recusarent, dummodo inimicis suis hostes acquirerent. Igitur Athenienses adversus tantam tempestatem belli duos duces deligunt, Periclem, spectatae virtutis virum, et Sophoclem, scriptorem tragoediarum, qui diviso exercitu et Spartanorum agros vastarunt, et multas Achaiae civitates Atheniensium imperio adjecerunt. — Justinus, als ein Epitomator, preßt die Zeiten hier gewaltig zusammen, wie man aus

* S. *Diod. Sic.* L. XII. *Thucydid.* L. I. c. 3. — Auch Plutarch gedenkt im Perikles des zwiefachen Kriegszuges gegen die Samier.

dem zweiten Buche des Diodorus Sikulus steht. Der Feldzug des Perikles wider die Lacedämonier geschah schon eine geraume Zeit früher, als der wider die Samier.

(Q.)

Die Zahl aller seiner Stücke wird sehr groß angegeben.) Suidas sagt, er habe hundert und drei und zwanzig Stücke spielen lassen; nach einigen aber noch weit mehrere: ἐδιδαξε δε δραματα ρκγ'. ὡς δε τινες, και πολλῳ πλειω. — Der Ungenannte sagt, dem Grammatiker Aristophanes zufolge, daß sich ihre Anzahl auf hundert und dreißig belaufen habe.

(R.)

Von den andern ist wenig mehr übrig, als der Titel.) Diese sind:

Ἀθαμας.

Sophokles hat zwei verschiedne Tragödien dieses Namens geschrieben. Vielleicht war der Inhalt der einen die klägliche Raserei des Athamas, welche Ovid im vierten Buche seiner Verwandlungen beschreibt. Juno ließ ihn, vornehmlich aus Haß gegen seine Gemahlin, die Ino, rasend machen. In dieser Raserei glaubte er auf der Jagd zu seyn, und eine Löwin mit zwei Jungen zu verfolgen:

Utque ferae sequitur vestigia conjugis amens,
Deque sinu matris ridentem et parva Learchum
Brachia tendentem rapit, et bis terque per auras
More rotat fundae, rigidoque infantia saxo
Discutit ossa ferox.

Mit dem andern Sohne, Melicertes, floh die gleichfalls rasende Ino davon, und stürzte sich mit ihm von einem Felsen ins Meer. — Die Alten stellten den Groll der Götter gegen große Personen und Familien auf ihren Bühnen gern vor. Und was kann in der That schrecklicher seyn, als der unversöhnliche Haß eines allmächtigen Wesens?

Von dem Inhalte des zweiten Trauerspiels dieses Namens wissen wir etwas mehr. Aus einer Stelle des Aristophanischen Scholiasten, in den Wolken, erhellt nämlich, daß es die Opferung des Phrixus betroffen habe. Die Tragödie hat können vortrefflich seyn; denn die Geschichte ist ungemein, und sehr werth, von einem neuen Dichter behandelt zu werden. Sie ist diese: Vor der Ino hatte Athamas die Nephele zur Gemahlin gehabt, mit welcher er den

Phrixus und die Helle gezeugt hatte. Die rachgierige Juno gab der Ino in den Sinn, diese Kinder aus dem Wege zu räumen. Es war eben eine große Theurung, und das delphische Orakel hatte man um Rath gefragt. Ino bestach den Gesandten, welcher den Ausspruch des Orakels holen mußte; und dieser gab vor, das Orakel habe befohlen, den Phrixus zu opfern. Der Vater, wie natürlich, will durchaus nicht darein willigen. Das Volk dringt darauf. Der Prinz selbst verlangt, daß der Wille des Orakels an ihm vollzogen werde. Die Großmuth des Phrixus rührt den Abgesandten. Er entdeckt den Betrug. Athamas ergrimmt; liefert dem Phrixus die Ino in die Hände, um sich nach eignem Gutbefinden an ihr zu rächen. Der edle Phrixus verzeiht ihr. — Ich erzähle die Geschichte nicht völlig so wie sie sich zugetragen haben soll, und wie sie Apollodor und Hygin erzählen; sondern so, wie ich sie zu brauchen gedächte.

Ἐρεχθευς.

Erechtheus war der sechste König von Athen. Man findet keine Spur, was der Inhalt dieses Stücks gewesen sey. Aber ich finde einen Zug in seiner Geschichte, der ungemein tragisch ist, und der sich wohl brauchen ließe. Er ward mit den Eleusiniern in Krieg verwickelt. Er fragte das Orakel, wie er sich des Sieges vergewissern solle. Das Orakel befahl ihm, eine von seinen Töchtern zu opfern. Er ersah die jüngste dazu. Aber die übrigen alle wollten dieser grausamen Ehre eben so wohl theilhaft werden. Welch ein Streit unter diesen frommen Schwärmerinnen! Die jüngste ward geopfert; und die übrigen brachten sich zugleich mit ums Leben. — O! des verwaiseten Vaters!

Θυεστης.

Auch unter diesem Namen hat Sophokles zwei Trauerspiele verfertigt. Das eine hieß: Θυεστης ὁ ἐν Σικυωνι, d. i. Thyest in Sicyon, und kann von dem sonderbarsten schrecklichen Inhalte gewesen seyn. Nach der abscheulichen Mahlzeit, die ihm sein Bruder bereitete, floh er nach Sicyon. Und hier war es, wo er, auf Befragung des Orakels, wie er sich an seinem Bruder rächen solle, die Antwort bekam, er solle seine eigne Tochter entehren. Er überfiel diese auch unbekannter Weise; und aus diesem Beischlafe ward Aegisth, der den Atreus hernach umbrachte, erzeugt. — Die Verzweiflung einer geschändeten Prinzessin! Von einem Unbekannten! In welchem sie end-

lich ihren Vater erkenut! Eine von ihrem Vater entehrte Tochter! Und aus Rache entehrt! Geschändet, einen Mörder zu gebären! — Welche Situationen! welche Scenen!

(S.)

Den Preis hat er öfters davon getragen.) Suidas sagt, vier und zwanzigmal; Diodorus Sikulus hingegen, achtzehnmal; und der ungenannte Biograph: „Den Preis hat er zwanzigmal davon getragen, wie Karystius sagt. Sehr oft hat er den zweiten Preis, niemals aber den dritten, erhalten."

(X.)

Der Vorzug, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte, ist der tragischen Ehre des erstern weniger nachtheilig, als er es bei dem ersten Anblicke zu seyn scheint.) Die Stelle ist beim Plato de Republ. L. VIII. p. 568, ed. *Steph.* — — Daß allerdings Plato den Vers:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσιᾳ

deswegen dem Euripides beigelegt habe, weil er glaubte, alle schöne Sprüchelchen müßten in den Werken dieses Dichters stehen, werde ich unten (in KK.) wahrscheinlich genug zeigen.

Die Stelle von der Einheit Gottes steht nicht allein beim Eusebius, sondern auch beim Clemens Alexandrinus *; aber etwas verändert:

Ἑις ταις ἀληϑειαισιν ἑις ἐςιν Θεος,
Ὁς οὐρανον τ᾽ ἐτευξε, και γαιαν μακρην,
Ποντου τε χαροπον οἰδμα, κἀνεμων βιας·
Θνητοι δε, πουλυκερδιᾳ πλανωμενοι,
Ἱδρυσαμεσϑα πηματων παραψυχην
Θεων ἀγαλματ᾽ ἐκ λιϑινων ἠ ξυλων ἠ χαλκεων
Ἠ χρυσοτευκτων, ἠ ἐλεφαντινων τυπους·
Θυσιας τε τουτοις και κενας πανηγυρεις
Νεμοντες· οὑτως ἐυσεβειν νομιζομεν.

Auch Justinus Martyr führt diese Verse, S. 19, gleichfalls mit einigen Veränderungen an. — Clemens sagt darüber: οὑτοσι μεν ἠδη και παρακεκινδυνευμενως ἐπι της σκηνης την ἀληϑειαν τοις ϑεαταις παρεισηγαγεν.

* Λογ. Προτρεπτ. p. m. 26.

(Z.)

Er starb in dem dritten Jahre der drei und neunzigsten Olympias.) Beim Suidas steht, er sey sechs Jahr nach dem **Euripides** gestorben. Dagegen sagt der ungenannte Verfasser der Beschreibung der Olympiaden unter jenem Jahre, daß **Euripides** und **Sophokles** beide in demselben gestorben wären.

Eben dieses sagt auch **Diodorus Sikulus** (L. XIII.) dem **Apollodorus** zufolge. Doch bemerkt **Diodor** selbst gleich darauf die Verschiedenheit der Meinungen hievon, indem **Euripides**, nach einigen, nicht lange hernach von den Hunden sey zerrissen worden.

(AA.)

Die Art seines Todes wird verschiedentlich angegeben.) Ich werfe von ungefähr den zweiten Band von **Zwinger's** Theatro vitæ humanæ auf; und auf einmal werde ich meinen **Sophokles** unter den **Selbstmördern** gewahr*, und zwar unter denen, die es aus Furcht vor der Schande geworden sind. Ich erstaune; denn ich hatte mir geschmeichelt, daß nicht leicht ein Lebensumstand von diesem Dichter seyn müßte, dem ich nicht nachgespürt, den ich nicht erwogen hätte. Die Art seines Todes wird verschieden erzählt; das ist wahr. Aber so! Wer in der Welt hat sie jemals so erzählt? — **Valerius Maximus**, versichert **Zwinger**. — **Valerius Maximus**? — Und was sagt denn dieser? „Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamen tragoediam dimisisset — — Ganz recht, das sind des **Valerius** Worte; ich erinnere mich ihrer an dem *dimisisset*, wofür die neuern elenden Ausgaben, z. E. die Minellische, *dedisset* lesen. — — Aber weiter! — ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gladium habuit. — — *Gladium habuit?* Nimmermehr! — *gaudium* habuit, heißt es beim **Valerius**. Er starb vor Freude, daß er endlich dennoch, obschon nur durch Eine überwiegende Stimme, die Krone davon getragen hatte.

Nun sehe man was für Lügen aus einem Druckfehler entspringen können! Und aus einem gleichwohl so handgreiflichen! — Doch muß ich auch dieses zu **Zwinger's** Entschuldigung anführen, daß ihn dieser Druckfehler schwerlich so weit irre geführt haben würde, wenn ihn nicht ein andrer vorhergehender schon vom Wege abgeführt hätte.

* Vol. II. L. VII. p. 459.

Anstatt: *aliquando* tamen una sententia victor, liest er nämlich: *aliquanto* tamen, und hat, allem Ansehn nach aliquanto zu victor gezogen; als wenn sich **Sophokles** darüber gekränkt hätte, daß er nur aliquanto victor, nur ein klein wenig Sieger, nämlich nur durch den Beifall einer einzigen Stimme, gewesen wäre. — Sollte übrigens hier nicht anstatt aliquando *tamen* lieber zu lesen seyn: aliquando *tandem*?

(FF.)

Er hinterließ den Ruhm — — eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten.) In der Schutzrede des **Apollonius** * an den Kaiser **Domitian** kommt jener zuletzt auch auf den Punkt, daß man es zu einem Stücke seiner Anklage gemacht, daß er die Stadt Ephesus von der Pest befreiet habe. Er leugnet das nicht. Er sagt nur, Ephesus sey eine Stadt, die dergleichen Wohlthat gar wohl verdient habe. Τις ἀν σοφος, fährt er fort, ἐκλιπειν σοι δοκει τον ὑπερ πολεως τοιαυτης ἀγωνα; ἐνθυμηθεις μεν Δημοκριτον ἐλευθερωσαντα λοιμου ποτε Ἀβδηριτας, εννοησας δε Σοφοκλεα τον Ἀθηναιον, ὁς λεγεται και ἀνεμους θελξαι της ὡρας ὑπερπνευσαντας. Wer sollte solche Wunder, Stürme zu besänftigen, einem Dichter zutrauen? Ich hätte des **Apollonius** Erklärung davon wissen mögen. Denn so gut er es natürlicher Weise zu erklären gewußt hat, wie er die Pest zu Ephesus vorher wissen können, ohne ein Zaubrer, ein γοης, zu seyn; eben so würde er auch vielleicht die Besänftigung der Winde zu erklären gewußt haben. Und Schade, daß das Kunststück, das **Apollonius** gehabt hat, die Pest vorher zu empfinden, verloren gegangen ist!

Doch, ich kann dieß Räthsel lösen. Man erinnere sich, daß **Sophokles** Päane verfertigt hat, und daß der Päan ein Gesang war, wovon **Eustathius** ** sagt, daß er ehedem nicht bloß, wie noch zu seiner Zeit, zur Abwendung der Pest an den Apoll gerichtet worden, sondern auch zur Dämpfung des Krieges und andrer drohender Uebel: Ἐϛι δε Παιων ὑμνος τις ἐις Απολλωνα, ὀυ μονον ἐπι παυσει λοιμου, ὡς ἀρτι, ᾀδομενος, ἀλλα και ἐπι παυσει πολεμου — — πολλακις δε και προςδοκωμενου τινος δεινου ᾀδομενος. — Da also der Päan bey allem einbrechenden gemeinen Elende gesungen ward; was läßt sich leichter annehmen, als daß er bei dem damals wütenden

* *Philostrat.* de Vita Apollonii, L. VIII. c. 7. §. 8.

** In L. I. Iliad. v. 473.

Sturmwinde wird seyn gesungen worden, daß Sophokles diesen Päan gemacht, daß die Stürme darauf nachgelassen, und man dem Dichter also diese schleunige Wirkung und Erhörung beigemessen?

(JJ.)

Er hinterließ verschiedne Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten.) Seine Söhne hießen: **Jophon, Leosthenes, Ariston, Stephanus** und **Meneklides.**

Ueber den **Jophon** ist der Artikel beim **Suidas** nachzusehen. Er sagt von ihm: Ἰοφων, ἀθηναιος τραγικος, ὑιος Σοφοκλεους του τραγωδιοποιου. γνησιος. ἀπο Νικοστρατης. γεγονε γαρ ἀυτῳ και νοθος ὑιος Ἀριστων ἀπο Θεοδωριδος σικυωνιας. δραματα δε Ἰοφων ἐδιδαξε ὑ. ὡν ἐστιν Ἀχιλλευς, Τηλεφος, Ἀκταιων, Ἰλιος, Περσις δεξαμενος, Βακχαι, Πενθευς, και ἀλλα τινα του πατρος Σοφοκλεους.

Wenn **Clemens von Alexandrien*** zeigen will, daß auch die Griechen τους περι ὁτιουν πολυπραγμονας, σοφους ἁμα και Σοφιστας παρωνυμως κεκληκασι, so führt er unter andern auch die Autorität des **Jophon** an: Ἰοφων τε ὁμοιως ὁ κωμικος ἐν Ἀυλῳδοις σατυροις, ἐπι ῥαψῳδων και ἀλλων τινων λεγει· — Και γαρ εισεληλυθεν πολλων Σοφιστων ὀχλος ἐξηρτημενος. — Dieses satyrische Schauspiel nennt **Suidas** nicht mit. Er wird aber hier offenbar falsch κωμικος genannt; denn die Komödienschreiber verfertigten keine satyrische Stücke**.

Sein Enkel von dem **Ariston**, der gleichfalls **Sophokles** hieß, machte sich auch als tragischer Dichter bekannt. So will es wenigstens **Suidas**. Hingegen merkt **Meursius** aus dem **Diodorus Sikulus** an, daß dieser den zweiten **Sophokles** nicht für einen Enkel, sondern für einen Sohn des ältern **Sophokles** ausgebe. Auch die Zeitrechnung sey für die Meinung **Diodor's**, indem dieser sage, daß der jüngere **Sophokles** in dem vierten Jahre der fünf und neunzigsten Olympiade, also neun Jahre nach dem Tode des Vaters, seine erste Tragödie habe aufführen lassen. Mit dem **Diodor** komme auch der Ungenannte in seiner Beschreibung der Olympiaden überein.

Eben diesen jüngern **Sophokles** führt auch **Clemens Alexandrinus** an***, und sagt von ihm, daß er und **Patrokles** der Thurier

* L. I. p. 205. edit. *Dan. Heinsii,* L. B. 1616.

** Vergl. *Fabricii* Biblioth. Gr. Vol. I. p. 729.

*** Λογῳ Προτρεπτ. p. m. 14.

den Kastor und Pollux für sterbliche Menschen ausgegeben haben: Πατροκλης, ὁ Θουριος, και Σοφοκλης ὁ νεωτερος ἐν τρισι τραγῳδιαις, u. s. f. — Diese Worte übersetzt Gratianus Hervetus* bloß: Patrocles Thurius & junior Sophocles scribunt. Auch die vom Heinsius verbesserte und durchgesehene Uebersetzung läßt die Worte, ἐν τρισι τραγῳδιαις aus. Ich glaube, sie bedeuten hier so viel als Trilogie.

(KK.)

Die gerichtliche Klage, die seine Söhne wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Ursachen gehabt haben, als ihr Cicero giebt.) Die hieher gehörige Stelle des Cicero ist in seinem Cato Major, oder vom Alter, (Kap. 7.) wo er untersucht, ob die Seelenkräfte im Alter abnehmen: Manent ingenia senibus; modo permaneat studium & industria: nec ea solum in claris et honoratis viris, sed in vita etiam privata et quieta. Sophocles ad summam senectutem tragoedias fecit: quod propter studium cum rem familiarem negligere videretur, a filiis in judicium vocatus est: ut, quemadmodum nostro more male rem gerentibus patribus bonis interdici solet, sic illum, quasi desipientem, a re familiari removerent judices. Tum senex dicitur eam fabulam, quam in manibus habebat et proxime scripserat, Oedipum Coloneum, recitasse judicibus, quaesisseque, num illud carmen desipientis videretur. Quo recitato, sententiis judicum est liberatus.

Vielleicht mag Sophokles noch in seinem Alter ein wenig liederlich gewesen seyn; welches ihm wenigstens beim Athenäus Schuld gegeben wird**.

Und doch, wie reimt sich dazu die Probestellung beim Plato †? Diese hat auch Philostrat in dem Leben des Apollonius wiederholt ††. Er sagt von dem Weltweisen, daß er sich der Liebe ganz und gar zu enthalten vorgenommen habe: ὑπερβαλλομενος και το του Σοφοκλεους· ὁ μεν γαρ τον λυττωντα ἐφη, και ἀγριον δεσποτην ἀποφυγειν, ἐλθων ἐις γηρας.

* P. 30. seiner zu Paris 1590 herausgekommenen Uebersetzung.

** Deipnosophist. L. XII. c. 1. Vergl. L. XIII. c. 27.

† De Republ. L. I. p. 329, Vol. II. ed. *Steph.*

†† L. I. c. 10.

(LL.)

Auch andere Schriften und Gedichte führt man von ihm an.) Nach dem Suidas, schrieb er eine Elegie, Päane, und ein prosaisches Werk von dem Chore wider den Thespis und Chörilus.

Von den Päanen wird einer auf den Aeskulap vom Philostratus erwähnt *. — Apollonius ist bei dem Gottesdienste der Weisen in Indien gegenwärtig: ὁι δε ἠδον ῳδην, ὁποιος ὁ παιαν ὁ του Σοφοκλεους, ὁν Ἀθηνησι τῳ Ἀσκληπιῳ ᾳδουσιν. Sollte man hieraus nicht schließen, dieser Päan sey noch zur Zeit des Philostratus und Apollonius gesungen worden? — Auch in dem Gemählde, welches der jüngere Philostrat vom Sophokles entworfen hat, wird auf diesen Päan angespielt, und darauf, daß Aeskulap bei ihm eingekehrt sey.

Daß er wider den Thespis und Chörilus schrieb, dient unter andern auch zur Widerlegung dessen, was Herr Curtius ** von der Verträglichkeit der griechischen Dichter unter einander sagt. Und Sophokles hatte nicht allein mit solchen schlechten Dichtern zu streiten, sondern auch mit dem Euripides; welches ich aus einer merkwürdigen Stelle des Pollux *** beweisen kann, wo er sagt, daß der Behelf, dem Chore das in den Mund zu legen, was der Dichter gern den Zuschauern sagen möchte, sich zwar für den komischen Chor, aber nicht für den tragischen schicke. Unterdessen habe sich doch Euripides desselben in vielen Stücken bedient; und manchmal auch Sophokles, wozu ihm der Streit, den er mit jenem gehabt, Anlaß gegeben: Και Σοφοκλης δε ἀυτο ἐκ της προς ἐκεινον ἁμιλλης ποιει σπανιακις, ὡσπερ ἐν Ἱππονῳ.

(MM.)

Die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben.) Die vorzügliche Erwähnung des Sophokles beim Virgil ist bekannt:

En erit, ut liceat totum mihi ferre per orbem
Sola Sophocleo tua carmina digna cothurno?

Sabinus und Barnes meinen, Sophokles habe hier bloß seinen Namen hergeben müssen, weil der Name Euripides nicht so gut in den Hexameter gegangen sey. Aber diese Leute müssen nicht haben

* In Vita *Apollonii*, L. III. c. 5.
** In den Anmerkungen zu s. Uebers. von Aristot. Dichtk. S. 104.
*** L. IV. c. 26.

skandiren können. Es kommen in der Anthologie mehr als sechs Epigramme, in Hexametern und Pentametern vor, in welchen allen der Name Euripides befindlich ist.

Freilich bemerkt Cölius Rhodiginus [*], daß die vorletzte Sylbe in diesem Namen vom Sidonius Apollinaris lang gebraucht werde:

Orchestram quatit alter Euripīdes.

Apud Ionem quoque, setzt er hinzu, id ipsum invenias:

Χαιρε μελαμπεπλοις Ευριπιδη ἐν γυαλοισιν.

Sunt, fährt er fort, qui corripiant tum graece tum latine; ut in eo:

Nulla aetate tua, Euripides, monumenta peribunt.

Aber in dem Verse des Ion ist ja die vorletzte Sylbe kurz, und die dritte von der letzten ist lang, eben wie in allen den gedachten Sinngedichten der Anthologie. Sogar der Virgilische Vers:

Sola Sophocleo — — —

könnte eben so gut heissen:

Sola Euripideo — — —

Hiesse es, wie beim Sidonius Euripīdes; so gienge der Name freilich in keinen Hexameter.

(NN.)

Verschiedene Beinamen die man ihm gegeben hat.) „Er „wird, sagt Suidas, wegen seiner Süßigkeiten die Biene genannt." — Der ungenannte Biograph giebt eine andere Ursache an: „weil er „sich von allen das Schönste und Beste auszulesen gewußt habe."

Phrynichus Arabius in seinen Büchern Σοφιστικης Παρασκευης, wovon sich ein Auszug beim **Photius** findet [**], nennt den **Aeschylus** τον μεγαλοφωνοτατον, den **Sophokles** τον γλυκυν, und den **Euripides** τον πανσοφον.

Wider diesen Zunamen des Süßen, wenn er ihm wegen der Lieblichkeit seiner Verse wäre beigelegt worden, ließe sich eine Anmerkung des **Muretus** [***] anführen. Dieser bemerkt es als eine von den anstößigsten Härten der Rede, wenn der nämliche Mitlauter sehr oft und nahe hinter einander vorkommt. Er führt zum Beispiele folgende Verse aus der **Medea** des **Euripides** an, wo jene dem **Jason** vorwirft, er sey durch ihren Beistand allein gerettet worden:

[*] L. XXIV. c. 10.

[**] P. 324. ed. *Andr. Schotti*, 1653.

[***] Lect. Var. L. I. c. 15.

'Εσωσα σ' ὡς ἰσασιν 'Ελληνων ὁσοι
Ταυτον συνεισεβησαν 'Αργειων σκαφος.

Die häufige Wiederholung des σ, besonders in dem ersten dieser Verse, gab den komischen Dichtern **Plato** und **Eubulus** zum Spotte Gelegenheit. **Muretus** fährt fort, ein zweites Beispiel dieser Härte zu geben: Alterum, sagt er, Sophoclis; et quidem ea in fabula, quae quasi regnum possidere inter tragoedias dicitur. Ibi enim Oedipus cum Tiresia jurgans, eique et aurium et mentis et oculorum caecitatem objiciens, hoc eum versu indignabundus incessit:

Τυφλος τα τ' ὠτα, τον τε νουν, τα τ' ὀμματ' ἐι.

ubi cum saepius etiam inculcaverit literam τ, quam ille alter literam σ, tamen Euripides dicacium aculeos expertus est: Sophocles a nemine, quod sciam, notatus.

(OO.)

Von dem gelehrten Diebstahle, den man ihm Schuld giebt.) Ueber die Diebstähle des **Sophokles** soll **Philostratus** der Alexandriner ein ganzes Buch geschriebeu haben.

Ich weiß nicht, was ich von dem Inhalte dieses Buchs denken soll. Ohne Zweifel aber wird er sie nicht besser bewiesen haben, als **Clemens Alexandrinus** uns ähnliche Diebstähle, deren sich die Griechen gegen einander schuldig gemacht haben sollen, bewiesen hat.

Clemens will in dem sechsten Buche seiner **Stromata** darthun, daß die Griechen viele Wahrheiten aus den Büchern der Offenbarung gestohlen haben. In dieser Absicht sucht er vorläufig zu beweisen, daß die Griechen überhaupt zu gelehrten Diebstählen sehr geneigt gewesen, und sich unter einander selbst bestohlen haben. Φερε, μαρτυρας της κλοπης ἀυτους καθ' ἑαυτων παραστησωμεν τους 'Ελληνας. Was Wunder also, fährt er fort, da sie sich selbst bestohlen haben, daß auch wir von ihnen nicht unbestohlen geblieben sind?

Er führt hierauf verschiedene Dichter und Schriftsteller an, die zu verschiedenen Zeiten gelebt haben, und bringt Stellen aus ihnen bei, die so ziemlich einerlei Gedanken, oder einerlei Gleichniß, zum Theil mit einerlei Worten, enthalten. Als, aus dem **Orpheus**, **Musäus**, **Homer**; aus dem **Homer**, **Archilochus** und **Euripides**; aus dem **Aeschylus**, **Euripides** und **Menander**.

Und endlich sagt er, daß das Nämliche auch von solchen Verfassern zu beweisen sey, die zu gleicher Zeit gelebt hätten, und Neben-

buhler um einerlei Ruhm gewesen wären. Λαβοις δ' ἀν ἐκ παραλληλου της κλοπης τα χωρια και των συνακμασαντων και ἀνταγωνισαμενων σφισι, τα τοιαυτα. — Und nun führt er verschiedene ähnliche Stellen aus dem Sophokles und Euripides an, um zu beweisen, daß diese einander bestohlen haben.

Allein es sind alles Stellen, welche solche Gedanken enthalten, die ganz gewiß weder der Eine noch der Andre damals zuerst gehabt haben. Es sind allgemeine Wahrheiten, auf die zwei Dichter, die nie von einander etwas gehört haben, nothwendig fallen müssen. Z. E. Euripides sagt im Orest:

Ὠ φιλον ὑπνου θελγητρον, ἐπικουρος νοσου.

Und Sophokles, in der Eriphile:

Ἀπελθ' ἐκεινης ὑπνον ἰητρον νοσου.

Sie sagen beide, daß der Schlaf ein wohlthätiger Arzt für mehrerlei Uebel sey; deswegen sollen sie einander ausgeschrieben haben! Ferner, Euripides sagt im Ktimenus:

Τῳ γαρ πονουντι και Θεος συλλαμβανει.

Und Sophokles im Minos:

Ὀυκ ἐςι τοις μη δρωσι συμμαχος τυχη.

Wenn einer von dem andern diese Stellen hätte entlehnen müssen, so hätte man dem, der sie entlehnte, zurufen können, was man dem Allerunwissendsten zurief: Ne Aesopum quidem legisti. Denn Aesopus hat schon ein Mährchen, welches diese Lehre einschärft.

Euripides, im Alexander:

Χρονος δε δειξει· ᾧ τεκμηριῳ μαθων

Ἠ χρηςον ὀντα γνωσομαι σε, ἠ κακον.

Und Sophokles, im Hipponus:

Προς ταυτα κρυπτε μηδεν· ὡς ὁ πανθ' ὁρων

Και παντ' ἀκουων, παντ' ἀναπτυσσει χρονος.

Beide sagen: die Zeit bringt alles an das Licht. Folglich hat einer den andern ausgeschrieben.

Unterdessen kann man aus diesen Stellen, die vielleicht Clemens dem Sophisten Hippias, den er bald darauf als einen nennt, der von ähnlicher Materie geschrieben, abgeborgt hat, so viel schließen, daß die bekannte Zeile:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσιᾳ

schwerlich weder beim Euripides, noch beim Sophokles damals

vorgekommen sey. Diese hätte einer dem andern nothwendig müssen gestohlen haben. Und das hätte Hippias oder Clemens gewiß nicht anzumerken vergessen.

(PP.)

Kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können.)

I. Von des Sophokles Schauspielern.

1. Klidemides, dessen Aristophanes in den Fröschen, v. 803, gedenkt, soll, wie der Scholiast sagt, nach dem Apollonius, des Sophokles Schauspieler, nach dem Kallistratus aber, vielleicht ein Sohn des Sophokles gewesen seyn.

2. Tlepolemus, dessen gleichfalls Aristophanes, in den Wolken, v. 1269, gedenkt; wobei der Scholiast sagt: ἀλλοι δε τραγικον ὑποκριτην ἐιναι τον Τληπολεμον. συνεχως ὑποκρινομενον Σοφοκλει.

3. Vielleicht auch Polus, von welchem Gellius, L. VII. c. 5. folgendes erzählt: Histrio in terra Graecia fuit fama celebri, qui gestus et vocis claritudine et venustate ceteris antestabat. Nomen fuisse ajunt Polum. Tragoedias poetarum nobilium scite atque asseverate actitavit. Is Polus unice amatum filium morte amisit. Eum luctum cum satis visus est eluxisse, rediit ad quaestum artis. In eo tempore Athenis Electram Sophoclis acturus gestare urnam quasi cum Orestis ossibus debebat. Ita compositum fabulae argumentum est, ut veluti fratris reliquias ferens Electra comploret, commisereaturque interitum ejus, qui per vim extinctus existimatur. Igitur Polus lugubri habitu Electrae indutus ossa atque urnam a sepulcro tulit filii, et quasi Oresti amplexus opplevit omnia non simulacris neque imitamentis, sed luctu atque lamentis veris et spirantibus. Itaque cum agi fabula videretur, dolor actus est. — Vergl. *Gyrald.* Dial. VI. p. m. 692.

II. Von andern, welche den Namen Sophokles geführt haben.

1. Xylander hat in seinem Verzeichnisse der Schriftsteller, welches im Thesaurus des Stephanus angeführt wird, einen Sophokles Larissäus, als einen, dessen Stephanus unter Κρανεια gedenke. Allein Maussakus hat es in seinen Noten über den Harpokration bereits angemerkt, daß beim Stephanus nicht Σοφοκλης Λαρισσαιος, sondern Λαρισσαιαις zu lesen, und darunter das Schauspiel Λαρισσαιαι zu verstehen sey. — Vergl. Berkel's Anmerkungen über den Stephanus, S. 476.

Auch hieß einer von den Scholiasten, welche über des Apollonius Argonautika kommentirt haben, Sophokles. Dieses Scholiasten gedenkt Stephanus unter Ἄβαρνος. Und unter Καναςρον, wo es ausdrücklich heißt: Σοφοκλης ὑπομνηματιζων τα ἀργοναυτικα. Die noch jetzt vorhandenen Scholien über den Apollonius scheinen nur ein Auszug aus den Scholien dieses Sophokles, des Lucillus Tarrheus, und des Theon zu seyn.

3. Von dem Sophokles, welcher die Philosophen aus Athen vertrieb, sehe man den Jul. Pollux im neunten Buche.

III. Von den Sprüchwörtern, zu welchen Sophokles Gelegenheit gegeben hat.

Dahin gehört besonders der sprüchwörtliche Ausdruck: *Equus Sophocleus.*

Philostrat sagt in seinen Lebensbeschreibungen der Sophisten, daß er den Damianus zu verschiedenen malen zu Ephesus in seinem Alter besucht habe, und setzt hinzu: και ἐιδον ἀνδρα παραπλησιον τῳ Σοφοκλειῳ ἱππῳ. Νωθρος γαρ ὑφ' ἡλικιας δοκων, νεαζουσαν ὁρμην ἐν ταις σπουδαις ἀνεκτατο.

Cälius Rhodiginus[*] erklärt dieß Sprüchwort auf folgende Weise: Quod autem de equo dictum Sophocleo est, arbitror in eo allusum ad tragici cothurni majestatem, qui sit veluti *equestris*, comicae humilitatis ratione. Unde in Arte Poetica Horatius:

Et tragicus plerumque dolet sermone *pedestri.*

Vel quia poetae furoris divini afflatu percisi vicem equi implent, equitis vero insidens numen, sive is Apollo sit, sive Musa, sive quivis alius. Nam et in Sibylla hoc ipsum servavit poeta nobilis:

— — — et frena furenti
Concutit, et stimulos sub pectore vertit Apollo.

In dem folgenden Kapitel aber besinnt er sich eines Bessern. Er gedenkt nämlich des κολωνος ἱππειος, und sagt: ad quod forte proverbium respectet, qnod de equo Sophocleo praeteximus, eo quidem proclivius, si inibi quoque habitavit Sophocles, quod in quinto de Finibus Cicero significat.

Doch, beides taugt nichts. Das Pferd geht hier weder auf das eine noch auf das andre; auch nicht darauf, daß Sophokles selbst

[*] Lect. Antiq. L. XXI. c. 20.

in seinem Alter solch ein Pferd gewesen sey; sondern auf das Gleichniß zu Anfange der Elektra, wo Orest sagt:

Ὥσπερ γαρ ἱππος εὐγενης, κἀν ἠ γερων,
Ἐν τοισι δεινοις θυμον οὐκ ἀπωλεσεν,
Ἀλλ' ὀρθον οὐς ἱστησιν· ὡσαυτως δε συ
Ἡμας τ' ὀτρυνεις, κἀυτος ἐν πρωτοις ἑπῃ.

(QQ.)

Fehler der neuen Literatoren in der Erzählung seines Lebens.) Barnesius * versteht die Worte des Scholiasten ganz falsch, in welchen gesagt wird, daß die Komödienschreiber den Sophokles unangetastet gelassen haben: Ἀλλ' οὐδ' ὑπο των Κωμῳδων ἀδηκτος ἀφειθη, των οὐδε Θεμιστοκλεους ἀποσχομενων.

Fragment einer Uebersetzung vom Ajax des Sophokles.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Minerva.

Wie ich dich schon oft, Sohn des Laertes, dem Feinde den Vortheil abzujagen schlau bemüht erblickte; so erblicke ich dich auch jetzt, hier unter den Schiffsgezelten des Ajax, am äußersten ihm anvertrauten Ende des Lagers. Du spähst, und spürst, und zählst, und missest alle seine frischen Tritte, um zu wissen, ob er drinnen, oder nicht drinnen ist. Wie wohl leitet dich gleichsam der untrügliche Geruch des lakonischen Windspiels! Er ist wieder drinnen, der Mann! Schweiß rinnt ihm von dem Antlitze, und Blut von den mörderischen Händen. Was siehest du noch so scharf nach dieser Thür? Du darfst mir nur sagen, warum du dir diese Mühe giebst; und du kannst von mir alles erfahren.

Ulysses. O Stimme Minervens, mir wertheste unter den Göttern! Denn nur allzuwohl, ob du gleich unsichtbar bist, kenne ich deine Stimme; und mein Geist ist bekannter mit ihr, als mit dem ehernen Klange der tyrrhenischen Trommete! Wie solltest du es nicht wissen, daß ich dieses feindseligen Mannes, des Ajax wegen, mich hier herum-

* In Vita *Euripidis*, p. IV.

treibe? Ihm, und keinem andern, suche ich auf die Spur zu kommen. Er hat uns diese Nacht eine That verübet, deren sich kein Mensch vermuthet hätte, wenn er sie anders verübt hat. Denn noch wissen wir nichts gewisses; wir vermuthen es nur; und freiwillig habe ich mich selbst der weitern Nachforschung unterzogen. Es findet sich alles unser Beutevieh schändlich zugerichtet, und samt den Hütern erwürgt. Jedermann glaubt ihm die Schuld beimessen zu dürfen; und eine Wache hat ausgesagt, sie habe ihn ganz allein mit bluttriefendem Schwerte über das Feld laufen sehen. Sogleich machte ich mich auf: und die Fußstapfen, die ich hier erblicke, bestärken mich zum Theil; zum Theil verwirren sie mich auch: ich kann nicht begreifen, wessen Fußstapfen es sind*. — Aber du kommst! und wie erwünscht! Deiner leitenden Hand, der ich mich immer überließ, überlaß' ich mich noch.

Minerva. Das weiß ich, Ulysses. Ich hielt dein Spähen genehm, und ging dir sogleich entgegen.

Ulysses. Gütigste Göttin! so ist sie nicht vergebens, meine Mühe?

Minerva. Er ist der Thäter! Er ist es!

Ulysses. Und was hat ihn zu so etwas Widersinnigem vermögen können?

Minerva. Der wütende Zorn über die ihm abgesprochnen Waffen des Achilles.

Ulysses. Aber die Heerde — warum fiel er über die her?

Minerva. Er glaubte seine Hände mit eurem Blut zu färben.

Ulysses. Und also galt es den Griechen?

Minerva. Sie würden es auch empfunden haben, wenn ich nicht gewesen wäre!

Ulysses. Welche Verwegenheit! Welche Tollkühnheit!

Minerva. Es war Nacht; er war allein, und ging als Meuchelmörder auf euch los.

Ulysses. Wie weit, wie nahe, kam er denn dem Ziele?

Minerva. Schon nahte er sich den Zelten beider Feldherrn.

Ulysses. Und was hielt da seine rasende Faust?

Minerva. Ich! — Ich störte ihm diese grausame Freude. Mit

* *Δια την μανιαν*, sagt der Scholiast sehr wohl, *δυσιχνευτος και ἐπιτεταραγμενη ἡ βασις γεγονε του Ἀιαντος*. Der Gang eines Rasenden nämlich ist so verwirrt, daß man aus seinen Tritten nicht klug werden kann.

täuschenden Bildern füllte ich sein Auge, und wandte ihn gegen die vermischten Heerden, gegen die Hüter des sämtlichen Beuteviehs. Welch ein Metzeln! Alles hieb er um sich in Stücke. Bald glaubte er, beide Atriden mit eigner Hand zu morden; bald gegen einen andern Heerführer zu wüthen. Denn ich reizte den Wahnwitzigen, und ließ die grausamste der Erynnen gegen den Tobenden los.

Das Theater des Herrn Diderot,

aus dem Französischen übersetzt.

Vorrede des Uebersetzers,

zur ersten Ausgabe von 1760.

Dieses Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmsten Verfassern der berufenen Encyklopädie, bestehet aus zwey Stücken, die er als Beyspiele einer neuen Gattung ausgearbeitet, und mit seinen Gedanken sowohl über diese neue Gattung, als über andere wichtige Punkte der dramatischen Poesie, und aller ihr untergeordneten Künste, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geschmack vermissen; und in diesen überall den denkenden Kopf spüren, der die alten Wege weiter bahnet, und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl sagen, daß sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als Er.

Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bey weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns die schaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottsched ist. Er gestehet, daß ihre Dichter und Schauspieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernet sind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anständigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etiquette hinauslaufen ꝛc.

Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischen Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird also darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener ist, als das Genie in seine alte Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverstandene Kunst verdrenget; ob der Mann, der es zugestehet, daß das Theater weit stärkerer Eindrücke fähig ist, als man von den berühmtesten Meisterstücken eines Corneille und Racine rühmen kann; ob dieser Mann bey uns mehr Gehör findet, als er bey seinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigstens muß es geschehen, wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren jedes seine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in solcher Hofnung der Uebersetzung dieses Werks unterzogen habe.

Vorrede des Uebersetzers,

zu dieser zweyten Ausgabe. 1781.

Ich bin ersucht worden, dieser Uebersezung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun vorlängst unbekannt zu seyn aufgehöret hat, daß ich wirklich der Verfasser derselben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere: so sehe ich nicht, warum ich mich einer Anfoderung weigern sollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Mann zu bezeugen, der an der Bildung meines Geschmacks so großen Antheil hat.

Denn es mag mit diesem auch beschaffen seyn, wie es will: so bin ich mir doch zuwohl bewußt, daß er, ohne Diderots Muster und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere: aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.

Diderot scheint überhaupt auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater seines eigenen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf diesem hervorbringen wollte, in der That weit schwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verschafte. Die Französischen Stücke, welche auf unserm Theater gespielt wurden, stellten doch nur lauter fremde Sitten vor: und fremde Sitten,

in welchen wir weder die allgemeine menschliche Natur, noch unsere besondere Volksnatur erkennen, sind bald verdrengt. Aber je mehr die Franzosen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: desto hartnäckiger muß der Widerstand seyn, den ihre alten Eindrücke jeder, wie sie dafür halten, unnöthigen Bemühung, sie zu verwischen oder zu überstempeln, entgegensetzen.

Wir hingegen hatten es längst satt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel, und einen jungen Geck in bebänderten Hosen, unter ein Halbduzend alltäglichen Personen, auf der Bühne herumtoben zu sehen; wir sehnten uns längst nach etwas bessern, ohne zu wissen, wo dieses Bessere herkommen sollte: als der Hausvater erschien. In ihm erkannte sogleich der rechtschafne Mann, was ihm das Theater noch eins so theuer machen müsse. Sey immerhin wahr, daß es seitdem von dem Geräusche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche ist nicht, was am lautesten lachen macht; und Ungereimtheiten sollen nicht blos unsere Lunge in Bewegung setzen.

Selbst unsere Schauspieler fingen an dem Hausvater zuerst an, sich selbst zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder Französisch, noch deutsch: er war blos menschlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verstand und fühlte.

Und daß jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte nun freylich Diderot vornemlich gesorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Uebersezung ein kleines Verdienst in diesem Punkte zuschreibe: so habe ich, wenigstens bis izt, von den Kunstrichtern noch keinen besondern Widerspruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Uebersetzung frey von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir schmeichelte, überall, auch da den wahren Sinn des Verfassers getroffen zu haben, wo er selbst in seiner Sprache sich nicht bestimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erst izt eine dergleichen Stelle; und ich bedaure, daß ich in dem Texte von diesem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie ist in dem natürlichen Sohne in dem dritten Auftritte des ersten Aufzuges,

wo Theresia ihrer Sorgfalt um Rosaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen seyn, sagt sie, den Geist und besonders den Charakter dieses Kindes zu bilden, von welchem „einst das Schicksal meines Bruders abhangen sollte. Es war „unbesonnen, ich machte es bedächtig. Es war heftig, ich suchte „dem Sanften seiner Natur aufzuhelfen.“ Das es ist in allen vier Stellen im Französischen durch il ausgedruckt, welches eben sowohl auf das vorhergehende enfant, auf Rosalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Rosalien gezogen: aber es kann leicht seyn, daß es die beiden erstenmale auf den Bruder gehen, und sonach heißen soll. „Er war „unbesonnen, ich machte sie bedächtig. Er war heftig, ich „suchte dem Sanften ihrer Natur aufzuhelfen. Ja dieser Sinn ist unstreitig der feinere.

Es kann jemand keinen einzigen solchen Fehler sich zu Schulden kommen lassen, und doch noch eine sehr mittelmässige Uebersetzung gemacht haben!

Laokoon:
oder
über die Grenzen der Mahlerey und Poesie.

Υλῃ και τροποις μιμησεως διαφερουσι.

Πλουτ. ποτ. Αϑ. κατα Π. ἠ κατα Σ. ἐνδ.

Mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte.

Erster Theil.
1766. *)

Vorrede.

Der erste, welcher die Mahlerey und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beyden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beyde, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beyde täuschen, und beyder Täuschung gefällt.

Ein zweyter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bey beyden aus einerley Quelle fliesse. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegen-

*) Die Handschrift nach der die Ausgabe von 1766 gedruckt ist und ein vollständiges Correctur-Exemplar derselben hat Herr B. Friedländer dem Herausgeber zur Benutzung freundlichst mitgetheilt. Es schien indessen nicht rathsam die verworfenen Lesarten anzugeben, sondern es sind nur einige Druckfehler verbessert worden. Die späteren Ausgaben sollen aus einem Exemplar gedruckt sein, in welchem „der Verfasser einige wenige Stellen geändert hatte": es fand sich aber daß in diesen Ausgaben die Verbesserungen auf den Cartons der ersten ganz oder zum Theil vernachläßigt worden sind.

ständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen; auf Handlungen, auf Gedanken, sowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Mahlerey, andere mehr in der Poesie herrschten; daß also bey diesen die Poesie der Mahlerey, bey jenen die Mahlerey der Poesie mit Erläuterungen und Beyspielen aushelfen könne.

Das erste war der Liebhaber; das zweyte der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.

Jene beyden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüssen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bey den Bemerkungen des Kunstrichters beruhet das Meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzeln Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen scharfsinnigen Kunstrichter funfzig witzige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Wage zwischen beyden Künsten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes, in ihren verlornen Schriften von der Mahlerey, die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätiget und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geschehen seyn, mit welcher wir noch itzt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundsätze und Erfahrungen der Mahlerey auf die Beredsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehrern Stücken geglaubt, uns weit über sie weg zu setzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstrassen verwandelten; sollten auch die kürzern und sichrern Landstrassen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen.

Die blendende Antithese des griechischen Voltaire, daß die Mahlerey eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Mahlerey sey, stand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte; dessen wahrer Theil so ein-

leuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führet, übersehen zu müssen glaubet.

Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beyden Künste einschränkten, vergassen sie nicht einzuschärfen, daß, ohngeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch, sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung, (Ὕλῃ καὶ τρόποις μιμήσεως) verschieden wären.

Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Mahlerey und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Mahlerey; bald lassen sie die Mahlerey die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles was der einen Recht ist, soll auch der andern vergönnt seyn; alles was in der einen gefällt oder mißfällt, soll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieser Idee, sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urtheile, wenn sie, in den Werken des Dichters und Mahlers über einerley Vorwurf, die darinn bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern, nach dem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Mahlerey haben, zur Last legen.

Ja diese Aftercritik hat zum Theil die Virtuosen selbst verführet. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht, und in der Mahlerey die Allegoristerey erzeuget; indem man jene zu einem redenden Gemählde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie mahlen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maasse sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen, und zu einer willkührlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

Sie sind zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodische Entwickelung all-

gemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collectanea zu einem Buche, als ein Buch.

Doch schmeichle ich mir, daß sie auch als solche nicht ganz zu verachten seyn werden. An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein Paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, Trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen grossen Theil der Beyspiele in seiner Aesthetik, Gesners Wörterbuche schuldig zu seyn. Wenn mein Raisonnement nicht so bündig ist als das Baumgartensche, so werden doch meine Beyspiele mehr nach der Quelle schmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichsam aussetzte, und mehrmals auf ihn zurückkomme, so habe ich ihm auch einen Antheil an der Aufschrift lassen wollen. Andere kleine Ausschweifungen über verschiedene Punkte der alten Kunstgeschichte, tragen weniger zu meiner Absicht bey, und sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Mahlerey, die bildenden Künste überhaupt begreiffe; so wie ich nicht dafür stehe, daß ich nicht unter dem Namen der Poesie, auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend ist, einige Rücksicht nehmen dürfte.

I.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Mahlerey und Bildhauerkunst, setzet Herr Winkelmann in eine edele Einfalt und stille Grösse, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke. „So wie die Tiefe des Meeres „sagt er, [a] allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch „so wüthen, eben so zeiget der Ausdruck in den Figuren der „Griechen bey allen Leidenschaften eine grosse und gesetzte Seele.

„Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoons, „und nicht in dem Gesichte allein, bey dem heftigsten Lei-

a) Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunst. S. 21. 22.

„den. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und „Sehnen des Körpers entdecket, und den man ganz allein, „ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem „schmerzlich eingezogenen Unterleibe bey nahe selbst zu empfin„den glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äussert sich dennoch „mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der ganzen Stel„lung. Er erhebt kein schreckliches Geschrey, wie Virgil von „seinem Laokoon singet; die Oefnung des Mundes gestat„tet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes „Seufzen, wie es Sadolet beschreibet. Der Schmerz des Kör„pers und die Grösse der Seele sind durch den ganzen Bau „der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilet, und gleichsam ab„gewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles „Philoktet: sein Elend gehet uns bis an die Seele; aber wir „wünschten, wie dieser grosse Mann das Elend ertragen „zu können."

„Der Ausdruck einer so grossen Seele geht weit über die „Bildung der schönen Natur. Der Künstler mußte die Stärke „des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor „einprägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer „Person, und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte „der Kunst die Hand, und bließ den Figuren derselben mehr „als gemeine Seelen ein, u. s. w."

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bey der Heftigkeit desselben vermuthen sollte, ist vollkommen richtig. Auch das ist unstreitig, daß eben hierinn, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu seyn, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, sage ich, eben hierinn die Weisheit desselben ganz besonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieser Weisheit giebt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus diesem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meynung zu seyn.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerst stutzig gemacht hat; und nächst dem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich

ausgehen, und meine Gedanken in eben der Ordnung niederschreiben, in welcher sie sich bey mir entwickelt.

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet.“ Wie leidet dieser? Es ist sonderbar, daß sein Leiden so verschiedene Eindrücke bey uns zurückgelassen. — Die Klagen, das Geschrey, die wilden Verwünschungen, mit welchen sein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen störte, erschollen nicht minder schrecklich durch das öde Eiland, und sie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ. — Man hat den dritten Aufzug dieses Stücks ungleich kürzer, als die übrigen gefunden. Hieraus sieht man, sagen die Kunstrichter,[b] daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun gewesen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich desfalls lieber auf ein ander Exempel gründen, als auf dieses. Die jammervollen Ausruffungen, das Winseln, die abgebrochenen ἀ, ἀ, φευ, ἀτατται, ὠ μοι, μοι! die ganzen Zeilen voller παπα, παπα, aus welchen dieser Aufzug bestehet, und die mit ganz andern Dehnungen und Absetzungen declamiret werden mußten, als bey einer zusammenhangenden Rede nöthig sind, haben in der Vorstellung diesen Aufzug ohne Zweifel ziemlich eben so lange dauern lassen, als die andern. Er scheinet dem Leser weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen seyn.

Schreyen ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrey zu Boden. Die geritzte Venus schreyet laut;[c] nicht um sie durch dieses Geschrey als die weichliche Göttin der Wollust zu schildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlet, schreyet so gräßlich, als schrieen zehn tausend wüthende Krieger zugleich, daß beyde Heere sich entsetzen.[d]

So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche

b) Brumoy Theat. des Grecs T. II. p. 89.
c) Iliad. E v. 343. Η δε μεγα ἰαχουσα —
d) Iliad. E v. 859.

Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeusserung dieses Gefühls durch Schreyen, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankömmt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen.

Ich weis es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt, wissen über unsern Mund und über unsere Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrey und Thränen. Die thätige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bey uns in eine leidende verwandelt. Doch selbst unsere Urältern waren in dieser größer, als in jener. Aber unsere Urältern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeissen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen sehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten Nordischen Heldenmuths.[e] Palnatoko gab seinen Jomsburgern das Gesetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht so der Grieche! Er fühlte und furchte sich; er äusserte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bey dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bey ihm Grundsätze. Bey ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen, so lange keine äussere Gewalt sie wecket, und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kälte nehmen. Bey dem Barbaren war der Heroismus eine helle fressende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geschrey, die Griechen hingegen in entschloßner Stille zur Schlacht führet, so merken die Ausleger sehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker schildern wollen. Mich wundert, daß sie an einer andern

e) Th. Bartholinus de caussis contemptæ a Danis adhuc gentilibus mortis, cap. I.

Stelle eine ähnliche charakteristische Entgegensetzung nicht bemerket haben.[f] Die feindlichen Heere haben einen Waffenstillestand getroffen; sie sind mit Verbrennung ihrer Todten beschäftiget, welches auf beyden Theilen nicht ohne heisse Thränen abgehet; δακρυα θερμα χεοντες. Aber Priamus verbietet seinen Trojanern zu weinen; οὐδ' εια κλαιειν Πριαμος μεγας. Er verbietet ihnen zu weinen, sagt die Dacier, weil er besorgt, sie möchten sich zu sehr erweichen, und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wohl; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieses besorgen? Warum ertheilet nicht auch Agamemnon seinen Griechen das nehmliche Verboth? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer seyn könne; indem der ungesittete Trojaner, um es zu seyn, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse. Νεμεσσωμαι γε μεν οὐδεν κλαιειν, läßt er an einem andern Orte[g] den verständigen Sohn des weisen Nestors sagen.

Es ist merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerspielen, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, sich zwey Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinste Theil des Unglücks ist, das den leidenden Helden trift. Ausser dem Philoktet, der sterbende Herkules. Und auch diesen läßt Sophokles klagen, winseln, weinen und schreyen. Dank sey unsern artigen Nachbarn, diesen Meistern des Anständigen, daß nunmehr ein winselnder Philoktet, ein schreyender Herkules, die lächerlichsten unerträglichsten Personen auf der Bühne seyn würden. Zwar hat sich einer ihrer neuesten Dichter[h] an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

Selbst ein Laokoon findet sich unter den verlornen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schicksal doch auch diesen Laokoon gegönnet hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die seiner einige alte Grammatiker thun, läßt sich nicht schliessen, wie der Dichter diesen Stoff behandelt habe. So viel bin ich versichert,

f) Iliad. H v. 421.
g) Odyss. Δ. 195.
h) Chataubrun.

daß er den Laokoon nicht stoischer als den Philoktet und Herkules, wird geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch; und unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äussert. Sieht man ihn sein Elend mit grosser Seele ertragen, so wird diese grosse Seele zwar unsere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung ist ein kalter Affekt, dessen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenschaft, so wie jede andere deutliche Vorstellung, ausschliesset.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreyen bey Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer grossen Seele bestehen kann: so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht seyn, warum dem ohngeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreyen nicht nachahmen wollen; sondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgehet, der dieses Geschrey mit bestem Vorsatze ausdrückt.

II.

Es sey Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird itzt die Mahlerey überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben: so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzet, und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränket. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niedrer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erhohlung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringet, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst.

„Wer wird dich mahlen wollen, da dich niemand sehen „will," sagt ein alter Epigrammatist [a] über einen höchst ungestaltenen Menschen. Mancher neuere Künstler würde sagen: „Sey so ungestalten, wie möglich; ich will dich doch mahlen. Mag dich schon niemand gern sehen: so soll man doch mein Gemählde gern sehen; nicht in so fern es dich vorstellt, sondern in so fern es ein Beweis meiner Kunst ist, die ein solches Scheusal so ähnlich nachzubilden weis."

Freylich ist der Hang zu dieser üppigen Prahlerey mit leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenstände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauson, ihren Pyreicus sollten gehabt haben. Sie hatten sie; aber sie liessen ihnen strenge Gerechtigkeit wiederfahren. Pauson, der sich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, dessen niedriger Geschmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung am liebsten ausdrückte, [b]

a) Antiochus. (Antholog. lib. II. cap. 4.) Harduin über den Plinius (lib. 35. sect. 36. p. m. 698.) legt dieses Epigramm einem Piso bey. Es findet sich aber unter allen griechischen Epigrammatisten keiner dieses Namens.

b) Jungen Leuten, befiehlt daher Aristoteles, muß man seine Gemählde nicht zeigen, um ihre Einbildungskraft, so viel möglich, von allen Bildern des Häßlichen rein zu halten. (Polit. lib. VIII. cap. 5. p. 526. Edit. Conring.) Herr Boden will zwar in dieser Stelle anstatt Pauson, Pausanias gelesen wissen, weil von diesem bekannt sey, daß er unzüchtige Figuren gemahlt habe. (de Umbra poetica, Comment. I. p. XIII.) Als ob man es erst von einem philosophischen Gesetzgeber lernen müßte, die Jugend von dergleichen Reitzungen der Wollust zu entfernen. Er hätte die bekannte Stelle in der Dichtkunst (cap. II.) nur in Vergleichung ziehen dürfen, um seine Vermuthung zurück zu behalten. Es giebt Ausleger (z. E. Kühn, über den Aelian Var. Hist. lib. IV. cap. 3.) welche den Unterschied, den Aristoteles daselbst zwischen dem Polygnotus, Dionysius und Pauson angiebt, darinn setzen, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionysius Menschen, und Pauson Thiere gemahlt habe. Sie mahlten allesamt menschliche Figuren; und daß Pauson einmal ein Pferd mahlte, beweiset noch nicht, daß er ein Thiermahler gewesen, wofür ihn Hr. Boden hält. Ihren Rang bestimmten die Grade des Schönen, die sie ihren menschlichen Figuren gaben, und Dionysius konnte nur deswegen nichts als Menschen mahlen, und hieß nur darum vor allen andern der Anthropograph, weil er der Natur zu sklavisch folgte, und sich nicht bis zum Ideal erheben konnte, unter welchem Götter und Helden zu mahlen, ein Religionsverbrechen gewesen wäre.

lebte in der verächtlichsten Armuth.[c] Und Pyreicus, der Barbierstuben, schmutzige Werkstätte, Esel und Küchenkräuter, mit allem den Fleisse eines niederländischen Künstlers mahlte, als ob dergleichen Dinge in der Natur so viel Reitz hätten, und so selten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen,[d] des Kothmahlers; obgleich der wollüstige Reiche seine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch diesen eingebildeten Werth zu Hülfe zu kommen.

Die Obrigkeit selbst hielt es ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Gesetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl, und die Nachahmung ins Häßlichere bey Strafe verboth, ist bekannt. Es war kein Gesetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich, und selbst vom Junius,[e] gehalten wird. Es verdammte die griechischen Ghezzi; den unwürdigen Kunstgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichern Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Carricatur.

Aus eben dem Geiste des Schönen war auch das Gesetz der Hellanodiken geflossen. Jeder Olympische Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreymaligen Sieger, ward eine Ikonische gesetzet.[f] Der mittelmäßigen Portraits sollten unter den Kunstwerken nicht zu viel werden. Denn obschon auch das Portrait ein Ideal zuläßt, so muß doch die Aehnlichkeit darüber herrschen; es ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das Ideal eines Menschen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bey den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworffen gewesen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaassen; denn der Endzweck der Wissenschaften ist Wahrheit. Wahrheit ist der Seele nothwendig; und es wird Tyranney, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang

c) Aristophanes Plut. v. 602. & Acharnens. v. 854.
d) Plinius lib. XXX. sect. 37. Edit. Hard.
e) De Pictura vet. lib. II. cap. IV. §. 1.
f) Plinius lib. XXXIV. sect. 9.

anzuthun. Der Endzweck der Künste hingegen ist Vergnügen; und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhangen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maasse er jede Art desselben verstatten will.

Die bildenden Künste insbesondere, ausser dem unfehlbaren Einflusse, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischet. Erzeigten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken. Bey uns scheinet sich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äussern.

Aus diesem Gesichtspunkte glaube ich in gewissen alten Erzehlungen, die man gerade zu als Lügen verwirft, etwas wahres zu erblicken. Den Müttern des Aristomenes, des Aristodamas, Alexanders des Grossen, des Scipio, des Augustus, des Galerius, träumte in ihrer Schwangerschaft allen, als ob sie mit einer Schlange zu thun hätten. Die Schlange war ein Zeichen der Gottheit; *g* und die schönen Bildsäulen und Gemählde eines Bacchus, eines Apollo, eines Merkurius, eines Herkules, waren selten ohne eine Schlange. Die ehrlichen Weiber hatten des Tages ihre Augen an dem Gotte geweidet, und der verwirrende Traum erweckte das Bild des Thieres. So rette ich den Traum, und gebe die Auslegung Preis, welche der Stolz ihrer Söhne und die Unverschämtheit des Schmeichlers davon machten. Denn eine Ursache mußte es wohl haben, warum die ehebrecherische Phantasie nur immer eine Schlange war.

Doch ich gerathe aus meinem Wege. Ich wollte bloß festsetzen, daß bey den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sey.

Und dieses festgesetzt, folget nothwendig, daß alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können,

g) Man irret sich, wenn man die Schlange nur für das Kennzeichen einer medicinischen Gottheit hält. Justinus Martyr (Apolog. II. p. 55. Edit. Sylburg.) sagt ausdrücklich: παρα παντι των νομιζομενων παρ᾽ ὑμιν θεων, ὀφις συμβολον μεγα και μυστηριον ἀναγραφεται; und es wäre leicht eine Reihe von Monumenten anzuführen, wo die Schlange Gottheiten begleitet, welche nicht die geringste Beziehung auf die Gesundheit haben.

wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenigstens untergeordnet seyn müssen.

Ich will bey dem Ausdrucke stehen bleiben. Es giebt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äussern, und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maasses von Schönheit fähig sind.

Wuth und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.[h]

h) Man gehe alle die Kunstwerke durch, deren Plinius und Pausanias und andere gedenken: man übersehe die noch itzt vorhandenen alten Statuen, Basreliefs, Gemählde: und man wird nirgends eine Furie finden. Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind. Indeß hätte Spence, da er Furien haben mußte, sie doch lieber von den Münzen erborgen sollen, (Seguini Numis. p. 178. Spanhem. de Præst. Numism. Dissert. XIII. p. 639. Les Cesars de Julien, par Spanheim p. 48.) als daß er sie durch einen witzigen Einfall in ein Werk bringen will, in welchem sie ganz gewiß nicht sind. Er sagt in seinem Polymetis (Dial. XVI. p. 272.) „Obschon die Furien in den Werken der alten Künstler etwas sehr seltenes sind, so findet sich „doch eine Geschichte, in der sie durchgängig von ihnen angebracht werden. „Ich meine den Tod des Meleager, als in dessen Vorstellung auf Basreliefs „sie öfters die Althäa aufmuntern und antreiben, den unglücklichen Brand, „von welchem das Leben ihres einzigen Sohnes abhing, dem Feuer zu über„geben. Denn auch ein Weib würde in ihrer Rache so weit nicht gegangen „seyn, hätte der Teufel nicht ein wenig zugeschüret. In einem von diesen „Basreliefs, bey dem Bellori (in den Admirandis) sieht man zwey Weiber, „die mit der Althäa am Altare stehen, und allem Ansehen nach Furien seyn „sollen. Denn wer sonst als Furien, hätte einer solchen Handlung beywoh„nen wollen? Daß sie für diesen Charakter nicht schrecklich genug sind, liegt „ohne Zweifel an der Abzeichnung. Das Merkwürdigste aber auf diesem Werke „ist die runde Scheibe, unten gegen die Mitte, auf welcher sich offenbar der „Kopf einer Furie zeiget. Vielleicht war es die Furie, an die Althäa, so „oft sie eine üble That vornahm, ihr Gebet richtete, und vornehmlich itzt zu „richten, alle Ursache hatte :c." — Durch solche Wendungen kann man aus allem alles machen. Wer sonst, fragt Spence, als Furien, hätte einer solchen Handlung beywohnen wollen? Ich antworte: Die Mägde der Althäa,

Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bey dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz schleuderte; bey dem Künstler nur der ernste.

Jammer ward in Betrübniß gemildert. Und wo diese Milderung nicht Statt finden konnte, wo der Jammer eben so verkleinernd als entstellend gewesen wäre, — was that da Timanthes? Sein Gemählde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umstehenden den ihnen eigenthümlich zukommenden Grad der Traurigkeit ertheilte, das Gesicht des Vaters aber, welches den allerhöchsten hätte zeigen sollen, verhüllete, ist bekannt, und es sind viel artige Dinge darüber gesagt worden. Er hatte sich, sagt dieser,[i] in den traurigen Physiogno-

welche das Feuer anzünden und unterhalten mußten. Ovid sagt: (Metamorph. VIII. v. 460. 461.)

Protulit hunc (ſtipitem) genitrix, tædasque in fragmina poni
Imperat, & poſitis inimicos admovet ignes.

Dergleichen tædas, lange Stücke von Kien, welche die Alten zu Fackeln brauchten, haben auch wirklich beyde Personen in den Händen, und die eine hat eben ein solches Stück zerbrochen, wie ihre Stellung anzeigt. Auf der Scheibe, gegen die Mitte des Werks, erkenne ich die Furie eben so wenig. Es ist ein Gesicht, welches einen heftigen Schmerz ausdrückt. Ohne Zweifel soll es der Kopf des Meleagers selbst seyn. (Metamorph. l. c. v. 515.)

Inſcius atque abſens flamma Meleagros in illa
Uritur: & cæcis torreri viſcera ſentit
Ignibus: & magnos ſuperat virtute dolores.

Der Künstler brauchte ihn gleichsam zum Uebergange in den folgenden Zeitpunkt der nehmlichen Geschichte, welcher den sterbenden Meleager gleich daneben zeigt. Was Spence zu Furien macht, hält Montfaucon für Parzen, (Antiqu. expl. T. I. p. 162.) den Kopf auf der Scheibe ausgenommen, den er gleichfalls für eine Furie ausgiebt. Bellori selbst (Admirand. Tab. 77.) läßt es unentschieden, ob es Parzen oder Furien sind. Ein Oder, welches genugsam zeiget, daß sie weder das eine noch das andere sind. Auch Montfaucons übrige Auslegung sollte genauer seyn. Die Weibsperson, welche neben dem Bette sich auf den Ellebogen stützet, hätte er Cassandra und nicht Atalanta nennen sollen. Atalanta ist die, welche mit dem Rücken gegen das Bette gekehret, in einer traurigen Stellung sitzet. Der Künstler hat sie mit vielem Verstande von der Familie abgewendet, weil sie nur die Geliebte, nicht die Gemahlin des Meleagers war, und ihre Betrübniß über ein Unglück, das sie selbst unschuldiger Weise veranlasset hatte, die Anverwandten erbittern mußte.

i) Plinius lib. XXXV. ſect. 35. Cum moeſtos pinxiſſet omnes, præcipue patruum, & triſtitiæ omnem imaginem conſumpſiſſet, patris ipſius vultum velavit, quem digne non poterat oſtendere.

mien so erschöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, sagt jener,[k] daß der Schmerz eines Vaters bey dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck sey. Ich für mein Theil sehe hier weder die Unvermögenheit des Künstlers, noch die Unvermögenheit der Kunst. Mit dem Grade des Affects verstärken sich auch die ihm entsprechenden Züge des Gesichts; der höchste Grad hat die allerentschiedensten Züge, und nichts ist der Kunst leichter, als diese auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Grenzen, welche die Grazien seiner Kunst setzen. Er wußte, daß sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich sind. So weit sich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, so weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm seine Composition beydes nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er *nicht* mahlen durfte, ließ er errathen. Kurz, diese Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte. Sie ist ein Beyspiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunst treiben, sondern wie man ihn dem ersten Gesetze der Kunst, dem Gesetze der Schönheit, unterwerfen soll.

Und dieses nun auf den Laokoon angewendet, so ist die Ursache klar, die ich suche. Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herab setzen; er mußte Schreyen in Seufzen mildern; nicht weil das Schreyen eine unedle Seele verräth, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellet. Denn man reisse dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, und urtheile. Man lasse ihn schreyen, und sehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine häßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegen-

k) Summi moeroris acerbitatem arte exprimi non posse confessus est. Valerius Maximus lib. VIII. cap. 11.

standes diese Unlust in das süsse Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Oefnung des Mundes, — bey Seite gesetzt, wie gewaltsam und eckel auch die übrigen Theile des Gesichts dadurch verzerret und verschoben werden, — ist in der Mahlerey ein Fleck und in der Bildhauerey eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt thut. Montfaucon bewieß wenig Geschmack, als er einen alten bärtigen Kopf, mit aufgerissenem Munde, für einen Orakel ertheilenden Jupiter ausgab.[l] Muß ein Gott schreyen, wenn er die Zukunft eröfnet? Würde ein gefälliger Umriß des Mundes seine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem Valerius nicht, daß Ajax in dem nur gedachten Gemählde des Timanthes sollte geschrieen haben.[m] Weit schlechtere Meister aus den Zeiten der schon verfallenen Kunst, lassen auch nicht einmal die wildesten Barbaren, wenn sie unter dem Schwerde des Siegers Schrecken und Todesangst ergreift, den Mund bis zum Schreyen öfnen.[n]

Es ist gewiß, daß diese Herabsetzung des äußersten körperlichen Schmerzes auf einen niedrigern Grad von Gefühl, an mehrern alten Kunstwerken sichtbar gewesen. Der leidende Herkules in dem vergifteten Gewande, von der Hand eines alten unbekannten Meisters, war nicht der Sophokleische, der so gräßlich schrie, daß die Lokrischen Felsen, und die Euböischen Vorgebirge davon ertönten. Er war mehr finster, als wild.[o] Der Philoktet des Pythagoras Leontinus schien dem Betrachter seinen Schmerz mitzutheilen, welche Wirkung der geringste gräßliche Zug verhindert hätte. Man dürfte fragen, woher ich wisse, daß dieser Meister eine Bildsäule des Philoktet gemacht habe?

l) Antiquit. expl. T. I. p. 50.

m) Er giebt nehmlich die von dem Timanthes wirklich ausgedrückten Grade der Traurigkeit so an: Calchantem tristem, mœstum Ulyssem, clamantem Ajacem, lamentantem Menelaum. — Der Schreyer Ajax müßte eine häßliche Figur gewesen seyn; und da weder Cicero noch Quintilian in ihren Beschreibungen dieses Gemähldes seiner gedenken, so werde ich ihn um so viel eher für einen Zusatz halten dürfen, mit dem es Valerius aus seinem Kopfe bereichern wollen.

n) Bellorii Admiranda. Tab. 11. 12.

o) Plinius libr. XXXIV. sect. 19.

Aus einer Stelle des Plinius, die meine Verbesserung nicht erwartet haben sollte, so offenbar verfälscht oder verstümmelt ist sie. *p*

III.

Aber, wie schon gedacht, die Kunst hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Ihre Nachahmung, sagt man, erstrecke sich auf die ganze sichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Theil ist. Wahrheit und Ausdruck sey ihr erstes Gesetz; und wie die Natur selbst die Schönheit höhern Absichten jederzeit aufopfere, so müsse sie auch der Künstler seiner allgemeinen Bestimmung unterordnen, und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichste der Natur in ein Schönes der Kunst verwandelt werde.

Gesetzt, man wollte diese Begriffe vors erste unbestritten in ihrem Werthe oder Unwerthe lassen: sollten nicht andere von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen seyn, warum dem ohngeachtet der Künstler in dem Ausdrucke Maaß halten, und ihn nie aus dem höchsten Punkte der Handlung nehmen müsse.

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie

p) Eundem, nehmlich den Myro, lieset man bey dem Plinius, (libr. XXXIV. sect. 19.) vicit & Pythagoras Leontinus, qui fecit stadiodromon Astylon, qui Olympiæ ostenditur: & Libyn puerum tenentem tabulam, eodem loco, & mala ferentem nudum. Syracusis autem claudicantem: cujus hulceris dolorem sentire etiam spectantes videntur. Man erwäge die letzten Worte etwas genauer. Wird nicht darinn offenbar von einer Person gesprochen, die wegen eines schmerzhaften Geschwieres überall bekannt ist? Cujus hulceris u. s. w. Und dieses cujus sollte auf das bloße claudicantem, und das claudicantem vielleicht auf das noch entferntere puerum gehen? Niemand hatte mehr Recht, wegen eines solchen Geschwieres bekannter zu seyn als Philoktet. Ich lese also anstatt claudicantem, Philoctetem, oder halte wenigstens dafür, daß das letztere durch das erstere gleichlautende Wort verdrungen worden, und man beydes zusammen Philoctetem claudicantem lesen müsse. Sophokles läßt ihn στιβον κατ' ἀναγκαν ἑρπειν, und es mußte ein Hinken verursachen, daß er auf den kranken Fuß weniger herzhaft auftreten konnte.

mehr als einzigen Augenblick, und der Mahler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte, brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederhohlter maassen betrachtet zu werden: so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses einzigen Augenblickes, nicht fruchtbar genug gewählet werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freyes Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects ist aber kein Augenblick der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeusserste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden, und sie nöthigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheuet. Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreyen hören; wenn er aber schreyet, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stuffe höher, noch eine Stuffe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich uninteressantern Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon todt.

Ferner. Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer: so muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken läßt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, daß sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick seyn können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich seyn, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederhohlten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande eckelt oder grauet. La Mettrie, der sich als einen zweyten Demokrit mahlen und stechen lassen, lacht nur die ersten male, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öftrer, und er wird aus einem Philosophen ein Geck; aus seinem Lachen wird ein Grinsen.

So auch mit dem Schreyen. Der heftige Schmerz, welcher das Schreyen auspresset, läßt entweder bald nach, oder zerstöret das leidende Subject. Wann also auch der geduldigste standhafteste Mann schreyet, so schreyet er doch nicht unabläßlich. Und nur dieses scheinbare Unabläßliche in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreyen zu weibischem Unvermögen, zu kindischer Unleidlichkeit machen würde. Dieses wenigstens mußte der Künstler des Laokoons vermeiden, hätte schon das Schreyen der Schönheit nicht geschadet, wäre es auch seiner Kunst schon erlaubt gewesen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Mahlern scheinet Timomachus Vorwürfe des äussersten Affekts am liebsten gewählet zu haben. Sein rasender Ajax, seine Kindermörderin Medea, waren berühmte Gemählde. Aber aus den Beschreibungen, die wir von ihnen haben, erhellet, daß er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Aeusserste nicht sowohl erblickt, als hinzu denkt, jene Erscheinung, mit der wir den Begriff des Transitorischen nicht so nothwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derselben in der Kunst mißfallen sollte, vortreflich verstanden und mit einander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem sie ihre Kinder wirklich ermordet; sondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eifersucht kämpfet. Wir sehen das Ende dieses Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald bloß die grausame Medea zu erblicken, und unsere Einbildungskraft gehet weit über alles hinweg, was uns der Mahler in diesem schrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidiget uns die in der Kunst fortdauernde Unentschlossenheit der Medea so wenig, daß wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabey geblieben, der Streit der Leidenschaften hätte sich nie entschieden, oder hätte wenigstens so lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg versichern können. Auch hat dem Timomachus diese seine Weisheit grosse und häuffige Lobsprüche zugezogen, und ihn weit über einen andern unbekannten Mahler erhoben, der unverständig genug gewesen war, die Medea in ihrer höchsten Raserey zu zeigen, und so diesem flüch-

tig überhingehenden Grade der äussersten Raserey eine Dauer zu geben, die alle Natur empöret. Der Dichter,[a] der ihn desfalls tadelt, sagt daher sehr sinnreich, indem er das Bild selbst anredet: „Durstest du denn beständig nach dem Blute deiner „Kinder? Ist denn immer ein neuer Jason, immer eine neue „Creusa da, die dich unaufhörlich erbittern? — Zum Henker „mit dir auch im Gemählde! setzt er voller Verdruß hinzu.

Von dem rasenden Ajax des Timomachus läßt sich aus der Nachricht des Philostrats urtheilen.[b] Ajax erschien nicht, wie er unter den Heerden wüthet, und Rinder und Böcke für Menschen fesselt und mordet. Sondern der Meister zeigte ihn, wie er nach diesen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet da sitzt, und den Anschlag fasset, sich selbst umzubringen. Und das ist wirklich der rasende Ajax; nicht weil er eben itzt raset, sondern weil man siehet, daß er geraset hat; weil man die Grösse seiner Raserey am lebhaftesten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimt, die er nun selbst darüber empfindet. Man siehet den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworffen.

IV.

Ich übersehe die angeführten Ursachen, warum der Meister des Laokoon in dem Ausdrucke des körperlichen Schmerzes Maaß halten müssen, und finde, daß sie allesamt von der eigenen Beschaffenheit der Kunst, und von derselben nothwendigen Schranken und Bedürfnissen hergenommen sind. Schwerlich dürfte sich also wohl irgend eine derselben auf die Poesie anwenden lassen.

Ohne hier zu untersuchen, wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu schildern: so ist so viel unstreitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit seiner Nachahmung offen stehet, diese sichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eines von

a) Philippus (Anthol. lib. IV. cap. 9. ep. 10.)
Ἀιει γαρ διψας βρεφεων φονον. ἦ τις Ιησων
Δευτερος, ἦ Γλαυκη τις παλι σοι προφασις;
Ἔῤῥε και εν κηρῳ παιδοκτονε —

b) Vita Apoll. lib. II. cap. 22.

den geringsten Mitteln seyn kann, durch die er uns für seine Personen zu intereßiren weis. Oft vernachläßiget er dieses Mittel gänzlich; versichert, daß wenn sein Held unsere Gewogenheit gewonnen, uns dessen edlere Eigenschaften entweder so beschäftigen, daß wir an die körperliche Gestalt gar nicht denken, oder, wenn wir daran denken, uns so bestechen, daß wir ihm von selbst wo nicht eine schöne, doch eine gleichgültige ertheilen. Am wenigsten wird er bey jedem einzeln Zuge, der nicht ausdrücklich für das Gesicht bestimmet ist, seine Rücksicht dennoch auf diesen Sinn nehmen dürffen. Wenn Virgils Laokoon schreyet, wem fällt es dabey ein, daß ein großes Maul zum Schreyen nöthig ist, und daß dieses große Maul häßlich läßt? Genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabner Zug für das Gehör ist, mag er doch für das Gesicht seyn, was er will. Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts nöthiget hiernächst den Dichter sein Gemählde in einen einzigen Augenblick zu concentriren. Er nimt jede seiner Handlungen, wenn er will, bey ihrem Ursprunge auf, und führet sie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganzes besonderes Stück kosten würde, kostet ihm einen einzigen Zug; und würde dieser Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, so war er entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet, oder wird durch das Folgende so gemildert und vergütet, daß er seinen einzeln Eindruck verlieret, und in der Verbindung die treflichste Wirkung von der Welt thut. Wäre es also auch wirklich einem Manne unanständig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu schreyen; was kann diese kleine überhingehende Unanständigkeit demjenigen bey uns für Nachtheil bringen, dessen andere Tugenden uns schon für ihn eingenommen haben? Virgils Laokoon schreyet, aber dieser schreyende Laokoon ist eben derjenige, den wir bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater kennen und lieben. Wir beziehen sein Schreyen nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf sein unerträgliches Leiden. Dieses allein

hören wir in seinem Schreyen; und der Dichter konnte es uns durch dieses Schreyen allein sinnlich machen.

Wer tadelt ihn also noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künstler wohl that, daß er den Laokoon nicht schreyen ließ, so that der Dichter eben sowohl, daß er ihn schreyen ließ?

Aber Virgil ist hier bloß ein erzehlender Dichter. Wird in seiner Rechtfertigung auch der dramatische Dichter mit begriffen seyn? Einen andern Eindruck macht die Erzehlung von jemands Geschrey; einen andern dieses Geschrey selbst. Das Drama, welches für die lebendige Mahlerey des Schauspielers bestimmt ist, dürfte vielleicht eben deswegen sich an die Gesetze der materiellen Mahlerey strenger halten müssen. In ihm glauben wir nicht bloß einen schreyenden Philoktet zu sehen und zu hören; wir hören und sehen wirklich schreyen. Je näher der Schauspieler der Natur kömmt, desto empfindlicher müssen unsere Augen und Ohren beleidiget werden; denn es ist unwidersprechlich, daß sie es in der Natur werden, wenn wir so laute und heftige Aeusserungen des Schmerzes vernehmen. Zudem ist der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Uebel erwecken. Unsere Einbildung kann zu wenig in ihm unterscheiden, als daß die blosse Erblickung desselben etwas von einem gleichmäßigen Gefühl in uns hervor zu bringen vermöchte. Sophokles könnte daher leicht nicht einen bloß willkührlichen, sondern in dem Wesen unserer Empfindungen selbst gegründeten Anstand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules so winseln und weinen, so schreyen und brüllen läßt. Die Umstehenden können unmöglich so viel Antheil an ihrem Leiden nehmen, als diese ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern scheinen. Sie werden uns Zuschauern vergleichungsweise kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl anders, als wie das Maaß des unsrigen betrachten. Hierzu füge man, daß der Schauspieler die Vorstellung des körperlichen Schmerzes schwerlich oder gar nicht bis zur Illusion treiben kann: und wer weis, ob die neuern dramatischen Dichter nicht eher zu loben, als zu tadeln sind, daß

sie diese Klippe entweder ganz und gar vermieden, oder doch nur mit einem leichten Kahne umfahren haben.

Wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen. Alle diese Betrachtungen sind nicht ungegründet, und doch bleibet Philoktet eines von den Meisterstücken der Bühne. Denn ein Theil derselben trift den Sophokles nicht eigentlich, und nur indem er sich über den andern Theil hinwegsetzet, hat er Schönheiten erreicht, von welchen dem furchtsamen Kunstrichter, ohne dieses Beyspiel, nie träumen würde. Folgende Anmerkungen werden es näher zeigen.

1. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu verstärken und zu erweitern gewußt! Er wählte eine Wunde — (denn auch die Umstände der Geschichte kann man betrachten, als ob sie von seiner Wahl abgehangen hätten, in so fern er nehmlich die ganze Geschichte, eben dieser ihm vortheilhaften Umstände wegen, wählte) — er wählte, sage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit; weil sich von jener eine lebhaftere Vorstellung machen läßt, als von dieser, wenn sie auch noch so schmerzlich ist. Die innere sympathetische Gluth, welche den Meleager verzehrte, als ihn seine Mutter in dem fatalen Brande ihrer schwesterlichen Wuth aufopferte, würde daher weniger theatralisch seyn, als eine Wunde. Und diese Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhörlich darinn, und nur ein stärkerer Anfall von Schmerzen hatte seine gesetzte Zeit, nach welchem jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem sich seine erschöpfte Natur erhohlen mußte, den nehmlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Chataubrun läßt ihn bloß von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet seyn. Was kann man sich von einem so gewöhnlichen Zufalle ausserordentliches versprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgesetzt; wie kam es, daß er nur bey dem Philoktet so schreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirket, ohne zu tödten, ist noch dazu weit unwahrscheinlicher, als alle das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgerüstet hat.

2. So groß und schrecklich er aber auch die körperlichen Schmerzen seines Helden machte, so fühlte er es doch sehr wohl, daß sie allein nicht hinreichend wären, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband sie daher mit andern Uebeln, die gleichfalls für sich betrachtet nicht besonders rühren konnten, die aber durch diese Verbindung einen eben so melancholischen Anstrich erhielten, als sie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilten. Diese Uebel waren, völlige Beraubung der menschlichen Gesellschaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgesetzet ist.[a] Man denke sich einen Menschen in

[a]) Wenn der Chor das Elend des Philoktet in dieser Verbindung betrachtet, so scheinet ihn die hülflose Einsamkeit desselben ganz besonders zu rühren. In jedem Worte hören wir den geselligen Griechen. Ueber eine von den hieher gehörigen Stellen habe ich indeß meinen Zweifel. Sie ist die: (v. 201-205.)

Ἶν' αὐτος ἦν προσουρος, οὐκ εχων βασιν,
Οὐδε τιν' ἐγχωρων,
Κακογειτονα παρ' ᾧ στονον ἀντιτυπον
Βαρυβρωτ' ἀποκλαυ-
σειεν αἱματηρον.

Die gemeine Winshemsche Uebersetzung giebt dieses so:

Ventis expositus & pedibus captus
Nullum cohabitatorem
Nec vicinum ullum saltem malum habens, apud quem gemitum mutuum
Gravemque ac cruentum
Ederet.

Hiervon weicht die interpolirte Uebersetzung des Th. Johnson nur in den Worten ab:

Ubi ipse ventis erat expositus, firmum gradum non habens,
Nec quenquam indigenarum,
Nec malum vicinum, apud quem ploraret
Vehementer edacem
Sanguineum morbum, mutuo gemitu.

Man sollte glauben, er habe diese veränderten Worte aus der gebundenen Uebersetzung des Thomas Naogeorgus entlehnet. Denn dieser (sein Werk ist sehr selten, und Fabricius selbst hat es nur aus dem Oporinschen Bücherverzeichnisse gekannt) drückt sich so aus:

— ubi expositus fuit
Ventis ipse, gradum firmum haud habens,
Nec quenquam indigenam, nec vel malum

diesen Umständen, man gebe ihm aber Gesundheit, und Kräfte, und Industrie, und es ist ein Robinson Crusoe, der auf unser Mitleid wenig Anspruch macht, ob uns gleich sein Schicksal sonst gar nicht gleichgültig ist. Denn wir sind selten mit der menschlichen Gesellschaft so zufrieden, daß uns die Ruhe, die wir ausser derselben geniessen, nicht sehr reitzend dünken sollte, besonders unter der Vorstellung, welche jedes Individuum schmeichelt, daß es fremden Beystandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menschen die schmerzlichste unheilbarste Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden lassen, die sein Uebel, so viel in ihren Kräften stehet,

Vicinum, ploraret apud quem
Vehementer edacem atque cruentum
Morbum mutuo.

Wenn diese Uebersetzungen ihre Richtigkeit haben, so sagt der Chor das Stärkste, was man nur immer zum Lobe der menschlichen Gesellschaft sagen kann: Der Elende hat keinen Menschen um sich; er weis von keinem freundlichen Nachbar; zu glücklich, wenn er auch nur einen bösen Nachbar hätte! Thomson würde sodann diese Stelle vielleicht vor Augen gehabt haben, wenn er den gleichfalls in eine wüste Insel von Bösewichtern ausgesetzten Melisander sagen läßt:

Cast on the wildest of the Cyclad isles
Where never human foot had marked the shore
These Ruffians left me — yet believe me, Arcas,
Such is the rooted love we bear mankind
All ruffians as they were, I never heard
A sound so dismal as their parting oars.

Auch ihm wäre die Gesellschaft von Bösewichtern lieber gewesen, als gar keine. Ein grosser vortreflicher Sinn! Wenn es nur gewiß wäre, daß Sophokles auch wirklich so etwas gesagt hätte. Aber ich muß ungern bekennen, daß ich nichts dergleichen bey ihm finde; es wäre denn, daß ich lieber mit den Augen des alten Scholiasten, als mit meinen eigenen sehen wollte, welcher die Worte des Dichters so umschreibt: *Οὐ μονον ὁπου καλον οὐκ ἐιχε τινα των εγχωριων γειτονα, ἀλλα ὀυδε κακον, παρ᾽ ὁυ ἀμοιβαιον λογον στεναζων ἀκουσειε.* Wie dieser Auslegung die angeführten Uebersetzer gefolgt sind, so hat sich auch eben so wohl Brumoy, als unser neuer deutscher Uebersetzer daran gehalten. Jener sagt, sans societé, meme importune; und dieser „jeder Gesellschaft, auch der beschwerlichsten beraubet.“ Meine Gründe, warum ich von ihnen allen abgehen muß, sind diese. Erstlich ist es offenbar, daß wenn *κακογειτονα* von *τιν᾽ εγχωρων* getrennet werden, und

erleichtern, gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unstreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieses Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achsel und verweisen ihn zur Geduld. Nur wenn beyde Fälle zusammen kommen, wenn der Einsame auch seines Körpers nicht mächtig ist, wenn dem Kranken eben so wenig jemand anders hilft, als er sich selbst helffen kann, und seine Klagen in der öden Luft verfliegen: alsdann sehen wir alles Elend, was die menschliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zusammen schlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an seiner Stelle denken, erreget Schaudern und Entsetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns,

ein besonders Glied ausmachen sollte, die Partikel ὀυδε vor κακογειτονα nothwendig wiederhohlt seyn müßte. Da sie es aber nicht ist, so ist es eben so offenbar, daß κακογειτονα zu τινα gehöret, und das Komma nach ἐγχωρων wegfallen muß. Dieses Komma hat sich aus der Uebersetzung eingeschlichen, wie ich denn wirklich finde, daß es einige ganz griechische Ausgaben (z. E. die Wittenbergische von 1585 in 8, welche dem Fabricius völlig unbekannt geblieben) auch gar nicht haben, und es erst, wie gehörig, nach κακογειτονα setzen. Zweytens, ist das wohl ein böser Nachbar, von dem wir uns ϛονον ἀντιτυπον, ἀμοιβαιον wie es der Scholiast erklärt, versprechen können? Wechselsweise mit uns seufzen, ist die Eigenschaft eines Freundes, nicht aber eines Feindes. Kurz also: man hat das Wort κακογειτονα unrecht verstanden; man hat angenommen, daß es aus dem Adjectivo κακος zusammen gesetzt sey, und es ist aus dem Substantivo το κακον zusammen gesetzt; man hat es durch einen bösen Nachbar erklärt, und hätte es durch einen Nachbar des Bösen erklären sollen. So wie κακομαντις nicht einen bösen, das ist, falschen, unwahren Propheten, sondern einen Propheten des Bösen, κακοτεχνος nicht einen bösen, ungeschickten Künstler, sondern einen Künstler im Bösen bedeuten. Unter einem Nachbar des Bösen versteht der Dichter aber denjenigen, welcher entweder mit gleichen Unfällen, als wir, behaftet ist, oder aus Freundschaft an unsern Unfällen Antheil nimt; so daß die ganzen Worte ὀυδ᾽ ἐχων τιν᾽ ἐγχωρων κακογειτονα bloß durch neque quenquam indigenarum mali socium habens zu übersetzen sind. Der neue Englische Uebersetzer des Sophokles, Thomas Franklin, kann nicht anders als meiner Meynung gewesen seyn, indem er den bösen Nachbar in κακογειτων auch nicht findet, sondern es bloß durch fellow-mourner übersetzet:

Expos'd to the inclement skies,
Deserted and forlorn he lyes,
No friend nor fellow-mourner there,
To sooth his sorrow, and divide his care.

und kein Mitleid ist stärker, keines zerschmelzet mehr die ganze Seele, als das, welches sich mit Vorstellungen der Verzweiflung mischet. Von dieser Art ist das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am stärksten empfinden, wenn wir ihn auch seines Bogens beraubet sehen, des einzigen, was ihm sein kümmerliches Leben erhalten mußte. — O des Franzosen, der keinen Verstand, dieses zu überlegen, kein Herz, dieses zu fühlen, gehabt hat! Oder wann er es gehabt hat, der klein genug war, dem armseligen Geschmacke seiner Nation alles dieses aufzuopfern. Chataubrun giebt dem Philoktet Gesellschaft. Er läßt eine Prinzeßin Tochter zu ihm in die wüste Insel kommen. Und auch diese ist nicht allein, sondern hat ihre Hofmeisterin bey sich; ein Ding, von dem ich nicht weis, ob es die Prinzeßin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortrefliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelassen. Dafür läßt er schöne Augen spielen. Freylich würden Pfeil und Bogen der französischen Heldenjugend sehr lustig vorgekommen seyn. Nichts hingegen ist ernsthafter als der Zorn schöner Augen. Der Grieche martert uns mit der gräulichen Besorgung, der arme Philoktet werde ohne seinen Bogen auf der wüsten Insel bleiben und elendiglich umkommen müssen. Der Franzose weis einen gewissern Weg zu unsern Herzen: er läßt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne seine Prinzeßin abziehen müssen. Dieses hiessen denn auch die Pariser Kunstrichter, über die Alten triumphiren, und einer schlug vor, das Chataubrunsche Stück la Difficulté vaincue zu benennen. [b]

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzeln Scenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlassene Kranke ist; wo er Hoffnung hat, nun bald die trostlose Einöde zu verlassen und wieder in sein Reich zu gelangen; wo sich also sein ganzes Unglück auf die schmerzliche Wunde einschränkt. Er wimmert, er schreyet, er bekömmt die gräßlichsten Zuckungen. Hierwider gehet eigentlich der Einwurf des beleidigten Anstandes. Es ist ein Engländer, welcher diesen Einwurf macht;

b) Mercure de France, Avril 1755. p. 177.

ein Mann also, bey welchem man nicht leicht eine falsche Delicatesse argwohnen darf. Wie schon berührt, so giebt er ihm auch einen sehr guten Grund. Alle Empfindungen und Leidenschaften, sagt er, mit welchen andere nur sehr wenig sympathisiren können, werden anstössig, wenn man sie zu heftig ausdrückt.c „Aus diesem Grunde ist nichts unanständiger, und ei„nem Manne unwürdiger, als wenn er den Schmerz, auch den „allerheftigsten, nicht mit Geduld ertragen kann, sondern wei„net und schreyet. Zwar giebt es eine Sympathie mit dem „körperlichen Schmerze. Wenn wir sehen, daß jemand einen „Schlag auf den Arm oder das Schienbein bekommen soll, so „fahren wir natürlicher Weise zusammen, und ziehen unsern „eigenen Arm, oder Schienbein, zurück; und wenn der Schlag „wirklich geschieht, so empfinden wir ihn gewissermaassen eben „sowohl, als der, den er getroffen. Gleichwohl aber ist es ge„wiß, daß das Uebel, welches wir fühlen, gar nicht beträchtlich „ist; wenn der Geschlagene daher ein heftiges Geschrey erregt, „so ermangeln wir nicht ihn zu verachten, weil wir in der „Verfassung nicht sind, eben so heftig schreyen zu können, als „er." — Nichts ist betrüglicher als allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen. Ihr Gewebe ist so fein und verwickelt, daß es auch der behutsamsten Speculation kaum möglich ist, einen einzeln Faden rein aufzufassen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch schon, was für Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne reine Empfindung; mit einer jeden entstehen tausend andere zugleich, deren geringste die Grundempfindung gänzlich verändert, so daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachsen, die das vermeintlich allgemeine Gesetz endlich selbst auf eine blosse Erfahrung in wenig einzeln Fällen einschränken. — Wir verachten denjenigen, sagt der Engländer, den wir unter körperlichen Schmerzen heftig schreyen hören. Aber nicht immer: nicht zum erstenmale; nicht, wenn wir sehen, daß der Leidende alles mögliche anwendet, seinen Schmerz zu verbeissen; nicht, wenn wir ihn sonst als einen Mann von Standhaftigkeit kennen; noch weniger,

c) The Theory of Moral Sentiments, by Adam Smith. Part I. sect. 2. chap. 1. p. 41. (London 1761.)

wenn wir ihn selbst unter dem Leiden Proben von seiner Standhaftigkeit ablegen sehen, wenn wir sehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreyen, aber auch zu weiter nichts zwingen kann, daß er sich lieber der längern Fortdauer dieses Schmerzes unterwirft, als das geringste in seiner Denkungsart, in seinen Entschlüssen ändert, ob er schon in dieser Veränderung die gänzliche Endschaft seines Schmerzes hoffen darf. Das alles findet sich bey dem Philoktet. Die moralische Grösse bestand bey den alten Griechen in einer eben so unveränderlichen Liebe gegen seine Freunde, als unwandelbarem Hasse gegen seine Feinde. Diese Grösse behält Philoktet bey allen seinen Martern. Sein Schmerz hat seine Augen nicht so vertrocknet, daß sie ihm keine Thränen über das Schicksal seiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn so mürbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, seinen Feinden vergeben, und sich gern zu allen ihren eigennützigen Absichten brauchen lassen möchte. Und diesen Felsen von einem Manne hätten die Athenienser verachten sollen, weil die Wellen, die ihn nicht erschüttern können, ihn wenigstens ertönen machen? — Ich bekenne, daß ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde; am allerwenigsten aber an der, die er in dem zweyten Buche seiner Tusculanischen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramet. Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr eifert er wider den äusserlichen Ausdruck des Schmerzes. In diesem scheinet er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freywillig ist, die wahre Tapferkeit aber sich nur in freywilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bey dem Sophokles den Philoktet nur klagen und schreyen, und übersieht sein übriges standhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch sonst die Gelegenheit zu seinem rhetorischen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie sollen uns weichlich machen, weil sie die „tapfersten Männer klagend einführen.“ Sie müssen sie klagen lassen; denn ein Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehöret, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden,

sein Tod, die Zuschauer ergötzen sollten: so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeusserung desselben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne, und fodert daher ein gerade entgegen gesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äussern, und die blosse Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrichtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopfechter im Cothurne können höchstens nur bewundert werden. Diese Benennung verdienen alle Personen der sogenannten Senecaschen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, daß die Gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studieren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragischste Genie, an diese künstliche Todesscenen gewöhnet, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig als solche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflössen können, eben so wenig können Philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beyde machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses bald jenes scheinet, so wie ihn itzt Natur, itzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen, und die Kunst nachahmen kann.

4. Nicht genug, daß Sophokles seinen empfindlichen Philoktet vor der Verachtung gesichert hat; er hat auch allem andern weislich vorgebauet, was man sonst aus der Anmerkung des Engländers wider ihn erinnern könnte. Denn verachten wir schon denjenigen nicht immer, der bey körperlichen Schmerzen schreyet, so ist doch dieses unwidersprechlich, daß wir nicht so viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieses Geschrey zu erfordern scheinet. Wie sollen sich also diejenigen verhalten, die mit dem schreyenden Philoktet zu thun haben? Sollen sie sich

in einem hohen Grade gerührt stellen? Es ist wider die Natur. Sollen sie sich so kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bey dergleichen Fällen zu seyn pflegt? Das würde die widrigste Dissonanz für den Zuschauer hervorbringen. Aber, wie gesagt, auch diesem hat Sophokles vorgebauet. Dadurch nehmlich, daß die Nebenpersonen ihr eigenes Interesse haben; daß der Eindruck, welchen das Schreyen des Philoktet auf sie macht, nicht das einzige ist, was sie beschäftiget, und der Zuschauer daher nicht sowohl auf die Disproportion ihres Mitleids mit diesem Geschrey, als vielmehr auf die Veränderung Acht giebt, die in ihren eigenen Gesinnungen und Anschlägen durch das Mitleid, es sey so schwach oder so stark es will, entstehet, oder entstehen sollte. Neoptolem und der Chor haben den unglücklichen Philoktet hintergangen; sie erkennen, in welche Verzweiflung ihn ihr Betrug stürzen werde; nun bekömmt er seinen schrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieser Zufall keine merkliche sympathetische Empfindung in ihnen erregen, so kann er sie doch antreiben, in sich zu gehen, gegen so viel Elend Achtung zu haben, und es durch Verrätherey nicht häuffen zu wollen. Dieses erwartet der Zuschauer, und seine Erwartung findet sich von dem edelmüthigen Neoptolem nicht getäuscht. Philoktet, seiner Schmerzen Meister, würde den Neoptolem bey seiner Verstellung erhalten haben. Philoktet, den sein Schmerz aller Verstellung unfähig macht, so höchst nörhig sie ihm auch scheinet, damit seinen künftigen Reisegefährten das Versprechen, ihn mit sich zu nehmen, nicht zu bald gereue; Philoktet, der ganz Natur ist, bringt auch den Neoptolem zu seiner Natur wieder zurück. Diese Umkehr ist vortreflich, und um so viel rührender, da sie von der blossen Menschlichkeit bewirket wird. Bey dem Franzosen haben wiederum die schönen Augen ihren Theil daran. d Doch ich will an diese Parodie nicht mehr denken. — Des nehmlichen Kunstgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geschrey über körperliche Schmerzen hervorbringen sollte, in den Umstehenden einen andern Affect zu verbinden, hat sich Sophokles auch in den Trachinerinnen bedient. Der Schmerz des Herkules ist kein ermatten-

d) Act. II. Sc. III. De mes deguisemens que penseroit Sophie? Sagt der Sohn des Achilles.

der Schmerz; er treibt ihn bis zur Raserey, in der er nach nichts als nach Rache schnaubet. Schon hatte er in dieser Wuth den Lichas ergriffen, und an dem Felsen zerschmettert. Der Chor ist weiblich; um so viel natürlicher muß sich Furcht und Entsetzen seiner bemeistern. Dieses, und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hülfe eilen, oder Herkules unter diesem Uebel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Interesse, welches von dem Mitleiden nur eine geringe Schattirung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zusammenhaltung der Orakel entschieden ist, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über seinen letzten Entschluß tritt an die Stelle aller andern Empfindungen. Ueberhaupt aber muß man bey der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergessen, daß jener ein Halbgott, und dieser nur ein Mensch ist. Der Mensch schämt sich seiner Klagen nie; aber der Halbgott schämt sich, daß sein sterblicher Theil über den unsterblichen so viel vermocht habe, daß er wie ein Mädchen weinen und winseln müssen. e Wir Neuern glauben keine Halbgötter, aber der geringste Held soll bey uns wie ein Halbgott empfinden, und handeln.

Ob der Schauspieler das Geschrey und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illusion bringen könne, will ich weder zu verneinen noch zu bejaen wagen. Wenn ich fände, daß es unsere Schauspieler nicht könnten, so müßte ich erst wissen, ob es auch ein Garrik nicht vermögend wäre: und wenn es auch diesem nicht gelänge, so würde ich mir noch immer die Skävopoeie und Declamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürffen, von der wir heut zu Tage gar keinen Begriff haben.

V.

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kayser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoon dabey zum Vorbilde gedienet habe. Ich will von den äl-

e) Trach. v. 1088. 89.
— — ὅςις ὧςε παρθενος
Βεβρυχα κλαιων — —

tern Gelehrten, die dieser Meinung gewesen sind, nur den Bartholomäus Marliani, [a] und von den neuern, den Montfaucon [b] nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Uebereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beyde von ohngefehr auf einerley Umstände sollten gefallen seyn, die sich nichts weniger, als von selbst darbieten. Dabey setzten sie voraus, daß wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich grösser sey, als für den Künstler.

Nur scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sey. Denn vielleicht hat der Dichter eben so wenig den Künstler, als der Künstler den Dichter nachgeahmt, sondern beyde haben aus einerley älteren Quelle geschöpft. Nach dem Macrobius würde Pisander diese ältere Quelle seyn können. [c] Denn als die Werke dieses griechischen Dichters noch vorhanden waren, war es schulkundig, pueris decantatum, daß der Römer die ganze Eroberung und Zerstörung Iliums, sein ganzes zweytes Buch, aus ihm nicht sowohl nachgeahmet, als treulich übersetzt habe. Wäre nun also Pisander auch in der Geschichte des Laokoon

a) Topographiæ Urbis Romæ libr. IV. cap. 14. Et quanquam hi (Agesander & Polydorus & Athenodorus Rhodii) ex Virgilii descriptione statuam hanc formavisse videntur &c.

b) Suppl. aux Ant. Expliq. T. I. p. 242. Il semble qu'Agesandre, Polydore & Athenodore, qui en furent les ouvriers, ayent travaillé comme à l'envie, pour laisser un monument, qui repondoit à l'incomparable description qu'a fait Virgile de Laocoon &c.

c) Saturnal. lib. V. cap. 2. Quæ Virgilius traxit a Græcis, dicturumne me putatis quæ vulgo nota sunt? quod Theocritum sibi fecerit pastoralis operis autorem, ruralis Hesiodum? et quod in ipsis Georgicis, tempestatis serenitatisque signa de Arati Phænomenis traxerit? vel quod eversionem Trojæ, cum Sinone suo, & equo ligneo, cæterisque omnibus, quæ librum secundum faciunt, a Pisandro pene ad verbum transcripserit? qui inter Græcos poetas eminet opere, quod a nuptiis Jovis & Junonis incipiens universas historias, quæ mediis omnibus sæculis usque ad ætatem ipsius Pisandri contigerunt, in unam seriem coactas redegerit, & unum ex diversis hiatibus temporum corpus effecerit? in quo opere inter historias cæteras interitus quoque Trojæ in hunc modum relatus est. Quæ fideliter Maro interpretando, fabricatus est sibi Iliacæ urbis ruinam. Sed & hæc & talia ut pueris decantata prætereo.

Virgils Vorgänger gewesen, so brauchten die griechischen Künstler ihre Anleitung nicht aus einem lateinischen Dichter zu hohlen, und die Muthmaassung von ihrem Zeitalter gründet sich auf nichts.

Indeß wenn ich nothwendig die Meinung des Marliani und Montfaucon behaupten müßte, so würde ich ihnen folgende Ausflucht leihen. Pisanders Gedichte sind verloren; wie die Geschichte des Laokoon von ihm erzehlet worden, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen; es ist aber wahrscheinlich, daß es mit eben den Umständen geschehen sey, von welchen wir noch itzt bey griechischen Schriftstellern Spuren finden. Nun kommen aber diese mit der Erzehlung des Virgils im geringsten nicht überein, sondern der römische Dichter muß die griechische Tradition völlig nach seinem Gutdünken umgeschmolzen haben. Wie er das Unglück des Laokoon erzehlet, so ist es seine eigene Erfindung; folglich, wenn die Künstler in ihrer Vorstellung mit ihm harmoniren, so können sie nicht wohl anders als nach seiner Zeit gelebt, und nach seinem Vorbilde gearbeitet haben.

Quintus Calaber läßt zwar den Laokoon einen gleichen Verdacht, wie Virgil, wider das hölzerne Pferd bezeigen; allein der Zorn der Minerva, welchen sich dieser dadurch zuziehet, äussert sich bey ihm ganz anders. Die Erde erbebt unter dem warnenden Trojaner; Schrecken und Angst überfallen ihn; ein brennender Schmerz tobet in seinen Augen; sein Gehirn leidet; er raset; er verblindet. Erst, da er blind noch nicht aufhört, die Verbrennung des hölzernen Pferdes anzurathen, sendet Minerva zwey schreckliche Drachen, die aber bloß die Kinder des Laokoon ergreiffen. Umsonst strecken diese die Hände nach ihrem Vater aus; der arme blinde Mann kann ihnen nicht helffen; sie werden zerfleischt, und die Schlangen schlupfen in die Erde. Dem Laokoon selbst geschieht von ihnen nichts; und daß dieser Umstand dem Quintus [d] nicht eigen, sondern vielmehr allgemein angenommen müsse gewesen seyn, bezeiget eine Stelle des Lykophron, wo diese Schlangen [e] das Beywort der Kinderfresser führen.

d) Paralip. lib. XII. v. 398-408. & v. 439-474.

e) Oder vielmehr, Schlange; denn Lykophron scheinet nur eine angenommen zu haben:

Και παιδοβρωτος πορκεως νησους διπλας.

War er aber, dieser Umstand, bey den Griechen allgemein angenommen, so würden sich griechische Künstler schwerlich erkühnt haben, von ihm abzuweichen, und schwerlich würde es sich getroffen haben, daß sie auf eben die Art wie ein römischer Dichter abgewichen wären, wenn sie diesen Dichter nicht gekannt hätten, wenn sie vielleicht nicht den ausdrücklichen Auftrag gehabt hätten, nach ihm zu arbeiten. Auf diesem Punkte, meine ich, müßte man bestehen, wenn man den Marliani und Montfaucon vertheidigen wollte. Virgil ist der erste und einzige, f)

f) Ich erinnere mich, daß man das Gemählde hierwider anführen könnte, welches Eumolp bey dem Petron auslegt. Es stellte die Zerstörung von Troja, und besonders die Geschichte des Laokoon, vollkommen so vor, als sie Virgil erzehlet; und da in der nehmlichen Gallerie zu Neapel, in der es stand, andere alte Gemählde vom Zeuxis, Protogenes, Apelles waren, so liesse sich vermuthen, daß es gleichfalls ein altes griechisches Gemählde gewesen sey. Allein man erlaube mir, einen Romandichter für keinen Historicus halten zu dürffen. Diese Gallerie, und dieses Gemählde, und dieser Eumolp haben, allem Ansehen nach, nirgends als in der Phantasie des Petrons existiret. Nichts verräth ihre gänzliche Erdichtung deutlicher, als die offenbaren Spuren einer bey nahe schülermäßigen Nachahmung der Virgilischen Beschreibung. Es wird sich der Mühe verlohnen, die Vergleichung anzustellen. So Virgil: (Aeneid. lib. II. 199-224.)

Hic aliud majus miseris multoque tremendum
Objicitur magis, atque improvida pectora turbat.
Laocoon, ductus Neptuno forte sacerdos,
Sollemnis taurum ingentem mactabat ad aras.
Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta
(Horresco referens) immensis orbibus angues
Incumbunt pelago, pariterque ad litora tendunt:
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubæque
Sanguineæ exsuperant undas: pars cetera pontum
Pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus, spumante salo: jamque arva tenebant,
Ardentesque oculos suffecti sanguine & igni
Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.
Diffugimus visu exsangues. Illi agmine certo
Laocoonta petunt, & primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat, & miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem,
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus: & jam
Bis medium amplexi, bis collo squamea circum

welcher sowohl Vater als Kinder von den Schlangen umbringen läßt; die Bildhauer thun dieses gleichfalls, da sie es doch als Griechen nicht hätten thun sollen: also ist es wahrscheinlich, daß sie es auf Veranlassung des Virgils gethan haben.

Terga dati, superant capite & cervicibus altis.
Ille simul manibus tendit divellere nodos,
Perfusus sanie vittas atroque veneno:
Clamores simul horrendos ad sidera tollit.
Quales mugitus, fugit cum saucius aram
Taurus & incertam excussit cervice securim.

Und so Eumolp: (von dem man sagen könnte, daß es ihm wie allen Poeten aus dem Stegreife ergangen sey; ihr Gedächtniß hat immer an ihren Versen eben so viel Antheil, als ihre Einbildung.)

Ecce alia monstra. Celsa qua Tenedos mare
Dorso repellit, tumida consurgunt freta,
Undaque resultat scissa tranquillo minor.
Qualis silenti nocte remorum sonus
Longe refertur, cum premunt classes mare,
Pulsumque marmor abiete imposita gemit.
Respicimus, angues orbibus geminis ferunt
Ad saxa fluctus: tumida quorum pectora
Rates ut altæ, lateribus spumas agunt:
Dat cauda sonitum; liberæ ponto jubæ
Coruscant luminibus, fulmineum jubar
Incendit æquor, sibilisque undæ tremunt.
Stupuere mentes. Infulis stabant sacri
Phrygioque cultu gemina nati pignora
Laocoonte, quos repente tergoribus ligant
Angues corusci: parvulas illi manus
Ad ora referunt: neuter auxilio sibi,
Uterque fratri transtulit pias vices,
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.
Accumulat ecce liberûm funus Parens,
Infirmus auxiliator; invadunt virum
Iam morte pasti, membraque ad terram trahunt.
Iacet sacerdos inter aras victima.

Die Hauptzüge sind in beyden Stellen eben dieselben, und verschiedenes ist mit den nehmlichen Worten ausgedrückt. Doch das sind Kleinigkeiten, die von selbst in die Augen fallen. Es giebt andere Kennzeichen der Nachahmung die feiner, aber nicht weniger sicher sind. Ist der Nachahmer ein Mann, der sich etwas zutrauet, so ahmet er selten nach, ohne verschönern zu wollen; und wenn ihm dieses Verschönern, nach seiner Meinung, geglückt ist, so ist er Fuchs genug, seine Fußtapfen, die den Weg, welchen er hergekommen, ver-

Ich empfinde sehr wohl, wie viel dieser Wahrscheinlichkeit zur historischen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts historisches weiter daraus schliessen will, so glaube ich wenigstens daß man sie als eine Hypothesis kann gelten lassen, nach welcher der Criticus seine Betrachtungen anstellen darf. Bewiesen

rathen würden, mit dem Schwanze zuzukehren. Aber eben diese eitle Begierde zu verschönern, und diese Behutsamkeit Original zu scheinen, entdeckt ihn. Denn sein Verschönern ist nichts als Uebertreibung und unnatürliches Raffiniren. Virgil sagt, sanguineæ jubæ: Petron, liberæ jubæ luminibus coruscant. Virgil, ardentes oculos suffecti sanguine & igni: Petron, fulmineum jubar incendit æquor. Virgil, fit sonitus spumante salo: Petron, sibilis undæ tremunt. So geht der Nachahmer immer aus dem Grossen ins Ungeheuere; aus dem Wunderbaren ins Unmögliche. Die von den Schlangen umwundenen Knaben sind dem Virgil ein Parergon, das er mit wenigen bedeutenden Strichen hinsetzt, in welchen man nichts als ihr Unvermögen und ihren Jammer erkennet. Petron mahlt dieses Nebenwerk aus, und macht aus den Knaben ein Paar heldenmüthige Seelen,

— — — — neuter auxilio sibi
Uterque fratri transtulit pias vices
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.

Wer erwartet von Menschen, von Kindern, diese Selbstverleugnung? Wie viel besser kannte der Grieche die Natur, (Quintus Calaber lib. XII. v. 459-61.) welcher bey Erscheinung der schrecklichen Schlangen, sogar die Mütter ihrer Kinder vergessen läßt, so sehr war jedes nur auf seine eigene Erhaltung bedacht.

— — — — ἐνθα γυναικες
Ὀιμωζον, και που τις ἑων ἐπελησατο τεκνων,
Ἀυτη ἀλευομενη στυγερον μορον — —

Zu verbergen sucht sich der Nachahmer gemeiniglich dadurch, daß er den Gegenständen eine andere Beleuchtung giebt, die Schatten des Originals heraus, und die Lichter zurücktreibt. Virgil giebt sich Mühe, die Grösse der Schlangen recht sichtbar zu machen, weil von dieser Grösse die Wahrscheinlichkeit der folgenden Erscheinung abhängt; das Geräusche, welches sie verursachen, ist nur eine Nebenidee, und bestimmt, den Begriff der Grösse auch dadurch lebhafter zu machen. Petron hingegen macht diese Nebenidee zur Hauptsache, beschreibt das Geräusch mit aller möglichen Ueppigkeit, und vergißt die Schilderung der Grösse so sehr, daß wir sie nur fast aus dem Geräusche schliessen müssen. Es ist schwerlich zu glauben, daß er in diese Unschicklichkeit verfallen wäre, wenn er bloß aus seiner Einbildung geschildert, und kein Muster vor sich gehabt hätte, dem er nachzeichnen, dem er aber nachgezeichnet zu haben, nicht verrathen wollen. So kann man zuverläßig jedes poetische Gemählde, das in kleinen Zügen überladen, und in den grossen fehlerhaft ist, für eine verunglückte Nachahmung halten, es mag sonst so viele kleine Schönheiten haben als es will, und das Original mag sich lassen angeben können oder nicht.

oder nicht bewiesen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu sehen, wie sie ihm sodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geschrey habe ich mich schon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit seinen beyden Söhnen durch die mördrischen Schlangen in einen Knoten zu schürzen, ist ohnstreitig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein mahlerischen Phantasie zeiget. Wem gehört er? Dem Dichter, oder den Künstlern? Montfaucon will ihn bey dem Dichter nicht finden.[g] Aber ich meine, Montfaucon hat den Dichter nicht aufmerksam genug gelesen.

— — — illi agmine certo
Laocoonta petunt, & primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat & miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem & tela ferentem
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geschildert. Sie haben die Knaben umstrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kömmt, ergreiffen sie auch ihn. (corripiunt) Nach ihrer Grösse konnten sie sich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte also einen Augenblick geben, da sie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen schon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verschlungen hielten. Dieser Augenblick ist in der Fortschreitung des poetischen Gemähldes nothwendig; der Dichter läßt ihn sattsam empfinden; nur ihn auszumahlen, dazu war itzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, scheinet eine Stelle des Donatus[h] zu bezeigen. Wie

g) Suppl. aux Antiq. Expl. T. I. p. 243. Il y a quelque petite difference entre ce que dit Virgile, & ce que le marbre represente. Il semble, selon ce que dit le poete, que les serpens quitterent les deux enfans pour venir entortiller le pere, au lieu que dans ce marbre ils lient en meme tems les enfans & leur pere.

h) Donatus ad. v. 227. lib. II. Aeneid. Mirandum non est, clypeo & simulachri vestigiis tegi potuisse, quos supra & longos & validos dixit, & multiplici ambitu circumdedisse Laocoontis corpus ac liberorum, &

viel weniger wird er den Künstlern entwischt seyn, in deren verständiges Auge, alles was ihnen vortheilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet?

In den Windungen selbst, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führet, vermeidet er sehr sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen.

Ille simul manibus tendit divellere nodos.

Hierinn mußten ihm die Künstler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affecte besonders, ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. Aerme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur so wohl als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meisten beschäftiget, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist.

Weiter aber auch nichts, als diese Freyheit der Arme, fanden die Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals des Laokoon sich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite & cervicibus altis.

Dieses Bild füllet unsere Einbildungskraft vortrefflich; die edelsten Theile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift gehet gerade nach dem Gesichte. Dem ohngeachtet war es kein Bild für Künstler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Haupttheile so frey seyn als möglich, und durchaus mußte kein äußrer Druck auf sie wirken, wel-

fuisse superfluam partem. Mich dünkt übrigens, daß in dieser Stelle aus den Worten mirandum non est, entweder das non wegfallen muß, oder am Ende der ganze Nachsatz mangelt. Denn da die Schlangen so ausserordentlich groß waren, so ist es allerdings zu verwundern, daß sie sich unter dem Schilde der Göttin verbergen können, wenn dieses Schild nicht selbst sehr groß war, und zu einer kolossalischen Figur gehörte. Und die Versicherung hievon mußte der mangelnde Nachsatz seyn; oder das non hat keinen Sinn.

cher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben seyn. Was man über, oder unter, oder zwischen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen seyn, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äussern Last gewirket worden. Der eben so oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freye hinausragende spitze Schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äusserst anstößig geworden wäre. Es giebt Zeichner, welche unverständig genug gewesen sind, sich demohngeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt sich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyn i mit Abscheu erkennen. Die alten Bildhauer übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine gänzliche Abänderung erfordere. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halse, um die Schenkel und Füsse. Hier konnten diese Windungen, dem Ausdrucke unbeschadet, so viel decken und pressen, als nöthig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nehmlichen Zustandes sehr vortheilhaft ist.

Ich weis nicht, wie es gekommen, daß die Kunstrichter diese Verschiedenheit, welche sich in den Windungen der Schlangen zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters so deutlich zeiget, gänzlich mit Stillschweigen übergangen

i) In der prächtigen Ausgabe von Drydens englischem Virgil. (London 1697 in groß Folio.) Und doch hat auch dieser die Windungen der Schlangen um den Leib nur einfach, und um den Hals fast gar nicht geführt. Wenn ein so mittelmäßiger Künstler anders eine Entschuldigung verdient, so könnte ihm nur die zu Statten kommen, daß Kupfer zu einem Buche als blosse Erläuterungen, nicht aber als für sich bestehende Kunstwerke zu betrachten sind.

haben. Sie erhebet die Weisheit der Künstler eben so sehr als die andre, auf die sie alle fallen, die sie aber nicht sowohl anzupreisen wagen, als vielmehr nur zu entschuldigen suchen. Ich meine die Verschiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laokoon ist in seinem priesterlichen Ornate, und in der Gruppe erscheinet er, mit beyden seinen Söhnen, völlig nackend. Man sagt, es gebe Leute, welche eine grosse Ungereimtheit darinn fänden, daß ein Königssohn, ein Priester, bey einem Opfer, nackend vorgestellet werde. Und diesen Leuten antworten Kenner der Kunst in allem Ernste, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche sey, daß aber die Künstler dazu gezwungen worden, weil sie ihren Figuren keine anständige Kleidung geben können. Die Bildhauerey, sagen sie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwey Unbequemlichkeiten habe man also die geringste wählen, und lieber gegen die Wahrheit selbst verstossen, als in den Gewändern tadelhaft werden müssen.[k] Wenn die alten Artisten bey dem Einwurfe lachen würden, so weis ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen dürften. Man kann die Kunst nicht

k) So urtheilet selbst De Piles in seinen Anmerkungen über den Du Fresnoy v. 210. Remarqués, s'il vous plait, que les Draperies tendres & legeres n'etant données qu'au fexe feminin, les anciens Sculpteurs ont evité autant qu'ils ont pû, d'habiller les figures d'hommes; parce qu'ils ont penfé, comme nous l'avons dejà dit, qu'en Sculpture on ne pouvoit imiter les etoffes & que les gros plis faifoient un mauvais effet. Il y a presque autant d'exemples de cette verité, qu'il y a parmi les antiques de figures d'hommes nuds. Je rapporterai feulement celui du Laocoon, lequel felon la vraifemblance devroit etre vetu. En effet, quelle apparence y-a-t'il qu'un fils de Roi, qu'un Pretre d'Apollon fe trouvat tout nud dans la ceremonie actuelle d'un facrifice; car les ferpens pafferent de l'Isle de Tenedos au rivage de Troye, & furprirent Laocoon & fes fils dans le tems meme qu'il facrifioit à Neptune fur le bord de la mer, comme le marque Virgile dans le fecond livre de fon Eneide. Cependant les Artiftes, qui font les Auteurs de ce bel ouvrage ont bien vû, qu'ils ne pouvoient pas leur donner de vetemens convenables à leur qualité, fans faire comme un amas de pierres, dont la maffe refembleroit à un rocher, au lieu des trois admirables figures, qui ont été & qui font toujours l'admiration des fiecles. C'eft pour cela que de deux inconvéniens, ils ont jugé celui des draperies beaucoup plus facheux, que celui d'aller contre la verité même.

tiefer herabsetzen, als es dadurch geschiehet. Denn gesetzt, die Sculptur könnte die verschiednen Stoffe eben so gut nachahmen, als die Mahlerey: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet seyn müssen? Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, eben so viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerley Fähigkeiten, ist es einerley Verdienst, bringt es einerley Ehre, jenes oder diesen nachzuahmen? Wollen unsere Augen nur getäuscht seyn, und ist es ihnen gleich viel, womit sie getäuscht werden?

Bey dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Laokoon habe es bey dem Virgil, oder habe es nicht, sein Leiden ist ihr an jedem Theile seines Körpers einmal so sichtbar, wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht umhüllet. Ja sie hindert nicht allein nicht, diese Binde; sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Perfusus sanie vittas atroque veneno.

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde; selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehen und Verehrung verschaft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiliget.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein grosses geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdruckes. Wie er also dort, bey dem Schreyen, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Uebliche dem Ausdrucke auf. Ueberhaupt war das Uebliche bey den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt? aber was ist sie, gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Grössere erreichen kann, sich mit dem Kleinern

begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste Meister in Gewändern, zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

VI.

Meine Voraussetzung, daß die Künstler dem Dichter nachgeahmet haben, gereicht ihnen nicht zur Verkleinerung. Ihre Weisheit erscheinet vielmehr durch diese Nachahmung in dem schönsten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne sich in der geringsten Kleinigkeit von ihm verführen zu lassen. Sie hatten ein Vorbild, aber da sie dieses Vorbild aus einer Kunst in die andere hinüber tragen mußten, so fanden sie genug Gelegenheit selbst zu denken. Und diese ihre eigene Gedanken, welche sich in den Abweichungen von ihrem Vorbilde zeigen, beweisen, daß sie in ihrer Kunst eben so groß gewesen sind, als er in der seinigen.

Nun will ich die Voraussetzung umkehren: der Dichter soll den Künstlern nachgeahmet haben. Es giebt Gelehrte, die diese Voraussetzung als eine Wahrheit behaupten.[a] Daß sie historische Gründe dazu haben könnten, wüßte ich nicht. Aber, da sie das Kunstwerk so überschwenglich schön fanden, so konnten sie sich nicht bereden, daß es aus so später Zeit seyn sollte. Es mußte aus der Zeit seyn, da die Kunst in ihrer vollkommensten Blüthe war, weil es daraus zu seyn verdiente.

Es hat sich gezeigt, daß, so vortrefflich das Gemählde des Virgils ist, die Künstler dennoch verschiedene Züge desselben nicht brauchen können. Der Satz leidet also seine Einschränkung, daß eine gute poetische Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemählde geben müsse, und daß der Dichter nur in so weit gut geschildert habe, als ihm der Artist in allen Zügen folgen könne. Man ist geneigt diese Einschränkung zu vermuthen, noch ehe man sie durch Beyspiele erhärtet sieht; blos aus Er-

a) Maffei, Richardson, und noch neuerlich der Herr von Hagedorn. (Betrachtungen über die Mahlerey S. 37. Richardson, Traité de la Peinture Tome III. p. 513.) De Fontaines verdient es wohl nicht, daß ich ihn diesen Männern beyfüge. Er hält zwar, in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Virgils gleichfalls dafür, daß der Dichter die Gruppe in Augen gehabt habe; er ist aber so unwissend, daß er sie für ein Werk des Phidias ausgiebt.

wägung der weitern Sphäre der Poesie, aus dem unendlichen Felde unserer Einbildungskraft, aus der Geistigkeit ihrer Bilder, die in größter Menge und Mannigfaltigkeit neben einander stehen können, ohne daß eines das andere deckt oder schändet, wie es wohl die Dinge selbst, oder die natürlichen Zeichen derselben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden.

Wenn aber das Kleinere das Grössere nicht fassen kann, so kann das Kleinere in dem Größern enthalten seyn. Ich will sagen; wenn nicht jeder Zug, den der mahlende Dichter braucht, eben die gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann: so möchte vielleicht jeder Zug, dessen sich der Artist bedienet, in dem Werke des Dichters von eben so guter Wirkung seyn können? Ohnstreitig; denn was wir in einem Kunstwerke schön finden, das findet nicht unser Auge, sondern unsere Einbildungskraft, durch das Auge, schön. Das nehmliche Bild mag also in unserer Einbildungskraft durch willkührliche oder natürliche Zeichen wieder erregt werden, so muß auch jederzeit das nehmliche Wohlgefallen, ob schon nicht in dem nehmlichen Grade, wieder entstehen.

Dieses aber eingestanden, muß ich bekennen, daß mir die Voraussetzung, Virgil habe die Künstler nachgeahmet, weit unbegreiflicher wird, als mir das Widerspiel derselben geworden ist. Wenn die Künstler dem Dichter gefolgt sind, so kann ich mir von allen ihren Abweichungen Rede und Antwort geben. Sie mußten abweichen, weil die nehmlichen Züge des Dichters in ihrem Werke Unbequemlichkeiten verursacht haben würden, die sich bey ihm nicht äussern. Aber warum mußte der Dichter abweichen? Wann er der Gruppe in allen und jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, würde er uns nicht immer noch ein vortreffliches Gemählde geliefert haben? [b] Ich begreiffe wohl,

b) Ich kann mich desfalls auf nichts entscheidenderes beruffen, als auf das Gedichte des Sadolet. Es ist eines alten Dichters würdig, und da es sehr wohl die Stelle eines Kupfers vertreten kann, so glaube ich es hier ganz einrücken zu dürffen.

DE LAOCOONTIS STATUA

IACOBI SADOLETI CARMEN.

Ecce alto terræ e cumulo, ingentisque ruinæ
Visceribus, iterum reducem longinqua reduxit

wie seine vor sich selbst arbeitende Phantasie ihn auf diesen und jenen Zug bringen können; aber die Ursachen, warum seine Beurtheilungskraft schöne Züge, die er vor Augen gehabt, in diese andere Züge verwandeln zu müssen glaubte, diese wollen mir nirgends einleuchten.

Mich dünket sogar, wenn Virgil die Gruppe zu seinem Vorbilde gehabt hätte, daß er sich schwerlich würde haben mäßigen können, die Verstrickung aller drey Körper in einen Knoten, gleichsam nur errathen zu lassen. Sie würde sein Auge zu lebhaft gerührt haben, er würde eine zu treffliche Wirkung

Laocoonta dies; aulis regalibus olim
Qui ſtetit, atque tuos ornabat, Tite, penates.
Divinæ ſimulacrum artis, nec docta vetuſtas
Nobilius ſpectabat opus, nunc celſa reviſit
Exemplum tenebris redivivæ moenia Romæ.
Quid primum ſummumve loquar? miſerumne parentem
Et prolem geminam? an ſinuatos flexibus angues
Terribili aſpectu? caudasque irasque draconum
Vulneraque & veros, ſaxo moriente, dolores?
Horret ad hæc animus, mutaque ab imagine pulſat
Pectora, non parvo pietas commixta tremori.
Prolixum bini ſpiris glomerantur in orbem
Ardentes colubri, & ſinuoſis orbibus errant,
Ternaque multiplici conſtringunt corpora nexu.
Vix oculi ſufferre valent, crudele tuendo
Exitium, caſusque feros: micat alter, & ipſum
Laocoonta petit, totumque infraque ſupraque
Implicat & rabido tandem ferit ilia morſu.
Connexum refugit corpus, torquentia ſeſe
Membra, latusque retro ſinuatum a vulnere cernas.
Ille dolore acri, & laniatu impulſus acerbo,
Dat gemitum ingentem, crudosque evellere dentes
Connixus, lævam impatiens ad terga Chelydri
Objicit: intendunt nervi, collectaque ab omni
Corpore vis fruſtra ſummis conatibus inſtat.
Ferre nequit rabiem, & de vulnere murmur anhelum eſt.
At ſerpens lapſu crebro redeunte ſubintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.
Abſiſtunt ſuræ, ſpirisque prementibus arctum
Crus tumet, obſepto turgent vitalia pulſu,
Liventesque atro diſtendunt ſanguine venas.

von ihr empfunden haben, als daß sie nicht auch in seiner Beschreibung mehr vorstechen sollte. Ich habe gesagt: es war itzt die Zeit nicht, diese Verstrickung auszumahlen. Nein; aber ein einziges Wort mehr, würde ihr in dem Schatten, worinn sie der Dichter lassen mußte, einen sehr entscheidenden Druck vielleicht gegeben haben. Was der Artist, ohne dieses Wort entdecken konnte, würde der Dichter, wenn er es bey dem Artisten gesehen hätte, nicht ohne dasselbe gelassen haben.

Der Artist hatte die dringendsten Ursachen, das Leiden des Laokoon nicht in Geschrey ausbrechen zu lassen. Wenn aber der Dichter die so rührende Verbindung von Schmerz und

Nec minus in natos eadem vis effera fævit
Implexuque angit rapido, miferandaque membra
Dilacerat: jamque alterius depafta cruentum
Pectus, fuprema genitorem voce cientis,
Circumiectu orbis, validoque volumine fulcit.
Alter adhuc nullo violatus corpora morfu,
Dum parat adducta caudam divellere planta,
Horret ad adfpectum miferi patris, hæret in illo,
Et jam jam ingentes fletus, lachrymasque cadentes
Anceps in dubio retinet timor. Ergo perenni
Qui tantum ftatuiftis opus jam laude nitentes,
Artifices magni (quanquam & melioribus actis
Quæritur æternum nomen, multoque licebat
Clarius ingenium venturæ tradere famæ)
Attamen ad laudem quæcunque oblata facultas
Egregium hanc rapere, & fumma ad faftigia niti.
Vos rigidum lapidem vivis animare figuris
Eximii, & vivos fpiranti in marmore fenfus
Inferere, afpicimus motumque iramque doloremque,
Et pene audimus gemitus: vos extulit olim
Clara Rhodos, veftræ jacuerunt artis honores
Tempore ab immenfo, quos rurfum in luce fecunda
Roma videt, celebratque frequens: operisque vetufti
Gratia parta recens. Quanto præftantius ergo eft
Ingenio, aut quovis extendere fata labore,
Quam faftus & opes & inanem extendere luxum.

(v. Leodegarii a Quercu Farrago Poematum T. II. p. 63.) Auch Gruter hat dieses Gedicht, nebst andern des Sadolets, seiner bekannten Sammlung (Delic. Poet. Italorum Parte alt. p. 582.) mit einverleibet; allein sehr fehlerhaft. Für bini (v. 14.) lieset er vivi; für errant (v. 15.) oram, u. s. w.

Schönheit in dem Kunstwerke vor sich gehabt hätte, was hätte ihn eben so unvermeidlich nöthigen können, die Idee von männlichem Anstande und großmüthiger Geduld, welche aus dieser Verbindung des Schmerzes und der Schönheit entspringt, so völlig unangedeutet zu lassen, und uns auf einmal mit dem gräßlichen Geschrey seines Laokoons zu schrecken? Richardson sagt: Virgils Laokoon muß schreyen, weil der Dichter nicht sowohl Mitleid für ihn, als Schrecken und Entsetzen bey den Trojanern, erregen will. Ich will es zugeben, obgleich Richardson nicht erwogen zu haben scheinet, daß der Dichter die Beschreibung nicht in seiner eignen Person macht, sondern sie den Aeneas machen läßt, und gegen die Dido machen läßt, deren Mitleid Aeneas nicht genug bestürmen konnte. Allein mich befremdet nicht das Geschrey, sondern der Mangel aller Gradation bis zu diesem Geschrey, auf welche das Kunstwerk den Dichter natürlicher Weise hätte bringen müssen, wann er es, wie wir voraussetzen, zu seinem Vorbilde gehabt hätte. Richardson füget hinzu: c) die Geschichte des Laokoon solle bloß zu der pathetischen Beschreibung der endlichen Zerstörung leiten; der Dichter habe sie also nicht interessanter machen dürfen, um unsere Aufmerksamkeit, welche diese letzte schreckliche Nacht ganz fordere, durch das Unglück eines einzeln Bürgers nicht zu zerstreuen. Allein das heißt die Sache aus einem mahlerischen Augenpunkte betrachten wollen, aus welchem sie gar nicht betrachtet werden kann. Das Unglück des Laokoon und die Zerstörung sind bey dem Dichter keine Gemählde neben einander; sie machen beyde kein Ganzes aus, das unser Auge auf einmal übersehen könnte oder sollte; und nur in diesem Falle wäre es zu besorgen, daß unsere Blicke mehr auf den Laokoon, als auf die brennende Stadt fallen dürften. Beyder Beschreibungen folgen auf einander, und ich sehe nicht, welchen Nachtheil es der folgenden

c) De la Peinture, Tome III. p. 516. C'eſt l'horreur que les Troiens ont conçue contre Laocoon, qui etoit neceſſaire à Virgile pour la conduite de ſon Poeme; & cela le mene à cette Deſcription patétique de la deſtruction de la patrie de ſon Heros. Auſſi Virgile n'avoit garde de diviſer l'attention ſur la derniere nuit, pour une grande ville entiere, par la peinture d'un petit malheur d'un Particulier.

bringen könnte, wenn uns die vorhergehende auch noch so sehr gerührt hätte. Es sey denn, daß die folgende an sich selbst nicht rührend genug wäre.

Noch weniger Ursache würde der Dichter gehabt haben, die Windungen der Schlangen zu verändern. Sie beschäftigen in dem Kunstwerke die Hände, und verstricken die Füsse. So sehr dem Auge diese Vertheilung gefällt, so lebhaft ist das Bild, welches in der Einbildung davon zurück bleibt. Es ist so deutlich und rein, daß es sich durch Worte nicht viel schwächer darstellen läßt, als durch natürliche Zeichen.

— — — — micat alter, & ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque
Implicat & rabido tandem ferit ilia morsu
— — — — — — —
At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.

Das sind Zeilen des Sadolet, die von dem Virgil ohne Zweifel noch mahlerischer gekommen wären, wenn ein sichtbares Vorbild seine Phantasie befeuert hätte, und die alsdann gewiß besser gewesen wären, als was er uns itzt dafür giebt:

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite & cervicibus altis.

Diese Züge füllen unsere Einbildungskraft allerdings; aber sie muß nicht dabey verweilen, sie muß sie nicht aufs reine zu bringen suchen, sie muß itzt nur die Schlangen, itzt nur den Laokoon sehen, sie muß sich nicht vorstellen wollen, welche Figur beyde zusammen machen. Sobald sie hierauf verfällt, fängt ihr das Virgilische Bild an zu mißfallen, und sie findet es höchst unmahlerisch.

Wären aber auch schon die Veränderungen, welche Virgil mit dem ihm geliehenen Vorbilde gemacht hätte, nicht unglücklich, so wären sie doch bloß willkührlich. Man ahmet nach, um ähnlich zu werden; kann man aber ähnlich werden, wenn man über die Noth verändert? Vielmehr, wenn man dieses thut, ist der Vorsatz klar, daß man nicht ähnlich werden wollen, daß man also nicht nachgeahmet habe.

Nicht das Ganze, könnte man einwenden, aber wohl diesen und jenen Theil. Gut; doch welches sind denn diese einzeln Theile, die in der Beschreibung und in dem Kunstwerke so genau übereinstimmen, daß sie der Dichter aus diesem entlehnet zu haben scheinen könnte? Den Vater, die Kinder, die Schlangen, das alles gab dem Dichter sowohl als dem Artisten, die Geschichte. Ausser dem Historischen kommen sie in nichts überein, als darinn, daß sie Kinder und Vater in einen einzigen Schlangenknoten verstricken. Allein der Einfall hierzu entsprang aus dem veränderten Umstande, daß den Vater eben dasselbe Unglück betroffen habe, als die Kinder. Diese Veränderung aber, wie oben erwähnt worden, scheinet Virgil gemacht zu haben; denn die griechische Tradition sagt ganz etwas anders. Folglich, wenn in Ansehung jener gemeinschaftlichen Verstrickung, auf einer oder der andern Seite Nachahmung seyn soll, so ist sie wahrscheinlicher auf der Seite der Künstler, als des Dichters zu vermuthen. In allem übrigen weicht einer von dem andern ab; nur mit dem Unterschiede, daß wenn es der Künstler ist, der die Abweichungen gemacht hat, der Vorsatz den Dichter nachzuahmen noch dabey bestehen kann, indem ihn die Bestimmung und die Schranken seiner Kunst dazu nöthigten; ist es hingegen der Dichter, welcher dem Künstler nachgeahmet haben soll, so sind alle die berührten Abweichungen ein Beweis wider diese vermeintliche Nachahmung, und diejenigen, welche sie dem ohngeachtet behaupten, können weiter nichts damit wollen, als daß das Kunstwerk älter sey, als die poetische Beschreibung.

VII.

Wenn man sagt, der Künstler ahme dem Dichter, oder der Dichter ahme dem Künstler nach, so kann dieses zweyerley bedeuten. Entweder der eine macht das Werk des andern zu dem wirklichen Gegenstande seiner Nachahmung, oder sie haben beyde einerley Gegenstände der Nachahmung, und der eine entlehnet von dem andern die Art und Weise es nachzuahmen.

Wenn Virgil das Schild des Aeneas beschreibet, so ahmet er dem Künstler, welcher dieses Schild gemacht hat, in der ersten Bedeutung nach. Das Kunstwerk, nicht das was auf dem

Kunstwerke vorgestellet worden, ist der Gegenstand seiner Nachahmung, und wenn er auch schon das mit beschreibt, was man darauf vorgestellet sieht, so beschreibt er es doch nur als ein Theil des Schildes, und nicht als die Sache selbst. Wenn Virgil hingegen die Gruppe Laokoon nachgeahmet hätte, so würde dieses eine Nachahmung von der zweyten Gattung seyn. Denn er würde nicht diese Gruppe, sondern das, was diese Gruppe vorstellet, nachgeahmet, und nur die Züge seiner Nachahmung von ihr entlehnt haben.

Bey der ersten Nachahmung ist der Dichter Original, bey der andern ist er Copist. Jene ist ein Theil der allgemeinen Nachahmung, welche das Wesen seiner Kunst ausmacht, und er arbeitet als Genie, sein Vorwurf mag ein Werk anderer Künste, oder der Natur seyn. Diese hingegen setzt ihn gänzlich von seiner Würde herab; anstatt der Dinge selbst ahmet er ihre Nachahmungen nach, und giebt uns kalte Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies, für ursprüngliche Züge seines eigenen.

Wenn indeß Dichter und Künstler diejenigen Gegenstände, die sie mit einander gemein haben, nicht selten aus dem nehmlichen Gesichtspunkte betrachten müssen: so kann es nicht fehlen, daß ihre Nachahmungen nicht in vielen Stücken übereinstimmen sollten, ohne daß zwischen ihnen selbst die geringste Nachahmung oder Beeiferung gewesen. Diese Uebereinstimmungen können bey zeitverwandten Künstlern und Dichtern, über Dinge, welche nicht mehr vorhanden sind, zu wechselsweisen Erläuterungen führen; allein dergleichen Erläuterungen dadurch aufzustutzen suchen, daß man aus dem Zufalle Vorsatz macht, und besonders dem Poeten bey jeder Kleinigkeit ein Augenmerk auf diese Statue, oder auf jenes Gemählde andichtet, heißt ihm einen sehr zweydeutigen Dienst erweisen. Und nicht allein ihm, sondern auch dem Leser, dem man die schönste Stelle dadurch, wenn Gott will, sehr deutlich, aber auch trefflich frostig macht.

Dieses ist die Absicht und der Fehler eines berühmten englischen Werks. Spence schrieb seinen Polymetis [a] mit vieler

a) Die erste Ausgabe ist von 1747; die zweyte von 1755 und führet den Titel: **Polymetis, or an Enquiry concerning the Agreement between the Works of the Roman Poets, and the Remains of the antient Artists,**

klaßischen Gelehrsamkeit, und in einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunst. Seinen Vorsatz, aus diesen die römischen Dichter zu erklären, und aus den Dichtern hinwiederum Aufschlüsse für noch unerklärte alte Kunstwerke herzuhohlen, hat er öfters glücklich erreicht. Aber dem ohngeachtet behaupte ich, daß sein Buch für jeden Leser von Geschmack ein ganz unerträgliches Buch seyn muß.

Es ist natürlich, daß wenn Valerius Flaccus den geflügelten Bliz auf den römischen Schilden beschreibt,

(Nec primus radios, miles Romane, corusci
Fulminis & rutilas scutis diffuderis alas)

mir diese Beschreibung weit deutlicher wird, wenn ich die Abbildung eines solchen Schildes auf einem alten Denkmale erblicke. [b] Es kann seyn, daß Mars in eben der schwebenden Stellung, in welcher ihn Addison über der Rhea auf einer Münze zu sehen glaubte, [c] auch von den alten Waffenschmieden

being an Attempt to illustrate them mutually from one another. In ten Books, by the Revd. Mr. Spence. London, printed for Dodsley. fol. Auch ein Auszug, welchen N. Tindal aus diesem Werke gemacht hat, ist bereits mehr als einmal gedruckt worden.

b) Val. Flaccus lib. VI, v. 55. 56. Polymetis Dial. VI. p. 50.

c) Ich sage es kann seyn. Doch wollte ich zehne gegen eins wetten, daß es nicht ist. — Juvenal redet von den ersten Zeiten der Republik, als man noch von keiner Pracht und Ueppigkeit wußte, und der Soldat das erbeutete Gold und Silber nur auf das Geschirr seines Pferdes und auf seine Waffen verwandte. (Sat. XI. v. 100-107.)

Tunc rudis & Grajas mirari nescius artes
Urbibus eversis prædarum in parte reperta
Magnorum artificum frangebat pocula miles,
Ut phaleris gauderet equus, cælataque cassis
Romuleæ simulacra feræ mansuescere jussæ
Imperii fato, geminos sub rupe Quirinos,
Ac nudam effigiem clypeo fulgentis & hasta,
Pendentisque Dei perituro ostenderet hosti.

Der Soldat zerbrach die kostbarsten Becher, die Meisterstücke grosser Künstler, um eine Wölfin, einen kleinen Romulus und Remus daraus arbeiten zu lassen, womit er seinen Helm ausschmückte. Alles ist verständlich, bis auf die letzten zwey Zeilen, in welchen der Dichter fortfährt, noch ein solches getriebenes Bild auf den Helmen der alten Soldaten zu beschreiben. So viel sieht man wohl, daß dieses Bild der Gott Mars seyn soll; aber was soll

auf den Helmen und Schilden vorgestellet wurde, und daß Juvenal einen solchen Helm oder Schild in Gedanken hatte, als er mit einem Worte darauf anspielte, welches bis auf den Ad-

das Beywort pendentis, welches er ihm giebt, bedeuten? Rigaltius fand eine alte Glosse, die es durch quasi ad ictum se inclinantis erklärt. Lubinus meinet, das Bild sey auf dem Schilde gewesen, und da das Schild an dem Arme hänge, so habe der Dichter auch das Bild hängend nennen können. Allein dieses ist wider die Construction; denn das zu ostenderet gehörige Subjectum ist nicht miles sondern cassis. Britannicus will, alles was hoch in der Luft stehe, könne hangend heissen, und also auch dieses Bild über oder auf dem Helme. Einige wollen gar perdentis dafür lesen, um einen Gegensatz mit dem folgenden perituro zu machen, den aber nur sie allein schön finden dürften. Was sagt nun Addison bey dieser Ungewißheit? Die Ausleger, sagt er, irren sich alle, und die wahre Meinung ist ganz gewiß diese. (S. dessen Reisen deut. Uebers. Seite 249.) „Da die römischen Sol-„daten sich nicht wenig auf den Stifter und kriegerischen Geist ihrer Repu-„blik einbildeten, so waren sie gewohnt auf ihren Helmen die erste Geschichte „des Romulus zu tragen, wie er von einem Gotte erzeugt, und von einer „Wölfin gesäuget worden. Die Figur des Gottes war vorgestellt, wie er sich „auf die Priesterin Ilia, oder wie sie andere nennen, Rhea Sylvia, herab-„läßt, und in diesem Herablassen schien sie über der Jungfrau in der Luft „zu schweben, welches denn durch das Wort pendentis sehr eigentlich und „poetisch ausgedruckt wird. Ausser dem alten Basrelief beym Bellori, welches „mich zuerst auf diese Auslegung brachte, habe ich seitdem die nehmliche Fi-„gur auf einer Münze gefunden, die unter der Zeit des Antoninus Pius „geschlagen worden." — Da Spence diese Entdeckung des Addison so ausser-ordentlich glücklich findet, daß er sie als ein Muster in ihrer Art, und als das stärkste Beyspiel anführet, wie nützlich die Werke der alten Artisten zur Erklärung der klassischen römischen Dichter gebraucht werden können: so kann ich mich nicht enthalten, sie ein wenig genauer zu betrachten. (Polymetis Dial. VII. p. 77.) — Vors erste muß ich anmerken, daß bloß das Basrelief und die Münze dem Addison wohl schwerlich die Stelle des Juvenals in die Gedanken gebracht haben würde, wenn er sich nicht zugleich erinnert hätte, bey dem alten Scholiasten, der in der lezten ohn einen Zeile anstatt fulgentis, venientis gefunden, die Glosse gelesen zu haben: Martis ad Iliam venientis ut concumberet. Nun nehme man aber diese Lesart des Scholiasten nicht an, sondern man nehme die an, welche Addison selbst annimt, und sage, ob man sodann die geringste Spur findet, daß der Dichter die Rhea in Gedanken gehabt habe? Man sage, ob es nicht ein wahres Hysteronproteron von ihm seyn würde, daß er von der Wölfin und den jungen Knaben rede, und sodann erst von dem Abentheuer, dem sie ihr Daseyn zu danken haben? Die Rhea ist noch nicht Mutter, und die Kinder liegen schon unter dem Felsen. Man sage, ob eine Schäferstunde wohl ein schickliches Emblema

dison ein Räthsel für alle Ausleger gewesen. Mich dünkt selbst, daß ich die Stelle des Ovids, wo der ermattete Cephalus den kühlenden Lüften ruft:

auf dem Helme eines römischen Soldaten gewesen wäre? Der Soldat war auf den göttlichen Ursprung seines Stifters stolz; das zeigten die Wölfin und die Kinder genugsam; mußte er auch noch den Mars im Begriffe einer Handlung zeigen, in der er nichts weniger als der fürchterliche Mars war? Seine Ueberraschung der Rhea mag auf noch so viel alten Marmorn und Münzen zu finden seyn, paßt sie darum auf das Stück einer Rüstung? Und welches sind denn die Marmor und Münzen auf welchen sie Addison fand, und wo er den Mars in dieser schwebenden Stellung sahe? Das alte Basrelief, worauf er sich beruft, soll Bellori haben. Aber die Admiranda, welches seine Sammlung der schönsten alten Basreliefs ist, wird man vergebens darnach durchblättern. Ich habe es nicht gefunden, und auch Spence muß es weder da, noch sonst wo gefunden haben, weil er es gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Alles kömmt also auf die Münze an. Nun betrachte man diese bey dem Addison selbst. Ich erblicke eine liegende Rhea; und da dem Stempelschneider der Raum nicht erlaubte, die Figur des Mars mit ihr auf gleichem Boden zu stellen, so stehet er ein wenig höher. Das ist es alles; schwebendes hat sie ausser diesem nicht das geringste. Es ist wahr in der Abbildung die Spence davon giebt, ist das Schweben sehr stark ausgedrückt; die Figur fällt mit dem Obertheile weit vor; und man sieht deutlich, daß es kein stehender Körper ist, sondern daß, wenn es kein fallender Körper seyn soll, es nothwendig ein schwebender seyn muß. Spence sagt, er besitze diese Münze selbst. Es wäre hart, obschon in einer Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen. Allein ein gefaßtes Vorurtheil kann auch auf unsere Augen Einfluß haben; zu dem konnte er es zum Besten seiner Leser für erlaubt halten, den Ausdruck, welchen er zu sehen glaubte, durch seinen Künstler so verstärken zu lassen, daß uns eben so wenig Zweifel desfalls übrig bliebe, als ihm selbst. So viel ist gewiß, das Spence und Addison eben dieselbe Münze meinen, und daß sie sonach entweder bey diesem sehr verstellt, oder bey jenem sehr verschönert seyn muß. Doch ich habe noch eine andere Anmerkung wider dieses vermeintliche Schweben des Mars. Diese nehmlich: daß ein schwebender Körper, ohne eine scheinbare Ursache, durch welche die Wirkung seiner Schwere verhindert wird, eine Ungereimtheit ist, von der man in den alten Kunstwerken kein Exempel findet. Auch die neue Mahlerey erlaubet sich dieselben nie, sondern wenn ein Körper in der Luft hangen soll, so müssen ihn entweder Flügel halten, oder er muß auf etwas zu ruhen scheinen, und sollte es auch nur eine bloße Wolke seyn. Wenn Homer die Thetis von dem Gestade sich zu Fuße in den Olymp erheben läßt, Την μεν ἀρ' Ουλυμπονδε ποδες φερον (Iliad. Σ v. 148) so verstehet der Graf Caylus die Bedürfnisse der Kunst zu wohl, als daß er dem Mahler rathen sollte, die Göttin so frey die Luft durchschreiten zu laßen. Sie muß

Aura — — — venias — —
Meque juves, intresque sinus, gratissima, nostros!
und seine Procris diese Aura für den Namen einer Nebenbuh=

ihren Weg auf einer Wolke nehmen, (Tableaux tirés de l'Iliade p. 91.) so wie er sie ein andermal auf einen Wagen setzt, (p. 131.) obgleich der Dichter das Gegentheil von ihr sagt. Wie kann es auch wohl anders seyn? Ob uns schon der Dichter die Göttin ebenfalls unter einer menschlichen Figur denken läßt, so hat er doch alle Begriffe eines groben und schweren Stoffes davon entfernet, und ihren menschenähnlichen Körper mit einer Kraft belebt, die ihn von den Gesetzen unserer Bewegung ausnimt. Wodurch aber könnte die Mahlerey die körperliche Figur einer Gottheit von der körperlichen Figur eines Menschen so vorzüglich unterscheiden, daß unser Auge nicht beleidiget würde, wenn es bey der einen ganz andere Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts beobachtet fände, als bey der andern? Wodurch anders als durch verabredete Zeichen? In der That sind ein Paar Flügel, eine Wolke auch nichts anders, als dergleichen Zeichen. Doch von diesem ein mehreres an einem andern Orte. Hier ist es genug, von den Vertheidigern der Addisonschen Meinung zu verlangen, mir eine andere ähnliche Figur auf alten Denkmälern zu zeigen, die so frey und bloß in der Luft hange. Sollte dieser Mars die einzige in ihrer Art seyn? Und warum? Hatte vielleicht die Tradition einen Umstand überliefert, der ein dergleichen Schweben in diesem Falle nothwendig macht? Beym Ovid (Fast. lib. 1.) läßt sich nicht die geringste Spur davon entdecken. Vielmehr kann man zeigen, daß es keinen solchen Umstand könne gegeben haben. Denn es finden sich andere alte Kunstwerke, welche die nehmliche Geschichte vorstellen, und wo Mars offenbar nicht schwebet, sondern gehet. Man betrachte das Basrelief beym Montfaucon, (Suppl. T. I. p. 183.) das sich, wenn ich nicht irre, zu Rom in dem Pallaste der Mellini befindet. Die schlafende Rhea liegt unter einem Baume, und Mars nähert sich ihr mit leisen Schritten, und mit der bedeutenden Zurückstreckung der rechten Hand, mit der wir denen hinter uns, entweder zurückzubleiben, oder sachte zu folgen, befehlen. Es ist vollkommen die nehmliche Stellung in der er auf der Münze erscheinet, nur daß er hier die Lanze in der rechten und dort in der linken Hand führet. Man findet öftrer berühmte Statuen und Basreliefe auf alten Münzen copiret, als daß es auch nicht hier könnte geschehen seyn, wo der Stempelschneider den Ausdruck der zurückgewandten rechten Hand vielleicht nicht fühlte, und sie daher beßer mit der Lanze füllen zu können glaubte. — Alles dieses nun zusammen genommen, wie viel Wahrscheinlichkeit bleibet dem Addison noch übrig? Schwerlich mehr, als so viel deren die bloße Möglichkeit hat. Doch woher eine beßere Erklärung, wenn diese nichts taugt? Es kann seyn, daß sich schon eine beßere unter den vom Addison verworffenen Erklärungen findet. Findet sich aber auch keine, was mehr? Die Stelle des Dichters ist verdorben; sie mag es bleiben. Und sie wird es bleiben, wenn man auch noch zwanzig neue

lerin hält, daß ich, sage ich, diese Stelle natürlicher finde, wenn ich aus den Kunstwerken der Alten ersehe, daß sie wirklich die sanften Lüfte personisiret, und eine Art weiblicher Sylphen, unter dem Namen Auræ, verehret haben. d Ich gebe es zu, daß wenn Juvenal einen vornehmen Taugenichts mit einer Hermessäule vergleicht, man das Aehnliche in dieser Verglei-

Vermuthungen darüber auskramen wollte. Dergleichen könnte, z. E. diese seyn, daß pendentis in seiner figürlichen Bedeutung genommen werden müße, nach welcher es so viel als ungewiß, unentschloßen, unentschieden, heißet. Mars pendens wäre alsdenn so viel als Mars incertus oder Mars communis. Dii communes sunt, sagt Servius, (ad v. 118. lib. XII. Aeneid.) Mars, Bellona, Victoria, quia hi in bello utrique parti favere possunt. Und die ganze Zeile,

Pendentisque Dei (effigiem) perituro ostenderet hosti,

würde diesen Sinn haben, daß der alte römische Soldat das Bildniß des gemeinschaftlichen Gottes seinem demohngeachtet bald unterliegenden Feinde unter die Augen zu tragen gewohnt gewesen sey. Ein sehr feiner Zug, der die Siege der alten Römer mehr zur Wirkung ihrer eignen Tapferkeit, als zur Frucht des parthevischen Beystandes ihres Stammvaters macht. Dem ohngeachtet: non liquet.

d) „Ehe ich, sagt Spence (Polymetis Dialogue XIII. p. 208.) mit „diesen Auræ, Luftnymphen bekannt ward, wußte ich mich in die Geschichte „von Cephalus und Procris, beym Ovid, gar nicht zu finden. Ich konnte auf „keine Weise begreifen, wie Cephalus durch seine Ausruffung, Aura venias, „sie mochte auch in einem noch so zärtlichen schmachtenden Tone erschollen seyn, „jemanden auf den Argwohn bringen können, daß er seiner Procris untreu „sey. Da ich gewohnt war, unter dem Worte Aura, nichts als die Luft „überhaupt, oder einen sanften Wind insbesondere, zu verstehen, so kam mir „die Eifersucht der Procris noch weit ungegründeter vor, als auch die aller „ausschweifendste gemeiniglich zu seyn pflegt. Als ich aber einmal gefunden „hatte, daß Aura eben sowohl ein schönes junges Mädchen, als die Luft be„deuten könnte, so bekam die Sache ein ganz andres Ansehen, und die Ge„schichte dünkte mich eine ziemlich vernünftige Wendung zu bekommen.“ Ich will den Beyfall, den ich dieser Entdeckung, mit der sich Spence so sehr schmeichelt, in dem Texte ertheile, in der Note nicht wieder zurücknehmen. Ich kann aber doch nicht unangemerkt lassen, daß auch ohne sie die Stelle des Dichters ganz natürlich und begreiflich ist. Man darf nehmlich nur wissen, daß Aura bey den Alten ein ganz gewöhnlicher Name für Frauenzimmer war. So heißt z. E. beym Nonnus (Dionys. lib. XLVIII.) die Nymphe aus dem Gefolge der Diana, die, weil sie sich einer männlichern Schönheit rühmte, als selbst der Göttin ihre war, zur Strafe für ihre Vermeßenheit, schlafend den Umarmungen des Bacchus Preis gegeben ward.

chung schwerlich finden dürfte, ohne eine solche Säule zu sehen, ohne zu wissen, daß es ein schlechter Pfeiler ist, der blos das Haupt, höchstens mit dem Rumpfe, des Gottes trägt, und weil wir weder Hände noch Füße daran erblicken, den Begriff der Unthätigkeit erwecket. e — Erläuterungen von dieser Art sind nicht zu verachten, wenn sie auch schon weder allezeit nothwen=

e) Iuvenalis Saty. VIII. v. 52-55.

— — — — At tu
Nil nisi Cecropides; truncoque simillimus Hermæ:
Nullo quippe alio vincis discrimine, quam quod
Illi marmoreum caput est, tua vivit imago.

Wenn Spence die griechischen Schriftsteller mit in seinen Plan gezogen gehabt hätte, so würde ihm vielleicht, vielleicht aber auch nicht, eine alte Aesopische Fabel beygefallen seyn, die aus der Bildung einer solchen Hermessäule ein noch weit schöneres, und zu ihrem Verständnisse weit unentbehrlicheres Licht erhält, als diese Stelle des Juvenals. „Merkur, erzehlet Aesopus, „wollte gern erfahren, in welchem Ansehen er bey den Menschen stünde. Er „verbarg seine Gottheit, und kam zu einem Bildhauer. Hier erblickte er die „Statue des Jupiters, und fragte den Künstler, wie theuer er sie halte? „Eine Drachme: war die Antwort. Merkur lächelte: und diese Juno? fragte „er weiter. Ohngefehr eben so viel. Indem ward er sein eigenes Bild ge= „wahr, und dachte bey sich selbst: ich bin der Bothe der Götter; von mir „kömmt aller Gewinn; mich müßen die Menschen nothwendig weit höher „schätzen. Aber hier dieser Gott? (Er wies auf sein Bild.) Wie theuer „möchte wohl der seyn? Dieser? antwortete der Künstler. O, wenn ihr mir „jene beyde abkauft, so sollt ihr diesen oben drein haben.“ Merkur war abgeführt. Allein der Bildhauer kannte ihn nicht, und konnte also auch nicht die Absicht haben, seine Eigenliebe zu kränken, sondern es mußte in der Beschaffenheit der Statuen selbst gegründet seyn, warum er die letztere so geringschätzig hielt, daß er sie zur Zugabe bestimmte. Die geringere Würde des Gottes, welchen sie vorstellte, konnte dabey nichts thun, denn der Künstler schätzet seine Werke nach der Geschicklichkeit, dem Fleiße und der Arbeit, welche sie erfordern, und nicht nach dem Range und dem Werthe der Wesen, welche sie ausdrücken. Die Statue des Merkurs mußte weniger Geschicklichkeit, weniger Fleiß und Arbeit verlangen, wenn sie weniger kosten sollte, als eine Statue des Jupiters oder der Juno. Und so war es hier wirklich. Die Statuen des Jupiters und der Juno zeigten die völlige Person dieser Götter; die Statue des Merkurs hingegen war ein schlechter viereckigter Pfeiler, mit dem bloßen Brustbilde desselben. Was Wunder also, daß sie oben drein gehen konnte? Merkur übersahe diesen Umstand, weil er sein vermeintliches überwiegendes Verdienst nur allein vor Augen hatte, und so war seine Demüthigung eben so natürlich, als verdient. Man wird sich vergebens bey

dig, noch allezeit hinlänglich seyn sollten. Der Dichter hatte das Kunstwerk als ein für sich bestehendes Ding, und nicht als Nachahmung, vor Augen; oder Künstler und Dichter hatten einerley angenommene Begriffe, dem zu Folge sich auch Uebereinstimmung in ihren Vorstellungen zeigen mußte, aus welcher sich auf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückschließen läßt.

Allein wenn Tibull die Gestalt des Apollo mahlet, wie er ihm im Traume erschienen: — Der schönste Jüngling, die Schläfe mit dem keuschen Lorbeer umwunden; syrische Gerüche duften aus dem güldenen Haare, das um den langen Nacken schwimmet; glänzendes Weiß und Purpurröthe mischen sich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die itzt ihrem Geliebten zugeführet wird: — warum müßen diese Züge von alten berühmten Gemählden erborgt seyn? Echions nova nupta verecundia notabilis mag in Rom gewesen seyn, mag tausend und tausendmal seyn copiret worden, war darum die bräutliche Schaam selbst aus der Welt verschwunden? Seit sie der Mahler gesehen hatte, war sie für keinen Dichter mehr zu sehen, als in der Nachahmung des Mahlers? *f* Oder wenn ein anderer Dichter den Vulkan ermüdet, und sein vor der Eße erhitztes Gesicht roth, brennend nennet: mußte er es erst aus dem Werke eines Mahlers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze röthet? *g* Oder wenn Lucrez den Wechsel der Jahreszeiten beschreibet, und sie, mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde, in ihrer natürlichen Ord-

den Auslegern und Uebersetzern und Nachahmern der Fabeln des Aesopus nach der geringsten Spur von dieser Erklärung umsehen; wohl aber könnte ich ihrer eine ganze Reihe anführen, wenn es sich der Mühe lohnte, die das Mährchen gerade zu verstanden, das ist, ganz und gar nicht verstanden haben. Sie haben die Ungereimtheit, welche darinn liegt, wenn man die Statuen alle für Werke von einerley Ausführung annimmt, entweder nicht gefühlt, oder wohl noch gar übertrieben. Was sonst in dieser Fabel anstößig seyn könnte, wäre vielleicht der Preis, welchen der Künstler seinem Jupiter setzet. Für eine Drachma kann ja wohl auch kein Töpfer eine Puppe machen. Eine Drachma muß also hier überhaupt für etwas sehr geringes stehen. (Fab. Aesop. 90. Edit. Haupt. p. 70.)

f) Tibullus Eleg. 4. lib. III. Polymetis Dial. VIII. p. 84.

g) Statius lib. I. Sylv. 5. v. 8. Polymetis Dial. VIII. p. 81.

nung vorüber führet: war Lucrez ein Ephemeron, hatte er kein ganzes Jahr durchlebet, um alle die Veränderungen selbst erfahren zu haben, daß er sie nach einer Proceßion schildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erst von diesen Statuen den alten poetischen Kunstgriff lernen, dergleichen Abstracta zu wirklichen Wesen zu machen? *h* Oder Virgils pontem indignatus Araxes, dieses vortreffliche poetische

h) Lucretius de R. N. lib. V. v. 736-747.
It Ver, & Venus, & Veneris prænuntius ante
Pinnatus graditur Zephyrus; vestigia propter
Flora quibus mater præspargens ante viai
Cuncta coloribus egregiis & odoribus opplet.
Inde loci sequitur Calor aridus, & comes una
Pulverulenta Ceres; & Etesia flabra Aquilonum.
Inde Autumnus adit; graditur simul Evius Evan:
Inde aliæ tempestates ventique sequuntur,
Altitonans Volturnus & Auster fulmine pollens.
Tandem Bruma nives adfert, pigrumque rigorem
Reddit, Hyems sequitur, crepitans ac dentibus Algus.
Spence erkennet diese Stelle für eine von den schönsten in dem ganzen Gedichte des Lucrez. Wenigstens ist sie eine von denen, auf welche sich die Ehre des Lucrez als Dichter gründet. Aber wahrlich, es heißt ihm diese Ehre schmälern, ihn völlig darum bringen wollen, wenn man sagt: Diese ganze Beschreibung scheinet nach einer alten Proceßion der vergötterten Jahreszeiten, nebst ihrem Gefolge, gemacht zu seyn. Und warum das? „Darum, „sagt der Engländer, weil bey den Römern ehedem dergleichen Proceßionen „mit ihren Göttern überhaupt, eben so gewöhnlich waren, als noch itzt in „gewissen Ländern die Proceßionen sind, die man den Heiligen zu Ehren an„stellet; und weil hiernächst alle Ausdrücke welche der Dichter hier braucht, „auf eine Proceßion recht sehr wohl passen." (come in very aptly, if applied to a procession.) Treffliche Gründe! Und wie vieles wäre gegen den letzten noch einzuwenden. Schon die Beywörter, welche der Dichter den personifirten Abstrakten giebt, Calor aridus, Ceres pulverulenta, Volturnus altitonans, fulmine pollens Auster, Algus dentibus crepitans, zeigen, daß sie das Wesen von ihm, und nicht von dem Künstler haben, der sie ganz anders hätte charakterisiren müssen. Spence scheinet übrigens auf diesen Einfall von einer Proceßion durch Abraham Preigern gekommen zu seyn, welcher in seinen Anmerkungen über die Stelle des Dichters sagt: Ordo est quasi Pompæ cujusdam, Ver & Venus, Zephyrus & Flora &c. Allein dabey hätte es auch Spence nur sollen bewenden lassen. Der Dichter führet die Jahrszeiten gleichsam in einer Proceßion auf; das ist gut. Aber er hat es von einer Proceßion gelernt, sie so aufzuführen; das ist sehr abgeschmackt.

Bild eines über seine Ufer sich ergießenden Flußes, wie er die über ihn geschlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht seine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunstwerk damit angespielet hat, in welchem dieser Flußgott als wirklich eine Brücke zerbrechend vorgestellet wird? [i] — Was sollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus der klärsten Stelle den Dichter verdrängen, um den Einfall eines Künstlers durchschimmern zu laßen?

Ich betaure, daß ein so nützliches Buch, als Polymetis sonst seyn könnte, durch diese geschmacklose Grille, den alten Dichtern statt eigenthümlicher Phantasie, Bekanntschaft mit fremder unter zu schieben, so eckel, und den claßischen Schriftstellern weit nachtheiliger geworden ist, als ihnen die wäßrigen Auslegungen der schaalsten Wortforscher nimmermehr seyn können. Noch mehr betauere ich, daß Spencen selbst Addison hierinn vorgegangen, der aus löblicher Begierde, die Kenntniß der alten Kunstwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben, die Fälle eben so wenig unterschieden hat, in welchen die Nachahmung des Künstlers dem Dichter anständig, in welchen sie ihm verkleinerlich ist. [k]

VIII.

Von der Aehnlichkeit, welche die Poesie und Mahlerey mit einander haben, macht sich Spence die allerseltsamsten Begriffe. Er glaubet, daß beyde Künste bey den Alten so genau verbunden gewesen, daß sie beständig Hand in Hand gegangen, und der Dichter nie den Mahler, der Mahler nie den Dichter aus den Augen verloren habe. Daß die Poesie die weitere Kunst ist, daß ihr Schönheiten zu Gebothe stehen, welche die Mahlerey nicht zu erreichen vermag; daß sie öfters Ursachen haben kann, die unmahlerischen Schönheiten den mahlerischen vor zu ziehen: daran scheinet er gar nicht gedacht zu haben, und ist daher bey dem geringsten Unterschiede, den er unter den alten Dichtern und Artisten bemerkt, in einer Verlegenheit, die ihn auf die wunderlichsten Ausflüchte von der Welt bringt.

Die alten Dichter geben dem Bacchus meistentheils Hörner.

i) Aeneid. Lib. VIII. v. 725. Polymetis Dial. XIV. p. 230.

k) In verschiedenen Stellen seiner Reisen und seines Gesprächs über die alten Münzen.

Es ist also doch wunderbar, sagt Spence, daß man diese Hörner an seinen Statuen so selten erblickt. [a] Er fällt auf diese, er fällt auf eine andere Ursache, auf die Unwissenheit der Antiquare, auf die Kleinheit der Hörner selbst, die sich unter den Trauben und Epheublättern, dem beständigen Kopfputze des Gottes, möchten verkrochen haben. Er windet sich um die wahre Ursache herum, ohne sie zu argwohnen. Die Hörner des Bacchus waren keine natürliche Hörner, wie sie es an den Faunen und Satyren waren. Sie waren ein Stirnschmuck, den er aufsetzen und ablegen konnte.

— Tibi, cum sine cornibus adstas
Virgineum caput est: — —

heißt es in der feyerlichen Anruffung des Bacchus beim Ovid. [b] Er konnte sich also auch ohne Hörner zeigen; und zeigte sich ohne Hörner, wenn er in seiner jungfräulichen Schönheit erscheinen wollte. In dieser wollten ihn nun auch die Künstler darstellen, und mußten daher alle Zusätze von übler Wirkung an ihm vermeiden. Ein solcher Zusatz wären die Hörner gewesen, die an dem Diadem befestiget waren, wie man an einem Kopfe in dem Königl. Cabinet zu Berlin sehen kann. [c] Ein solcher Zusatz war das Diadem selbst, welches die schöne Stirne verdeckte, und daher an den Statuen des Bacchus eben so selten vorkömmt, als die Hörner, ob es ihm schon, als seinem Erfinder, von den Dichtern eben so oft beygeleget wird. Dem Dichter gaben die Hörner und das Diadem feine Anspielungen auf die Thaten und den Charakter des Gottes: dem Künstler hingegen wurden sie Hinderungen größere Schönheiten zu zeigen, und wenn Bacchus, wie ich glaube eben darum den Beynamen Biformis, Διμιοϱφος, hatte, weil er sich sowohl schön als schrecklich zeigen konnte, so war es wohl natürlich, daß die Künstler diejenige von seiner Gestalt am liebsten wählten, die der Bestimmung ihrer Kunst am meisten entsprach.

Minerva und Juno schleidern bey den römischen Dichtern öfters den Blitz. Aber warum nicht auch in ihren Abbildun-

a) Polymetis Dial. IX. p. 129.
b) Metamorph. lib. IV. v. 19. 20.
c) Begeri Thes. Brandenb. Vol. III. p. 242.

gen? fragt Spence.[d] Er antwortet: es war ein besonderes Vorrecht dieser zwey Göttinnen, wovon man den Grund vielleicht erst in den Samothracischen Geheimnissen erfuhr; weil aber die Artisten bey den alten Römern als gemeine Leute betrachtet, und daher zu diesen Geheimnissen selten zugelaßen wurden, so wußten sie ohne Zweifel nichts davon, und was sie nicht wußten, konnten sie nicht vorstellen? Ich möchte Spencen dagegen fragen: arbeiteten diese gemeinen Leute vor ihren Kopf, oder auf Befehl Vornehmerer, die von den Geheimnissen unterrichtet seyn konnten? Stunden die Artisten auch bey den Griechen in dieser Verachtung? Waren die römischen Artisten nicht mehrentheils gebohrene Griechen? Und so weiter.

Statius und Valerius Flaccus schildern eine erzürnte Venus, und mit so schrecklichen Zügen, daß man sie in diesem Augenblicke eher für eine Furie, als für die Göttin der Liebe halten sollte. Spence siehet sich in den alten Kunstwerken vergebens nach einer solchen Venus um. Was schließt er daraus? Daß dem Dichter mehr erlaubt ist als dem Bildhauer und Mahler? Das hätte er daraus schließen sollen; aber er hat es einmal für allemal als einen Grundsatz angenommen, daß in einer poetischen Beschreibung nichts gut sey, was unschicklich seyn würde, wenn man es in einem Gemählde, oder an einer Statue vorstellte.[e] Folglich müßen die Dichter gefehlt haben. „Statius „und Valerius sind aus einer Zeit, da die römische Poesie schon „in ihrem Verfalle war. Sie zeigen auch hierin ihren verderb„ten Geschmack, und ihre schlechte Beurtheilungskraft. Bey den „Dichtern aus einer beßern Zeit wird man dergleichen Versto„ßungen wider den mahlerischen Ausdruck nicht finden.“[f]

So etwas zu sagen, braucht es wahrlich wenig Unterscheidungskraft. Ich will indeß mich weder des Statius noch des Valerius in diesem Fall annehmen, sondern nur eine allgemeine Anmerkung machen. Die Götter und geistigen Wesen, wie sie

d) Polymetis Dial. VI. p. 63.

e) Polymetis Dialogue XX. p. 311. Scarce any thing can be good in a poetical description, which would appear abſurd, if repreſented in a ſtatue or picture.

f) Polymetis Dial. VII. p. 74.

der Künstler vorstellet, sind nicht völlig ebendieselben, welche der Dichter braucht. Bey dem Künstler sind sie personisirte Abstracta, die beständig die ähnliche Charakterisirung behalten müßen, wenn sie erkenntlich seyn sollen. Bey dem Dichter hingegen sind sie wirkliche handelnde Wesen, die über ihren allgemeinen Charakter noch andere Eigenschaften und Affecten haben, welche nach Gelegenheit der Umstände vor jenen vorstechen können. Venus ist dem Bildhauer nichts als die Liebe; er muß ihr also alle die sittsame verschämte Schönheit, alle die holden Reitze geben, die uns an geliebten Gegenständen entzücken, und die wir daher mit in den abgesonderten Begriff der Liebe bringen. Die geringste Abweichung von diesem Ideal läßt uns sein Bild verkennen. Schönheit, aber mit mehr Majestät als Scham, ist schon keine Venus, sondern eine Juno. Reitze, aber mehr gebietherische, männliche, als holde Reitze, geben eine Minerva statt einer Venus. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus von Rache und Wuth getrieben, ist dem Bildhauer ein wahrer Widerspruch; denn die Liebe, als Liebe, zürnet nie, rächet sich nie. Bey dem Dichter hingegen ist Venus zwar auch die Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer diesem Charakter, ihre eigene Individualität hat, und folglich der Triebe des Abscheus eben so fähig seyn muß, als der Zuneigung. Was Wunder also, daß sie bey ihm in Zorn und Wuth entbrennet, besonders wenn es die beleidigte Liebe selbst ist, die sie darein versetzet?

Es ist zwar wahr, daß auch der Künstler in zusammengesetzten Werken, die Venus, oder jede andere Gottheit, außer ihrem Charakter, als ein wirklich handelndes Wesen, so gut wie der Dichter, einführen kann. Aber alsdenn müßen wenigstens ihre Handlungen ihrem Charakter nicht widersprechen, wenn sie schon keine unmittelbare Folgen desselben sind. Venus übergiebt ihrem Sohne die göttlichen Waffen: diese Handlung kann der Künstler, sowohl als der Dichter, vorstellen. Hier hindert ihn nichts, der Venus alle die Anmuth und Schönheit zu geben, die ihr als Göttin der Liebe zukommen; vielmehr wird sie eben dadurch in seinem Werke um so viel kenntlicher. Allein wenn sich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos rä=

chen will, in vergrößerter wilder Gestalt, mit fleckigten Wangen, in verwirrtem Haare, die Pechfackel ergreift, ein schwarzes Gewand um sich wirft, und auf einer finstern Wolke stürmisch herabfährt: so ist das kein Augenblick für den Künstler, weil er sie durch nichts in diesem Augenblicke kenntlich machen kann. Es ist nur ein Augenblick für den Dichter, weil dieser das Vorrecht hat, einen andern, in welchem die Göttin ganz Venus ist, so nahe, so genau damit zu verbinden, daß wir die Venus auch in der Furie nicht aus den Augen verlieren. Dieses thut Flaccus:

— — Neque enim alma videri
Iam tumet; aut tereti crinem subnectitur auro,
Sidereos diffusa sinus. Eadem effera & ingens
Et maculis suffecta genas; pinumque sonantem
Virginibus Stygiis, nigramque simillima pallam. *g*

Eben dieses thut Statius:

Illa Paphon veterem centumque altaria linquens,
Nec vultu nec crine prior, solvisse jugalem
Ceston, & Idalias procul ablegasse volucres
Fertur. Erant certe, media qui noctis in umbra
Divam alios ignes majoraque tela gerentem,
Tartarias inter thalamis volitasse sorores
Vulgarent: utque implicitis arcana domorum
Anguibus, & sæva formidine cuncta replerit
Limina. *h* —

Oder man kann sagen: der Dichter allein besitzet das Kunststück, mit negativen Zügen zu schildern, und durch Vermischung dieser negativen mit positiven Zügen, zwey Erscheinungen in eine zu bringen. Nicht mehr die holde Venus; nicht mehr das Haar mit goldenen Spangen geheftet; von keinem azurnen Gewande umflattert; ohne ihren Gürtel; mit andern Flammen, mit größern Pfeilen bewafnet; in Gesellschaft ihr ähnlicher Furien. Aber weil der Artist dieses Kunststückes entbehren muß, soll sich seiner darum auch der Dichter enthalten? Wenn die Mahlerey die Schwester der Dichtkunst seyn will: so sey sie wenigstens

g) Argonaut. Lib. II. v. 102-106.
h) Thebaid. Lib. V. v. 61-64.

keine eifersüchtige Schwester; und die jüngere untersage der älteren nicht alle den Putz, der sie selbst nicht kleidet.

IX.

Wenn man in einzeln Fällen den Mahler und Dichter mit einander vergleichen will, so muß man vor allen Dingen wohl zusehen, ob sie beyde ihre völlige Freyheit gehabt haben, ob sie ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchste Wirkung ihrer Kunst haben arbeiten können.

Ein solcher äußerlicher Zwang war dem alten Künstler öfters die Religion. Sein Werk zur Verehrung und Anbetung bestimmt, konnte nicht allezeit so vollkommen seyn, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabey zur Absicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die schönsten von ihnen wurden nicht überall als die schönsten verehret.

Bacchus stand in seinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme Hypsipile ihren Vater unter der Gestalt des Gottes rettete,[a] mit Hörnern, und so erschien er ohne Zweifel in allen seinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches sein Wesen mit bezeichnete. Nur der freye Künstler, der seinen Bacchus für keinen Tempel arbeitete, ließ dieses Sinnbild weg; und wenn wir, unter den noch übrigen Statuen von ihm keine mit Hörnern finden,[b] so ist dieses vielleicht ein Beweis,

a) Valerius Flaccus Lib. II. Argonaut. v. 265-273.

Serta patri, juvenisque comam vestesque Lyæi
Induit, & medium curru locat; æraque circum
Tympanaque & plenas tacita formidine cistas.
Ipsa sinus hederisque ligat famularibus artus:
Pampineamque quatit ventosis ictibus hastam,
Respiciens; teneat virides velatus habenas
Ut pater, & nivea tumeant ut cornua mitra,
Et sacer ut Bacchum referat scyphus.

Das Wort tumeant, in der letzten ohn einen Zeile, scheinet übrigens anzuzeigen, daß man die Hörner des Bacchus nicht so klein gemacht, als sich Spence einbildet.

b) Der so genannte Bacchus in dem Mediceischen Garten zu Rom (beym Montfaucon Suppl. aux Ant. T. I. p. 254.) hat kleine aus der Stirne hervorsprossende Hörner; aber es giebt Kenner, die ihn eben darum

daß es keine von den geheiligten sind, in welchen er wirklich verehret worden. Es ist ohnedem höchst wahrscheinlich, daß auf diese letzteren die Wuth der frommen Zerstörer in den ersten Jahrhunderten des Christenthums vornehmlich gefallen ist, die nur hier und da ein Kunstwerk schonte, welches durch keine Anbetung verunreiniget war.

Da indeß unter den aufgegrabenen Antiken sich Stücke sowohl von der einen als von der andern Art finden, so wünschte ich, daß man den Namen der Kunstwerke nur denjenigen beylegen möchte, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bey welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. Alles andere, woran sich zu merkliche Spuren gottesdienstlicher Verabredungen zeigen, verdienet diesen Namen nicht, weil die Kunst hier nicht um ihrer selbst willen gearbeitet, sondern ein bloßes Hülfsmittel der Religion war, die bey den sinnlichen Vorstellungen, die sie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne sahe; ob ich schon dadurch nicht sagen will, daß sie nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne gesetzt, oder aus Nachsicht für die Kunst und den feinern Geschmack des Jahrhunderts, von jenem so viel nachgelaßen habe, daß dieses allein zu herrschen scheinen können.

Macht man keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streite liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn jener, nach seiner Ein-

lieber zu einem Faune machen wollen. In der That sind solche natürliche Hörner eine Schändung der menschlichen Gestalt, und können nur Wesen geziemen, denen man eine Art von Mittelgestalt zwischen Menschen und Thier ertheilte. Auch ist die Stellung, der lüsterne Blick nach der über sich gehaltenen Traube, einem Begleiter des Weingottes anständiger, als dem Gotte selbst. Ich erinnere mich hier, was Clemens Alexandrinus von Alexander dem Grossen sagt (Protrept. p. 48. Edit. Pott.) Εβουλετο δε και Αλεξανδρος Αμμωνος ὑιος ἐιναι δοκειν, και κερασφορος ἀναπλαττεσθαι προς των ἀγαλματοποιων, το καλον ἀνθρωπου ὑβρισαι σπευδων κερατι. Es war Alexanders ausdrücklicher Wille, daß ihn der Bildhauer mit Hörnern verstellen sollte: er war es gern zufrieden, daß die menschliche Schönheit in ihm mit Hörnern beschimpft ward, wenn man ihn nur eines göttlichen Ursprunges zu seyn glaubte.

sicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nehmlich als Künstler nicht, freywillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine außer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen laßen, von dem Künstler nehmlich als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten mit der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben, die dieser ohne Bedenken, aber zu großem Aergernisse der gelehrten Welt, wieder zu dem Schutte verdammet, woraus sie gezogen worden. c

c) Als ich oben behauptete, daß die alten Künstler keine Furien gebildet hätten, war es mir nicht entfallen, daß die Furien mehr als einen Tempel gehabt, die ohne ihre Statuen gewiß nicht gewesen sind. In dem zu Cerynea fand Pausanias dergleichen von Holz; sie waren weder groß, noch sonst besonders merkwürdig; es schien, daß die Kunst, die sich nicht an ihnen zeigen können, es an den Bildsäulen ihrer Priesterinnen, die in der Halle des Tempels standen, einbringen wollen, als welche von Stein, und von sehr schöner Arbeit waren. (Pausanias Achaic. cap. XXV. p. 587. Edit. Kuhn.) Ich hatte eben so wenig vergessen, daß man Köpfe von ihnen auf einem Abraxas, den Chiffletius bekannt gemacht, und auf einer Lampe beym Licetus zu sehen glaube. (Differtat. fur les Furies par Bannier, Memoires de l'Academie des Infcript. T. V. p. 48.) Auch sogar die Urne von Hetrurischer Arbeit beym Gorius (Tab. 151 Mufei Etrufci) auf welcher Orestes und Pylades erscheinen, wie ihnen zwey Furien mit Fackeln zusetzen, war mir nicht unbekannt. Allein ich redete von Kunstwerken, von welchen ich alle diese Stücke ausschließen zu können glaubte. Und wäre auch das letztere nicht so wohl als die übrigen davon auszuschließen, so dienet es von einer andern Seite, mehr meine Meinung zu bestärken, als zu widerlegen. Denn so wenig auch die hetrurischen Künstler überhaupt auf das Schöne gearbeitet, so scheinen sie doch auch die Furien nicht so wohl durch schreckliche Gesichtszüge, als vielmehr durch ihre Tracht und Attributa ausgedrückt zu haben. Diese stoßen mit so ruhigem Gesichte dem Orestes und Pylades ihre Fackeln unter die Augen, daß sie fast scheinen, sie nur im Scherze erschrecken zu wollen. Wie fürchterlich sie dem Orestes und Pylades vorgekommen, läßt sich nur aus ihrer Furcht, keinesweges aber aus der Bildung der Furien selbst abnehmen. Es sind also Furien, und sind auch keine; sie verrichten das Amt der Furien, aber nicht in der Verstellung von Grimm und Wuth, welche wir mit ihrem Namen zu verbinden gewohnt sind; nicht mit der Stirne, die wie Catull sagt, expirantis præportat pectoris iras. — Noch kürzlich glaubte Herr Winkelmann, auf einem Carniole in dem Stoßischen Cabinette, eine Furie im Laufe mit fliegendem Rocke und Haaren, und einem Dolche in der Hand, gefunden zu haben. (Bibliothek der sch. Wiss. V Band S. 30.) Der Herr von Hagedorn

Gegentheils kann man sich aber auch den Einfluß der Religion auf die Kunst zu groß vorstellen. Spence giebt hiervon ein sonderbares Beyspiel. Er fand beym Ovid, daß Vesta in ihrem Tempel unter keinem persönlichen Bilde verehret worden; und dieses dünkte ihm genug, daraus zu schliessen, daß es überhaupt keine Bildsäulen von dieser Göttin gegeben habe, und daß alles, was man bisher dafür gehalten, nicht die Vesta, sondern eine Vestalin vorstelle. [d] Eine seltsame Folge! Verlohr der Künstler darum sein Recht, ein Wesen, dem die Dichter eine bestimmte Persönlichkeit geben, das sie zur Tochter des Saturnus und der Ops machen, das sie in Gefahr kommen lassen, unter die Mißhandlungen des Priapus zu fallen, und was sie sonst von ihr erzehlen, verlohr er, sage ich, darum sein Recht, dieses Wesen auch nach seiner Art zu personifiren, weil es in Einem Tempel nur unter dem Sinnbilde des Feuers verehret ward? Denn Spence begehet dabey noch diesen Fehler, daß er das, was Ovid nur von einem gewissen Tempel der Vesta, nehmlich von dem zu Rom sagt, [e] auf alle Tempel dieser Göttin

rieth hierauf auch den Künstlern schon an, sich diese Anzeige zu Nutze zu machen, und die Furien in ihren Gemählden so vorzustellen. (Betrachtungen über die Mahlerey S. 222.) Allein Herr Winkelmann hat hernach diese seine Entdeckung selbst wiederum ungewiß gemacht, weil er nicht gefunden, daß die Furien, anstatt mit Fackeln, auch mit Dolchen von den Alten bewaffnet worden. (Descript. des Pierres gravées p. 84.) Ohne Zweifel erkennt er also die Figuren, auf Münzen der Städte Lyrba und Maßaura, die Spannheim für Furien ausgiebt (Les Cesars de Iulien p. 44.) nicht dafür, sondern für eine Hecate triformis; denn sonst fände sich allerdings hier eine Furie, die in jeder Hand einen Dolch führet, und es ist sonderbar, daß eben diese auch in bloßen ungebundenen Haaren erscheint, die an den andern mit einem Schleyer bedeckt sind. Doch gesetzt auch, es wäre wirklich so, wie es dem Herrn Winkelmann zuerst vorgekommen: so würde es auch mit diesem geschnittenen Steine eben die Bewandtniß haben, die es mit der Hetrurischen Urne hat, es wäre denn, daß sich wegen Kleinheit der Arbeit gar keine Gesichtszüge erkennen ließen. Ueberdem gehören auch die geschnittenen Steine überhaupt, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, schon mit zur Bildersprache, und ihre Figuren mögen öfterer eigensinnige Symbola der Besitzer, als freywillige Werke der Künstler seyn.

d) Polymetis Dial. VII. p. 81.

e) Fast. lib. VI. v. 295-98.

Esse diu stultus Vestæ simulacra putavi:
Mox didici curvo nulla subesse tholo.

ohne Unterschied, und auf ihre Verehrung überhaupt, ausdehnet. Wie sie in diesem Tempel zu Rom verehret ward, so ward sie nicht überall verehret, so war sie selbst nicht in Italien verehret worden, ehe ihn Numa erbaute. Numa wollte keine Gottheit in menschlicher oder thierischer Gestalt vorgestellet wissen; und darinn bestand ohne Zweifel die Verbesserung, die er in dem Dienste der Vesta machte, daß er alle persönliche Vorstellung von ihr daraus verbannte. Ovid selbst lehret uns, daß es vor den Zeiten des Numa, Bildsäulen der Vesta in ihrem Tempel gegeben habe, die, als ihre Priesterin Sylvia Mutter ward, vor Scham die jungfräulichen Hände vor die Augen hoben. *f* Daß sogar in den Tempeln, welche die Göttin ausser der Stadt in den römischen Provinzen hatte, ihre Verehrung nicht völlig von der Art gewesen, als sie Numa verordnet, scheinen verschiedene alte Innschriften zu beweisen, in welchen eines Pontificis Vestæ gedacht wird. *g* Auch zu Corinth war ein Tempel der Vesta ohne alle Bildsäule, mit einem bloßen Altare, worauf

Ignis inexſtinctus templo celatur in illo.
Effigiem nullam Veſta, nec ignis, habet.

Ovid redet nur von dem Gottesdienste der Vesta in Rom, nur von dem Tempel, den ihr Numa daselbst erbauet hatte, von dem er kurz zuvor (v. 259. 60) sagt:

Regis opus placidi, quo non metuentius ullum
Numinis ingenium terra Sabina tulit.

f) Faſt. lib. III. v. 45. 46.

Sylvia fit mater: Veſtæ ſimulacra feruntur
Virgineas oculis oppoſuiſſe manus.

Auf diese Weise hätte Spence den Ovid mit sich selbst vergleichen sollen. Der Dichter redet von verschiednen Zeiten. Hier von den Zeiten vor dem Numa, dort von den Zeiten nach ihm. In jenen ward sie in Italien unter persönlichen Vorstellungen verehret, so wie sie in Troja war verehret worden, von wannen Aeneas ihren Gottesdienst mit herüber gebracht hatte.

— — Manibus vittas, Veſtamque potentem,
Aeternumque adytis effert penetralibus ignem:

sagt Virgil von dem Geiste des Hektors, nachdem er dem Aeneas zur Flucht gerathen. Hier wird das ewige Feuer von der Vesta selbst, oder ihrer Bildsäule, ausdrücklich unterschieden. Spence muß die römischen Dichter zu seinem Behufe doch noch nicht aufmerksam genug durchgelesen haben, weil ihm diese Stelle entwischt ist.

g) Lipſius de Veſta & Veſtalibus cap. 13.

der Göttin geopfert ward. [h] Aber hatten die Griechen darum gar keine Statuen der Vesta? Zu Athen war eine im Prytaneo, neben der Statue des Friedens. [i] Die Jasseer rühmten von einer, die bey ihnen unter freyem Himmel stand, daß weder Schnee noch Regen jemals auf sie falle. [k] Plinius gedenkt einer sitzenden, von der Hand des Scopas, die sich zu seiner Zeit in den Servilianischen Gärten zu Rom befand. [l] Zugegeben, daß es uns itzt schwer wird, eine bloße Vestalin von einer Vesta selbst zu unterscheiden, beweiset dieses, daß sie auch die Alten nicht unterscheiden können, oder wohl gar nicht unterscheiden wollen? Gewiße Kennzeichen sprechen offenbar mehr für die eine, als für die andere. Das Scepter, die Fackel, das Palladium, laßen sich nur in der Hand der Göttin vermuthen. Das Tympanum, welches ihr Codinus beyleget, kömmt ihr vielleicht nur als der Erde zu; oder Codinus wußte selbst nicht recht, was er sahe. [m]

h) Pausanias Corinth. cap. XXXV. p. 198. Edit. Kuh.

i) Idem Attic. cap. XVIII. p. 41.

k) Polyb. Hist. lib. XVI. §. 11. Op. T. II. p. 443. Edit. Ernest.

l) Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 727. Edit. Hard. Scopas fecit — Vestam sedentem laudatam in Servilianis hortis. Diese Stelle muß Lipsius in Gedanken gehabt haben, als er (de Vesta cap. 3.) schrieb: Plinius Vestam sedentem effingi solitam ostendit, a stabilitate. Allein was Plinius von einem einzeln Stücke des Scopas sagt, hätte er nicht für einen allgemein angenommenen Charakter ausgeben sollen. Er merkt selbst an, daß auf den Münzen die Vesta eben so oft stehend als sitzend erscheine. Allein er verbessert dadurch nicht den Plinius, sondern seine eigene falsche Einbildung.

m) Georg. Codinus de Originib. Constant. Edit. Venet. p. 12. *Την γην λεγουσιν Εϛιαν, και πλαττουσι ἀυτην γυναικα, τυμπανον βαϛαζουσαν, ἐπειδη τους ἀνεμους ἡ γη ὑφ᾽ ἑαυτην συγκλειει.* Suidas: aus ihm, oder beyde aus einem ältern, sagt unter dem Worte *Εϛια* eben dieses. „Die Erde wird unter dem Namen Vesta als eine Frau gebildet, „welche ein Tympanon trägt, weil sie die Winde in sich verschloßen hält." Die Ursache ist ein wenig abgeschmackt. Es würde sich eher haben hören laßen, wenn er gesagt hätte, daß ihr deswegen ein Tympanon beygegeben werde, weil die Alten zum Theil geglaubt, daß ihre Figur damit übereinkomme; *σχημα ἀυτης τυμπανοειδες ἐιναι.* (Plutarchus de placitis Philos. cap. 10. id. de facie in orbe Lunæ.) Wo sich aber Codinus nur nicht entweder in der Figur, oder in dem Namen, oder gar in beyden geirret hat. Er wußte vielleicht, was er die Vesta tragen sahe, nicht besser zu nennen, als ein Tympanum; oder hörte es ein Tympanum nennen, und konnte sich

X.

Ich merke noch eine Befremdung des Spence an, welche deutlich zeiget, wie wenig er über die Grenzen der Poesie und Mahlerey muß nachgedacht haben.

„Was die Musen überhaupt betrift, sagt er, so ist es doch „sonderbar, daß die Dichter in Beschreibung derselben so spar„sam sind, weit sparsamer, als man es bey Göttinnen, denen „sie so große Verbindlichkeit haben, erwarten sollte.“ *a*

Was heißt das anders, als sich wundern, daß wenn die Dichter von ihnen reden, sie es nicht in der stummen Sprache der Mahler thun? Urania ist den Dichtern die Muse der Sternkunst; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künstler, um es kenntlich zu machen muß sie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weisen laßen; dieser Stab, diese Himmelskugel, diese ihre Stellung sind seine Buchstaben, aus welchen er uns den Namen Urania zusammensetzen läßt. Aber wenn der Dichter sagen will: Urania hatte seinen Tod längst aus den Sternen vorhergesehn;

Ipsa diu positis lethum prædixerat astris
Uranie — *b*

warum soll er, in Rücksicht auf den Mahler, dazusetzen: Urania, den Radius in der Hand, die Himmelskugel vor sich? Wäre es nicht, als ob ein Mensch, der laut reden kann und darf, sich noch zugleich der Zeichen bedienen sollte, welche die Stummen im Serraglio des Türken, aus Mangel der Stimme, unter sich erfunden haben?

Eben dieselbe Befremdung äußert Spence nochmals bey den moralischen Wesen, oder denjenigen Gottheiten, welche die Alten den Tugenden und der Führung des menschlichen Lebens vor-

nichts anders dabey gedenken, als das Instrument, welches wir eine Heerpaucke nennen. Tympana waren aber auch eine Art von Rädern:

Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plaustris
Agricolæ —

(Virgilius Georgic. lib. II. v. 444.) Und einem solchen Rade scheinet mir das, was sich an der Vesta des Fabretti zeiget, (Ad Tabulam Iliadis p. 334.) und dieser Gelehrte für eine Handmühle hält, sehr ähnlich zu seyn.

a) Polymetis Dial. VIII. p. 91.

b) Statius Theb. VIII. v. 551.

setzten. c „Es verdienet angemerkt zu werden, sagt er, daß die „römischen Dichter von den besten dieser moralischen Wesen „weit weniger sagen, als man erwarten sollte. Die Artisten „sind in diesem Stücke viel reicher, und wer wissen will, was „jedes derselben für einen Aufzug gemacht, darf nur die Mün„zen der römischen Kayser zu Rathe ziehen. — d Die Dichter „sprechen von diesen Wesen zwar öfters, als von Personen; „überhaupt aber sagen sie von ihren Attributen, ihrer Kleidung „und übrigem Ansehen sehr wenig.“ —

Wenn der Dichter Abstracta personifiret, so sind sie durch den Namen, und durch das, was er sie thun läßt, genugsam charakterisiret.

Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen personifirten Abstractis Sinnbilder zugeben, durch welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder weil sie etwas anders sind, und etwas anders bedeuten, machen sie zu allegorischen Figuren.

Eine Frauensperson mit einem Zaume in der Hand; eine andere an eine Säule gelehnet, sind in der Kunst allegorische Wesen. Allein die Mäßigung, die Standhaftigkeit bey dem Dichter, sind keine allegorische Wesen, sondern bloß personifirte Abstracta.

Die Sinnbilder dieser Wesen bey dem Künstler, hat die Noth erfunden. Denn er kann sich durch nichts anders verständlich machen, was diese oder jene Figur bedeuten soll. Wozu aber den Künstler die Noth treibet, warum soll sich das der Dichter aufdringen laßen, der von dieser Noth nichts weis?

Was Spencen so sehr befremdet, verdienet den Dichtern als eine Regel vorgeschrieben zu werden. Sie müßen die Bedürfnisse der Mahlerey nicht zu ihrem Reichthume machen. Sie müssen die Mittel, welche die Kunst erfunden hat, um der Poesie nachzukommen, nicht als Vollkommenheiten betrachten, auf die sie neidisch zu seyn Ursache hätten. Wenn der Künstler eine Figur mit Sinnbildern auszieret, so erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Wesen. Bedienet sich aber der

c) Polym. Dial. X. p. 137.
d) Ibid. p. 134.

Dichter dieser mahlerischen Ausstaffirungen, so macht er aus einem höhern Wesen eine Puppe.

So wie diese Regel durch die Befolgung der Alten bewähret ist, so ist die gefließendliche Uebertretung derselben ein Lieblingsfehler der neuern Dichter. Alle ihre Wesen der Einbildung gehen in Maske, und die sich auf diese Maskeraden am besten verstehen, verstehen sich meistentheils auf das Hauptwerk am wenigsten: nehmlich, ihre Wesen handeln zu laßen, und sie durch die Handlungen derselben zu charakterisiren.

Doch giebt es unter den Attributen, mit welchen die Künstler ihre Abstracta bezeichnen, eine Art, die des poetischen Gebrauchs fähiger und würdiger ist. Ich meine diejenigen, welche eigentlich nichts allegorisches haben, sondern als Werkzeuge zu betrachten sind, deren sich die Wesen, welchen sie beygeleget werden, falls sie als wirkliche Personen handeln sollten, bedienen würden oder könnten. Der Zaum in der Hand der Mäßigung, die Säule an welche sich die Standhaftigkeit lehnet, sind lediglich allegorisch, für den Dichter also von keinem Nutzen. Die Wage in der Hand der Gerechtigkeit, ist es schon weniger, weil der rechte Gebrauch der Wage wirklich ein Stück der Gerechtigkeit ist. Die Leyer oder Flöte aber in der Hand einer Muse, die Lanze in der Hand des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulcans, sind ganz und gar keine Sinnbilder, sind bloße Instrumente, ohne welche diese Wesen die Wirkungen, die wir ihnen zuschreiben, nicht hervorbringen können. Von dieser Art sind die Attribute, welche die alten Dichter in ihre Beschreibungen etwa noch einflechten, und die ich deswegen zum Unterschiede jener allegorischen, die poetischen nennen möchte. Diese bedeuten die Sache selbst, jene nur etwas ähnliches. *e*

e) Man mag in dem Gemählde, welches Horaz von der Nothwendigkeit macht, und welches vielleicht das an Attributen reichste Gemählde bey allen alten Dichtern ist: (Lib. I. Od. 35.)

Te femper anteit fæva Neceffitas:
Clavos trabales & cuneos manu
Geftans ahenea; nec feverus
Uncus abeft liquidumque plumbum —

man mag, sage ich, in diesem Gemählde die Nägel, die Klammern, das fließende Bley, für Mittel der Befestigung oder für Werkzeuge der Bestrafung

XI.

Auch der Graf Caylus scheinet zu verlangen, daß der Dichter seine Wesen der Einbildung mit allegorischen Attributen

annehmen, so gehören sie doch immer mehr zu den poetischen, als allegorischen Attributen. Aber auch als solche sind sie zu sehr gehäuft, und die Stelle ist eine von den frostigsten des Horaz. Sanadon sagt: J'ose dire que ce tableau pris dans le detail feroit plus beau sur la toile que dans une ode heroique. Je ne puis souffrir cet attirail patibulaire de clous, de coins, de crocs, & de plomb fondu. J'ai cru en devoir decharger la traduction, en substituant les idées generales aux idées singulieres. C'est dommage que le Poet ait eu besoin de ce correctif. Sanadon hatte ein feines und richtiges Gefühl, nur der Grund, womit er es bewähren will, ist nicht der rechte. Nicht weil die gebrauchten Attributa ein attirail patibulaire sind; denn es stand nur bey ihm, die andere Auslegung anzunehmen, und das Galgengeräthe in die festesten Bindemittel der Baukunst zu verwandeln: sondern, weil alle Attributa eigentlich für das Auge, und nicht für das Gehör gemacht sind, und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten sollten, wenn man sie uns durch das Gehör beybringen will, eine größere Anstrengung erfordern, und einer geringern Klarheit fähig sind. — Der Verfolg von der angeführten Strophe des Horaz erinnert mich übrigens an ein Paar Versehen des Spence, die von der Genauigkeit, mit welcher er die angezogenen Stellen der alten Dichter will erwogen haben, nicht den vortheilhaftesten Begriff erwecken. Er redet von dem Bilde, unter welchem die Römer die Treue oder Ehrlichkeit vorstellten. (Dial. X. p. 145.) „Die Römer, sagt er, nannten „sie Fides; und wenn sie sie Sola Fides nannten, so scheinen sie den hohen „Grad dieser Eigenschaft, den wir durch grundehrlich (im Englischen downright „honesty) ausdrücken, darunter verstanden zu haben. Sie wird mit einer „freyen offenen Gesichtsbildung und in nichts als einem dünnen Kleide vor„gestellet, welches so fein ist, daß es für durchsichtig gelten kann. Horaz „nennet sie daher, in einer von seinen Oden, dünnbekleidet; und in einer „andern, durchsichtig." In dieser kleinen Stelle sind nicht mehr als drey ziemlich grobe Fehler. Erstlich ist es falsch, daß Sola ein besonderes Beywort sey, welches die Römer der Göttin Fides gegeben. In den beyden Stellen des Livius, die er desfalls zum Beweise anführt, (Lib. I. §. 21. Lib. II. §. 3.) bedeutet es weiter nichts, als was es überall bedeutet, die Ausschließung alles übrigen. In der einen Stelle scheinet den Criticis das soli sogar verdächtig und durch einen Schreibefehler, der durch das gleich darneben stehende solenne veranlasset worden, in den Text gekommen zu seyn. In der andern aber ist nicht von der Treue, sondern von der Unschuld, der Unsträflichkeit, Innocentia, die Rede. Zweytens: Horaz soll in einer seiner Oden, der Treue das Beywort dünnbekleidet geben; nehmlich in der oben angezogenen fünf und dreyßigsten des ersten Buchs:

ausschmücken solle. a Der Graf verstand sich beßer auf die Mahlerey, als auf die Poesie.

Doch ich habe in seinem Werke, in welchem er dieses Verlangen äußert, Anlaß zu erheblichern Betrachtungen gefunden,

Te spes, & albo rara fides colit
Velata panno.

Es ist wahr, rarus heißt auch dünne; aber hier heißt es bloß selten, was wenig vorkömmt, und ist das Beywort der Treue selbst, und nicht ihrer Bekleidung. Spence würde Recht haben, wenn der Dichter gesagt hätte: Fides raro velata panno. Drittens: an einem andern Orte soll Horaz die Treue oder Redlichkeit durchsichtig nennen; um eben das damit anzudeuten, was wir in unsern gewöhnlichen Freundschaftsversicherungen zu sagen pflegen: ich wünschte, Sie könnten mein Herz sehen. Und dieser Ort soll die Zeile der achtzehnten Ode des ersten Buchs seyn:

Arcanique Fides prodiga, pellucidior vitro.

Wie kann man sich aber von einem bloßen Worte so verführen laßen? Heißt denn Fides arcani prodiga die Treue? Oder heißt es nicht vielmehr, die Treulosigkeit? Von dieser sagt Horaz, und nicht von der Treue, daß sie durchsichtig wie Glas sey, weil sie die ihr anvertrauten Geheimniße eines jeden Blicke bloßstellet.

a) Apollo übergiebt den gereinigten und balsamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe, ihn nach seinem Vaterlande zu bringen. (Il. π. v. 681. 82.)

Πεμπε δε μιν πομποισιν ἁμα κραιπνοισι φερεσθαι
Ὑπνῳ και Θανατῳ διδυμαοσιν.

Caylus empfiehlt diese Erdichtung dem Mahler, fügt aber hinzu; Il est facheux, qu'Homere ne nous ait rien laissé sur les attributs qu'on donnoit de son tems au Sommeil; nous ne connoissons, pour caracteriser ce Dieu, que son action même, & nous le couronnons de pavots. Ces idées sont modernes; la premiere est d'un mediocre service, mais elle ne peut être employée dans le cas present, ou même les fleurs me paroissent deplacées, sur tout pour une figure qui groupe avec la mort. (S. Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homere & de l'Eneide de Virgile, avec des observations generales sur le Costume, à Paris 1757. 8.) Das heißt von dem Homer eine von den kleinen Zierrathen verlangen, die am meisten mit seiner großen Manier streiten. Die sinnreichsten Attributa, die er dem Schlafe hätte geben können, würden ihn bey weitem nicht so vollkommen charakterisiret, bey weitem kein so lebhaftes Bild bey uns erregt haben, als der einzige Zug, durch den er ihn zum Zwillingsbruder des Todes macht. Diesen Zug suche der Künstler auszudrücken, und er wird alle Attributa entbehren können. Die alten Künstler haben auch wirklich den Tod und den Schlaf mit der Aehnlichkeit unter sich vorgestellet, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Cedernholz in dem Tempel der Juno

wovon ich das Wesentlichste, zu beßerer Erwägung, hier anmerke.

Der Künstler, ist des Grafen Absicht, soll sich mit dem größten mahlerischen Dichter, mit dem Homer, mit dieser zweyten Natur, näher bekannt machen. Er zeigt ihm, welchen reichen noch nie genutzten Stoff zu den trefflichsten Schildereyen die von dem Griechen behandelte Geschichte darbiete, und wie so viel vollkommner ihm die Ausführung gelingen müße, je genauer er sich an die kleinsten von dem Dichter bemerkten Umstände halten könne.

In diesem Vorschlage vermischt sich also die oben getrennte doppelte Nachahmung. Der Mahler soll nicht allein das nachahmen, was der Dichter nachgeahmet hat, sondern er soll es auch mit den nehmlichen Zügen nachahmen; er soll den Dichter nicht bloß als Erzehler, er soll ihn als Dichter nutzen.

zu Elis, ruhten sie beyde als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beyde mit übereinander geschlagenen Füßen. Denn so wollte ich die Worte des Pausanias (Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh.) ἀμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας, lieber übersetzen, als mit krummen Füßen, oder wie es Gedoyn in seiner Sprache gegeben hat: les pieds contrefaits. Was sollten die krummen Füße hier ausdrücken? Uebereinander geschlagene Füße hingegen sind die gewöhnliche Lage der Schlafenden, und der Schlaf beym Maffei (Raccol. Pl. 151.) liegt nicht anders. Die neuen Artisten sind von dieser Aehnlichkeit, welche Schlaf und Tod bey den Alten miteinander haben, gänzlich abgegangen, und der Gebrauch ist allgemein worden, den Tod als ein Skelet, höchstens als ein mit Haut bekleidetes Skelet vorzustellen. Vor allen Dingen hätte Caylus dem Künstler also hier rathen müßen, ob er in Vorstellung des Todes dem alten oder dem neuen Gebrauche folgen solle. Doch er scheinet sich für den neuern zu erklären, da er den Tod als eine Figur betrachtet, gegen die eine andere mit Blumen gekrönet, nicht wohl gruppiren möchte. Hat er aber hierbey auch bedacht, wie unschicklich diese moderne Idee in einem homerischen Gemählde seyn dürfte? Und wie hat ihm das Eckelhafte derselben nicht anstößig seyn können? Ich kann mich nicht bereden, daß das kleine metallene Bild in der Herzoglichen Gallerie zu Florenz, welches ein liegendes Skelet vorstellet, das mit dem einen Arme auf einem Aschenkruge ruhet, (Spence's Polymetis Tab. XLI.) eine wirkliche Antike sey. Den Tod überhaupt kann es wenigstens nicht vorstellen sollen, weil ihn die Alten anders vorstellten. Selbst ihre Dichter haben ihn unter diesem widerlichen Bilde nie gedacht.

Diese zweyte Art der Nachahmung aber, die für den Dichter so verkleinerlich ist, warum ist sie es nicht auch für den Künstler? Wenn vor dem Homer eine solche Folge von Gemählden, als der Graf Caylus aus ihm angiebt, vorhanden gewesen wäre, und wir wüßten, daß der Dichter aus diesen Gemählden sein Werk genommen hätte: würde er nicht von unserer Bewunderung unendlich verlieren? Wie kömmt es, daß wir dem Künstler nichts von unserer Hochachtung entziehen, wenn er schon weiter nichts thut, als daß er die Worte des Dichters mit Figuren und Farben ausdrücket?

Die Ursach scheinet diese zu seyn. Bey dem Artisten dünket uns die Ausführung schwerer, als die Erfindung; bey dem Dichter hingegen ist es umgekehrt, und seine Ausführung dünket uns gegen die Erfindung das Leichtere. Hätte Virgil die Verstrickung des Laokoon und seiner Kinder von der Gruppe genommen, so würde ihm das Verdienst, welches wir bey diesem seinem Bilde für das schwerere und größere halten, fehlen, und nur das geringere übrig bleiben. Denn diese Verstrickung in der Einbildungskraft erst schaffen, ist weit wichtiger, als sie in Worten ausdrücken. Hätte hingegen der Künstler diese Verstrickung von dem Dichter entlehnet, so würde er in unsern Gedanken doch noch immer Verdienst genug behalten, ob ihm schon das Verdienst der Erfindung abgehet. Denn der Ausdruck in Marmor ist unendlich schwerer als der Ausdruck in Worten; und wenn wir Erfindung und Darstellung gegen einander abwägen, so sind wir jederzeit geneigt, dem Meister an der einen so viel wiederum zu erlassen, als wir an der andern zu viel erhalten zu haben meinen.

Es giebt sogar Fälle, wo es für den Künstler ein größeres Verdienst ist, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmet zu haben, als ohne dasselbe. Der Mahler, der nach der Beschreibung eines Thomsons eine schöne Landschaft darstellet, hat mehr gethan, als der sie gerade von der Natur copiret. Dieser siehet sein Urbild vor sich; jener muß erst seine Einbildungskraft so anstrengen, bis er es vor sich zu sehen glaubet. Dieser macht aus lebhaften sinnlichen Eindrücken etwas Schönes; jener aus schwanken und schwachen Vorstellungen willkührlicher Zeichen.

So natürlich aber die Bereitwilligkeit ist, dem Künstler das Verdienst der Erfindung zu erlaßen, eben so natürlich hat daraus die Lauigkeit gegen daßelbe bey ihm entspringen müßen. Denn da er sahe, daß die Erfindung seine glänzende Seite nie werden könne, daß sein größtes Lob von der Ausführung abhange, so ward es ihm gleich viel, ob jene alt oder neu, einmal oder unzähligmal gebraucht sey, ob sie ihm oder einem anderen zugehöre. Er blieb in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publico geläufig gewordener Vorwürfe, und ließ seine ganze Erfindsamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zusammensetzungen alter Gegenstände. Das ist auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Mahlerey mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob sie dieselbe schon sogar in mahlerische und dichterische eintheilen, so gehet doch auch die dichterische nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs selbst, sondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck.[b] Es ist Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, sondern einzelner Theile, und ihrer Lage unter einander. Es ist Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz seinem tragischen Dichter anrieth:

— — — Tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.[c]

Anrieth, sage ich, aber nicht befahl. Anrieth, als für ihn leichter, bequemer, zuträglicher; aber nicht befahl, als beßer und edler an sich selbst.

In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geschichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert frostige Kleinigkeiten, die sonst zum Verständnisse des Ganzen unentbehrlich seyn würden, kann er übergehen; und je geschwinder er seinen Zuhörern verständlich wird, desto geschwinder kann er sie interessiren. Diesen Vortheil hat auch der Mahler, wenn uns sein Vorwurf nicht fremd ist, wenn wir mit dem ersten Blicke die Absicht und Meinung seiner ganzen Composition erkennen, wenn wir auf eins, seine Personen nicht bloß

b) Betrachtungen über die Mahlerey S. 159. u. f.

c) Ad Pisones v. 128-30.

sprechen sehen, sondern auch hören, was sie sprechen. Von dem ersten Blicke hanget die größte Wirkung ab, und wenn uns dieser zu mühsamen Nachsinnen und Rathen nöthiget, so erkaltet unsere Begierde gerühret zu werden; um uns an dem unverständlichen Künstler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck, und weh ihm, wann er die Schönheit dem Ausdrucke aufgeopfert hat! Wir finden sodann gar nichts, was uns reitzen könnte, vor seinem Werke zu verweilen; was wir sehen gefällt uns nicht, und was wir dabey denken sollen, wissen wir nicht.

Nun nehme man beydes zusammen; einmal, daß die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs das vornehmste bey weitem nicht ist, was wir von dem Mahler verlangen; zweytens, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung seiner Kunst befödert und erleichtert: und ich meine, man wird die Ursache, warum er sich so selten zu neuen Vorwürfen entschließt, nicht mit dem Grafen Caylus, in seiner Bequemlichkeit, in seiner Unwissenheit, in der Schwierigkeit des mechanischen Theiles der Kunst, welche allen seinen Fleiß, alle seine Zeit erfordere, suchen dürfen; sondern man wird sie tiefer gegründet finden, und vielleicht gar, was Anfangs Einschränkung der Kunst, Verkümmerung unsers Vergnügens, zu seyn scheinet, als eine weise und uns selbst nützliche Enthaltsamkeit an dem Artisten zu loben geneigt seyn. Ich fürchte auch nicht, daß mich die Erfahrung widerlegen werde. Die Mahler werden dem Grafen für seinen guten Willen danken, aber ihn schwerlich so allgemein nutzen, als er es erwartet. Geschähe es jedoch: so würde über hundert Jahr ein neuer Caylus nöthig seyn, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtniß brächte, und den Künstler in das Feld zurückführte, wo andere vor ihm so unsterbliche Lorbeeren gebrochen haben. Oder verlangt man, daß das Publicum so gelehrt seyn soll, als der Kenner aus seinen Büchern ist? Daß ihm alle Scenen der Geschichte und der Fabel, die ein schönes Gemählde geben können, bekannt und geläufig seyn sollen? Ich gebe es zu, daß die Künstler beßer gethan hätten, wenn sie seit Raphaels Zeiten, anstatt des Ovids, den Homer zu ihrem Handbuche gemacht hätten. Aber da es nun einmal nicht geschehen ist, so laße

man das Publicum in seinem Gleise, und mache ihm sein Vergnügen nicht saurer, als ein Vergnügen zu stehen kommen muß, um das zu seyn, was es seyn soll.

Protogenes hatte die Mutter des Aristoteles gemahlt. Ich weis nicht wie viel ihm der Philosoph dafür bezahlte. Aber entweder anstatt der Bezahlung, oder noch über die Bezahlung, ertheilte er ihm einen Rath, der mehr als die Bezahlung werth war. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß sein Rath eine bloße Schmeicheley gewesen sey. Sondern vornehmlich weil er das Bedürfniß der Kunst erwog, allen verständlich zu seyn, rieth er ihm, die Thaten des Alexanders zu mahlen; Thaten, von welchen damals alle Welt sprach, und von welchen er voraus sehen konnte, daß sie auch der Nachwelt unvergeßlich seyn würden. Doch Protogenes war nicht gesetzt genug, diesem Rathe zu folgen; impetus animi, sagt Plinius, & quædam artis libido,[d] ein gewisser Uebermuth der Kunst, eine gewisse Lüsternheit nach dem Sonderbaren und Unbekannten, trieben ihn zu ganz andern Vorwürfen. Er mahlte lieber die Geschichte eines Jalysus,[e] einer Cydippe und dergleichen, von welchen man itzt auch nicht einmal mehr errathen kann, was sie vorgestellet haben.

XII.

Homer bearbeitet eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen; sichtbare und unsichtbare. Diesen Unterschied kann

d) Lib. XXXV. sect. 36. p. 700 Edit. Hard.

e) Richardson nennet dieses Werk, wenn er die Regel erläutern will, daß in einem Gemählde die Aufmerksamkeit des Betrachters durch nichts, es möge auch noch so vortrefflich seyn, von der Hauptfigur abgezogen werden müße. „Protogenes," sagt er, „hatte in seinem berühmten Gemählde Jalysus ein Rebhuhn mit angebracht, und es mit so vieler Kunst ausgemahlet, „daß es zu leben schien, und von ganz Griechenland bewundert ward; weil „es aber aller Augen, zum Nachtheil des Hauptwerks, zu sehr an sich zog, „so löschte er es gänzlich wieder aus." (Traité de la Peinture T. I. p. 46.) Richardson hat sich geirret. Dieses Rebhuhn war nicht in dem Jalysus, sondern in einem andern Gemählde des Protogenes gewesen, welches der ruhende oder müßige Satyr, Σατυρος ἀναπαυομενος, hieß. Ich würde diesen Fehler, welcher aus einer mißverstandenen Stelle des Plinius entsprungen ist, kaum anmerken, wenn ich ihn nicht auch beym Meursius

die Mahlerey nicht angeben: bey ihr ist alles sichtbar; und auf einerley Art sichtbar.

Wenn also der Graf Caylus die Gemählde der unsichtbaren Handlungen in unzertrennter Folge mit den sichtbaren fortlauffen läßt; wenn er in den Gemählden der vermischten Handlungen, an welchen sichtbare und unsichtbare Wesen Theil nehmen, nicht angiebt, und vielleicht nicht angeben kann, wie die letztern, welche nur wir, die wir das Gemählde betrachten, darinn entdecken sollten, so anzubringen sind, daß die Personen des Gemähldes sie nicht sehen, wenigstens sie nicht nothwendig sehen zu müssen scheinen können: so muß nothwendig sowohl die ganze Folge, als auch manches einzelne Stück dadurch äusserst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden.

Doch diesem Fehler wäre, mit dem Buche in der Hand, noch endlich abzuhelfen. Das schlimmste dabey ist nur dieses, daß durch die mahlerische Aufhebung des Unterschiedes der sichtbaren und unsichtbaren Wesen, zugleich alle die charakteristischen Züge verloren gehen, durch welche sich diese höhere Gattung über jene geringere erhebet.

Z. E. Wenn endlich die über das Schicksal der Trojaner getheilten Götter unter sich selbst handgemein werden: so gehet bey dem Dichter [a] dieser ganze Kampf unsichtbar vor, und diese Unsichtbarkeit erlaubet der Einbildungskraft die Scene zu erweitern, und läßt ihr freyes Spiel, sich die Personen der Götter

stände: (Rhodi lib. I. cap. 14. p. 38.) In eadem, tabula sc. in qua Ialysus, Satyrus erat, quem dicebant Anapavomenon, tibias tenens. Desgleichen bey dem Herrn Winkelmann selbst. (Von der Nachahm. der Gr. W. in der Mahl. und Bildh. S. 56.) Strabo ist der eigentliche Währmann dieses Histörchens mit dem Rebhuhne, und dieser unterscheidet den Jalysus, und den an eine Säule sich lehnenden Satyr, auf welcher das Rebhuhn saß, ausdrücklich. (Lib. XIV. p. 750 Edit. Xyl.) Die Stelle des Plinius (Lib. XXXV. sect. 36. p. 699.) haben Meursius und Richardson und Winkelmann deswegen falsch verstanden, weil sie nicht Acht gegeben, daß von zwey verschiedenen Gemählden daselbst die Rede ist: dem einen, dessenwegen Demetrius die Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreiffen wollte, wo es stand; und dem andern, welches Protogenes, während dieser Belagerung mahlte. Jenes war der Jalysus, und dieses der Satyr.

a) Iliad. Φ. v. 385.

und ihre Handlungen so groß, und über das gemeine Menschliche so weit erhaben zu denken, als sie nur immer will. Die Mahlerey aber muß eine sichtbare Scene annehmen, deren verschiedene nothwendige Theile der Maaßstab für die darauf handelnden Personen werden; ein Maaßstab, den das Auge gleich darneben hat, und dessen Unproportion gegen die höhern Wesen, diese höhern Wesen, die bey dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künstlers ungeheuer macht.

Minerva, auf welche Mars in diesem Kampfe den ersten Angriff waget, tritt zurück, und fasset mit mächtiger Hand von dem Boden einen schwarzen, rauhen, grossen Stein auf, den vor alten Zeiten vereinigte Männerhände zum Grenzsteine hingewälzet hatten.

Η δ' ἀναχασσαμενη λιθον εἱλετο χειρι παχειῃ,
Κειμενον ἐν πεδιῳ, μελανα, τρηχυν τε, μεγαν τε,
Τον ῥ' ἀνδρες προτεροι θεσαν ἐμμεναι οὐρον ἀρουρης.

Um die Grösse dieses Steins gehörig zu schätzen, erinnere man sich, daß Homer seine Helden noch einmal so stark macht, als die stärksten Männer seiner Zeit, jene aber von den Männern, wie sie Nestor in seiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertreffen läßt. Nun frage ich, wenn Minerva einen Stein, den nicht Ein Mann, den Männer aus Nestors Jugendjahren zum Grenzsteine aufgerichtet hatten, wenn Minerva einen solchen Stein gegen den Mars schleidert, von welcher Statur soll die Göttin seyn? Soll ihre Statur der Grösse des Steines proportionirt seyn, so fällt das Wunderbare weg. Ein Mensch, der dreymal grösser ist als ich, muß natürlicher Weise auch einen dreymal grössern Stein schleidern können. Soll aber die Statur der Göttin der Grösse des Steins nicht angemessen seyn, so entstehet eine anschauliche Unwahrscheinlichkeit in dem Gemählde, deren Anstößigkeit durch die kalte Ueberlegung, daß eine Göttin übermenschliche Stärke haben müsse, nicht gehoben wird. Wo ich eine größere Wirkung sehe, will ich auch grössere Werkzeuge wahrnehmen.

Und Mars, von diesem gewaltigen Steine niedergeworffen,

Επτα δ' επεσχε πελεθρα — —

bedeckte sieben Hufen. Unmöglich kann der Mahler dem Gotte

diese ausserordentliche Grösse geben. Giebt er sie ihm aber nicht, so liegt nicht Mars zu Boden, nicht der Homerische Mars, sondern ein gemeiner Krieger. [b]

Longin sagt, es komme ihm öfters vor, als habe Homer seine Menschen zu Göttern erheben, und seine Götter zu Menschen herabsetzen wollen. Die Mahlerey vollführet diese Herabsetzung. In ihr verschwindet vollends alles, was bey dem Dichter die Götter noch über die göttlichen Menschen setzet. Grösse, Stärke, Schnelligkeit, wovon Homer noch immer einen höhern, wunderbarern Grad für seine Götter in Vorrath hat, als er

b) Diesen unsichtbaren Kampf der Götter hat Quintus Calaber in seinem zwölften Buche (v. 158-185.) nachgeahmet, mit der nicht undeutlichen Absicht, sein Vorbild zu verbessern. Es scheinet nehmlich, der Grammatiker habe es unanständig gefunden, daß ein Gott mit einem Steine zu Boden geworfen werde. Er läßt also zwar auch die Götter große Felsenstücke, die sie von dem Ida abreissen, gegeneinander schleidern; aber diese Felsen zerschellen an den unsterblichen Gliedern der Götter, und stieben wie Sand um sie her:

— — — Οι δε κολωνας
Χερσιν ἀπορρηξαντες ἀπ᾽ οὐδεος Ιδαιοιο
Βαλλον ἐπ᾽ ἀλληλους· αἱ δε ψαμαθοισι ὁμοιαι
Ρεια διεσκιδναντο· θεων περι δ᾽ ἀσχετα γυια
Ρηγνυμενα δια τυτθα — —

Eine Künsteley, welche die Hauptsache verdirbt. Sie erhöhet unsern Begriff von den Körpern der Götter, und macht die Waffen, welche sie gegen einander brauchen, lächerlich. Wenn Götter einander mit Steinen werffen, so müssen diese Steine auch die Götter beschädigen können, oder wir glauben muthwillige Buben zu sehen, die sich mit Erdklössen werfen. So bleibt der alte Homer immer der Weisere, und aller Tadel, mit dem ihn der kalte Kunstrichter belegt, aller Wettstreit, in welchen sich geringere Genies mit ihm einlassen, dienen zu weiter nichts, als seine Weisheit in ihr bestes Licht zu setzen. Indeß will ich nicht leugnen, daß in der Nachahmung des Quintus nicht auch sehr trefliche Züge vorkommen, und die ihm eigen sind. Doch sind es Züge, die nicht sowohl der bescheidenen Grösse des Homers geziemen, als dem stürmischen Feuer eines neuern Dichters Ehre machen würden. Daß das Geschrey der Götter, welches hoch bis in den Himmel und tief bis in den Abgrund ertönet, welches den Berg und die Stadt und die Flotte erschüttert, von den Menschen nicht gehöret wird, dünket mich eine sehr vielbedeutende Wendung zu seyn. Das Geschrey war grösser, als daß es die kleinen Werkzeuge des menschlichen Gehöres fassen konnten.

seinen vorzüglichsten Helden beyleget, e müssen in dem Gemählde auf das gemeine Maaß der Menschheit herabsinken, und Jupiter und Agamemnon, Apollo und Achilles, Ajax und Mars, werden vollkommen einerley Wesen, die weiter an nichts als an äusserlichen verabredeten Merkmalen zu kennen sind.

Das Mittel, dessen sich die Mahlerey bedienet, uns zu verstehen zu geben, daß in ihren Compositionen dieses oder jenes als unsichtbar betrachtet werden müsse, ist eine dünne Wolke, in welche sie es von der Seite der mithandelnden Personen einhüllet. Diese Wolke scheinet aus dem Homer selbst entlehnet

e) In Ansehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einzigesmal flüchtig durchlauffen hat, diese Assertion in Abrede seyn. Nur dürfte er sich vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, aus welchen es erhellet, daß der Dichter seinen Göttern auch eine körperliche Grösse gegeben, die alle natürliche Maasse weit übersteiget. Ich verweise ihn also, ausser der angezognen Stelle von dem zu Boden geworffnen Mars, der sieben Hufen bedecket, auf den Helm der Minerva, (Κυνεην εκατον πολεων πρυλεεσσ᾽ ἀραρυιαν. Iliad. E. v. 744.) unter welchem sich so viel Streiter, als hundert Städte in das Feld zu stellen vermögen, verbergen können; auf die Schritte des Neptunus; (Iliad. N. v. 20.) vornehmlich aber auf die Zeilen aus der Beschreibung des Schildes, wo Mars und Minerva die Truppen der belagerten Stadt anführen. (Iliad. Σ. v. 516-19.)

— — Ηρχε δ᾽ ἀρα σφιν Αρης και Παλλας Αθηνη
Αμφω χρυσειω, χρυσεια δε ἑιματα ἑσθην
Καλω και μεγαλω συν τευχεσιν, ὡς τε θεω περ,
Αμφις ἀριζηλω· λαοι δ᾽ ὑπολιζονες ἠσαν.

Selbst Ausleger des Homers, alte sowohl als neue, scheinen sich nicht allezeit dieser wunderbaren Statur seiner Götter genugsam erinnert zu haben; welches aus den lindernden Erklärungen abzunehmen, die sie über den grossen Helm der Minerva geben zu müssen glauben. (S. die Clarkisch-Ernestische Ausgabe des Homers an der angezogenen Stelle.) Man verliert aber von der Seite des Erhabenen unendlich viel, wenn man sich die Homerischen Götter nur immer in der gewöhnlichen Grösse denkt, in welcher man sie, in Gesellschaft der Sterblichen, auf der Leinewand zu sehen verwöhnet wird. Ist es indeß schon nicht der Mahlerey vergönnet, sie in diesen übersteigenden Dimensionen darzustellen, so darf es doch die Bildhauerey gewissermaassen thun; und ich bin überzeugt, daß die alten Meister, so wie die Bildung der Götter überhaupt, also auch das Kolossalische, das sie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnet haben. (Herodot. lib. II. p. 130. Edit. Wessel.) Verschiedene Anmerkungen über dieses Kolossalische insbesondere, und warum es in der Bildhauerey von so grosser, in der Mahlerey aber von gar keiner Wirkung ist, verspare ich auf einen andern Ort.

zu seyn. Denn wenn im Getümmel der Schlacht einer von den wichtigern Helden in Gefahr kömmt, aus der ihm keine andere, als göttliche Macht retten kann: so läßt der Dichter ihn von der schützenden Gottheit in einen dicken Nebel, oder in Nacht verhüllen, und so davon führen; als den Paris von der Venus, [d] den Idäus vom Neptun, [e] den Hektor vom Apollo. [f] Und diesen Nebel, diese Wolke, wird Caylus nie vergessen, dem Künstler bestens zu empfehlen, wenn er ihm die Gemählde von dergleichen Begebenheiten vorzeichnet. Wer sieht aber nicht, daß bey dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetische Redensart für unsichtbar machen, seyn soll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, diesen poetischen Ausdruck realisiret, und eine wirkliche Wolke in dem Gemählde angebracht zu finden, hinter welcher der Held, wie hinter einer spanischen Wand, vor seinem Feinde verborgen stehet. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Grenzen der Mahlerey herausgehen; denn diese Wolke ist hier eine wahre Hieroglyphe, ein blosses symbolisches Zeichen, das den befreyten Held nicht unsichtbar macht, sondern den Betrachtern zuruft: ihr müßt ihn euch als unsichtbar vorstellen. Sie ist hier nichts besser, als die beschriebenen Zettelchen, die auf alten gothischen Gemählden den Personen aus dem Munde gehen.

Es ist wahr, Homer läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrücket, noch dreymal nach dem dücken Nebel mit der Lanze stossen: τϱις δ' ηεϱα τυψε βαϑειαν. [g] Allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles so wüthend gewesen, daß er noch dreymal gestossen, ehe er es gemerkt, daß er seinen Feind nicht mehr vor sich habe. Keinen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht, und das ganze Kunststück, womit die Götter unsichtbar machten, bestand auch nicht in dem Nebel, sondern in der schnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung so schnell geschehen, daß kein menschliches Auge dem entrückten Körper nach-

d) Iliad. Γ. v. 381.
e) Iliad. E. v. 23.
f) Iliad. Υ. v. 444.
g) Ibid. v. 446.

folgen können, hüllet ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anstatt des entrückten Körpers einen Nebel gesehen, sondern weil wir das, was in einem Nebel ist, als nicht sichtbar denken. Daher kehrt er es auch bisweilen um, und läßt, anstatt das Object unsichtbar zu machen, das Subject mit Blindheit geschlagen werden. So verfinstert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den Aeneas aus seinen mörderischen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertreffen versetzt.[h] In der That aber sind des Achilles Augen hier eben so wenig verfinstert, als dort die entrückten Helden in Nebel gehüllet; sondern der Dichter setzt das eine und das andere nur bloß hinzu, um die äusserste Schnelligkeit der Entrückung, welche wir das Verschwinden nennen, dadurch sinnlicher zu machen.

Den homerischen Nebel aber haben sich die Mahler nicht bloß in den Fällen zu eigen gemacht, wo ihn Homer selbst gebraucht hat, oder gebraucht haben würde; bey Unsichtbarwerdungen, bey Verschwindungen: sondern überall, wo der Betrachter etwas in dem Gemählde erkennen soll, was die Personen des Gemähldes entweder alle, oder zum Theil, nicht erkennen. Minerva ward dem Achilles nur allein sichtbar, als sie ihn zurückhielt, sich mit Thätigkeiten gegen den Agamemnon zu vergehen. Dieses auszudrücken, sagt Caylus, weis ich keinen andern Rath, als daß man sie von der Seite der übrigen Rathsversammlung in eine Wolke verhülle. Ganz wider den Geist des Dichters. Unsichtbar seyn, ist der natürliche Zustand seiner Götter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abschneidung der Lichtstrahlen, daß sie nicht gesehen werden;[i] sondern es bedarf ei-

h) Iliad. Υ. v. 321.

i) Zwar läßt Homer auch Gottheiten sich dann und wann in eine Wolke hüllen, aber nur alsdenn, wenn sie von andern Gottheiten nicht wollen gesehen werden. Z. E. Iliad. Ξ. v. 282. wo Juno und der Schlaf ἠέρα ἑσσαμένω sich nach dem Ida verfügen, war es der schlauen Göttin höchste Sorge, von der Venus nicht entdeckt zu werden, die ihr, nur unter dem Vorwande einer ganz andern Reise, ihren Gürtel geliehen hatte. In eben dem Buche (v. 344.) muß eine güldene Wolke den wollusttrunkenen Jupiter mit seiner Gemahlin umgeben, um ihren züchtigen Weigerungen abzuhelffen:

ner Erleuchtung, einer Erhöhung des sterblichen Gesichts, wenn sie gesehen werden sollen. Nicht genug also, daß die Wolke ein willkührliches, und kein natürliches Zeichen bey den Mahlern ist; dieses willkührliche Zeichen hat auch nicht einmal die bestimmte Deutlichkeit, die es als ein solches haben könnte; denn sie brauchen es eben sowohl, um das Sichtbare unsichtbar, als um das Unsichtbare sichtbar zu machen.

XIII.

Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wann wir von seiner Ilias und Odyssee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemählden, dergleichen Caylus daraus vorgeschlagen: würden wir wohl aus diesen Gemählden, — sie sollen von der Hand des vollkommensten Meisters seyn, — ich will nicht sagen, von dem ganzen Dichter, sondern bloß von seinem mahlerischen Talente, uns den Begriff bilden können, den wir itzt von ihm haben?

Man mache einen Versuch mit dem ersten dem besten Stücke. Es sey das Gemählde der Pest.[a] Was erblicken wir auf der Fläche des Künstlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Gestorbenen beschäftiget, den erzürnten Gott auf einer Wolke, seine Pfeile abdrückend. Der größte Reich-

Πως κ᾽ ἐοι, ἐιτις νωϊ θεων ἀιειγενεταων
Ευδοντ᾽ ἀθρησειε; — — —

Sie furchte sich nicht von den Menschen gesehen zu werden; sondern vfon den Göttern. Und wenn schon Homer den Jupiter einige Zeilen darau sagen läßt:

Ηρη, μητε θεων τογε δειδιθι, μητε τιν᾽ ἀνδρων
Οψεσθαι· τοιον τοι ἐγω νεφος ἀμφικαλυψω
Χρυσεον.

so folgt doch daraus nicht, daß sie erst diese Wolke vor den Augen der Menschen würde verborgen haben: sondern es will nur so viel, daß sie in dieser Wolke eben so unsichtbar den Göttern werden solle, als sie es nur immer den Menschen sey. So auch, wenn Minerva sich den Helm des Pluto aufsetzet, (Iliad. E. v. 845.) welches mit dem Verhüllen in eine Wolke einerley Wirkung hatte, geschieht es nicht, um von den Trojanern nicht gesehen zu werden, die sie entweder gar nicht, oder unter der Gestalt des Sthenelus erblicken, sondern lediglich, damit sie Mars nicht erkennen möge.

a) Iliad. A. v. 44-53. Tableaux tirés de l'Iliade p. 70.

thum dieses Gemähldes, ist Armuth des Dichters. Denn sollte man den Homer aus diesem Gemählde wieder herstellen: was könnte man ihn sagen lassen? „Hierauf ergrimmte Apollo, und „schoß seine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Grie„chen starben und ihre Leichname wurden verbrannt.“ Nun lese man den Homer selbst:

Βη δε κατ' οὐλυμποιο καρηνων χωομενος κηρ,
Τοξ' ὠμοισιν ἐχων, ἀμφηρεφεα τε φαρετρην.
Εκλαγξαν δ' ἀρ' ὀϊςοι ἐπ' ὠμων χωομενοιο,
Αυτου κινηθεντος· ὁ δ' ἠϊε νυκτι ἐοικως·
Εζετ' ἐπειτ' ἀπανευθε νεων, μετα δ' ἰον ἑηκε·
Δεινη δε κλαγγη γενετ' ἀργυρεοιο βιοιο.
Ουρηας μεν πρωτον ἐπῳχετο, και κυνας ἀργους·
Αυταρ ἐπειτ' ἀυτοισι βελος ἐχεπευκες ἐφιεις
Βαλλ'· αἰει δε πυραι νεκυων καιοντο θαμειαι.

So weit das Leben über das Gemählde ist, so weit ist der Dichter hier über den Mahler. Ergrimmt, mit Bogen und Köcher, steiget Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er gehet einher, gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über, und schnellet — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst; und überall lodern unaufhörlich Holzstösse mit Leichnamen. — Es ist unmöglich die musikalische Mahlerey, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache überzutragen. Es ist eben so unmöglich, sie aus dem materiellen Gemählde zu vermuthen, ob sie schon nur der allerkleineste Vorzug ist, den das poetische Gemählde vor selbigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemählde aus ihm zeiget, durch eine ganze Gallerie von Gemählden führet.

Aber vielleicht ist die Pest kein vortheilhafter Vorwurf für die Mahlerey. Hier ist ein anderer, der mehr Reitze für das Auge hat. Die rathpflegenden trinkenden Götter.[b] Ein goldner

b) Iliad. Δ. v. 1-4. Tableaux tirés de l'Iliade p. 30.

offener Pallast, willkührliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pocal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedienet. Welche Architektur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Contraste, welche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wann mich der Mahler so bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun! Ich schlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemähldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemählde liegt, aber die selbst kein Gemählde sind.

Οι δε θεοι παρ Ζηνι καθημενοι ἠγοροωντο
Χρυσεῳ ἐν δαπεδῳ, μετα δε σφισι ποτνια Ἡβη
Νεκταρ ἐῳνοχοει· τοι δε χρυσεοις δεπαεσσι
Δειδεχατ' ἀλληλους, Τρωων πολιν εἰσοροωντες.

Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter, nicht schlechter gesagt haben; und Homer bleibt hier eben so weit unter dem Mahler, als der Mahler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias sonst kein einziges Gemählde, als nur eben in diesen vier Zeilen. So sehr sich, sagt er, das vierte Buch durch die mannigfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abstechender Charaktere, und durch die Kunst ausnimt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung setzen will, zeiget: so ist es doch für die Mahlerey gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu setzen können: so reich es auch sonst an dem ist, was man poetische Gemählde nennet. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche so häufige und so vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo ist ein ausgeführteres, täuschenderes Gemählde als das vom Pandarus, wie er auf Anreitzen der Minerva den Waffenstillestand bricht, und seinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? Als das, von dem Anrücken des griechischen Heeres? Als das, von dem beyderseitigen Angriffe? Als das, von der That des Ulysses, durch die er den Tod seines Leucus rächet?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der schönsten Gemählde des Homers keine Gemählde für den Artisten geben? daß

der Artist Gemählde aus ihm ziehen kann, wo er selbst keine hat? daß die, welche er hat, und der Artist gebrauchen kann, nur sehr armselige Gemählde seyn würden, wenn sie nicht mehr zeigten, als der Artist zeiget? Was sonst, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemählden, zu welchen die Gedichte des Homers Stoff geben, wann ihrer auch noch so viele, wann sie auch noch so vortrefflich wären, sich dennoch auf das mahlerische Talent des Dichters nichts schliessen läßt.

XIV.

Ist dem aber so, und kann ein Gedicht sehr ergiebig für den Mahler, dennoch aber selbst nicht mahlerisch, hinwiederum ein anderes sehr mahlerisch, und dennoch nicht ergiebig für den Mahler seyn: so ist es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Mahler zum Probiersteine der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemählde, die sie dem Artisten darbieten, bestimmen wollen. [a]

Fern sey es, diesem Einfalle, auch nur durch unser Stillschweigen, das Ansehen einer Regel gewinnen zu lassen. Milton würde als das erste unschuldige Opfer derselben fallen. Denn es scheinet wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn spricht, nicht sowohl Nationalgeschmack, als eine Folge seiner vermeinten Regel gewesen. Der Verlust des Gesichts, sagt er, mag wohl die größte Aehnlichkeit seyn, die Milton mit dem Homer gehabt hat. Freylich kann Milton keine Gallerieen füllen. Aber müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges seyn, so würde

a) Tableaux tirés de l'Iliade, Avert. p. V. On est toujours convenu, que plus un Poeme fournissoit d'images & d'actions, plus il avoit de uperiorité en Poesie. Cette reflexion m'avoit conduit à penser que le calcul des differens Tableaux, qu'offrent les Poemes, pouvoit servir à comparer le merite respectif des Poëmes & des Poëtes. Le nombre & le genre des Tableaux que presentent ces grands ouvrages, auroient été une espece de pierre de touche, ou plutôt une balance certaine du merite de ces Poëmes & du genie de leurs Auteurs.

ich, um von dieser Einschränkung frey zu werden, einen grossen Werth auf den Verlust des erstern legen.

Das verlorne Paradies ist darum nicht weniger die erste Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemählde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deswegen ein Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artisten beschäftiget hätte. Die Evangelisten erzehlen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artist nutzet die mannigfaltigen Theile desselben, ohne daß sie ihrer Seits den geringsten Funken von mahlerischem Genie dabey gezeigt haben. Es giebt mahlbare und unmahlbare Facta, und der Geschichtschreiber kann die mahlbarsten eben so unmahlerisch erzehlen, als der Dichter die unmahlbarsten mahlerisch darzustellen vermögend ist.

Man läßt sich bloß von der Zweydeutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimt. Ein poetisches Gemählde ist nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemählde zu verwandeln ist; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden, als seiner Worte, heißt mahlerisch, heißt ein Gemählde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle Gemählde besonders fähig ist, der sich von dem materiellen Gemählde am ersten und leichtesten abstrahiren lassen. *b*

b) Was wir poetische Gemählde nennen, nannten die Alten Phantasieen, wie man sich aus dem Longin erinnern wird. Und was wir die Illusion, das Täuschende dieser Gemählde heissen, hieß bey ihnen die Enargie. Daher hatte einer, wie Plutarchus meldet, (Erot. T. II. Edit. Henr. Steph. p. 1351.) gesagt: die poetischen Phantasieen wären, wegen ihrer Enargie, Träume der Wachenden; *Αι ποιητικαι φαντασιαι δια την ἐναργειαν ἐγρηγοροτων ἐνυπνια εισιν.* Ich wünschte sehr, die neuern Lehrbücher der Dichtkunst hätten sich dieser Benennung bedienen, und des Worts Gemählde gänzlich enthalten wollen. Sie würden uns eine Menge halbwahrer Regeln erspart haben, derer vornehmster Grund die Uebereinstimmung eines willkührlichen Namens ist. Poetische Phantasieen würde kein Mensch so leicht den Schranken eines materiellen Gemähldes unterworffen haben; aber sobald man die Phantasieen poetische Gemählde nannte, so war der Grund zur Verführung gelegt.

XV.

Nun kann der Dichter zu diesem Grade der Illusion, wie die Erfahrung zeiget, auch die Vorstellungen anderer, als sichtbarer Gegenstände erheben. Folglich müssen nothwendig dem Artisten ganze Classen von Gemählden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäcilienstag ist voller musikalischen Gemählde, die den Pinsel müßig lassen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernet, als daß die Farben keine Töne, und die Ohren keine Augen sind.

Ich will bey den Gemählden bloß sichtbarer Gegenstände stehen bleiben, die dem Dichter und Mahler gemein sind. Woran liegt es, daß manche poetische Gemählde von dieser Art, für den Mahler unbrauchbar sind, und hinwiederum manche eigentliche Gemählde unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhohle es: das Gemählde des Pandarus im vierten Buche der Ilias ist eines von den ausgeführtesten, täuschendsten im ganzen Homer. Von dem Ergreiffen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles, ist jeder Augenblick gemahlt, und alle diese Augenblicke sind so nahe und doch so unterschieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus diesem Gemählde allein lernen könnte.[a] Pandarus zieht seinen Bogen hervor, legt die Senne an, öfnet den Köcher, wählet einen noch ungebrauchten wohlbefiederten Pfeil, setzt den Pfeil an die

a) Iliad. Δ. v. 105.
Αυτικ᾽ ἐσυλα τοξον ἐϋξοον — — — —
Και το μεν ἐυ κατεθηκε τανυσσαμενος, ποτι γαιῃ
Αγκλινας — — — — — — —
Αυταρ ὁ συλα πωμα φαρετρης· ἐκ δ᾽ ἑλετ᾽ ἰον
Αβλητα, πτεροεντα, μελαινων ἑρμ᾽ ὀδυναων,
Αἰψα δ᾽ ἐπι νευρῃ κατεκοσμει πικρον ὀϊςον — —
Ελκε δ᾽ ὁμου γλυφιδας τε λαβων, και νευρα βοεια.
Νευρην μεν μαζῳ πελασεν, τοξῳ δε σιδηρον.
Αυταρ ἐπειδη κυκλοτερες μεγα τοξον ἐτεινε,
Λιγξε βιος, νευρη δε μεγ᾽ ἰαχεν, ἀλτο δ᾽ ὀϊςος
Οξυβελης, καθ᾽ ὁμιλον ἐπιπτεσθαι μενεαινων.

Senne, zieht die Senne mit samt dem Pfeile unten an dem Einschnitte zurück, die Senne nahet sich der Brust, die eiserne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der grosse geründete Bogen schlägt tönend auseinander, die Senne schwirret, ab sprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach seinem Ziele.

Uebersehen kann Caylus dieses vortreffliche Gemählde nicht haben. Was fand er also darinn, warum er es für unfähig achtete, seinen Artisten zu beschäftigen? Und was war es, warum ihm die Versammlung der rathpflegenden zechenden Götter zu dieser Absicht tauglicher dünkte? Hier sowohl als dort sind sichtbare Vorwürfe, und was braucht der Mahler mehr, als sichtbare Vorwürfe, um seine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieser seyn. Ob schon beyde Vorwürfe, als sichtbar, der eigentlichen Mahlerey gleich fähig sind: so findet sich doch dieser wesentliche Unterschied unter ihnen, daß jener eine sichtbare fortschreitende Handlung ist, deren verschiedene Theile sich nach und nach, in der Folge der Zeit, eräugnen, dieser hingegen eine sichtbare stehende Handlung, deren verschiedene Theile sich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Mahlerey, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die sie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entsagen muß: so können fortschreitende Handlungen, als fortschreitend, unter ihre Gegenstände nicht gehören, sondern sie muß sich mit Handlungen neben einander, oder mit blossen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen lassen, begnügen. Die Poesie hingegen — —

XVI.

Doch ich will versuchen, die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten.

Ich schliesse so. Wenn es wahr ist, daß die Mahlerey zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel, oder Zeichen gebrauchet, als die Poesie; jene nehmlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: So können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile

neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heissen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften, die eigentlichen Gegenstände der Mahlerey.

Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heissen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen, und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und so nach gleichsam das Centrum einer Handlung seyn. Folglich kann die Mahlerey auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Mahlerey kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahlerischen Beywörter, und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homers voll-

kommen bestätiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die grosse Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegen gesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer mahlet nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge mahlet er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder also, daß der Mahler, da wo Homer mahlet, wenig oder nichts für sich zu thun siehet, und daß seine Erndte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhaftem Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig mahlen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemählde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Mahlers zum Probiersteine des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Mahlerey des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemählde, zu einem Gemählde, aus welchem der Mahler fünf, sechs besondere Gemählde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzeln körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird dem ohngeachtet kein Gemählde daraus, dem der Mahler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weis durch unzählige Kunstgriffe diesen einzeln Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheinet, und in

deren letztem ihn der Mahler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bey dem Dichter entstehen sehn. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammen setzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beysammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiset uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erzt, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man sollte sagen: da der Räder mehr als eines war, so mußte in der Beschreibung eben so viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte. [a]

Ἡβη δ' ἀμφ' ὀχεεσσι θοως βαλε καμπυλα κυκλα,
Χαλκεα ὀκτακνημα, σιδηρεῳ ἀξονι ἀμφις·
Των ἠτοι χρυσεη ἰτυς ἀφθιτος, ἀυταρ ὑπερθεν
Χαλκε' ἐπισσωτρα, προσαρηροτα, θαυμα ἰδεσθαι·
Πλημναι δ' ἀργυρου εἰσι περιδρομοι ἀμφοτερωθεν·
Διφρος δε χρυσεοισι και ἀργυρεοισιν ἱμασιν
Εντεταται· δοιαι δε περιδρομοι ἀντυγες εἰσι·
Του δ' ἐξ ἀργυρεος ῥυμος πελεν· ἀυταρ ἐπ' ἀκρῳ
Δησε χρυσειον καλον ζυγον, ἐν δε λεπαδνα
Καλ' ἐβαλε, χρυσεια. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den grossen Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen; und so ist er fertig, und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens mahlet; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemahlet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen. *

a) Iliad. E. v. 722-31.
* Iliad. B. v. 43-47.

— — — Μαλακον δ' ενδυνε χιτωνα,
Καλον, νηγατεον, περι δ' αυ μεγα βαλλετο φαρος·
Ποσσι δ' ὑπαι λιπαροισιν ἐδησατο καλα πεδιλα.
Αμφι δ' ἀρ' ὠμοισιν βαλετο ξιφος ἀργυροηλον,
Ειλετο δε σκηπτρον πατρωϊον, ἀφθιτον αἰει.

Und wenn wir von diesem Scepter, welches hier blos das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, so wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte blos χρυσειοις ἡλοισι πεπαρμενον, das mit goldenen Stiften beschlagene Scepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Scepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen: was thut sodann Homer? Mahlt er uns, ausser den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geschnitzten Knopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich selber gemahlt habe, weil der Mahler ihm nachmahlen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Mahler hinter sich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun ist es der Commandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus, u. s. w.

— Σκηπτρον ἐχων· το μεν Ηφαιςος καμε τευχων·
Ηφαιςος μεν δωκε Διϊ Κρονιωνι ἀνακτι·
Αυταρ ἀρα Ζευς δωκε διακτορῳ Αργειφοντῃ·
Ερμειας δε ἀναξ δωκεν Πελοπι πληξιππῳ·
Αυταρ ὁ αὐτε Πελοψ δωκ' Ατρεϊ, ποιμενι λαων·
Ατρευς δε θνησκων ἐλιπε πολυαρνι Θυεςῃ·
Αυταρ ὁ αὐτε Θυες' Αγαμεμνονι λειπε φορηναι,
Πολλῃσι νησοισι και Αργεϊ παντι ἀνασσειν. b

So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Mahler vor Augen legen, oder ein zweyter Vulkan in die Hände

b) Iliad. B. v. 101-108.

liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läse, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erste König ein Sohn der Zeit, (Ζευς Κρονιων) ein ehrwürdiger Alte gewesen sey, welcher seine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur, (Διακτορῳ Αργειφοντῃ) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (Πελοπι πληξιππῳ) überlassen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpfet und das Reich gesichert, es seinem Sohne in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Völker, (ποιμενα λαων) sie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner Anverwandten (πολυαρνι Θυεςῃ) der Weg gebahnet worden, das was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienst mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geschenke und Bestechungen an sich zu bringen, und es hernach als ein gleichsam erkauftes Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärket werden, dem man so vieles leihen kann. — Doch dieses liegt ausser meinem Wege, und ich betrachte itzt die Geschichte des Scepters bloß als einen Kunstgriff, uns bey einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Theile einzulassen. Auch wenn Achilles bey seinem Scepter schwöret, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geschichte dieses Scepters. Wir sehen ihn auf den Bergen grünen, das Eisen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und

macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen. c

> Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μεν οὔποτε φυλλα και ὄζους
> Φυσει, ἐπειδη πρωτα τομην ἐν ὀρεσσι λελοιπεν,
> Ουδ' ἀναθηλησει· περι γαρ ῥα ἑ χαλκος ἐλεψε
> Φυλλα τε και φλοιον· νυν ἀυτε μιν υἷες Αχαιων
> Εν παλαμης φορεουσι δικασπολοι, οἵ τε θεμιςας
> Προς Διος εἰρυαται — — — —

Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwey Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieser, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten: jener der alte Besitz eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste die beste Faust zu füllen: jener, von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstrecket; dieser, von einem aus dem Mittel der Griechen geführet, dem man nebst andern die Bewahrung der Gesetze anvertrauet hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abstand, den Achill selbst, bey allem seinen blinden Zorne, einzugestehen, nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das blosse Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemähldc eben so natürlich auf einander folgen, und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus mahlen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliret, und an beyden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht mahlen heissen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes

c) Iliad. A. v. 234-239.

an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepaßt, und ihn erlegt; die Hörner waren von ausserordentlicher Grösse, deswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, poliret sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bey dem Dichter entstehen, was wir bey dem Mahler nicht anders als entstanden sehen können. *d*

— — — Τοξον ἐΰξοον, ἰξαλου αἰγος
Αγριου, ὁν ῥα ποτ' ἀυτος, ὑπο ϛερνοιο τυχησας,
Πετρης ἐκβαινὁντα δεδεγμενος ἐν προδοκῃσι
Βεβληκει προς ϛηθος· ὁ δ' ὑπτιος ἐμπεσε πετρῃ·
Του κερα ἐκ κεφαλης ἑκκαιδεκαδωρα πεφυκει·
Και τα μεν ἀσκησας κεραοξοος ἡραρε τεκτων,
Παν δ' ἐυ λειηνας, χρυσεην ἐπεθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beyfallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poesie sind nicht bloß auf einander folgend, sie sind auch willkührlich; und als willkührliche Zeichen sind sie allerdings fähig, Körper, so wie sie im Raume existiren, auszudrücken. In dem Homer selbst fänden sich hiervon Exempel, an dessen Schild des Achilles man sich nur erinnern dürfe, um das entscheidendste Beyspiel zu haben, wie weitläuftig und doch poetisch, man ein einzelnes Ding nach seinen Theilen neben einander schildern könne.

Ich will auf diesen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und Gegentheils das Exempel des Homers bey mir von Wichtigkeit ist, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weis.

Es ist wahr; da die Zeichen der Rede willkührlich sind, so ist es gar wohl möglich, daß man durch sie die Theile eines Körpers eben so wohl auf einander folgen lassen kann, als sie

d) Iliad. Δ. v. 105 - 111.

in der Natur neben einander befindlich sind. Allein dieses ist eine Eigenschaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in so ferne sie der Absicht der Poesie am bequemsten sind. Der Poet will nicht bloß verständlich werden, seine Vorstellungen sollen nicht bloß klar und deutlich seyn; hiermit begnügt sich der Prosaist. Sondern er will die Ideen, die er in uns erwecket, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täuschung, uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte bewußt zu seyn aufhören. Hierauf lief oben die Erklärung des poetischen Gemähldes hinaus. Aber der Dichter soll immer mahlen; und nun wollen wir sehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander sich zu dieser Mahlerey schicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume? Erst betrachten wir die Theile desselben einzeln, hierauf die Verbindung dieser Theile, und endlich das Ganze. Unsere Sinne verrichten diese verschiedene Operationen mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine einzige zu seyn bedünken, und diese Schnelligkeit ist unumgänglich nothwendig, wann wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Resultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung ist, bekommen sollen. Gesetzt nun also auch, der Dichter führe uns in der schönsten Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zu dem andern; gesetzt, er wisse uns die Verbindung dieser Theile auch noch so klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal übersiehet, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bey dem letzten Zuge den ersten schon wiederum vergessen haben. Jedennoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig; es kann sie abermals und abermals überlaufen: für das Ohr hingegen sind die vernommenen Theile verlohren, wann sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück: welche Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen

Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man versuche es an einem Beyspiele, welches ein Meisterstück in seiner Art heissen kann. [a]

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich, und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.
Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt im Kreutze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwey vergöldten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blat, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weisse Strahlen ein.
Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heyde,
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit grosser Kunst und nach der Natur mahlet. Mahlt, aber ohne alle Täuschung mahlet. Ich will nicht sagen, daß wer diese Kräuter und Blumen nie gesehen, sich auch aus seinem Gemählde so gut als gar keine Vorstellung davon machen könne. Es mag seyn, daß alle poetische Gemählde eine vorläufige Bekanntschaft mit ihren Gegenständen erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine solche Bekanntschaft hier zu statten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur, wie steht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieser lebhafter seyn

a) S. des Herrn v. Hallers Alpen.

soll, so müssen keine einzelne Theile darinn vorstechen, sondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilet scheinen; unsere Einbildungskraft muß alle gleich schnell überlauffen können, um sich das aus ihnen mit eins zusammen zu setzen, was in der Natur mit eins gesehen wird. Ist dieses hier der Fall? Und ist er es nicht, wie hat man sagen können, „daß die ähn-„lichste Zeichnung eines Mahlers gegen diese poetische Schilde-„rung ganz matt und düster sein würde?“ b) Sie bleibet unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunstrichter, der ihr dieses übertriebene Lob ertheilet, muß sie aus einem ganz falschen Gesichtspunkte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwäbet hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwickelung der innern Vollkommenheiten, welchen die äussere Schönheit nur zur Schale dienet, als auf diese Schönheit selbst, und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Mahler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, gesehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da sagt, daß die blossen Zeilen:

Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Bliz von feichtem Diamant —

daß diese Zeilen, in Ansehung ihres Eindrucks, mit der Nachahmung eines Huysum wetteifern können, muß seine Empfindung nie befragt haben, oder sie vorsetzlich verleugnen wollen. Sie mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat, sehr schön dagegen recitiren lassen; nur vor sich allein sagen sie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernet zu sehen.

Nochmals also: ich spreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach seinen Theilen zu schildern; sie kann es, weil ihre Zeichen, ob sie schon auf einander folgen, dennoch willkührliche Zeichen sind: sondern ich

b) Breitingers Critische Dichtkunst Th. II. S. 807.

spreche es der Rede als dem Mittel der Poesie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuschende gebricht, worauf die Poesie vornehmlich gehet; und dieses Täuschende, sage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexistirende des Körpers mit dem Consecutiven der Rede dabey in Collision kömmt, und indem jenes in dieses aufgelöset wird, uns die Zergliederung des Ganzen in seine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze ungemein schwer, und nicht selten unmöglich gemacht wird.

Ueberall, wo es daher auf das Täuschende nicht ankömmt, wo man nur mit dem Verstande seiner Leser zu thun hat, und nur auf deutliche und so viel möglich vollständige Begriffe gehet: können diese aus der Poesie ausgeschlossene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Prosaist, sondern auch der dogmatische Dichter (denn da wo er dogmatisiret, ist er kein Dichter), können sich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So schildert z. E. Virgil in seinem Gedichte vom Landbaue eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — — Optima torvæ
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:
Pes etiam, & camuris hirtæ sub cornibus aures.
Nec mihi displiceat maculis insignis & albo,
Aut juga detractans interdumque aspera cornu,
Et faciem tauro propior; quæque ardua tota,
Et gradiens ima verrit vestigia cauda.

Oder ein schönes Füllen:

— — — — Illi ardua cervix
Argutumque caput, brevis alvus, obesaque terga;
Luxuriatque toris animosum pectus &c. c

Denn wer sieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinandersetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen gewesen? Er will uns die Kennzeichen eines schönen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu setzen, nach dem

c) Georg. lib. III. v. 51 & 79.

wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob sich aber alle diese Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zusammen fassen lassen, oder nicht, das konnte ihm sehr gleichgültig seyn.

Ausser diesem Gebrauche sind die ausführlichen Gemählde körperlicher Gegenstände, ohne den oben erwähnten Homerischen Kunstgriff, das Coexistirende derselben in ein wirkliches Successives zu verwandeln, jederzeit von den feinsten Richtern für ein frostiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehöret. Wenn der poetische Stümper, sagt Horaz, nicht weiter kann, so fängt er an, einen Hayn, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren sich schlängelnden Bach, einen rauschenden Strom, einen Regenbogen zu mahlen:

— — — — Lucus & ara Dianæ,
Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus. *d*

Der männliche Pope sahe auf die mahlerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit grosser Geringschätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungssucht so früh wie möglich entsagen müsse, und erklärte ein bloß mahlendes Gedichte für ein Gastgebot auf lauter Brühen. *e* Von dem Herrn von Kleist

d) De A. P. v. 16.

e) Prologue to the Satires. v. 340.

That not in Fancy's maze he wander'd long
But stoop'd to Truth, and moraliz'd his song.

Ibid. v. 148.

— — — — who could take offence,
While pure Description held the place of Sense?

Die Anmerkung, welche Warburton über die letzte Stelle macht, kann für eine authentische Erklärung des Dichters selbst gelten. He uses PURE equivocally, to signify either chaste or empty; and has given in this line what he esteemed the true Character of descriptive Poetry, as it is called. A composition, in his opinion, as absurd as a feast made up of sauces. The use of a pictoresque imagination is to brighten and adorn good sense; so that to employ it only in Description, is like childrens delighting in a prism for the sake af its gaudy colours; which when frugally managed, and artifully disposed, might be made to represent and illustrate the noblest objects in nature. Sowohl der Dichter als Commen-

kann ich versichern, daß er sich auf seinen Frühling das wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Eklogen, mehrern deutschen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern, eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben. f)

XVIII.

Und dennoch sollte selbst Homer in diese frostigen Ausmahlungen körperlicher Gegenstände verfallen seyn? —

Ich will hoffen, daß es nur sehr wenige Stellen sind, auf die man sich desfalls beruffen kann; und ich bin versichert, daß auch diese wenige Stellen von der Art sind, daß sie die Regel, von der sie eine Ausnahme zu seyn scheinen, vielmehr bestätigen.

Es bleibt dabey: die Zeitfolge ist das Gebiete des Dichters, so wie der Raum das Gebiete des Mahlers.

Zwey nothwendig entfernte Zeitpunkte in ein und eben dasselbe Gemählde bringen, so wie Fr. Mazzuoli den Raub der Sabinischen Jungfrauen, und derselben Aussöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten; oder wie Titian die ganze Geschichte des verlornen Sohnes, sein lüderliches Leben und sein

tator scheinen zwar die Sache mehr auf der moralischen, als kunstmäßigen Seite betrachtet zu haben. Doch desto besser, daß sie von der einen eben so nichtig als von der andern erscheinet.

f) Poetique Francoise T. II. p. 501. J'écrivois ces reflexions avant que les essais des Allemands dans ce genre (l'Eglogue) fussent connus parmi nous. Ils ont exécuté ce que j'avois conçu; & s'ils parviennent à donner plus au moral & moins au detail des peintures physiques, ils excelleront dans ce genre, plus riche, plus vaste, plus fecond, & infiniment plus naturel & plus moral que celui de la galanterie champetre.

Elend und seine Reue: heißt ein Eingriff des Mahlers in das Gebiete des Dichters, den der gute Geschmack nie billigen wird.

Mehrere Theile oder Dinge, die ich nothwendig in der Natur auf einmal übersehen muß, wenn sie ein Ganzes hervorbringen sollen, dem Leser nach und nach zuzählen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiete des Mahlers, wobey der Dichter viel Imagination ohne allen Nutzen verschwendet.

Doch, so wie zwey billige freundschaftliche Nachbarn zwar nicht verstatten, daß sich einer in des andern innerstem Reiche ungeziemende Freyheiten herausnehme, wohl aber auf den äussersten Grenzen eine wechselseitige Nachsicht herrschen lassen, welche die kleinen Eingriffe, die der eine in des andern Gerechtsame in der Geschwindigkeit sich durch seine Umstände zu thun genöthiget siehet, friedlich von beyden Theilen compensiret: so auch die Mahlerey und Poesie.

Ich will in dieser Absicht nicht anführen, daß in großen historischen Gemählden, der einzige Augenblick fast immer um etwas erweitert ist, und daß sich vielleicht kein einziges an Figuren sehr reiches Stück findet, in welchem jede Figur vollkommen die Bewegung und Stellung hat, die sie in dem Augenblicke der Haupthandlung haben sollte; die eine hat eine etwas frühere, die andere eine etwas spätere. Es ist dieses eine Freyheit, die der Meister durch gewisse Feinheiten in der Anordnung rechtfertigen muß, durch die Verwendung oder Entfernung seiner Personen, die ihnen an dem was vorgehet, einen mehr oder weniger augenblicklichen Antheil zu nehmen erlaubet. Ich will mich bloß einer Anmerkung bedienen, welche Herr Mengs über die Drapperie des Raphaels macht.[a] „Alle Falten, sagt er, „haben bey ihm ihre Ursachen, es sey durch ihr eigen Gewichte, „oder durch die Ziehung der Glieder. Manchmal siehet man „in ihnen, wie sie vorher gewesen; Raphael hat auch sogar in „diesem Bedeutung gesucht. Man siehet an den Falten, ob „ein Bein oder Arm vor dieser Regung, vor oder hinten ge„standen, ob das Glied von Krümme zur Ausstreckung gegan-

a) Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Mahlerey. S. 69.

„gen, oder gehet, oder ob es ausgestreckt gewesen, und sich „krümmet." Es ist unstreitig, daß der Künstler in diesem Falle zwey verschiedene Augenblicke in einen einzigen zusammen bringt. Denn da dem Fusse, welcher hinten gestanden und sich vor bewegt, der Theil des Gewands, welches auf ihm liegt, unmittelbar folget, das Gewand wäre denn von sehr steiffem Zeuge, der aber eben darum zur Mahlerey ganz unbequem ist: so giebt es keinen Augenblick, in welchem das Gewand im geringsten eine andere Falte machte, als es der itzige Stand des Gliedes erfodert; sondern läßt man es eine andere Falte machen, so ist es der vorige Augenblick des Gewandes und der itzige des Gliedes. Dem ohngeachtet, wer wird es mit dem Artisten so genau nehmen, der seinen Vortheil dabey findet, uns diese beyden Augenblicke zugleich zu zeigen? Wer wird ihn nicht vielmehr rühmen, daß er den Verstand und das Herz gehabt hat, einen solchen geringen Fehler zu begehen, um eine grössere Vollkommenheit des Ausdruckes zu erreichen?

Gleiche Nachsicht verdienet der Dichter. Seine fortschreitende Nachahmung erlaubet ihm eigentlich, auf einmal nur eine einzige Seite, eine einzige Eigenschaft seiner körperlichen Gegenstände zu berühren. Aber wenn die glückliche Einrichtung seiner Sprache ihm dieses mit einem einzigen Worte zu thun verstattet; warum sollte er nicht auch dann und wann, ein zweytes solches Wort hinzufügen dürfen? Warum nicht auch, wann es die Mühe verlohnet, ein drittes? Oder wohl gar ein viertes? Ich habe gesagt, dem Homer sey z. E. ein Schiff, entweder nur das schwarze Schiff, oder das hohle Schiff, oder das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Zu verstehen von seiner Manier überhaupt. Hier und da findet sich eine Stelle, wo er das dritte mahlende Epitheton hinzusetzet: Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημα,[b] runde, eherne, achtspeichigte Räder. Auch das vierte: ἀσπιδα παντοσε ἰσην, καλην, χαλκειην, ἐξηλατον,[c] ein überall glattes, schönes, ehernes, getriebenes Schild. Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ihm diese kleine Ueppigkeit nicht vielmehr Dank wis-

b) Iliad. E. v. 722.
c) Iliad. M. v. 296.

sen, wenn er empfindet, welche gute Wirkung sie an wenigen schicklichen Stellen haben kann?

Des Dichters sowohl als des Mahlers eigentliche Rechtfertigung hierüber, will ich aber nicht aus dem vorangeschickten Gleichnisse von zwey freundschaftlichen Nachbarn hergeleitet wissen. Ein blosses Gleichniß beweiset und rechtfertiget nichts. Sondern dieses muß sie rechtfertigen: so wie dort bey dem Mahler die zwey verschiednen Augenblicke so nahe und unmittelbar an einander grenzen, daß sie ohne Anstoß für einen einzigen gelten können; so folgen auch hier bey dem Dichter die mehrern Züge für die verschiednen Theile und Eigenschaften im Raume in einer solchen gedrengten Kürze so schnell aufeinander, daß wir sie alle auf einmal zu hören glauben.

Und hierin, sage ich, kömmt dem Homer seine vortreffliche Sprache ungemein zu Statten. Sie läßt ihm nicht allein alle mögliche Freyheit in Häuffung und Zusammensetzung der Beywörter, sondern sie hat auch für diese gehäufte Beywörter eine so glückliche Ordnung, daß der nachtheiligen Suspension ihrer Beziehung dadurch abgeholffen wird. An einer oder mehreren dieser Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die Französische, welche z. E. jenes Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημα umschreiben müssen: „die runden Räder, welche von Erzt waren und acht Speichen „hatten," drücken den Sinn aus, aber vernichten das Gemählde. Gleichwohl ist der Sinn hier nichts, und das Gemählde alles; und jener ohne dieses macht den lebhaftesten Dichter zum langweiligsten Schwäzer. Ein Schicksal, das den guten Homer unter der Feder der gewissenhaften Frau Dacier oft betroffen hat. Unsere deutsche Sprache hingegen kann zwar die Homerischen Beywörter meistens in eben so kurze gleichgeltende Beywörter verwandeln, aber die vortheilhafte Ordnung derselben kann sie der Griechischen nicht nachmachen. Wir sagen zwar „die run„den, ehernen, achtspeichigten" — — aber „Räder" schleppt hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drey verschiedne Prädicate, ehe wir das Subject erfahren, nur ein schwankes verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subject gleich mit dem ersten Prädicate, und läßt die andern nach-

folgen; er sagt: „runde Räder, eherne, achtspeichigte.“ So wissen wir mit eins wovon er redet, und werden, der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erst mit dem Dinge, und dann mit seinen Zufälligkeiten bekannt. Diesen Vortheil hat unsere Sprache nicht. Oder soll ich sagen, sie hat ihn, und kann ihn nur selten ohne Zweydeutigkeit nutzen? Beydes ist eins. Denn wenn wir Beywörter hintennach setzen wollen, so müssen sie im statu absoluto stehen; wir müssen sagen: runde Räder, ehern und achtspeichigt. Allein in diesem statu kommen unsere Adjectiva völlig mit den Adverbiis überein, und müssen, wenn man sie als solche zu dem nächsten Zeitworte, das von dem Dinge prädiciret wird, ziehet, nicht selten einen ganz falschen, allezeit aber einen sehr schielenden Sinn verursachen.

Doch ich halte mich bey Kleinigkeiten auf, und scheine das Schild vergessen zu wollen; das Schild des Achilles; dieses berühmte Gemählde, in dessen Rücksicht vornehmlich, Homer vor Alters als ein Lehrer der Mahlerey [d] betrachtet wurde. Ein Schild, wird man sagen, ist doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenstand, dessen Beschreibung nach seinen Theilen neben einander, dem Dichter nicht vergönnet seyn soll? Und dieses Schild hat Homer, in mehr als hundert prächtigen Versen, nach seiner Materie, nach seiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheuere Fläche desselben füllten, so umständlich, so genau beschrieben, daß es neuern Künstlern nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken übereinstimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf diesen besondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer mahlet nehmlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat also auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedienet, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Mahlerey eines Körpers, das lebendige Gemählde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertiget. Er tritt mit Hammer und Zange vor seinen Amboß, und nachdem er die

d) Dionysius Halicarnass. in Vita Homeri apud Th. Gale in Opusc. Mythol. p. 401.

Platten aus dem gröbsten geschmiedet, schwellen die Bilder, die er zu dessen Auszierung bestimmet, vor unsern Augen, eines nach dem andern, unter seinen feinern Schlägen aus dem Erzte hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugens, der es machen sehen.

Dieses läßt sich von dem Schilde des Aeneas beym Virgil nicht sagen. Der römische Dichter empfand entweder die Feinheit seines Musters hier nicht, oder die Dinge, die er auf sein Schild bringen wollte, schienen ihm von der Art zu seyn, daß sie die Ausführung vor unsern Augen nicht wohl verstatteten. Es waren Prophezeyungen, von welchen es freylich unschicklich gewesen wäre, wenn sie der Gott in unserer Gegenwart eben so deutlich geäussert hätte, als sie der Dichter hernach ausleget. Prophezeyungen, als Prophezeyungen, verlangen eine dunkelere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Personen aus der Zukunft, die sie betreffen, nicht passen. Gleichwohl lag an diesen wahrhaften Namen, allem Ansehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiste. e Wenn ihn aber dieses ent-

e) Ich finde, daß Servius dem Virgil eine andere Entschuldigung leihet. Denn auch Servius hat den Unterschied, der zwischen beyden Schilden ist, bemerkt: Sane intereſt inter hunc & Homeri Clypeum: illic enim ſingula dum fiunt narrantur; hic vero perfecto opere noſcuntur: nam & hic arma prius accipit Aeneas, quam ſpectaret; ibi poſtquam omnia narrata ſunt, ſic a Thetide deferuntur ad Achillem (Ad v. 625. lib. VIII. Aeneid.) Und warum dieses? Darum, meinet Servius, weil auf dem Schilde des Aeneas, nicht bloß die wenigen Begebenheiten, die der Dichter anführet, sondern,

— — — — genus omne futuræ
Stirpis ab Aſcanio, pugnataque in ordine bella

abgebildet waren. Wie wäre es also möglich gewesen, daß mit eben der Geschwindigkeit, in welcher Vulkan das Schild arbeiten mußte, der Dichter die ganze lange Reihe von Nachkommen hätte nahmhaft machen, und alle von ihnen nach der Ordnung geführte Kriege hätte erwähnen können? Dieses ist der Verstand der etwas dunkeln Worte des Servius: Opportune ergo Virgilius, quia non videtur ſimul & narrationis celeritas potuiſſe connecti, & opus tam velociter expediri, ut ab verbum poſſet occurrere. Da Virgil nur etwas weniges von dem non enarrabile texto Clypei beybringen konnte, so konnte er es nicht während der Arbeit des Vulkanus selbst thun; sondern er mußte es versparen, bis alles fertig war. Ich wünschte für den

schuldiget, so hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche seine Abweichung von dem Homerischen Wege hat. Leser von einem feinern Geschmacke, werden mir Recht geben. Die Anstalten, welche Vulkan zu seiner Arbeit macht, sind bey dem Virgil ungefehr eben die, welche ihn Homer machen läßt. Aber anstatt daß wir bey dem Homer nicht bloß die Anstalten zur Arbeit, sondern auch die Arbeit selbst zu sehen bekommen, läßt Virgil, nachdem er uns nur den geschäftigen Gott mit seinen Cyklopen überhaupt gezeiget,

Ingentem Clypeum informant — —
— — Alii ventosis follibus auras
Accipiunt, redduntque: alii stridentia tingunt
Aera lacu. Gemit impositis incudibus antrum.
Illi inter sese multa vi brachia tollunt
In numerum, versantque tenaci forcipe massam. *f*

den Vorhang auf einmal niederfallen, und versetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmälig in das Thal bringt, in welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bey dem Aeneas anlangt. Sie lehnet sie an den Stamm einer Eiche, und nachdem sie der Held genug begaffet, und bestaunet, und betastet, und versuchet, hebt sich die Beschreibung, oder das Gemählde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier ist, und Da ist, Nahe dabey stehet, und Nicht weit davon stehet man — so kalt und langweilig wird, daß alle der poetische Schmuck, den ihm ein Virgil geben konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu lassen. Da dieses Gemählde hiernächst nicht Aeneas macht, als welcher sich an den blossen Figuren ergetzet, und von der Bedeutung derselben nichts weis,

Virgil sehr, dieses Raisonnement des Servius wäre ganz ohne Grund; meine Entschuldigung würde ihm weit rühmlicher seyn. Denn wer hieß ihm, die ganze römische Geschichte auf ein Schild bringen? Mit wenig Gemählden machte Homer sein Schild zu einem Inbegriffe von allem, was in der Welt vorgehet. Scheinet es nicht, als ob Virgil, da er den Griechen nicht in den Vorwürffen und in der Ausführung der Gemählde übertreffen können, ihn wenigstens in der Anzahl derselben übertreffen wollen? Und was wäre kindischer gewesen?

f) Aeneid. lib. VIII. 447-54.

— — rerumque ignarus imagine gaudet;

auch nicht Venus, ob sie schon von den künftigen Schicksalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben so viel wissen mußte, als der gutwillige Ehemann; sondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kömmt: so bleibet die Handlung offenbar während demselben stehen. Keine einzige von seinen Personen nimt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringsten Einfluß, ob auf dem Schilde dieses, oder etwas anders, vorgestellet ist; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerley schmeichelhaften Anspielungen seine Materie aufstutzet, aber nicht das grosse Genie, das sich auf die eigene innere Stärke seines Werks verläßt, und alle äussere Mittel, interessant zu werden, verachtet. Das Schild des Aeneas ist folglich ein wahres Einschiebsel, einzig und allein bestimmt, dem Nationalstolze der Römer zu schmeicheln; ein fremdes Bächlein, das der Dichter in seinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen ist Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kömmt; so mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunst war, diese Verzierungen als blosse Verzierungen zu behandeln, sie in den Stoff einzuweben, um sie uns nur bey Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieses ließ sich allein in der Manier des Homers thun. Homer läßt den Vulkan Zierrathen künsteln, weil und indem er ein Schild machen soll, das seiner würdig ist. Virgil hingegen scheinet ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu lassen, da er die Zierrathen für wichtig gnug hält, um sie besonders zu beschreiben, nachdem das Schild lange fertig ist.

XIX.

Die Einwürfe, welche der ältere Skaliger, Perrault, Terrasson und andere gegen das Schild des Homers machen, sind bekannt. Eben so bekannt ist das, was Dacier, Boivin und Pope darauf antworten. Mich dünkt aber, daß diese letztern sich manchmal zu weit einlassen, und in Zuversicht auf ihre

gute Sache, Dinge behaupten, die eben so unrichtig sind, als wenig sie zur Rechtfertigung des Dichters beytragen.

Um dem Haupteinwurfe zu begegnen, daß Homer das Schild mit einer Menge Figuren anfülle, die auf dem Umfange desselben unmöglich Raum haben könnten, unternahm Boivin, es mit Bemerkung der erforderlichen Maasse, zeichnen zu lassen. Sein Einfall mit den verschiedenen concentrischen Zirkeln ist sehr sinnreich, obschon die Worte des Dichters nicht den geringsten Anlaß dazu geben, auch sich sonst keine Spur findet, daß die Alten auf diese Art abgetheilte Schilder gehabt haben. Da es Homer selbst σακος παντοσε δεδαιδαλμενον, ein auf allen Seiten künstlich ausgearbeitetes Schild nennet, so würde ich lieber, um mehr Raum auszusparen, die concave Fläche mit zu Hülfe genommen haben; denn es ist bekannt, daß die alten Künstler diese nicht leer liessen, wie das Schild der Minerva vom Phidias beweiset.[a] Doch nicht genug, daß sich Boivin dieses Vortheils nicht bedienen wollte; er vermehrte auch ohne Noth die Vorstellungen selbst, denen er auf dem sonach um die Helfte verringerten Raume Platz verschaffen mußte, indem er das, was bey dem Dichter offenbar nur ein einziges Bild ist, in zwey bis drey besondere Bilder zertheilte. Ich weis wohl, was ihn dazu bewog; aber es hätte ihn nicht bewegen sollen: sondern, anstatt daß er sich bemühte, den Forderungen seiner Gegner eine Genüge zu leisten, hätte er ihnen zeigen sollen, daß ihre Forderungen unrechtmäßig wären.

Ich werde mich an einem Beyspiele faßlicher erklären können. Wenn Homer von der einen Stadt sagt:[b]

Λαοι δ' είν ἀγορῃ ἐσαν ἀϑροοι· ἐνϑα δε νεικος
Ὠρωρει· δυο δ'ανδρες ἐνεικεον εἱνεκα ποινης
Ανδρος ἀποφϑιμενου· ὁ μεν εὐχετο, παντ' ἀποδουναι,
Δημῳ πιφαυσκων· ὁ δ'αναινετο, μηδεν ἑλεσϑαι·
Αμφω δ' ἱεσϑην ἐπι ἱςορι πειραρ ἑλεσϑαι.
Λαοι δ'αμφοτεροισιν ἐπηπυον, ἀμφις ἀρωγοι·

a) — Scuto ejus, in quo Amazonum prælium cælavit intumescente ambitu parmæ; ejusdem concava parte Deorum & Gigantum dimicationem. Plinius lib. XXXVI. Sect. 4. p. 726. Edit. Hard.

b) Iliad. Σ. v. 497-508.

Κηρυκες δ' ἀρα λαον ἐρητυον· ὁι δε γεροντες
Ειατ' ἐπι ξεςοισι λιθοις, ἱερῳ ἐνι κυκλῳ·
Σκηπτρα δε κηρυκων ἐν χερσ' ἐχον ἠεροφωνων.
Τοισιν ἐπειτ' ἠϊσσον, ἀμοιβηδις δ' ἐδικαζον.
Κειτο δ' ἀρ' ἐν μεσσοισι δυο χρυσοιο ταλαντα —

so glaube ich, hat er nicht mehr als ein einziges Gemählde angeben wollen: das Gemählde eines öffentlichen Rechtshandels über die streitige Erlegung einer ansehnlichen Geldbusse für einen verübten Todschlag. Der Künstler, der diesen Vorwurf ausführen soll, kann sich auf einmal nicht mehr als einen einzigen Augenblick desselben zu Nutze machen; entweder den Augenblick der Anklage, oder der Abhörung der Zeugen, oder des Urthelspruches, oder welchen er sonst, vor oder nach, oder zwischen diesen Augenblicken, für den bequemsten hält. Diesen einzigen Augenblick macht er so prägnant wie möglich, und führt ihn mit allen den Täuschungen aus, welche die Kunst in Darstellung sichtbarer Gegenstände vor der Poesie voraus hat. Von dieser Seite aber unendlich zurückgelassen, was kann der Dichter, der eben diesen Vorwurf mit Worten mahlen soll, und nicht gänzlich verunglücken will, anders thun, als daß er sich gleichfalls seiner eigenthümlichen Vortheile bedienet? Und welches sind diese? Die Freyheit sich sowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblickes in dem Kunstwerke auszubreiten, und das Vermögen, sonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künstler zeiget, sondern auch das, was uns dieser nur kann errathen lassen. Durch diese Freyheit, durch dieses Vermögen allein, kömmt der Dichter dem Künstler wieder bey, und ihre Werke werden einander alsdenn am ähnlichsten, wenn die Wirkung derselben gleich lebhaft ist; nicht aber, wenn das eine der Seele durch das Ohr nicht mehr oder weniger beybringet, als das andere dem Auge darstellen kann. Nach diesem Grundsatze hätte Boivin die Stelle des Homers beurtheilen sollen, und er würde nicht so viel besondere Gemählde daraus gemacht haben, als verschiedene Zeitpunkte er darinn zu bemerken glaubte. Es ist wahr, es konnte nicht wohl alles, was Homer sagt, in einem einzigen Gemählde verbunden seyn; die Beschuldigung und Ableugnung, die Darstellung der

Zeugen und der Zuruff des getheilten Volkes, das Bestreben der Herolde den Tumult zu stillen, und die Aeusserungen der Schiedesrichter, sind Dinge, die auf einander folgen, und nicht neben einander bestehen können. Doch was, um mich mit der Schule auszudrücken, nicht actu in dem Gemählde enthalten war, das lag virtute darinn, und die einzige wahre Art, ein materielles Gemählde mit Worten nachzuschildern ist die, daß man das Letztere mit dem wirklich Sichtbaren verbindet, und sich nicht in den Schranken der Kunst hält, innerhalb welchen der Dichter zwar die Data zu einem Gemählde herzählen, aber nimmermehr ein Gemählde selbst hervorbringen kann.

Gleicherweise zertheilt Boivin das Gemählde der belagerten Stadt [c] in drey verschiedene Gemählde. Er hätte es eben sowohl in zwölfe theilen können, als in drey. Denn da er den Geist des Dichters einmal nicht faßte und von ihm verlangte, daß er den Einheiten des materiellen Gemähldes sich unterwerffen müsse: so hätte er weit mehr Uebertretungen dieser Einheiten finden können, daß es fast nöthig gewesen wäre, jedem besondern Zuge des Dichters ein besonderes Feld auf dem Schilde zu bestimmen. Meines Erachtens aber hat Homer überhaupt nicht mehr als zehn verschiedene Gemählde auf dem ganzen Schilde; deren jedes er mit einem ἐν μεν ἐτευξε, oder ἐν δε ποιησε, oder ἐν δ' ἐτιϑει, oder ἐν δε ποικιλλε Αμφιγυηεις anfängt. [d] Wo diese Eingangsworte nicht stehen, hat man kein Recht, ein besonderes Gemählde anzunehmen; im Gegentheil muß alles, was sie verbinden, als ein einziges betrachtet werden, dem nur bloß die willkührliche Concentration in einen einzigen Zeitpunkt mangelt, als welche der Dichter anzugeben, keinesweges gehalten war. Vielmehr, hätte er ihn angegeben, hätte

c) v. 509-540.

d) Das erste fängt an mit der 483ten Zeile, und gehet bis zur 489ten; das zweyte von 490-509; das dritte von 510-540; das vierte von 541-549; das fünfte von 550-560; das sechste von 561-572; das siebende von 573-586; das achte von 587-589; das neunte von 590-605; und das zehnte von 606-608. Blos das dritte Gemählde hat die angegebenen Eingangsworte nicht; es ist aber aus den bey dem zweyten, ἐν δε δυω ποιησε πολεις, und aus der Beschaffenheit der Sache selbst, deutlich genug, daß es ein besonders Gemählde seyn muß.

er sich genau daran gehalten, hätte er nicht den geringsten Zug einfliessen lassen, der in der wirklichen Ausführung nicht damit zu verbinden wäre; mit einem Worte, hätte er so verfahren, wie seine Tadler es verlangen: es ist wahr, so würden diese Herren an ihm nichts auszusetzen, aber in der That auch kein Mensch von Geschmack etwas zu bewundern gefunden haben.

Pope ließ sich die Eintheilung und Zeichnung des Boivin nicht allein gefallen, sondern glaubte noch etwas ganz besonders zu thun, wenn er nunmehr auch zeigte, daß ein jedes dieser so zerstückten Gemählde nach den strengsten Regeln der heutiges Tages üblichen Mahlerey angegeben sey. Contrast, Perspectiv, die drey Einheiten; alles fand er darinn auf das beste beobachtet. Und ob er schon gar wohl wußte, daß zu Folge guter glaubwürdiger Zeugnisse, die Mahlerey zu den Zeiten des Trojanischen Krieges noch in der Wiege gewesen, so mußte doch entweder Homer, vermöge seines göttlichen Genies, sich nicht sowohl an das, was die Mahlerey damals oder zu seiner Zeit leisten konnte, gehalten, als vielmehr das errathen haben, was sie überhaupt zu leisten im Stande sey; oder auch jene Zeugnisse selbst mußten so glaubwürdig nicht seyn, daß ihnen die augenscheinliche Aussage des künstlichen Schildes nicht vorgezogen zu werden verdiene. Jenes mag annehmen, wer da will; dieses wenigstens wird sich niemand überreden lassen, der aus der Geschichte der Kunst etwas mehr, als die blossen Data der Historienschreiber weis. Denn daß die Mahlerey zu Homers Zeiten noch in ihrer Kindheit gewesen, glaubt er nicht blos deswegen, weil es ein Plinius oder so einer sagt, sondern vornehmlich weil er aus den Kunstwerken, deren die Alten gedenken, urtheilet, daß sie viele Jahrhunderte nachher noch nicht viel weiter gekommen, und z. E. die Gemählde eines Polygnotus noch lange die Probe nicht aushalten, welche Pope die Gemählde des Homerischen Schildes bestehen zu können glaubet. Die zwey grossen Stücke dieses Meisters zu Delphi, von welchen uns Pausanias eine so umständliche Beschreibung hinterlassen, e) waren offenbar ohne alle Perspectiv. Dieser Theil der Kunst

e) Phocic. cap. XXV-XXXI.

ist den Alten gänzlich abzusprechen, und was Pope beybringt, um zu beweisen, daß Homer schon einen Begriff davon gehabt habe, beweiset weiter nichts, als daß ihm selbst nur ein sehr unvollständiger Begriff davon beygewohnet. *f* „Homer, sagt er, „kann kein Fremdling in der Perspectiv gewesen seyn, weil er „die Entfernung eines Gegenstandes von dem andern ausdrück„lich angiebt. Er bemerkt, z. E. daß die Kundschafter ein we„nig weiter als die andern Figuren gelegen, und daß die Eiche, „unter welcher den Schnittern das Mahl zubereitet worden, „bey Seite gestanden. Was er von dem mit Heerden und „Hütten und Ställen übersäeten Thale sagt, ist augenscheinlich „die Beschreibung einer grossen perspectivischen Gegend. Ein „allgemeiner Beweisgrund dafür kann auch schon aus der „Menge der Figuren auf dem Schilde gezogen werden, die „nicht alle in ihrer vollen Grösse ausgedruckt werden konnten; „woraus es denn gewissermaassen unstreitig, daß die *Kunst*, „sie nach der Perspectiv zu verkleinern, damaliger Zeit schon be„kannt gewesen." Die blosse Beobachtung der optischen Erfahrung, daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheinet, als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perspectivisch. Die Perspectiv erfordert einen einzigen Augenpunkt, einen bestimmten natürlichen Gesichtskreis, und dieses war es was den alten Gemählden fehlte. Die Grundfläche in den Gemählden des Polygnotus war nicht horizontal, sondern nach hinten zu so gewaltig in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche hinter einander zu stehen scheinen sollten, über einander zu stehen schienen. Und wenn diese Stellung der verschiednen Figuren

f) Um zu zeigen, daß dieses nicht zu viel von Popen gesagt ist, will ich den Anfang der folgenden aus ihm angeführten Stelle (Iliad. Vol. V. Obs. p. 61) in der Grundsprache anführen: That he was no stranger to aerial Perspective, appears in his expresly marking the distance of object from object: he tells us &c. Ich sage, hier hat Pope den Ausdruck aerial Perspective, die Luftperspectiv, (Perspective aerienne) ganz unrichtig gebraucht, als welche mit den nach Maaßgebung der Entfernung verminderten Grössen gar nichts zu thun hat, sondern unter der man lediglich die Schwächung und Abänderung der Farben nach Beschaffenheit der Luft oder des Medii, durch welches wir sie sehen, verstehet. Wer diesen Fehler machen konnte, dem war es erlaubt, von der ganzen Sache nichts zu wissen.

und ihrer Gruppen allgemein gewesen, wie aus den alten Basreliefs, wo die hintersten allezeit höher stehen als die vodersten, und über sie wegsehen, sich schliessen läßt: so ist es natürlich, daß man sie auch in der Beschreibung des Homers annimt, und diejenigen von seinen Bildern, die sich nach selbiger in Ein Gemählde verbinden lassen, nicht unnöthiger Weise trennet. Die doppelte Scene der friedfertigen Stadt, durch deren Strassen der fröhliche Aufzug einer Hochzeitfeyer ging, indem auf dem Markte ein wichtiger Proceß entschieden ward, erfordert diesem zu Folge kein doppeltes Gemählde, und Homer hat es gar wohl als ein einziges denken können, indem er sich die ganze Stadt aus einem so hohen Augenpunkte vorstellte, daß er die freye Aussicht zugleich in die Strassen und auf den Markt dadurch erhielt.

Ich bin der Meinung, daß man auf das eigentliche Perspectivische in den Gemählden nur gelegentlich durch die Scenenmahlerey gekommen ist; und auch als diese schon in ihrer Vollkommenheit war, muß es noch nicht so leicht gewesen seyn, die Regeln derselben auf eine einzige Fläche anzuwenden, indem sich noch in den spätern Gemählden unter den Alterthümern des Herculanums so häuffige und mannigfaltige Fehler gegen die Perspectiv finden, als man itzo kaum einem Lehrlinge vergeben würde. *g*

Doch ich entlasse mich der Mühe, meine zerstreuten Anmerkungen über einen Punkt zu sammeln, über welchen ich in des Herrn Winkelmanns versprochener Geschichte der Kunst die völligste Befriedigung zu erhalten hoffen darf. *h*

XX.

Ich lenke mich vielmehr wieder in meinen Weg, wenn ein Spatziergänger anders einen Weg hat.

Was ich von körperlichen Gegenständen überhaupt gesagt habe, das gilt von körperlichen schönen Gegenständen um so viel mehr.

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden

g) Betracht. über die Mahlerey S. 185.

h) Geschrieben im Jahr 1763.

Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfodert also, daß diese Theile neben einander liegen müssen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Mahlerey sind: so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, daß diese Elemente nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie, neben einander geordnet, haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurück senden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewähret; daß es über die menschliche Einbildung gehet, sich vorzustellen, was dieser Mund, und diese Nase, und diese Augen zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Composition solcher Theile erinnern kann.

Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster. Er sagt: Nireus war schön; Achilles war noch schöner; Helena besaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebauet. Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!

Schon ein Constantinus Manasses wollte seine kahle Chronike mit einem Gemählde der Helena auszieren. Ich muß ihm für seinen Versuch danken. Denn ich wüßte wirklich nicht, wo ich sonst ein Exempel auftreiben sollte, aus welchem augenscheinlicher erhelle, wie thörigt es sey, etwas zu wagen, das Homer so weislich unterlassen hat. Wenn ich bey ihm lese: a

a) Constantinus Manasses Compend. Chron. p. 20. Edit. Venet. Die Fr. Dacier war mit diesem Portrait des Manasses, bis auf die Tavtologieen, sehr wohl zufrieden: De Helenæ pulchritudine omnium optime Constantinus Manasses, nisi in eo tautologiam reprehendas. (Ad Dictyn Cretensem lib. I. cap. 3. p. 5.) Sie führet nach dem Mezeriac (Comment. sur les Epitres d'Ovide T. II. p. 361) auch die Beschreibungen an, welche Dares Phrygius und Cedrenus von der Schönheit der Helena geben. In der erstern kömmt ein Zug vor, der ein wenig seltsam klingt. Dares sagt nehmlich

Ην ἡ γυνη περικαλλης, ἐυοφρυς, ἐυχρουςατη,
Ευπαρειος, ἐυπροσωπος, βοωπις, χιονοχρους,
Ελικοβλεφαρος, ἁβρα, χαριτων γεμον ἀλσος,
Λευκοβραχιων, τρυφερα, καλλος ἀντικρυς ἐμπνουν,
Το προσωπον καταλευκον, ἡ παρεια ῥοδοχρους,
Το προσωπον ἐπιχαρι, το βλεφαρον ὡραιον,

von der Helena, sie habe ein Mahl zwischen den Augenbraunen gehabt: notam inter duo supercilia habentem. Das war doch wohl nichts schönes? Ich wollte, daß die Französin ihre Meinung darüber gesagt hätte. Meines Theiles halte ich das Wort nota hier für verfälscht, und glaube, daß Dares von dem reden wollen, was bey den Griechen μεσοφρυον und bey den Lateinern glabella hieß. Die Augenbraunen der Helena, will er sagen, lieffen nicht zusammen, sondern waren durch einen kleinen Zwischenraum abgesondert. Der Geschmack der Alten war in diesem Punkte verschieden. Einigen gefiel ein solcher Zwischenraum, andern nicht. (Iunius de Pictura Vet. lib. III. cap. 9. p. 245.) Anakreon hielt die Mittelstrasse; die Augenbraunen seines geliebten Mädchens waren weder merklich getrennet, noch völlig in einander verwachsen, sie verlieffen sich sanft in einem einzigen Punkte. Er sagt zu dem Künstler, welcher sie mahlen sollte. (Od. 28.)

Το μεσοφρυον δε μη μοι
Διακοπτε, μητε μισγε,
Εχετω δ' ὁπως ἐκεινη
Τι λεληθοτως συνοφρυν
Βλεφαρων ἰτυν κελαινην.

Nach der Lesart des Pauw, ob schon auch ohne sie der Verstand der nehmliche ist, und von Henr. Stephano nicht verfehlet worden:

Supercilii nigrantes
Discrimina nec arcus,
Confundito nec illos:
Sed junge sic ut anceps
Divortium relinquas,
Quale esse cernis ipsi.

Wenn ich aber den Sinn des Dares getroffen hätte, was müßte man wohl sodann, anstatt des Wortes notam, lesen? Vielleicht moram? Denn so viel ist gewiß, daß mora nicht allein den Verlauf der Zeit ehe etwas geschieht, sondern auch die Hinderung, den Zwischenraum von einem zum andern, bedeutet.

Ego inquieta montium jaceam mora,

wünschet sich der rasende Herkules beym Seneca, (v. 1215.) welche Stelle Gronovius sehr wohl erklärt: Optat se medium jacere inter duas Symplegades, illarum velut moram, impedimentum, obicem; qui eas moretur, vetet aut satis arcte conjungi, aut rursus distrahi. So heissen auch bey eben demselben Dichter lacertorum moræ, soviel als juncturæ. (Schrœderus ad v. 762. Thyest.)

Καλλος ἀνεπιτηδευτον, ἀβαπτιςον, ἀυτοχρουν,
Εβαπτε την λευκοτητα ῥοδοχροια πυρινη,
Ως ει τις τον ἐλεφαντα βαψει λαμπρα πορφυρα.
Δειρη μακρα, καταλευκος, ὁθεν ἐμυθουργηθη
Κυκνογενη την ἐυοπτον Ελενην χρηματιζειν. — —

so dünkt mich, ich sehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführet werden soll, die aber alle auf der andern Seite von selbst wieder herabrollen. Was für ein Bild hinterläßt er, dieser Schwall von Worten? Wie sahe Helena nun aus? Werden nicht, wenn tausend Menschen dieses lesen, sich alle tausend eine eigene Vorstellung von ihr machen?

Doch es ist wahr, politische Verse eines Mönches sind keine Poesie. Man höre also den Ariost, wenn er seine bezaubernde Alcina schildert: [b]

b) Orlando Furioso, Canto VII. St. 11-15. „Die Bildung ihrer Gestalt war so reitzend, als nur künstliche Mahler sie dichten können. Gegen „ihr blondes, langes, aufgeknüpftes Haar ist kein Gold, das nicht seinen „Glanz verliere. Ueber ihre zarten Wangen verbreitete sich die vermischte „Farbe der Rosen und der Lilien. Ihre fröhliche Stirn, in die gehörigen „Schranken geschlossen, war von glattem Helfenbein. Unter zween schwarzen, „äusserst feinen Bögen glänzen zwey schwarze Augen, oder vielmehr zwo „leuchtende Sonnen, die mit Holdseligkeit um sich blickten und sich langsam „drehten. Rings um sie her schien Amor zu spielen und zu fliegen; von da „schien er seinen ganzen Köcher abzuschiessen, und die Herzen sichtbar zu rauben. Weiter hinab steigt die Nase mitten durch das Gesicht, an welcher „selbst der Neid nichts zu bessern findet. Unter ihr zeigt sich der Mund, „wie zwischen zwey kleinen Thälern, mit seinem eigenthümlichen Zinnober bedeckt; hier stehen zwo Reihen auserlesener Perlen, die eine schöne sanfte „Lippe verschließt und öffnet. Hieraus kommen die holdseligen Worte, die „jedes rauhe, schändliche Herz erweichen; hier wird jenes liebliche Lächeln gebildet, welches für sich schon ein Paradies auf Erden eröffnet. Weisser „Schnee ist der schöne Hals, und Milch die Brust, der Hals rund, die Brust „voll und breit. Zwo zarte, von Helfenbein geründete Kugeln wallen sanft „auf und nieder, wie die Wellen am äussersten Rande des Ufers, wenn ein „spielender Zephyr die See bestreitet." (Die übrigen Theile würde Argus selbst nicht haben sehen können. Doch war leicht zu urtheilen, daß das, was versteckt lag, mit dem, was dem Auge bloß stand, übereinstimme.) „Die „Arme zeigen sich in ihrer gehörigen Länge, die weisse Hand etwas länglich, „und schmal in ihrer Breite, durchaus eben, keine Ader tritt über ihre glatte

Di persona era tanto ben formata,
Quanto mai finger san Pittori industri:
Con bionda chioma, lunga e annodata,
Oro non è, che piu risplenda, e lustri,
Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri.
Di terso avorio era la fronte lieta,
Che lo spazio finia con giusta meta.

Sotto due negri, e sottilissimi archi
Son due negri occhi, anzi due chiari soli,
Pietosi à riguardar, à mover parchi,
Intorno à cui par ch' Amor scherzi, e voli,
E ch' indi tutta la faretra scarchi,
E che visibilmente i cori involi.
Quindi il naso per mezo il viso scende
Che non trova l'invidia ove l'emende.

Sotto quel sta, quasi fra due vallette,
La bocca sparsa di natio cinabro,
Quivi due filze son di perle elette,
Che chiude, ed apre un bello e dolce labro;
Quindi escon le cortesi parolette,
Da render molle ogni cor rozo e scabro;
Quivi si forma quel soave riso,
Ch' apre a sua posta in terra il paradiso.

Bianca neve è il bel collo, e'l petto latte,
Il collo è tondo, il petto colmo e largo;
Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.
Non potria l' altre parti veder Argo,
Ben si può giudicar, che corrisponde,
A quel ch' appar di fuor, quel che s'asconde.

„Fläche. Am Ende dieser herrlichen Gestalt sieht man den kleinen, trocknen, „geründeten Fuß. Die englischen Mienen, die aus dem Himmel stammen, „kann kein Schleyer verbergen." — (Nach der Uebersetzung des Herrn Meinhardt in dem Versuche über den Charakter und die Werke der besten Ital. Dicht. B. II. S. 228.)

Mostran le braccia sua misura giusta,
Et la candida man spesso si vede,
Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta,
Dove nè nodo appar, nè vena eccede.
Si vede al fin de la persona augusta
Il breve, asciutto, e ritondetto piede.
Gli angelici sembianti nati in cielo
Non si ponno celar sotto alcun velo.

Milton sagt bey Gelegenheit des Pandämoniums: einige lobten das Werk, andere den Meister des Werks. Das Lob des einen ist also nicht allezeit auch das Lob des andern. Ein Kunstwerk kann allen Beyfall verdienen, ohne daß sich zum Ruhme des Künstlers viel besonders sagen läßt. Wiederum kann ein Künstler mit Recht unsere Bewunderung verlangen, auch wenn sein Werk uns die völlige Genüge nicht thut. Dieses vergesse man nie, und es werden sich öfters ganz widersprechende Urtheile vergleichen lassen. Eben wie hier. Dolce, in seinem Gespräche von der Mahlerey, läßt den Aretino von den angeführten Stanzen des Ariost ein ausserordentliches Aufheben machen; c) ich hingegen, wähle sie als ein Exempel eines Gemähldes ohne Gemählde. Wir haben beyde Recht. Dolce bewundert darinn die Kenntnisse, welche der Dichter von der körperlichen Schönheit zu haben zeiget; ich aber sehe bloß auf die Wirkung, welche diese Kenntnisse, in Worte ausgedrückt, auf meine Einbildungskraft haben können. Dolce schließt aus jenen Kenntnissen, daß gute Dichter nicht minder gute Mahler sind; und ich aus dieser Wirkung, daß sich das, was die Mahler durch Linien und Farben am besten ausdrücken können, durch Worte grade am schlechtesten ausdrücken läßt. Dolce empfiehlet die Schilderung des Ariost allen Mahlern als das vollkommenste Vorbild einer schönen Frau; und ich empfehle es allen Dichtern als die lehrreichste

c) (Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino: Firenze 1735. p. 178.) Se vogliono i Pittori senza fatica trovare un perfetto esemplo di bella Donna, leggano quelle Stanze dell'Ariosto, nelle quali egli discrive mirabilmente le bellezze della Fata Alcina: e vedranno parimente, quanto i buoni Poeti siano ancora essi Pittori. —

Warnung, was einem Ariost mißlingen müssen, nicht noch unglücklicher zu versuchen. Es mag seyn, daß wenn Ariost sagt:

Di persona era tanto ben formata
Quanto mai finger san Pittori industri,

er die Lehre von den Proportionen, so wie sie nur immer der fleißigste Künstler in der Natur und aus den Antiken studieret, vollkommen verstanden zu haben, dadurch beweiset. *d* Er mag sich immer hin, in den blossen Worten:

Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri,

als den vollkommensten Coloristen, als einen Titian, zeigen. *e* Man mag daraus, daß er das Haar der Alcina nur mit dem Golde vergleicht, nicht aber güldenes Haar nennet, noch so deutlich schliessen, daß er den Gebrauch des wirklichen Goldes in der Farbengebung gemißbilliget. *f* Man mag sogar in seiner herabsteigenden Nase,

Quindi il naso per mezo il viso scende,

das Profil jener alten griechischen, und von griechischen Künstlern auch Römern geliehenen Nasen finden. *g* Was nutzt alle diese Gelehrsamkeit und Einsicht uns Lesern, die wir eine schöne Frau zu sehen glauben wollen, die wir etwas von der sanften Wallung des Geblüts dabey empfinden wollen, die den wirkli-

d) (Ibid.) Ecco, che, quanto alla proportione, l'ingeniosissimo Ariosto assegna la migliore, che sappiano formar le mani de' più eccellenti Pittori, usando questa voce industri, per dinotar la diligenza, che conviene al buono artefice.

e) (Ibid. p. 182.) Qui l'Ariosto colorisce, e in questo suo colorire dimostra essere un Titiano.

f) (Ibid. p. 180.) Poteva l'Ariosto nella guisa, che ha detto chioma bionda, dir chioma d'oro: ma gli parve forse, che havrebbe havuto troppo del Poetico. Da che si può ritrar, che'l Pittore dee imitar l'oro, e non metterlo (come fanno i Miniatori) nelle sue Pitture, in modo, che si possa dire, que' capelli non sono d'oro, ma par che risplendano, come l'oro. Was Dolce, in dem Nachfolgenden, aus dem Athenäus anführet, ist merkwürdig, nur daß es sich nicht völlig so daselbst findet. Ich rede an einem andern Orte davon.

g) (Ibid. p. 182.) Il naso, che discende giù, havendo peraventura la consideratione a quelle forme de' nasi, che si veggono ne' ritratti delle belle Romane antiche.

chen Anblick der Schönheit begleitet? Wenn der Dichter weis, aus welchen Verhältnissen eine schöne Gestalt entspringet, wissen wir es darum auch? Und wenn wir es auch wüßten, läßt er uns hier diese Verhältnisse sehen? Oder erleichtert er uns auch nur im geringsten die Mühe, uns ihrer auf eine lebhafte anschauende Art zu erinnern? Eine Stirn, in die gehörigen Schranken geschlossen, la fronte,

Che lo ſpazio finia con giuſta meta;

eine Nase, an welcher selbst der Neid nichts zu bessern findet,

Che non trova l'invidia, ove l'emende;

eine Hand, etwas länglich und schmal in ihrer Breite,

Lunghetta alquanto, & di larghezza anguſta:

was für ein Bild geben diese allgemeine Formeln? In dem Munde eines Zeichenmeisters, der seine Schüler auf die Schönheiten des akademischen Modells aufmerksam machen will, möchten sie noch etwas sagen; denn ein Blick auf dieses Modell, und sie sehen die gehörigen Schranken der fröhlichen Stirne, sie sehen den schönsten Schnitt der Nase, die schmale Breite der niedlichen Hand. Aber bey dem Dichter sehe ich nichts, und empfinde mit Verdruß die Vergeblichkeit meiner besten Anstrengung, etwas sehen zu wollen.

In diesem Punkte, in welchem Virgil dem Homer durch Nichsthun nachahmen können, ist auch Virgil ziemlich glücklich gewesen. Auch seine Dido ist ihm weiter nichts als pulcherrima Dido. Wenn er ja umständlicher etwas an ihr beschreibet, so ist es ihr reicher Putz, ihr prächtiger Aufzug:

Tandem progreditur — — — —
Sidoniam picto chlamydem circumdata limbo:
Cui pharetra ex auro, crines nodantur in aurum,
Aurea purpuream ſubnectit fibula veſtem. *h*

Wollte man darum auf ihn anwenden, was jener alte Künstler zu einem Lehrlinge sagte, der eine sehr geschmückte Helena gemahlt hatte, „da du sie nicht schön mahlen können, hast du „sie reich gemahlt:" so würde Virgil antworten, „es liegt nicht „an mir, daß ich sie nicht schön mahlen können; der Tadel

h) Aeneid. IV. v. 136.

„trift die Schranken meiner Kunst; mein Lob sey, mich inner„halb diesen Schranken gehalten zu haben."

Ich darf hier die beyden Lieder des Anakreons nicht vergessen, in welchen er uns die Schönheit seines Mädchens und seines Bathylls zergliedert.[i] Die Wendung die er dabey nimt, macht alles gut. Er glaubt einen Mahler vor sich zu haben, und läßt ihn unter seinen Augen arbeiten. So, sagt er, mache mir das Haar, so die Stirne, so die Augen, so den Mund, so Hals und Busen, so Hüft und Hände! Was der Künstler nur Theilweise zusammen setzen kann, konnte ihm der Dichter auch nur Theilweise vorschreiben. Seine Absicht ist nicht, daß wir in dieser mündlichen Direction des Mahlers, die ganze Schönheit der geliebten Gegenstände erkennen und fühlen sollen; er selbst empfindet die Unfähigkeit des wörtlichen Ausdrucks, und nimt eben daher den Ausdruck der Kunst zu Hülfe, deren Täuschung er so sehr erhebet, daß das ganze Lied mehr ein Lobgedicht auf die Kunst, als auf sein Mädchen zu seyn scheinet. Er sieht nicht das Bild, er sieht sie selbst, und glaubt, daß es nun eben den Mund zum Reden eröfnen werde:

Απεχει· βλεπω γαρ ἀυτην.
Ταχα, κηρε, και λαλησεις.

Auch in der Angabe des Bathylls, ist die Anpreisung des schönen Knabens mit der Anpreisung der Kunst und des Künstlers so in einander geflochten, daß es zweifelhaft wird, wem zu Ehren Anakreon das Lied eigentlich bestimmt habe. Er sammelt die schönsten Theile aus verschiednen Gemählden, an welchen eben die vorzügliche Schönheit dieser Theile das Charakteristische war; den Hals nimt er von einem Adonis, Brust und Hände von einem Merkur, die Hüfte von einem Pollux, den Bauch von einem Bacchus; bis er den ganzen Bathyll in einem vollendeten Apollo des Künstlers erblickt.

Μετα δε προσωπον ἐςω,
Τον Αδωνιδος παρελθων,
Ελεφαντινος τραχηλος·
Μεταμαζιον δε ποιει

i) Od. XXVIII. XXIX.

Διδυμας τε χειρας Ερμου,
Πολυδευκεος δε μηρους,
Διονυσιην δε νηδυν — —
Τον Απολλωνα δε τουτον
Καθελων, ποιει Βαθυλλον.

So weis auch Lucian von der Schönheit der Panthea anders keinen Begriff zu machen, als durch Verweisung auf die schönsten weiblichen Bildsäulen alter Künstler.[k] Was heißt aber dieses sonst, als bekennen, daß die Sprache vor sich selbst hier ohne Kraft ist; daß die Poesie stammelt und die Beredsamkeit verstummet, wenn ihnen nicht die Kunst noch einigermaassen zur Dolmetscherin dienet?

XXI.

Aber verliert die Poesie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? — Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden sucht, auf welchem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenket, indem sie die Fußtapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen sie ängstlich herumirret, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verschließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunst hinwiederum ihr nachsehen muß?

Eben der Homer, welcher sich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheiten so geflissentlich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeygehen erfahren, daß Helena weisse Arme[a] und schönes Haar[b] gehabt; eben der Dichter weis dem ohngeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit übersteiget, was die Kunst in dieser Absicht zu leisten im Stande ist. Man erinnere sich der Stelle, wo Helena in die Versammlung der Aeltesten des Trojanischen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greise sehen sie, und einer sprach zu den andern:[c]

Ου νεμεσις, Τρωας και ἐϋκνημιδας Αχαιους

k) Εικονες §. 3. T. II. p. 461. Edit. Reitz.
a) Iliad. Γ. v. 121.
b) Ibid. v. 319.
c) Ibid. v. 156-58.

Τοιῇδ' ἀμφι γυναικι πολυν χρονον ἀλγεα πασχειν·
Αινως ἀθανατῃσι θεῃς εἰς ὠπα ἐοικεν.

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter sie des Krieges wohl werth erkennen lassen, der so viel Blut und so viele Thränen kostet?

Was Homer nicht nach seinen Bestandtheilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Mahlet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursachet, und ihr habt die Schönheit selbst gemahlet. Wer kann sich den geliebten Gegenstand der Sappho, bey dessen Erblickung sie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennet, als häßlich denken? Wer glaubt nicht die schönste vollkommenste Gestalt zu sehen, sobald er mit dem Gefühle sympathisiret, welches nur eine solche Gestalt erregen kann? Nicht weil uns Ovid den schönen Körper seiner Lesbia Theil vor Theil zeiget:

Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos!
Forma papillarum quam fuit apta premi!
Quam castigato planus sub pectore venter!
Quantum & quale latus! quam juvenile femur!

sondern weil er es mit der wollüstigen Trunkenheit thut, nach der unsere Sehnsucht so leicht zu erwecken ist, glauben wir eben des Anblickes zu geniessen, den er genoß.

Ein andrer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholet, ist dieser, daß sie Schönheit in Reitz verwandelt. Reitz ist Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Mahler weniger bequem als dem Dichter. Der Mahler kann die Bewegung nur errathen lassen, in der That aber sind seine Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reitz bey ihm zur Grimasse. Aber in der Poesie bleibt er was er ist; ein transitorisches Schönes, das wir wiederhohlt zu sehen wünschen. Es kömmt und geht; und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können, als blosser Formen oder Farben: so muß der Reitz in dem nehmlichen Verhältnisse stärker auf uns wirken, als die Schönheit. Alles was noch in dem Gemählde der Alcina gefällt und rühret, ist Reitz. Der Eindruck, den ihre

Augen machen, kömmt nicht daher, daß sie schwarz und feurig sind, sondern daher, daß sie,

Pietosi à riguardar, à mover parchi,

mit Holdseligkeit um sich blicken, und sich langsam drehen; daß Amor sie umflattert und seinen ganzen Köcher aus ihnen abschießt. Ihr Mund entzücket, nicht weil von eigenthümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwey Reihen auserlesener Perlen verschliessen; sondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches, für sich schon, ein Paradies auf Erden eröfnet; weil er es ist, aus dem die freundlichen Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen. Ihr Busen bezaubert, weniger weil Milch und Helfenbein und Aepfel, uns seine Weisse und niedliche Figur vorbilden, als vielmehr weil wir ihn sanft auf und nieder wallen sehen, wie die Wellen am äussersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See bestreitet:

Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.

Ich bin versichert, daß lauter solche Züge des Reizes in eine oder zwey Stanzen zusammen gedrenget, weit mehr thun würden, als die fünfe alle, in welche sie Ariost zerstreuet und mit kalten Zügen der schönen Form, viel zu gelehrt für unsere Empfindungen, durchflochten hat.

Selbst Anakreon wollte lieber in die anscheinende Unschicklichkeit verfallen, eine Unthulichkeit von dem Mahler zu verlangen, als das Bild seines Mädchens nicht mit Reitz beleben.

Τρυφερου δ'εσω γενειου,
Περι λυγδινῳ τραχηλῳ
Χαριτες πετοιντο πασαι.

Ihr sanftes Kinn, befiehlt er dem Künstler, ihren marmornen Nacken laß alle Grazien umflattern! Wie das? Nach dem genauesten Wortverstande? Der ist keiner mahlerischen Ausführung fähig. Der Mahler konnte dem Kinne die schönste Ründung, das schönste Grübchen, Amoris digitulo impressum, (denn das ἔσω scheinet mir ein Grübchen andeuten zu wollen) — er konnte dem Halse die schönste Carnation geben; aber weiter konnte er nichts. Die Wendungen dieses schönen Halses, das Spiel der

Muskeln, durch das jenes Grübchen bald mehr bald weniger sichtbar wird, der eigentliche Reitz, war über seine Kräfte. Der Dichter sagte das Höchste, wodurch uns seine Kunst die Schönheit sinnlich zu machen vermag, damit auch der Mahler den höchsten Ausdruck in seiner Kunst suchen möge. Ein neues Beyspiel zu der obigen Anmerkung, daß der Dichter, auch wenn er von Kunstwerken redet, dennoch nicht verbunden ist, sich mit seiner Beschreibung in den Schranken der Kunst zu halten.

XXII.

Zeuxis mahlte eine Helena, und hatte das Herz, jene berühmte Zeilen des Homers, in welchen die entzückten Greise ihre Empfindung bekennen, darunter zu setzen. Nie sind Mahlerey und Poesie in einen gleichern Wettstreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentschieden, und beyde verdienten gekrönet zu werden.

Denn so wie der weise Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Bestandtheilen nicht schildern zu können fühlte, blos in ihrer Wirkung zeigte: so zeigte der nicht minder weise Mahler uns die Schönheit nach nichts als ihren Bestandtheilen, und hielt es seiner Kunst für unanständig, zu irgend einem andern Hülfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemählde bestand aus der einzigen Figur der Helena, die nackend da stand. Denn es ist wahrscheinlich, daß es eben die Helena war, welche er für die zu Crotona mahlte. [a]

Man vergleiche hiermit, Wundershalber, das Gemählde welches Caylus dem neuern Künstler aus jenen Zeilen des Homers vorzeichnet: „Helena, mit einem weissen Schleyer bedeckt, „erscheinet mitten unter verschiedenen alten Männern, in deren „Zahl sich auch Priamus befindet, der an den Zeichen seiner „königlichen Würde zu erkennen ist. Der Artist muß sich besonders angelegen seyn lassen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeusserungen „einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern dieser kalten Greise, empfinden zu lassen. Die Scene ist über einem von „den Thoren der Stadt. Die Vertiefung des Gemähldes kann

a) Val. Maximus lib. III. cap. 7. Dionysius Halicarnass. Art. Rhet. cap. 12. περι λογων ἐξετασεως.

„sich in den freyen Himmel, oder gegen höhere Gebäude der „Stadt verlieren; jenes würde kühner lassen, eines aber ist so „schicklich wie das andere."

Man denke sich dieses Gemählde von dem größten Meister unserer Zeit ausgeführet, und stelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieses, wo ich ihn selbst fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimassen gerührter Graubärte schliessen soll? Turpe senilis amor; ein gieriger Blick macht das ehrwürdigste Gesicht lächerlich, und ein Greis der jugendliche Begierden verräth, ist sogar ein eckler Gegenstand. Den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf nicht zu machen; denn der Affect den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, sie selbst zu schänden. Sie bekennen ihr Gefühl, und fügen sogleich hinzu:

Αλλα και ὥς, τοιη περ ἐουσ', ἐν νηυσι νεεσθω,
Μηδ' ἡμιν τεκεεσσι τ' ὀπισσω πημα λιποιτο.

Ohne diesen Entschluß wären es alte Gecke; wären sie das, was sie in dem Gemählde des Caylus erscheinen. Und worauf richten sie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermumte, verschleyerte Figur. Das ist Helena? Es ist mir unbegreiflich, wie ihr Caylus hier den Schleyer lassen können. Zwar Homer giebt ihr denselben ausdrücklich:

Αυτικα δ' ἀργεννῃσι καλυψαμενη ὀθονῃσιν
Ὡρματ' ἐκ θαλαμοιο — —

aber, um über die Strassen damit zu gehen; und wenn auch schon bey ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe sie den Schleyer wieder abgenommen oder zurückgeworffen zu haben scheinet, so war es nicht das erstemal, daß sie die Alten sahen; ihr Bekenntniß durfte also nicht aus dem itzigen augenblicklichen Anschauen entstehen, sondern sie konnten schon oft empfunden haben, was sie zu empfinden, bey dieser Gelegenheit nur zum erstenmal bekannten. In dem Gemählde findet so etwas nicht Statt. Wenn ich hier entzückte Alte sehe, so will ich auch zugleich sehen, was sie in Entzückung setzt; und ich werde äusserst betroffen, wenn ich weiter nichts, als, wie gesagt, eine vermumte,

verschleyerte Figur wahrnehme, die sie brünstig angaffen. Was hat dieses Ding von der Helena? Ihren weissen Schleyer, und etwas von ihrem proportionirten Umrisse, so weit Umriß unter Gewändern sichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, daß ihr Gesicht verdeckt seyn sollte, und er nennet den Schleyer blos als ein Stück ihres Anzuges. Ist dieses (seine Worte sind einer solchen Auslegung zwar nicht wohl fähig: Helene couverte d'un voile blanc) so entstehet eine andere Verwunderung bey mir: er empfiehlt dem Artisten so sorgfältig den Ausdruck auf den Gesichtern der Alten; nur über die Schönheit in dem Gesichte der Helena verliert er kein Wort. Diese sittsame Schönheit, im Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Thräne, furchtsam sich nähernd — Wie? Ist die höchste Schönheit unsern Künstlern so etwas geläuffiges, daß sie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder ist Ausdruck mehr als Schönheit? Und sind wir auch in Gemählden schon gewohnt, so wie auf der Bühne, die häßlichste Schauspielerin für eine entzückende Prinzessin gelten zu lassen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen sie zu empfinden äussert?

In Wahrheit; das Gemählde des Caylus würde sich gegen das Gemählde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten.

Homer ward vor Alters ohnstreitig fleißiger gelesen, als itzt. Dennoch findet man sogar vieler Gemählde nicht erwähnet, welche die alten Künstler aus ihm gezogen hätten. [b] Nur den Fingerzeig des Dichters auf besondere körperliche Schönheiten, scheinen sie fleißig genutzt zu haben; diese mahlten sie; und in diesen Gegenständen fühlten sie wohl, war es ihnen allein vergönnet, mit dem Dichter wetteifern zu wollen. Ausser der Helena, hatte Zeuxis auch die Penelope gemahlt; und des Apelles Diana war die Homerische in Begleitung ihrer Nymphen. Bey dieser Gelegenheit will ich erinnern, daß die Stelle des Plinius, in welcher von der letztern die Rede ist, einer Verbesserung bedarf. [c] Handlungen aber aus dem Homer zu

b) Fabricii Biblioth. Græ. Lib. II. cap. 6. p. 345.

c) Plinius sagt von dem Apelles: (Libr. XXXV. sect. 36. p. 698. Edit. Hard.) Fecit & Dianam sacrificantium virginum choro mixtam:

mahlen, blos weil sie eine reiche Composition, vorzügliche Contraste, künstliche Beleuchtungen darbieten, schien der alten Artisten ihr Geschmack nicht zu seyn; und konnte es nicht seyn, so lange sich noch die Kunst in den engern Grenzen ihrer höchsten Bestimmung hielt. Sie nährten sich dafür mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er: und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Portraits zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zu seinem Vater; ähnlich aber verschieden. Die Aehnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter sich nichts gleiches, als daß sie mit dem ähnlichen Zuge, in dem einen sowohl als in dem andern harmoniren.

Da übrigens die Homerischen Meisterstücke der Poesie älter

quibus vicisse Homeri versus videtur id ipsum describentis. Nichts kann wahrer, als dieser Lobspruch gewesen seyn. Schöne Nymphen um eine schöne Göttin her, die mit der ganzen majestätischen Stirne über sie hervorragt, sind freylich ein Vorwurf, der der Mahlerey angemessener ist, als der Poesie. Das sacrificantium nur, ist mir höchst verdächtig. Was macht die Göttin unter opfernden Jungfrauen? Und ist dieses die Beschäftigung, die Homer den Gespielinnen der Diana giebt? Mit nichten; sie durchstreiffen mit ihr Berge und Wälder, sie jagen, sie spielen, sie tanzen: (Odyss. Z. v. 102-106.)

Οιη δ' Αρτεμις ἐισι κατ' οὐρεος ἰοχεαιρα
Η κατα Τηΰγετον περιμηκετον, ἠ Ερυμανθον
Τερπομενη καπροισι και ὠκειης ἐλαφοισι·
Τη δε θ' ἁμα Νυμφαι, κουραι Διος Αιγιοχοιο,
Αγρονομοι παιζουσι· — — — —

Plinius wird also nicht sacrificantium, er wird venantium, oder etwas ähnliches geschrieben haben; vielleicht sylvis vagantium, welche Verbesserung die Anzahl der veränderten Buchstaben ohngefehr hätte. Dem παιζουσι beym Homer würde saltantium am nächsten kommen, und auch Virgil läßt in seiner Nachahmung dieser Stelle, die Diana mit ihren Nymphen tanzen: (Aeneid. I. v. 497. 98.)

Qualis in Eurotæ ripis, aut per juga Cynthi
Exercet Diana choros — —

Spence hat hierbey einen seltsamen Einfall (Polymetis Dial. VIII. p. 102.) This Diana, sagt er, both in the picture and in the descriptions, was the Diana Venatrix, tho' she was not represented either by Virgil, or Apelles, or Homer, as hunting with her Nymphs; but as employed with them in that sort of dances, which of old were regarded as very solemn acts

waren, als irgend ein Meisterstück der Kunst; da Homer die Natur eher mit einem mahlerischen Auge betrachtet hatte, als ein Phidias und Apelles: so ist es nicht zu verwundern, daß die Artisten verschiedne ihnen besonders nützliche Bemerkungen, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen, schon bey dem Homer gemacht fanden, wo sie dieselben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen. Phidias bekannte, daß die Zeilen: *d*

Η, και κυανεησιν επ' οφρυσι νευσε Κρονιων·
Αμβροσιαι δ' αρα χαιται επερρωσαντο ανακτος,
Κρατος απ' αθανατοιο· μεγαν δ' ελελιξεν Ολυμπον·

ihm bey seinem Olympischen Jupiter zum Vorbilde gedienet, und daß ihm nur durch ihre Hülfe ein göttliches Antlitz, propemodum ex ipso cœlo petitum, gelungen sey. Wem dieses nichts mehr gesagt heißt, als daß die Phantasie des Künstlers

of devotion. In einer Anmerkung fügt er hinzu: The expression of παιζειν, used by Homer on this occasion, is scarce proper for hunting; as that of, Choros exercere, in Virgil, should be understood of the religious dances of old, because dancing, in the old Roman idea of it, was indecent even for men, in public; unless it were the sort of dances used in Honour of Mars, or Bacchus, or some other of their gods. Spence will nehmlich jene feyerliche Tänze verstanden wissen, welche bey den Alten mit unter die gottesdienstlichen Handlungen gerechnet wurden. Und daher, meinet er, brauche denn auch Plinius das Wort sacrificare: It is in consequence of this that Pliny, in speaking of Diana's Nymphs on this very occasion, uses the word, sacrificare, of them; which quite determines these dances of theirs to have been of the religious kind. Er vergißt, daß bey dem Virgil die Diana selbst mit tanzet: exercet Diana choros. Sollte nun dieser Tanz ein gottesdienstlicher Tanz seyn: zu wessen Verehrung tanzte ihn die Diana? Zu ihrer eignen? Oder zur Verehrung einer andern Gottheit? Beydes ist widersinnig. Und wenn die alten Römer das Tanzen überhaupt einer ernsthaften Person nicht für sehr anständig hielten, mußten darum ihre Dichter die Gravität ihres Volkes auch in die Sitten der Götter übertragen, die von den ältern griechischen Dichtern ganz anders festgesetzet waren? Wenn Horaz von der Venus sagt: (Od. IV. lib. I.)

Iam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna:
Iunctæque Nymphis Gratiæ decentes
Alterno terram quatiunt pede — —

waren dieses auch heilige gottesdienstliche Tänze? Ich verliere zu viele Worte über eine solche Grille.

d) Iliad. A. v. 528. Valerius Maximus lib. III. cap. 7.

durch das erhabene Bild des Dichters befeuert, und eben so erhabener Vorstellungen fähig gemacht worden, der, dünkt mich, übersieht das Wesentlichste, und begnügt sich mit etwas ganz allgemeinem, wo sich, zu einer weit gründlichern Befriedigung, etwas sehr specielles angeben läßt. So viel ich urtheile, bekannte Phidias zugleich, daß er in dieser Stelle zuerst bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbraunen liege, quanta pars animi [e] sich in ihnen zeige. Vielleicht, daß sie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaassen auszudrücken, was Homer ambrosisches Haar nennet. Denn es ist gewiß, daß die alten Künstler vor dem Phidias das Sprechende und Bedeutende der Mienen wenig verstanden, und besonders das Haar sehr vernachlässiget hatten. Noch Myron war in beyden Stücken tadelhaft, wie Plinius anmerkt, [f] und nach eben demselben, war Pythagoras Leontinus der erste, der sich durch ein zierliches Haar hervorthat. [g] Was Phidias aus dem Homer lernte, lernten die andern Künstler aus den Werken des Phidias.

Ich will noch ein Beyspiel dieser Art anführen, welches mich allezeit sehr vergnügt hat. Man erinnere sich, was Hogarth über den Apollo zu Belvedere anmerkt. [h] „Dieser Apollo, „sagt er, und der Antinous sind beyde in eben demselben Pal„laste zu Rom zu sehen. Wenn aber Antinous den Zuschauer „mit Verwunderung erfüllet, so setzet ihn der Apollo in Er„staunen; und zwar, wie sich die Reisenden ausdrücken, durch „einen Anblick, welcher etwas mehr als menschliches zeiget, wel„ches sie gemeiniglich gar nicht zu beschreiben im Stande sind. „Und diese Wirkung ist, sagen sie, um desto bewundernswürdi„ger, da, wenn man es untersucht, das Unproportionirliche „daran auch einem gemeinen Auge klar ist. Einer der besten „Bildhauer, welche wir in England haben, der neulich dahin

e) Plinius lib. X. sect. 51. p. 616. Edit. Hard.

f) Idem lib. XXXIV. sect. 19. p. 651. Ipse tamen corporum tenus curiosus, animi sensus non expressisse videtur, capillum quoque & pubem non emendatius fecisse, quam rudis antiquitas instituisset.

g) Ibid. Hic primus nervos & venas expressit; capillumque diligentius.

h) Zergliederung der Schönheit. S. 47. Berl. Ausg.

„reisete, diese Bildsäule zu sehen, bekräftigte mir das, was itzo „gesagt worden, besonders, daß die Füsse und Schenkel, in „Ansehung der obern Theile, zu lang und zu breit sind. Und „Andreas Sacchi, einer der größten Italiänischen Mahler, „scheinet eben dieser Meinung gewesen zu seyn, sonst würde er „schwerlich (in einem berühmten Gemählde, welches itzo in Eng„land ist) seinem Apollo, wie er den Tonkünstler Pasquilini „krönet, das völlige Verhältniß des Antinous gegeben haben, „da er übrigens wirklich eine Copie von dem Apollo zu seyn „scheinet. Ob wir gleich an sehr grossen Werken oft sehen, „daß ein geringerer Theil aus der Acht gelassen worden, so „kann dieses doch hier der Fall nicht seyn. Denn an einer „schönen Bildsäule ist ein richtiges Verhältniß eine von ihren „wesentlichen Schönheiten. Daher ist zu schliessen, daß diese „Glieder mit Fleiß müssen seyn verlängert worden, sonst würde „es leicht haben können vermieden werden. Wenn wir also die „Schönheiten dieser Figur durch und durch untersuchen, so werden „wir mit Grunde urtheilen, daß das, was man bisher für „unbeschreiblich vortrefflich an ihrem allgemeinem Anblicke ge„halten, von dem hergerühret hat, was ein Fehler in einem „Theile derselben zu seyn geschienen." — Alles dieses ist sehr einleuchtend; und schon Homer, füge ich hinzu, hat es empfunden und angedeutet, daß es ein erhabenes Ansehen giebt, welches bloß aus diesem Zusatze von Grösse in den Abmessungen der Füsse und Schenkel entspringet. Denn wenn Antenor die Gestalt des Ulysses mit der Gestalt des Menelaus vergleichen will, so läßt er ihn sagen: i

Σταντων μεν, Μενελαος ὑπειρεχεν ευρεας ὠμους,
Αμφω δ' ἑζομενω, γεραρωτερος ἠεν Οδυσσευς.

„Wann beyde standen, so ragte Menelaus mit den breiten „Schultern hoch hervor; wann aber beyde sassen, war Ulysses „der ansehnlichere." Da Ulysses also das Ansehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, so ist das Verhältniß leicht zu bestimmen, welches beyder Oberleib zu den Füssen und Schenkeln gehabt. Ulysses hatte einen Zusatz von

i) Iliad. Γ. v. 210. 11.

Grösse in den Proportionen des erstern, Menelaus in den Proportionen der letztern.

XXIII.

Ein einziger unschicklicher Theil kann die übereinstimmende Wirkung vieler zur Schönheit stören. Doch wird der Gegenstand darum noch nicht häßlich. Auch die Häßlichkeit erfodert mehrere unschickliche Theile, die wir ebenfalls auf einmal müssen übersehen können, wenn wir dabey das Gegentheil von dem empfinden sollen, was uns die Schönheit empfinden läßt.

Sonach würde auch die Häßlichkeit, ihrem Wesen nach, kein Vorwurf der Poesie seyn können; und dennoch hat Homer die äusserste Häßlichkeit in dem Thersites geschildert, und sie nach ihren Theilen neben einander geschildert. Warum war ihm bey der Häßlichkeit vergönnet, was er bey der Schönheit so einsichtsvoll sich selbst untersagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit, durch die aufeinanderfolgende Enumeration ihrer Elemente, nicht eben sowohl gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird?

Allerdings wird sie das; aber hierinn liegt auch die Rechtfertigung des Homers. Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erscheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und gleichsam, von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu seyn aufhöret, wird sie dem Dichter brauchbar; und was er vor sich selbst nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewisse vermischte Empfindungen hervorzubringen und zu verstärken, mit welchen er uns, in Ermangelung reinangenehmer Empfindungen, unterhalten muß.

Diese vermischte Empfindungen sind das Lächerliche, und das Schreckliche.

Homer macht den Thersites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch seine blosse Häßlichkeit lächerlich; denn Häßlichkeit ist Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Contrast von Vollkommenheiten und Un-

vollkommenheiten erfodert. [a] Dieses ist die Erklärung meines Freundes, zu der ich hinzusetzen möchte, daß dieser Contrast nicht zu krall und zu schneidend seyn muß, daß die Opposita, um in der Sprache der Mahler fortzufahren, von der Art seyn müssen, daß sie sich in einander verschmelzen lassen. Der weise und rechtschaffene Aesop wird dadurch, daß man ihm die Häßlichkeit des Thersites gegeben, nicht lächerlich. Es war eine alberne Mönchsfratze, das Γελοιον seiner lehrreichen Mährchen, vermittelst der Ungestaltheit auch in seine Person verlegen zu wollen. Denn ein mißgebildeter Körper und eine schöne Seele, sind wie Oel und Eßig, die wenn man sie schon in einander schlägt, für den Geschmack doch immer getrennet bleiben. Sie gewähren kein Drittes; der Körper erweckt Verdruß, die Seele Wohlgefallen; jedes das seine für sich. Nur wenn der mißgegebildete Körper zugleich gebrechlich und kränklich ist, wenn er die Seele in ihren Wirkungen hindert, wenn er die Quelle nachtheiliger Vorurtheile gegen sie wird: alsdenn fliessen Verdruß und Wohlgefallen in einander; aber die neue daraus entspringende Erscheinung ist nicht Lachen, sondern Mitleid, und der Gegenstand, den wir ohne dieses nur hochgeachtet hätten, wird interessant. Der mißgebildete gebrechliche Pope mußte seinen Freunden weit interessanter seyn, als der schöne und gesunde Wicherley den seinen. — So wenig aber Thersites durch die blosse Häßlichkeit lächerlich wird, eben so wenig würde er es ohne dieselbe seyn. Die Häßlichkeit; die Uebereinstimmung dieser Häßlichkeit mit seinem Charakter; der Widerspruch, den beyde mit der Idee machen, die er von seiner eigenen Wichtigkeit heget; die unschädliche, ihn allein demüthigende Wirkung seines boshaften Geschwätzes: alles muß zusammen zu diesem Zwecke wirken. Der letztere Umstand ist das Ου φθαρτικον, welches Aristoteles [b] unumgänglich zu dem Lächerlichen verlanget; so wie es auch mein Freund zu einer nothwendigen Bedingung macht, daß jener Contrast von keiner Wichtigkeit seyn, und uns nicht sehr interessiren müsse. Denn man nehme auch nur an, daß dem Thersites selbst seine hämische Verkleinerung

a) Philos. Schriften des Hrn. Moses Mendelssohn Th. II. S. 23.

b) De Poetica cap. V.

des Agamemnons theurer zu stehen gekommen wäre, daß er sie, anstatt mit ein Paar blutigen Schwielen, mit dem Leben bezahlen müssen: und wir würden aufhören über ihn zu lachen. Denn dieses Scheusal von einem Menschen ist doch ein Mensch, dessen Vernichtung uns stets ein grösseres Uebel scheinet, als alle seine Gebrechen und Laster. Um die Erfahrung hiervon zu machen, lese man sein Ende bey dem Quintus Calaber. c Achilles betauert die Penthesilea getödtet zu haben: die Schönheit in ihrem Blute, so tapfer vergossen, fodert die Hochachtung und das Mitleid des Helden; und Hochachtung und Mitleid werden Liebe. Aber der schmähsüchtige Thersites macht ihm diese Liebe zu einem Verbrechen. Er eifert wider die Wollust, die auch den wackersten Mann zu Unsinnigkeiten verleite,

— — — ἡτ᾽ αφρονα φωτα τιϑησι
Και πινυτον περ ἐοντα. — — — —

Achilles ergrimmt, und ohne ein Wort zu versetzen, schlägt er ihn so unsanft zwischen Back und Ohr, daß ihm Zähne, und Blut und Seele mit eins aus dem Halse stürzen. Zu grausam! Der jachzornige mörderische Achilles wird mir verhaßter, als der tückische knurrende Thersites; das Freudengeschrey, welches die Griechen über diese That erheben, beleidiget mich; ich trete auf die Seite des Diomedes, der schon das Schwerd zucket, seinen Anverwandten an dem Mörder zu rächen: denn ich empfinde es, daß Thersites auch mein Anverwandter ist, ein Mensch.

Gesetzt aber gar, die Verhetzungen des Thersites wären in Meuterey ausgebrochen, das aufrührerische Volk wäre wirklich zu Schiffe gegangen und hätte seine Heerführer verrätherisch zurückgelassen, die Heerführer wären hier einem rachsüchtigen Feinde in die Hände gefallen, und dort hätte ein göttliches Strafgerichte über Flotte und Volk ein gänzliches Verderben verhangen: wie würde uns alsdenn die Häßlichkeit des Thersites erscheinen? Wenn unschädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, so ist schädliche Häßlichkeit allezeit schrecklich. Ich weis dieses nicht besser zu erläutern, als mit ein Paar vortreflichen Stellen des Shakespear. Edmund, der Bastard des Grafen von Gloster, im Kö-

c) Paralipom. lib. I. v. 720-778.

nig Lear, ist kein geringerer Bösewicht, als Richard, Herzog von Glocester, der sich durch die abscheulichsten Verbrechen den Weg zum Throne bahnte, den er unter dem Namen, Richard der Dritte, bestieg. Aber wie kömmt es, daß jener bey weitem nicht so viel Schaudern und Entsetzen erwecket, als dieser? Wenn ich den Bastard sagen höre: *d*

Thou, Nature, art my Goddess, to thy Law
My Services are bound; wherefore should I
Stand in the Plage of Custom, and permit
The curtesie of Nations to deprive me,
For that I am some twelve, or fourteen Moonshines
Lag of a Brother? Why Bastard? wherefore base?
When my dimensions are as well compact,
My mind as gen'rous, and my shape as true
As honest Madam's Issue? Why brand they thus
With base? with baseness? bastardy, base? base?
Who, in the lusty stealth of Nature, take
More composition and fierce quality,
Than doth, within a dull, stale, tired Bed,
Go to creating a whole tribe of Fops,
Got 'tween a-sleap and wake?

so höre ich einen Teufel, aber ich sehe ihn in der Gestalt eines Engels des Lichts. Höre ich hingegen den Grafen von Glocester sagen: *e*

But I, that am not shap'd for sportive Tricks,
Nor made to court an am'rous looking-glass,
I, that am rudely stampt, and want Love's Majesty,
To strut before a wanton, ambling Nymph;
I, that am curtail'd of this fair proportion,
Cheated of feature by dissembling nature,
Deform'd, unfinish'd, sent before my time
Into this breathing world, scarce half made up,
And that so lamely and unfashionably,
That dogs bark at me, as I halt by them:
Why I (in this weak piping time of Peace)

d) King Lear. Act. I. Sc. VI.
e) The Life and Death of Richard III. Act. I. Sc. I.

Have no delight to paſs away the time;
Unleſs to ſpy my ſhadow in the ſun,
And deſcant on mine own deformity.
And therefore, ſince I cannot prove a Lover,
To entertain theſe fair well-ſpoken days,
I am determined, to prove a Villain!

ſo höre ich einen Teufel, und ſehe einen Teufel; in einer Geſtalt, die der Teufel allein haben ſollte.

XXIV.

So nutzt der Dichter die Häßlichkeit der Formen: welchen Gebrauch iſt dem Mahler davon zu machen vergönnet?

Die Mahlerey, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken: die Mahlerey, als ſchöne Kunſt, will ſie nicht ausdrücken. Als jener, gehören ihr alle ſichtbare Gegenſtände zu: als dieſe, ſchließt ſie ſich nur auf diejenigen ſichtbaren Gegenſtände ein, welche angenehme Empfindungen erwecken.

Aber gefallen nicht auch die unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung? Nicht alle. Ein ſcharfſinniger Kunſtrichter [a] hat dieſes bereits von dem Eckel bemerkt. „Die Vor„ſtellungen der Furcht, ſagt er, „der Traurigkeit, des Schreckens, „des Mitleids u. ſ. w. können nur Unluſt erregen, in ſo weit „wir das Uebel für wirklich halten. Dieſe können alſo durch „die Erinnerung, daß es ein künſtlicher Betrug ſey, in ange„nehme Empfindungen aufgelöſet werden. Die widrige Empfin„dung des Eckels aber erfolgt, vermöge des Geſetzes der Ein„bildungskraft auf die bloſſe Vorſtellung in der Seele, der Ge„genſtand mag für wirklich gehalten werden, oder nicht. Was „hilfts dem beleidigten Gemüthe alſo, wenn ſich die Kunſt der „Nachahmung noch ſo ſehr verräth? Ihre Unluſt entſprang nicht „aus der Vorausſetzung, daß das Uebel wirklich ſey, ſondern „aus der bloſſen Vorſtellung deſſelben, und dieſe iſt wirklich da. „Die Empfindungen des Eckels ſind alſo allezeit Natur, nie„mals Nachahmung.“

Eben dieſes gilt von der Häßlichkeit der Formen. Dieſe

a) Briefe die neueſte Litteratur betreffend, Th. V. S. 102.

Häßlichkeit beleidiget unser Gesicht, widerstehet unserm Geschmacke an Ordnung und Uebereinstimmung, und erwecket Abscheu, ohne Rücksicht auf die wirkliche Existenz des Gegenstandes, an welchem wir sie wahrnehmen. Wir mögen den Thersites weder in der Natur noch im Bilde sehen; und wenn schon sein Bild weniger mißfällt, so geschieht dieses doch nicht deswegen, weil die Häßlichkeit seiner Form in der Nachahmung Häßlichkeit zu seyn aufhöret, sondern weil wir das Vermögen besitzen, von dieser Häßlichkeit zu abstrahiren, und uns blos an der Kunst des Mahlers zu vergnügen. Aber auch dieses Vergnügen wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunst angewendet worden, und diese Ueberlegung wird selten fehlen, die Geringschätzung des Künstlers nach sich zu ziehen.

Aristoteles giebt eine andere Ursache an,[b] warum Dinge, die wir in der Natur mit Widerwillen erblicken, auch in der getreuesten Abbildung Vergnügen gewähren; die allgemeine Wißbegierde des Menschen. Wir freuen uns, wenn wir entweder aus der Abbildung lernen können, τι ἑκαςον, was ein jedes Ding ist, oder wenn wir daraus schliessen können, ὁτι οὗτος ἐκεινος, daß es dieses oder jenes ist. Allein auch hieraus folget, zum Besten der Häßlichkeit in der Nachahmung, nichts. Das Vergnügen, welches aus der Befriedigung unserer Wißbegierde entspringt, ist momentan, und dem Gegenstande, über welchen sie befriediget wird, nur zufällig: das Mißvergnügen hingegen, welches den Anblick der Häßlichkeit begleitet, permanent, und dem Gegenstande, der es erweckt, wesentlich. Wie kann also jenes diesem das Gleichgewicht halten? Noch weniger kann die kleine angenehme Beschäftigung, welche uns die Bemerkung der Aehnlichkeit macht, die unangenehme Wirkung der Häßlichkeit besiegen. Je genauer ich das häßliche Nachbild mit dem häßlichen Urbilde vergleiche, desto mehr stelle ich mich dieser Wirkung blos, so daß das Vergnügen der Vergleichung gar bald verschwindet, und mir nichts als der widrige Eindruck der verdoppelten Häßlichkeit übrig bleibet. Nach den Beyspielen, welche Aristoteles giebt, zu urtheilen, scheinet es, als habe

b) De Poetica cap. IV.

er auch selbst die Häßlichkeit der Formen nicht mit zu den mißfälligen Gegenständen rechnen wollen, die in der Nachahmung gefallen können. Diese Beyspiele sind, reissende Thiere und Leichname. Reissende Thiere erregen Schrecken, wenn sie auch nicht häßlich sind; und dieses Schrecken, nicht ihre Häßlichkeit, ist es, was durch die Nachahmung in angenehme Empfindung aufgelöset wird. So auch mit den Leichnamen; das schärfere Gefühl des Mitleids, die schreckliche Erinnerung an unsere eigene Vernichtung ist es, welche uns einen Leichnam in der Natur zu einem widrigen Gegenstande macht; in der Nachahmung aber verlieret jenes Mitleid, durch die Ueberzeugung des Betrugs, das Schneidende, und von dieser fatalen Erinnerung kann uns ein Zusatz von schmeichelhaften Umständen entweder gänzlich abziehen, oder sich so unzertrennlich mit ihr vereinen, daß wir mehr wünschenswürdiges als schreckliches darinn zu bemerken glauben.

Da also die Häßlichkeit der Formen, weil die Empfindung, welche sie erregt, unangenehm, und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen ist, welche sich durch die Nachahmung in angenehme verwandeln, an und vor sich selbst kein Vorwurf der Mahlerey, als schöner Kunst, seyn kann: so käme es noch darauf an, ob sie ihr, nicht eben so wohl wie der Poesie, als Ingrediens, um andere Empfindungen zu verstärken, nützlich seyn könne.

Darf die Mahlerey, zu Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen, sich häßlicher Formen bedienen?

Ich will es nicht wagen, so grade zu, mit Nein hierauf zu antworten. Es ist unleugbar, daß unschädliche Häßlichkeit auch in der Mahlerey lächerlich werden kann; besonders wenn eine Affectation nach Reiz und Ansehen damit verbunden wird. Es ist eben so unstreitig, daß schädliche Häßlichkeit, so wie in der Natur, also auch im Gemählde Schrecken erwecket; und daß jenes Lächerliche und dieses Schreckliche, welches schon vor sich vermischte Empfindungen sind, durch die Nachahmung einen neuen Grad von Anzüglichkeit und Vergnügen erlangen.

Ich muß aber zu bedenken geben, daß demohngeachtet sich die Mahlerey hier nicht völlig mit der Poesie in gleichem

Falle befindet. In der Poesie, wie ich angemerket, verlieret die Häßlichkeit der Form, durch die Veränderung ihrer coexistirenden Theile in successive, ihre widrige Wirkung fast gänzlich; sie höret von dieser Seite gleichsam auf, Häßlichkeit zu seyn, und kann sich daher mit andern Erscheinungen desto inniger verbinden, um eine neue besondere Wirkung hervorzubringen. In der Mahlerey hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beysammen, und wirket nicht viel schwächer, als in der Natur selbst. Unschädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wohl lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnet die Oberhand, und was in den ersten Augenblicken possirlich war, wird in der Folge blos abscheulich. Nicht anders gehet es mit der schädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verliert sich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Dieses überlegt, hatte der Graf Caylus vollkommen Recht, die Episode des Thersites aus der Reihe seiner Homerischen Gemählde wegzulassen. Aber hat man darum auch Recht, sie aus dem Homer selbst wegzuwünschen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter, von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke, dieser Meinung ist. [c] Ich verspare es auf einen andern Ort, mich weitläuftiger darüber zu erklären.

XXV.

Auch der zweyte Unterschied, welchen der angeführte Kunstrichter, zwischen dem Eckel und andern unangenehmen Leidenschaften der Seele findet, äussert sich bey der Unlust, welche die Häßlichkeit der Formen in uns erwecket.

„Andere unangenehme Leidenschaften, sagt er, [a] können auch „ausser der Nachahmung, in der Natur selbst, dem Gemüthe „öfters schmeicheln; indem sie niemals reine Unlust erregen, „sondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wollust vermischen. Unsere „Furcht ist selten von aller Hoffnung entblößt; der Schrecken „belebt alle unsere Kräfte, der Gefahr auszuweichen; der Zorn „ist mit der Begierde sich zu rächen, die Traurigkeit mit der

c) Klotzii Epistolæ Homericæ, p. 33. & seq.

a) Eben daselbst S. 103.

„angenehmen Vorstellung der vorigen Glückseligkeit verknüpft,
„und das Mitleiden ist von den zärtlichen Empfindungen der
„Liebe und Zuneigung unzertrennlich. Die Seele hat die Frey=
„heit, sich bald bey dem vergnüglichen, bald bey dem widrigen
„Theile einer Leidenschaft zu verweilen, und sich eine Vermi=
„schung von Lust und Unlust selbst zu schaffen, die reitzender
„ist, als das lauterste Vergnügen. Es braucht nur sehr wenig
„Achtsamkeit auf sich selber, um dieses vielfältig beobachtet zu
„haben; und woher käme es denn sonst, daß dem Zornigen sein
„Zorn, dem Traurigen seine Unmuth lieber ist, als alle freudige
„Vorstellungen, dadurch man ihn zu beruhigen gedenket? Ganz
„anders aber verhält es sich mit dem Eckel und den ihm ver=
„wandten Empfindungen. Die Seele erkennet in demselben
„keine merkliche Vermischung von Lust. Das Mißvergnügen
„gewinnet die Oberhand, und daher ist kein Zustand, weder
„in der Natur noch in der Nachahmung zu erdenken, in wel=
„chem das Gemüth nicht von diesen Vorstellungen mit Wider=
„willen zurückweichen sollte."

Vollkommen richtig; aber da der Kunstrichter selbst, noch andere mit dem Eckel verwandten Empfindungen erkennet, die gleichfalls nichts als Unlust gewähren, welche kann ihm näher verwandt seyn, als die Empfindung des Häßlichen in den Formen? Auch diese ist in der Natur ohne die geringste Mischung von Lust; und da sie deren eben so wenig durch die Nachahmung fähig wird, so ist auch von ihr kein Zustand zu erdenken, in welchem das Gemüth von ihrer Vorstellung nicht mit Widerwillen zurückweichen sollte.

Ja dieser Widerwille, wenn ich anders mein Gefühl sorgfältig genug untersucht habe, ist gänzlich von der Natur des Eckels. Die Empfindung, welche die Häßlichkeit der Form begleitet, ist Eckel, nur in einem geringern Grade. Dieses streitet zwar mit einer andern Anmerkung des Kunstrichters, nach welcher er nur die allerdunkelsten Sinne, den Geschmack, den Geruch und das Gefühl, dem Eckel ausgesetzet zu seyn glaubet. „Jene beyde, sagt er, durch eine übermäßige Süßigkeit, und „dieses durch eine allzugrosse Weichheit der Körper, die den „berührenden Fibern nicht genugsam widerstehen. Diese Gegen=

„stände werden sodann auch dem Gesichte unerträglich, aber „blos durch die Association der Begriffe, indem wir uns des „Widerwillens erinnern, den sie dem Geschmacke, dem Geruche „oder dem Gefühle verursachen. Denn eigentlich zu reden, giebt „es keine Gegenstände des Eckels für das Gesicht." Doch mich dünkt, es lassen sich dergleichen allerdings nennen. Ein Feuermahl in dem Gesichte, eine Hasenscharte, eine gepletschte Nase mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Augenbraunen, sind Häßlichkeiten, die weder dem Geruche, noch dem Geschmacke, noch dem Gefühle zuwider seyn können. Gleichwohl ist es gewiß, daß wir etwas dabey empfinden, welches dem Eckel schon viel näher kömmt, als das, was uns andere Unförmlichkeiten des Körpers, ein krummer Fuß, ein hoher Rücken, empfinden lassen; je zärtlicher das Temperament ist, desto mehr werden wir von den Bewegungen in dem Körper dabey fühlen, welche vor dem Erbrechen vorhergehen. Nur daß diese Bewegungen sich sehr bald wieder verlieren, und schwerlich ein wirkliches Erbrechen erfolgen kann; wovon man allerdings die Ursache darinn zu suchen hat, daß es Gegenstände des Gesichts sind, welches in ihnen, und mit ihnen zugleich, eine Menge Realitäten wahrnimt, durch deren angenehme Vorstellungen jene unangenehme so geschwächt und verdunkelt wird, daß sie keinen merklichen Einfluß auf den Körper haben kann. Die dunkeln Sinne hingegen, der Geschmack, der Geruch, das Gefühl, können dergleichen Realitäten, indem sie von etwas Widerwärtigen gerühret werden, nicht mit bemerken; das Widerwärtige wirkt folglich allein und in seiner ganzen Stärke, und kann nicht anders als auch in dem Körper von einer weit heftigern Erschütterung begleitet seyn.

Uebrigens verhält sich auch zur Nachahmung das Eckelhafte vollkommen so, wie das Häßliche. Ja, da seine unangenehme Wirkung die heftigere ist, so kann es noch weniger als das Häßliche an und vor sich selbst ein Gegenstand weder der Poesie, noch der Mahlerey werden. Nur weil es ebenfalls durch den wörtlichen Ausdruck sehr gemildert wird, getrauete ich mich doch wohl zu behaupten, daß der Dichter, wenigstens einige eckelhafte Züge, als ein Ingrediens zu den nehmlichen vermisch-

ten Empfindungen brauchen könne, die er durch das Häßliche mit so gutem Erfolge verstärket.

Das Eckelhafte kann das Lächerliche vermehren; oder Vorstellungen der Würde, des Anstandes, mit dem Eckelhaften in Contrast gesetzet, werden lächerlich. Exempel hiervon lassen sich bey dem Aristophanes in Menge finden. Das Wiesel fällt mir ein, welches den guten Sokrates in seinen astronomischen Beschauungen unterbrach. [b]

ΜΑΘ. Πρωην δε γε γνωμην μεγαλην αφηρεϑη
Υπ' ασκαλαβωτου. ΣΤΡ. Τινα τροπον; κατειπε μοι.
ΜΑΘ. Ζητουντος αυτου της σεληνης τας οδους
Και τας περιφορας, ειτ' ανω κεχηνοτος
Απο της οροφης νυκτωρ γαλεωτης κατεχεσεν.
ΣΤΡ. Ησϑην γαλεωτῃ καταχεσαντι Σωκρατους.

Man lasse es nicht eckelhaft seyn, was ihm in den offenen Mund fällt, und das Lächerliche ist verschwunden. Die drolligsten Züge von dieser Art hat die Hottentottische Erzehlung, Tquassouw und Knonmquaiha, in dem Kenner, einer Englischen Wochenschrift voller Laune, die man dem Lord Chesterfield zuschreibet. Man weis, wie schmutzig die Hottentotten sind; und wie vieles sie für schön und zierlich und heilig halten, was uns Eckel und Abscheu erwecket. Ein gequetschter Knorpel von Nase, schlappe bis auf den Nabel herabhangende Brüste, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Rus an der Sonne durchbeitzet, die Haarlocken von Schmeer triefend, Füsse und Arme mit frischem Gedärme umwunden: dieß denke man sich an dem Gegenstande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe; dieß höre man in der edeln Sprache des Ernstes und der Bewunderung ausgedrückt, und enthalte sich des Lachens! [c]

b) Nubes v. 170-74.

c) The Connoisseur, Vol. I. No. 21. Von der Schönheit der Knonmquaiha heißt es: He was struck with the glossy hue of her complexion, which shone like the jetty down on the black hogs of Hessaqua; he was ravished with the prest gristle of her nose; and his eyes dwelt with admiration on the flaccid beauties of her breasts, which descended to her navel. Und was trug die Kunst bey, so viel Reitze in ihr vortheilhaftestes Licht zu setzen? She made a varnish of the fat of goats mixed with soot, with which she anointed her whole body, as she stood beneath the rays

Mit dem Schrecklichen scheinet sich das Eckelhafte noch inniger vermischen zu können. Was wir das Gräßliche nennen, ist nichts als ein eckelhaftes Schreckliche. Dem Longin [d] mißfällt zwar in dem Bilde der Traurigkeit beym Hesiodus, [e] das Της ἐκ μεν ϱινων μυξαι ϱεον; doch mich dünkt, nicht sowohl weil es ein eckler Zug ist, als weil es ein bloß eckler Zug ist, der zum Schrecklichen nichts beyträgt. Denn die langen über die Finger hervorragenden Nägel, (μακϱοι δ' ὀνυχες χειϱεσσιν ὑπησαν) scheinet er nicht tadeln zu wollen. Gleichwohl sind lange Nägel nicht viel weniger eckel, als eine fliessende Nase. Aber die langen Nägel sind zugleich schrecklich; denn sie sind es, welche die Wangen zerfleischen, daß das Blut davon auf die Erde rinnet:

— — — — ἐκ δε παϱειων
Αιμ' ἀπελειβετ' ἐϱαζε — — —

Hingegen eine fliessende Nase, ist weiter nichts als eine fliessende Nase; und ich rathe der Traurigkeit nur, das Maul zuzumachen. Man lese bey dem Sophokles die Beschreibung der öden Höhle des unglücklichen Philoktet. Da ist nichts von Lebensmitteln, nichts von Bequemlichkeiten zu sehen; ausser eine zer-

of the sun: her locks were clotted with molted greafe, and powdered with the yellow duft of Buchu: her face, which shone like the polished ebony, was beautifully varied with fpots of red earth, and appeared like the fable curtain of the night bespangled with ftars: she fprinkled her limbs with wood-ashes, and perfumed them with the dung of Stinkbingfem. Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an heifer: from her neck there hung a pouch compofed of the ftomach of a kid: the wings of an oftrich overshadowed the fleshy promontories behind; and before she wore an apron formed of the shaggy ears of a lion. Ich füge noch die Ceremonie der Zusammengebung des verliebten Paares hinzu: The Surri or Chief Prieft approached them, and in a deep voice chanted the nuptial rites tho the melodious grumbling of the Gom-Gom; and at the fame time (according to the manner of Caffraria) bedewed them plentifully with the urinary benediction. The bride and bridegroom rubbed in the precious ftream with extafy; while the briny drops trickled from their bodies; like the oozy furge from the rocks of Chirigriqua.

d) Πεϱι Ὑψους, τμημα η', p. 15. edit. T. Fabri.

e) Scut. Hercul. v. 266.

tretene Streu von dürren Blättern, ein unförmlicher hölzerner Becher, ein Feuergeräth. Der ganze Reichthum des kranken verlassenen Mannes! Wie vollendet der Dichter dieses traurige fürchterliche Gemählde? Mit einem Zusatze von Eckel. „Ha! fährt Neoptolem auf einmal zusammen, „hier trockenen zerris„sene Lappen, voll Blut und Eiter!“ *f*

NE. Ορω κενην οικησιν ανθρωπων διχα.
ΟΔ. Ουδ' ενδον οικοποιος εςι τις τροφη;
ΝΕ. Στειπτη γε φυλλας ως εναυλιζοντι τῳ.
ΟΔ. Τα δ' αλλ' ερημια, κουδεν εσθ' υποςεγον;
ΝΕ. Αυτοξυλον γ' εκπωμα, φαυλουργου τινος
Τεχνηματ' ανδρος, και πυρει' ομου ταδε.
ΟΔ. Κεινου το θησαυρισμα σημαινεις τοδε.
ΝΕ. Ιου, ιου· και ταυτα γ' αλλα θαλπεται
Ρακη, βαρειας του νοσηλειας πλεα.

So wird auch beym Homer der geschleifte Hektor, durch das von Blut und Staub entstellte Gesicht, und zusammenverklebte Haar,

Squallentem barbam & concretos ſanguine crines,

(wie es Virgil ausdrückt *g*) ein eckler Gegenstand, aber eben dadurch um so viel schrecklicher, um so viel rührender. Wer kann die Strafe des Marsyas, beym Ovid, sich ohne Empfindung des Eckels denken? *h*

Clamanti cutis eſt ſummos derepta per artus:
Nec quidquam, niſi vulnus erat: cruor undique manat:
Detectique patent nervi: trepidæque ſine ulla
Pelle micant venæ: ſalientia viſcera poſſis,
Et perlucentes numerare in pectore fibras.

Aber wer empfindet auch nicht, daß das Eckelhafte hier an seiner Stelle ist? Es macht das Schreckliche gräßlich; und das Gräßliche ist selbst in der Natur, wenn unser Mitleid dabey interessiret wird, nicht ganz unangenehm; wie viel weniger in der Nachahmung? Ich will die Exempel nicht häuffen. Doch dieses muß ich noch anmerken, daß es eine Art von Schreckli-

f) Philoct. v. 31-39.
g) Aeneid. lib. II. v. 277.
h) Metamorph. VI. v. 397.

chem giebt, zu dem der Weg dem Dichter fast einzig und allein durch das Eckelhafte offen stehet. Es ist das Schreckliche des Hungers. Selbst im gemeinen Leben drucken wir die äusserste Hungersnoth nicht anders als durch die Erzehlungen aller der unnahrhaften, ungesunden und besonders eckeln Dinge aus, mit welchen der Magen befriediget werden müssen. Da die Nachahmung nichts von dem Gefühle des Hungers selbst in uns erregen kann, so nimt sie zu einem andern unangenehmen Gefühle ihre Zuflucht, welches wir im Falle des empfindlichsten Hungers für das kleinere Uebel erkennen. Dieses sucht sie zu erregen, um uns aus der Unlust desselben schliessen zu lassen, wie stark jene Unlust seyn müsse, bey der wir die gegenwärtige gern aus der Acht schlagen würden. Ovid sagt von der Oreade, welche Ceres an den Hunger abschickte: *i*

Hanc (famem) procul ut vidit — —
— refert mandata deæ; paulumque morata,
Quanquam aberat longe, quanquam modo venerat illuc,
Visa tamen sensisse famem — — —

Eine unnatürliche Uebertreibung! Der Anblick eines Hungrigen, und wenn es auch der Hunger selbst wäre, hat diese ansteckende Kraft nicht; Erbarmen, und Gräul, und Eckel, kann er empfinden lassen, aber keinen Hunger. Diesen Gräul hat Ovid in dem Gemählde der Fames nicht gesparet, und in dem Hunger des Eresichthons sind, sowohl bey ihm, als bey dem Kallimachus *k*, die eckelhaften Züge die stärksten. Nachdem Eresichthon alles aufgezehret, und auch der Opferkuh nicht verschonet hatte, die seine Mutter der Vesta auffütterte, läßt ihn Kallimachus über Pferde und Katzen herfallen, und auf den Strassen die Brocken und schmutzigen Ueberbleibsel von fremden Tischen betteln:

Και ταν βων ἐφαγεν, ταν Εςιᾳ ἐτρεφε ματηρ,
Και τον ἀεϑλοφορον και τον πολεμηιον ἱππον,
Και ταν αἰλουρον, ταν ἐτρεμε ϑηρια μικκα —
Και τοϑ' ὁ τω βασιληος ἐνι τριοδοισι καϑηςο
Αιτιζων ἀκολως τε και ἐκβολα λυματα δαιτος —

i) Ibid. lib. VIII. v. 809.
k) Hym. in Cererem v. 111 - 116.

Und Ovid läßt ihn zuletzt die Zähne in seine eigene Glieder setzen, um seinen Leib mit seinem Leibe zu nähren.

Vis tamen illa mali postquam consumserat omnem
Materiam — — — — —
Ipse suos artus lacero divellere morsu
Cœpit; & infelix minuendo corpus alebat.

Nur darum waren die häßlichen Harpyen so stinkend, so unflätig, daß der Hunger, welchen ihre Entführung der Speisen bewirken sollte, desto schrecklicher würde. Man höre die Klage des Phineus, beym Apollonius: [l]

Τυτθον δ' ἠν αρα δη ποτ' ἐδητυος ἀμμι λιπωσι,
Πνει τοδε μυδαλεον τε και οὐ τλητον μενος ὀδμης.
Ου κε τις ουδε μινυνθα βροτων ἀνσχοιτο πελασσας,
Ουδ' εἰ οἱ ἀδαμαντος ἐληλαμενον κεαρ εἰη.
Αλλα με πικρη δητα κε δαιτος ἐπισχει ἀναγκη
Μιμνειν, και μιμνοντα κακῃ ἐν γαστερι θεσθαι.

Ich möchte gern aus diesem Gesichtspunkte die eckele Einführung der Harpyen beym Virgil entschuldigen; aber es ist kein wirklicher gegenwärtiger Hunger, den sie verursachen, sondern nur ein instehender, den sie prophezeyen; und noch dazu löset sich die ganze Prophezeyung endlich in ein Wortspiel auf. Auch Dante bereitet uns nicht nur auf die Geschichte von der Verhungerung des Ugolino, durch die eckelhafteste, gräßlichste Stellung, in die er ihn mit seinem ehemaligen Verfolger in der Hölle setzet; sondern auch die Verhungerung selbst ist nicht ohne Züge des Eckels, der uns besonders da sehr merklich überfällt, wo sich die Söhne dem Vater zur Speise anbieten. In der Note will ich noch eine Stelle aus einem Schauspiele von Beaumont und Fletcher anführen, die statt aller andern Beyspiele hätte seyn können, wenn ich sie nicht für ein wenig zu übertrieben erkennen müßte. [m]

l) Argonaut. lib. II. v. 228-33.

m) The Sea-Voyage Act. III. Sc. I. Ein französischer Seeräuber wird mit seinem Schiffe an eine wüste Insel verschlagen. Habsucht und Neid entzweyen seine Leute, und schaffen ein Paar Elenden, welche auf dieser Insel geraume Zeit der äussersten Noth ausgesetzt gewesen, Gelegenheit, mit dem Schiffe in die See zu stechen. Alles Vorrathes von Lebensmitteln sonach

Ich komme auf die eckelhaften Gegenstände in der Mahlerey. Wenn es auch schon ganz unstreitig wäre, daß es eigentlich gar keine eckelhafte Gegenstände für das Gesicht gäbe, von welchen es sich von sich selbst verstünde, daß die Mahlerey, als

auf einmal beraubet, sehen jene Nichtswürdige gar bald den schmähligsten Tod vor Augen, und einer drückt gegen den andern seinen Hunger und seine Verzweiflung folgendergestalt aus:

LAMURE. Oh, what a Tempeſt have I in my Stomach!
How my empty Guts cry out! My wounds ake,
Would they would bleed again, that I might get
Something to quench my thirſt.
FRANVILLE. O Lamure, the Happineſs my dogs had
When I kept houſe at home! They had a ſtorehouſe,
A ſtorehouſe of moſt bleſſed bones and cruſts,
Happy cruſts. Oh, how sharp Hunger pinches me! —
LAMURE. How now, what news?
MORILLAR. Haſt any Meat yet?
FRANVILLE. Not a bit that I can ſee;
Here be goodly quarries, but they be cruel hard
To gnaw: I ha' got ſome mud, we'll eat it with ſpoons,
Very good thick mud; but it ſtinks damnably,
There's old rotten trunks of trees too,
But not a leaf nor bloſſom in all the island.
LAMURE. How it looks!
MORILLAR. It ſtinks too.
LAMURE. It may be poiſon.
FRANVILLE. Let it be any thing;
So I can get it down. Why Man,
Poiſon's a princely dish.
MORILLAR. Haſt thou no bisket?
No crumbs left in thy pocket? Here is my doublet,
Give me but three ſmall crumbs.
FRANVILLE. Not for three Kingdoms,
If I were Maſter of 'em. Oh, Lamure,
But one poor joint of Mutton, we ha' ſcorn'd, Man.
LAMURE. Thou ſpeak'ſt of Paradiſe;
Or but the ſnuffs of thoſe Healths,
We have lewdly at midnight flang away.
MORILLAR. Ah! but to lick the glaſſes.

Doch alles dieses ist noch nichts gegen den folgenden Auftritt, wo der Schifschirurgus dazu kömmt.

FRANVILLE. Here comes the Surgeon. What
Haſt thou diſcover'd? Smile, ſmile and comfort us.

schöne Kunst, ihrer entsagen würde: so müßte sie dennoch die eckelhaften Gegenstände überhaupt vermeiden, weil die Verbindung der Begriffe sie auch dem Gesichte eckel macht. Pardenone läßt, in einem Gemählde von dem Begräbnisse Christi, einen von den Anwesenden die Nase sich zuhalten. Richardson mißbilliget dieses deswegen, *n* weil Christus noch nicht so lange todt gewesen, daß sein Leichnam in Fäulung übergehen können. Bey der Auferweckung des Lazarus hingegen, glaubt er, sey es dem Mahler erlaubt, von den Umstehenden einige so zu zeigen, weil es die Geschichte ausdrücklich sage, daß sein Körper schon gerochen habe. Mich dünkt diese Vorstellung auch hier unerträglich; denn nicht blos der wirkliche Gestank, auch schon die Idee des Gestankes erwecket Eckel. Wir fliehen stinkende Orte, wenn wir schon den Schnupfen haben. Doch die Mahlerey will das Eckelhafte, nicht des Eckelhaften wegen; sie will es, so wie die Poesie, um das Lächerliche und Schreckliche dadurch zu verstärken. Auf ihre Gefahr! Was ich aber von dem Häßlichen in diesem Falle angemerkt habe, gilt von dem Eckelhaften

SURGEON. I am expiring,
Smile they that can. I can find nothing, Gentlemen,
Here 's nothing can be meat, without a miracle.
Oh that I had my boxes and my lints now,
My ſtupes, my tents, and thoſe ſweet helps of Nature,
What dainty dishes could I make of 'em.
MORILLAR. Haſt ne'er an old ſuppoſitory?
SURGEON. Oh would I had, Sir.
LAMURE. Or but the paper where ſuch a cordial
Potion, or pills hath been entomb'd.
FRANVILLE. Or the beſt bladder where a cooling-gliſter.
MORILLAR. Haſt thou no ſearcloths left?
Nor any old pulteſſes?
FRANVILLE. We care not to what it hath been miniſtred.
SURGEON. Sure I have none of theſe dainties, Gentlemen.
FRANVILLE. Where's the great wen
Thou cut'ſt from Hugh the ſailor's shoulder?
That would ſerve now for a moſt princely Banquet.
SURGEON. Ay if we had it, Gentlemen.
I flung it over-bord, Slave that I was.
LAMURE. A moſt improvident Villain.

n) Richardſon de la Peinture T. I. p. 74.

um so viel mehr. Es verlieret in einer sichtbaren Nachahmung von seiner Wirkung ungleich weniger, als in einer hörbaren; es kann sich also auch dort mit den Bestandtheilen des Lächerlichen und Schrecklichen weniger innig vermischen, als hier; sobald die Ueberraschung vorbey, sobald der erste gierige Blick gesättiget, trennet es sich wiederum gänzlich, und liegt in seiner eigenen cruden Gestalt da.

XXVI.

Des Herrn Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums, ist erschienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben. Blos aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz, zu seiner Beschämung, in den Werken der Kunst widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Mahlerey und Poesie mit einander verknüpfen, und sie werden sie nicht enger zugezogen haben, als es beyden zuträglich ist. Was ihre Künstler gethan, wird mich lehren, was die Künstler überhaupt thun sollen; und wo so ein Mann die Fackel der Geschichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachtreten.

Man pfleget in einem wichtigen Werke zu blättern, ehe man es ernstlich zu lesen anfängt. Meine Neugierde war, vor allen Dingen des Verfassers Meinung von dem Laokoon zu wissen; nicht zwar von der Kunst des Werkes, über welche er sich schon anderwärts erkläret hat, als nur von dem Alter desselben. Wem tritt er darüber bey? Denen, welchen Virgil die Gruppe vor Augen gehabt zu haben scheinet? Oder denen, welche die Künstler dem Dichter nacharbeiten lassen?

Es ist sehr nach meinem Geschmacke, daß er von einer gegenseitigen Nachahmung gänzlich schweiget. Wo ist die absolute Nothwendigkeit derselben? Es ist gar nicht unmöglich, daß die Aehnlichkeiten, die ich oben zwischen dem poetischen Gemählde und dem Kunstwerke in Erwägung gezogen habe, zufällige und nicht vorsetzliche Aehnlichkeiten sind; und daß das eine so wenig das Vorbild des andern gewesen, daß sie auch nicht einmal beyde einerley Vorbild gehabt zu haben brauchen. Hätte

indeß auch ihn ein Schein dieser Nachahmung geblendet, so würde er sich für die erstern haben erklären müssen. Denn er nimt an, daß der Laokoon aus den Zeiten sey, da sich die Kunst unter den Griechen auf dem höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe; aus den Zeiten Alexanders des Grossen.

„Das gütige Schicksal, sagt er,[a] welches auch über die „Künste bey ihrer Vertilgung noch gewachet, hat aller Welt „zum Wunder ein Werk aus dieser Zeit der Kunst er„halten, zum Beweise von der Wahrheit der Geschichte von „der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterstücke. Laokoon, „nebst seinen beyden Söhnen, vom Agesander, Apollodorus[b] „und Athenodorus aus Rhodus gearbeitet, ist nach aller Wahr„scheinlichkeit aus dieser Zeit, ob man gleich dieselbe nicht be„stimmen, und wie einige gethan haben, die Olympias, in wel„cher diese Künstler geblühet haben, angeben kann."

In einer Anmerkung setzet er hinzu: „Plinius meldet *kein* „Wort von der Zeit, in welcher Agesander und die Gehülfen „an seinem Werke, gelebet haben; Maffei aber, in der Erklä„rung alter Statuen, hat wissen wollen, daß diese Künstler „in der acht und achtzigsten Olympias geblühet haben, und auf „dessen Wort haben andere, als Richardson, nachgeschrieben. „Jener hat, wie ich glaube, einen Athenodorus unter des „Polycletus Schülern, für einen von unsern Künstlern genom„men, und da Polycletus in der sieben und achtzigsten Olym„pias geblühet, so hat man seinen vermeinten Schüler „eine Olympias später gesetzet: andere Gründe kann Maffei „nicht haben."

Er konnte ganz gewiß keine andere haben. Aber warum läßt es Herr Winkelmann dabey bewenden, diesen vermeinten Grund des Maffei blos anzuführen? Widerlegt er sich von sich selbst? Nicht so ganz. Denn wenn er auch schon von keinen

a) Geschichte der Kunst S. 347.

b) Nicht Apollodorus, sondern Polydorus. Plinius ist der einzige, der diese Künstler nennet, und ich wüßte nicht, daß die Handschriften in diesem Namen von einander abgingen. Harduin würde es gewiß sonst angemerkt haben. Auch die ältern Ausgaben lesen alle, Polydorus. Herr Winkelmann muß sich in dieser Kleinigkeit blos verschrieben haben.

andern Gründen unterstützt ist, so macht er doch schon für sich selbst eine kleine Wahrscheinlichkeit, wo man nicht sonst zeigen kann, daß Athenodorus, des Polyklets Schüler, und Athenodorus der Gehülfe des Agesander und Polydorus, unmöglich eine und eben dieselbe Person können gewesen seyn. Zum Glücke läßt sich dieses zeigen, und zwar aus ihrem verschiedenen Vaterlande. Der erste Athenodorus war, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Pausanias,[c] aus Klitor in Arkadien; der andere hingegen, nach dem Zeugnisse des Plinius, aus Rhodus gebürtig.

Herr Winkelmann kann keine Absicht dabey gehabt haben, daß er das Vorgeben des Maffei, durch Beyfügung dieses Umstandes, nicht unwidersprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müssen ihm die Gründe, die er aus der Kunst des Werks, nach seiner unstreitigen Kenntniß, ziehet, von solcher Wichtigkeit geschienen haben, daß er sich unbekümmert gelassen, ob die Meinung des Maffei noch einige Wahrscheinlichkeit behalte, oder nicht. Er erkennet, ohne Zweifel, in dem Laokoon zu viele von den argutiis,[d] die dem Lysippus so eigen waren, mit welchen dieser Meister die Kunst zuerst bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor desselben Zeit halten sollte.

Allein, wenn es erwiesen ist, daß der Laokoon nicht älter seyn kann, als Lysippus, ist dadurch auch zugleich erwiesen, daß er ungefehr aus seiner Zeit seyn müsse? daß er unmöglich ein weit späteres Werk seyn könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunst in Griechenland, bis zum Anfange der römischen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum empor hob, bald wiederum sinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wetteifers seyn können, welchen die verschwenderische Pracht der ersten Kayser unter den Künstlern entzünden mußte? Warum könnten nicht Agesander und seine Gehülfen die Zeitverwandten eines Strongylion, eines Arcesilaus, eines Pasiteles, eines Posidonius, eines Diogenes seyn? Wurden nicht die Werke auch dieser Meister zum Theil dem Besten, was die

c) Αθηνοδωρος δε και Δαμιας — οὗτοι δε Αρκαδες εἰσιν ἐκ Κλειτορος. **Phoc. cap. 9. p. 819 Edit. Kuh.**

d) **Plinius lib. XXXIV. sect. 19. p. 653 Edit. Hard.**

Kunst jemals hervorgebracht hatte, gleich geschätzet? Und wann noch ungezweifelte Stücke von selbigen vorhanden wären, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt, und liesse sich aus nichts schliessen, als aus ihrer Kunst, welche göttliche Eingebung müßte den Kenner verwahren, daß er sie nicht eben sowohl in jene Zeiten setzen zu müssen glaubte, die Herr Winkelmann allein des Laokoons würdig zu seyn achtet?

Es ist wahr, Plinius bemerkt die Zeit, in welcher die Künstler des Laokoons gelebt haben, ausdrücklich nicht. Doch wenn ich aus dem Zusammenhange der ganzen Stelle schliessen sollte, ob er sie mehr unter die alten oder unter die neuern Artisten gerechnet wissen wollen: so bekenne ich, daß ich für das letztere eine grössere Wahrscheinlichkeit darinn zu bemerken glaube. Man urtheile.

Nachdem Plinius von den ältesten und größten Meistern in der Bildhauerkunst, dem Phidias, dem Praxiteles, dem Scopas, etwas ausführlicher gesprochen, und hierauf die übrigen, besonders solche, von deren Werken in Rom etwas vorhanden war, ohne alle chronologische Ordnung nahmhaft gemacht: so fährt er folgender Gestalt fort: *e* Nec multo plurium fama est, quorundam claritati in operibus eximiis obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt, sicut in Laocoonte, qui est in Titi Imperatoris domo, opus omnibus & picturæ & statuariæ artis præponendum. Ex uno lapide eum & liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices, Agesander & Polydorus & Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domus Cæsarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, & singularis Aphrodisius Trallianus. Agrippæ Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis, & Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum: sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata.

Von allen den Künstlern, welche in dieser Stelle genennet werden, ist Diogenes von Athen derjenige, dessen Zeitalter am

e) Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

unwidersprechlichsten bestimmt ist. Er hat das Pantheum des Agrippa ausgezieret; er hat also unter dem Augustus gelebt. Doch man erwäge die Worte des Plinius etwas genauer, und ich denke, man wird auch das Zeitalter des Craterus und Pythodorus, des Polydektes und Hermolaus, des zweyten Pythodorus und Artemons, so wie des Aphrodisius Trallianus, eben so unwidersprechlich bestimmt finden. Er sagt von ihnen: Palatinas domus Cæsarum replevere probatissimis signis. Ich frage: kann dieses wohl nur so viel heissen, daß von ihren vortrefflichen Werken die Palläste der Kayser angefüllet gewesen? In dem Verstande nehmlich, daß die Kayser sie überall zusammen suchen, und nach Rom in ihre Wohnungen versetzen lassen? Gewiß nicht. Sondern sie müssen ihre Werke ausdrücklich für diese Palläste der Kayser gearbeitet, sie müssen zu den Zeiten dieser Kayser gelebt haben. Daß es späte Künstler gewesen, die nur in Italien gearbeitet, läßt sich auch schon daher schliessen, weil man ihrer sonst nirgends gedacht findet. Hätten sie in Griechenland in frühern Zeiten gearbeitet, so würde Pausanias ein oder das andere Werk von ihnen gesehen, und ihr Andenken uns aufbehalten haben. Ein Pythodorus kömmt zwar bey ihm vor, *f*) allein Harduin hat sehr Unrecht, ihn für den Pythodorus in der Stelle des Plinius zu halten. Denn Pausanias nennet die Bildsäule der Juno, die er von der Arbeit des erstern zu Koronea in Boeotien sahe, ἀγαλμα ἀρχαιον, welche Benennung er nur den Werken derjenigen Meister giebet, die in den allerersten und rauhesten Zeiten der Kunst, lange vor einem Phidias und Praxiteles, gelebt hatten. Und mit Werken solcher Art werden die Kayser gewiß nicht ihre Palläste ausgezieret haben. Noch weniger ist auf die andere Vermuthung des Harduins zu achten, daß Artemon vielleicht der Mahler gleiches Namens sey, dessen Plinius an einer andern Stelle gedenket. Name und Name geben nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, derenwegen man noch lange nicht befugt ist, der natürlichen Auslegung einer unverfälschten Stelle Gewalt anzuthun.

Ist es aber sonach ausser allem Zweifel, daß Craterus und

f) Boeotic. cap. XXXIV. p. 778. Edit. Kuhn.

Pythodorus, daß Polydektes und Hermolaus, mit den übrigen, unter den Kaysern gelebet, deren Palläste sie mit ihren trefflichen Werken angefüllet: so dünkt mich, kann man auch denjenigen Künstlern kein ander Zeitalter geben, von welchen Plinius auf jene durch ein Similiter übergehet. Und dieses sind die Meister des Laokoon. Man überlege es nur: wären Agesander, Polydorus und Athenodorus so alte Meister, als wofür sie Herr Winkelmann hält; wie unschicklich würde ein Schriftsteller, dem die Präcision des Ausdruckes keine Kleinigkeit ist, wenn er von ihnen auf einmal auf die allerneuesten Meister springen müßte, diesen Sprung mit einem Gleichergestalt thun?

Doch man wird einwenden, daß sich dieses Similiter nicht auf die Verwandtschaft in Ansehung des Zeitalters, sondern auf einen andern Umstand beziehe, welchen diese, in Betrachtung der Zeit so unähnliche Meister, miteinander gemein gehabt hätten. Plinius rede nehmlich von solchen Künstlern, die in Gemeinschaft gearbeitet, und wegen dieser Gemeinschaft unbekannter geblieben wären, als sie verdienten. Denn da keiner sich die Ehre des gemeinschaftlichen Werks allein anmassen können, alle aber, die daran Theil gehabt, jederzeit zu nennen, zu weitläuftig gewesen wäre: (quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt) so wären ihre sämtliche Namen darüber vernachläßiget worden. Dieses sey den Meistern des Laokoons, dieses sey so manchen andern Meistern wiederfahren, welche die Kayser für ihre Palläste beschäftiget hätten.

Ich gebe dieses zu. Aber auch so noch ist es höchst wahrscheinlich, daß Plinius nur von neuern Künstlern sprechen wollen, die in Gemeinschaft gearbeitet. Denn hätte er auch von älteren reden wollen, warum hätte er nur allein der Meister des Laokoons erwähnet? Warum nicht auch anderer? Eines Onatas und Kalliteles; eines Timokles und Timarchides, oder der Söhne dieses Timarchides, von welchen ein gemeinschaftlich gearbeiteter Jupiter in Rom war. g Herr Winkelmann sagt selbst, daß man von dergleichen älteren Werken, die mehr als einen Vater gehabt, ein langes Verzeichniß machen könne. h Und Plinius

g) Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 730.
h) Geschichte der Kunst Th. II. S. 331.

sollte sich nur auf die einzigen Agesander, Polydorus und Athenodorus besonnen haben, wenn er sich nicht ausdrücklich nur auf die neuesten Zeiten hätte einschränken wollen?

Wird übrigens eine Vermuthung um so viel wahrscheinlicher, je mehrere und grössere Unbegreiflichkeiten sich daraus erklären lassen, so ist es die, daß die Meister des Laokoons unter den ersten Kaysern geblühet haben, gewiß in einem sehr hohen Grade. Denn hätten sie in Griechenland zu den Zeiten, in welche sie Herr Winkelmann setzet, gearbeitet; hätte der Laokoon selbst in Griechenland ehedem gestanden: so müßte das tiefe Stillschweigen, welches die Griechen von einem solchen Werke (opere omnibus & picturæ & ſtatuariæ artis præponendo) beobachtet hätten, äusserst befremden. Es müßte äusserst befremden, wenn so grosse Meister weiter gar nichts gearbeitet hätten, oder wenn Pausanias von ihren übrigen Werken in ganz Griechenland, eben so wenig wie von dem Laokoon, zu sehen bekommen hätte. In Rom hingegen konnte das größte Meisterstück lange im Verborgenen bleiben, und wenn Laokoon auch bereits unter dem Augustus wäre verfertiget worden, so dürfte es doch gar nicht sonderbar scheinen, daß erst Plinius seiner gedacht, seiner zuerst und zuletzt gedacht. Denn man erinnere sich nur, was er von einer Venus des Scopas sagt,[i] die zu Rom in einem Tempel des Mars stand, quemcunque alium locum nobilitatura. Romæ quidem magnitudo operum eam obliterat, ac magni officiorum negotiorumque acervi omnes a contemplatione talium abducunt: quoniam otioſorum & in magno loci ſilentio apta admiratio talis eſt.

Diejenigen, welche in der Gruppe Laokoon so gern eine Nachahmung des Virgilischen Laokoons sehen wollen, werden, was ich bisher gesagt, mit Vergnügen ergreiffen. Noch fiele mir eine Muthmassung bey, die sie gleichfalls nicht sehr mißbilligen dürften. Vielleicht, könnten sie denken, war es Asinius Pollio, der den Laokoon des Virgils durch griechische Künstler ausführen ließ. Pollio war ein besonderer Freund des Dichters, überlebte den Dichter, und scheinet sogar ein eigenes Werk über die Aeneis geschrieben zu haben. Denn wo sonst, als in

i) Plinius l. c. p. 727.

einem eigenen Werke über dieses Gedicht, können so leicht die einzeln Anmerkungen gestanden haben, die Servius aus ihm anführt? [k] Zugleich war Pollio ein Liebhaber und Kenner der Kunst, besaß eine reiche Sammlung der trefflichsten alten Kunstwerke, ließ von Künstlern seiner Zeit neue fertigen, und dem Geschmacke, den er in seiner Wahl zeigte, war ein so kühnes Stück als Laokoon, vollkommen angemessen: [l] ut fuit acris vehementiæ sic quoque spectari monumenta sua voluit. Doch da das Cabinet des Pollio, zu den Zeiten des Plinius, als Laokoon in dem Pallaste des Titus stand, noch ganz unzertrennet an einem besondern Orte beysammen gewesen zu seyn scheinet: so möchte diese Muthmassung von ihrer Wahrscheinlichkeit wiederum etwas verlieren. Und warum könnte es nicht Titus selbst gethan haben, was wir dem Pollio zuschreiben wollen?

XXVII.

Ich werde in meiner Meinung, daß die Meister des Laokoons unter den ersten Kaysern gearbeitet haben, wenigstens so alt gewiß nicht seyn können, als sie Herr Winkelmann ausgiebt, durch eine kleine Nachricht bestärket, die er selbst zuerst bekannt macht. Sie ist diese: [a]

„Zu Nettuno, ehemals Antium, hat der Herr Cardinal „Alexander Albani, im Jahr 1717, in einem grossen Gewölbe, „welches im Meere versunken lag, eine Vase entdecket, welche „von schwarz gräulichem Marmor ist, den man itzo Bigio nen„net, in welche die Figur eingefüget war; auf derselben befindet „sich folgende Inschrift:

ΑΘΑΝΟΔΩΡΟΣ ΑΓΗΣΑΝΔΡΟΥ
ΡΟΔΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ

„Athanodorus des Agesanders Sohn, aus Rhodus, hat es ge„macht. Wir lernen aus dieser Inschrift, daß Vater und Sohn „am Laokoon gearbeitet haben, und vermuthlich war auch Apol-

k) Ad ver. 7. lib. II. Aeneid. und besonders ad ver. 183. lib. XI. Man dürfte also wohl nicht Unrecht thun, wenn man das Verzeichniß der verlornen Schriften dieses Mannes mit einem solchen Werke vermehrte.

l) Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729.

a) Geschichte der Kunst Th. II. S. 347.

„lodorus (Polydorus) des Agesanders Sohn: denn dieser Atha-„nodorus kann kein anderer seyn, als der, welchen Plinius „nennet. Es beweiset ferner diese Inschrift, daß sich mehr „Werke der Kunst, als nur allein drey, wie Plinius will, ge-„funden haben auf welche die Künstler das Wort, Gemacht, „in vollendeter und bestimmter Zeit gesetzet, nemlich ἐποιησε, „fecit: er berichtet, daß die übrigen Künstler aus Bescheidenheit „sich in unbestimmter Zeit ausgedrücket, ἐποιει, faciebat."

Darinn wird Herr Winkelmann wenig Widerspruch finden, daß der Athanodorus in dieser Inschrift kein anderer, als der Athenodorus seyn könne, dessen Plinius unter den Meistern des Laokoons gedenket. Athanodorus und Athenodorus ist auch völlig ein Name; denn die Rhodier bedienten sich des Dorischen Dialekts. Allein über das, was er sonst daraus folgern will, muß ich einige Anmerkungen machen.

Das erste, daß Athenodorus ein Sohn des Agesanders gewesen sey, mag hingehen. Es ist sehr wahrscheinlich, nur nicht unwidersprechlich. Denn es ist bekannt, daß es alte Künstler gegeben, die, anstatt sich nach ihrem Vater zu nennen, sich lieber nach ihrem Lehrmeister nennen wollen. Was Plinius von den Gebrüdern Apollonius und Tauriscus saget, leidet nicht wohl eine andere Auslegung.[b]

Aber wie? Diese Inschrift soll zugleich das Vorgeben des Plinius widerlegen, daß sich nicht mehr als drey Kunstwerke gefunden, zu welchen sich ihre Meister in der vollendeten Zeit, (anstatt des ἐποιει, durch ἐποιησε) bekannt hätten? Diese Inschrift? Warum sollen wir erst aus dieser Inschrift lernen, was wir längst aus vielen andern hätten lernen können? Hat man nicht schon auf der Statue des Germanicus Κλεομενης — ἐποιησε gefunden? Auf der sogenannten Vergötterung des Homers, Αρχελαος ἐποιησε? Auf der bekannten Vase zu Gaeta, Σαλπιων ἐποιησε?[c] u. s. w.

Herr Winkelmann kann sagen: „Wer weis dieses besser als

b) Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

c) Man sehe das Verzeichniß der Aufschriften alter Kunstwerke beym Mar. Gudius, (ad Phædri fab. 5. lib. I.) und ziehe zugleich die Berichtigung desselben vom Gronov (Præf. ad Tom. IX. Thesauri Antiqu. Græc.) zu Rathe.

„ich? Aber, wird er hinzusetzen, desto schlimmer für den Pli„nius. Seinem Vorgeben ist also um so öfterer widersprochen; „es ist um so gewisser widerlegt."

Noch nicht. Denn wie, wenn Herr Winkelmann den Plinius mehr sagen liesse, als er wirklich sagen wollen? Wenn also die angeführten Beyspiele, nicht das Vorgeben des Plinius, sondern blos das Mehrere, welches Herr Winkelmann in dieses Vorgeben hineingetragen, widerlegten? Und so ist es wirklich. Ich muß die ganze Stelle anführen. Plinius will in seiner Zueignungsschrift an den Titus, von seinem Werke mit der Bescheidenheit eines Mannes sprechen, der es selbst am besten weis, wie viel demselben zur Vollkommenheit noch fehle. Er findet ein merkwürdiges Exempel einer solchen Bescheidenheit bey den Griechen, über deren prahlende, viel versprechende Büchertitel, (inscriptiones, propter quas vadimonium deseri possit) er sich ein wenig aufgehalten, und sagt: [d] Et ne in totum videar Græcos insectari, ex illis nos velim intelligi pingendi fingendique conditoribus, quos in libellis his invenies, absoluta opera, & illa quoque quæ mirando non satiamur, pendenti titulo inscripsisse: ut APELLES FACIEBAT, aut POLYCLETUS: tanquam inchoata semper arte & imperfecta: ut contra judiciorum varietates superesset artifici regressus ad veniam, velut emendaturo quidquid desideraretur, si non esset interceptus. Quare plenum verecundiæ illud est, quod omnia opera tanquam novissima inscripsere, & tamquam singulis fato adempti. Tria non amplius, ut opinor, absolute traduntur inscripta, ILLE FECIT, quæ suis locis reddam: quo apparuit, summam artis securitatem auctori placuisse, & ob id magna invidia fuere omnia ea. Ich bitte auf die Worte des Plinius, pingendi fingendique conditoribus, aufmerksam zu seyn. Plinius sagt nicht, daß die Gewohnheit in der unvollendeten Zeit sich zu seinem Werke zu bekennen, allgemein gewesen; daß sie von allen Künstlern, zu allen Zeiten beobachtet worden: er sagt ausdrücklich, daß nur die ersten alten Meister, jene Schöpfer der bildenden Künste, pingendi fingendique conditores, ein Apelles, ein Polyklet, und ihre

d) Libr. I. p. 5. Edit. Hard.

Zeitverwandte, diese kluge Bescheidenheit gehabt hätten; und da er diese nur allein nennet, so giebt er stillschweigend, aber deutlich genug, zu verstehen, daß ihre Nachfolger, besonders in den spätern Zeiten, mehr Zuversicht auf sich selber geäussert.

Dieses aber angenommen, wie man es annehmen muß, so kann die entdeckte Aufschrift von dem einen der drey Künstler des Laokoons, ihre völlige Richtigkeit haben, und es kann demohngeachtet wahr seyn, daß, wie Plinius sagt, nur etwa drey Werke vorhanden gewesen, in deren Aufschriften sich ihre Urheber der vollendeten Zeit bedienet; nemlich unter den ältern Werken, aus den Zeiten des Apelles, des Polyklets, des Nicias, des Lysippus. Aber das kann sodann seine Richtigkeit nicht haben, daß Athenodorus und seine Gehülfen, Zeitverwandte des Apelles und Lysippus gewesen sind, zu welchen sie Herr Winkelmann machen will. Man muß vielmehr so schliessen; Wenn es wahr ist, daß unter den Werken der ältern Künstler, eines Apelles, eines Polyklets und der übrigen aus dieser Classe, nur etwa drey gewesen sind, in deren Aufschriften die vollendete Zeit von ihnen gebraucht worden; wenn es wahr ist, daß Plinius diese drey Werke selbst namhaft gemacht hat: e so kann Athenodorus, von dem keines dieser drey Werke

e) Er verspricht wenigstens ausdrücklich, es zu thun: quæ suis locis reddam. Wenn er es aber nicht gänzlich vergessen, so hat er es doch sehr im Vorbeygehen, und gar nicht auf eine Art gethan, als man nach einem solchen Versprechen erwartet. Wenn er z. E. schreibet: (Lib. XXXV. sect. 39.) Lysippus quoque Aeginæ picturæ suæ inscripsit, ἐνεκαυσεν: quod profecto non fecisset, nisi encaustica inventa: so ist es offenbar, daß er dieses ἐνεκαυσεν zum Beweise einer ganz andern Sache braucht. Hat er aber, wie Harduin glaubt, auch zugleich das eine von den Werken dadurch angeben wollen, deren Aufschrift in dem Aoristo abgefaßt gewesen: so hätte es sich wohl der Mühe verlohnet, ein Wort davon mit einflüssen zu lassen. Die andern zwey Werke dieser Art, findet Harduin in folgender Stelle: Idem (Divus Augustus) in Curia quoque, quam in comitio consecrabat, duas tabulas impressit parieti: Nemeam sedentem supra leonem, palmigeram ipsam, adstante cum baculo sene, cujus supra caput tabula bigæ dependet. Nicias scripsit se inussisse: tali enim usus est verbo. Alterius tabulæ admiratio est, puberem filium seni patri similem esse, salva ætatis differentia, supervolante aquila draconem complexa. Philochares hoc suum opus esse testatus est. (Lib. XXXV. sect. 10.) Hier werden zwey verschiedene Gemählde beschrieben, welche Augustus in dem neuerbauten Rathhause auf=

ist, und der sich dem ohngeachtet auf seinen Werken der vollendeten Zeit bedienet, zu jenen alten Künstlern nicht gehören; er kann kein Zeitverwandter des Apelles, des Lysippus seyn, sondern er muß in spätere Zeiten gesetzt werden.

Kurz; ich glaube, es liesse sich als ein sehr zuverläßiges Kriterium angeben, daß alle Künstler, die das ἐποιησε gebraucht, lange nach den Zeiten Alexanders des Grossen, kurz vor oder unter den Kaysern, geblühet haben. Von dem Kleomenes ist es unstreitig; von dem Archelaus ist es höchst wahrscheinlich; und von dem Salpion kann wenigstens das Gegentheil auf keine Weise erwiesen werden. Und so von den übrigen; den Athenodorus nicht ausgeschlossen.

Herr Winkelmann selbst mag hierüber Richter seyn! Doch protestire ich gleich im voraus wider den umgekehrten Satz.

stellen lassen. Das zweyte ist vom Philochares, das erste vom Nicias. Was von jenem gesagt wird, ist klar und deutlich. Aber bey diesem finden sich Schwierigkeiten. Es stellte die Nemea vor, auf einem Löwen sitzend, einen Palmenzweig in der Hand, neben ihr ein alter Mann mit einem Stabe; cujus supra caput tabula bigæ dependet. Was heißt das? Ueber dessen Haupte eine Tafel hing, worauf ein zweyspänniger Wagen gemahlt war? Das ist noch der einzige Sinn, den man diesen Worten geben kann. Also war auf das Hauptgemählde noch ein anderes kleineres Gemählde gehangen? Und beyde waren von dem Nicias? So muß es Harduin genommen haben. Denn wo wären hier sonst zwey Gemählde des Nicias, da das andere ausdrücklich dem Philochares zugeschrieben wird? Inscripsit Nicias igitur geminæ huic tabulæ suum nomen in hunc modum: Ο ΝΙΚΙΑΣ ΕΝΕΚΑΤΣΕΝ; atque adeo e tribus operibus, quæ absolute fuisse inscripta, ILLE FECIT, indicavit Præfatio ad Titum, duo hæc sunt Niciæ. Ich möchte den Harduin fragen: wenn Nicias nicht den Aoristum, sondern wirklich das Imperfectum gebraucht hätte, Plinius aber hätte blos bemerken wollen, daß der Meister, anstatt des γϱαφειν, ἐνκαιειν gebraucht hätte; würde er in seiner Sprache auch nicht noch alsdenn haben sagen müssen, Nicias scripsit se inussisse? Doch ich will hierauf nicht bestehen; es mag wirklich des Plinius Wille gewesen seyn, eines von den Werken, wovon die Rede ist, dadurch anzudeuten. Wer aber wird sich das doppelte Gemählde einreden lassen, deren eines über dem andern gehangen? Ich mir nimmermehr. Die Worte cujus supra caput tabula bigæ dependet, können also nicht anders als verfälscht seyn. Tabula bigæ, ein Gemählde, worauf ein zweyspänniger Wagen gemahlet, klingt nicht sehr Plinianisch, wenn auch Plinius schon sonst den Singularem von bigæ braucht. Und was für ein zweyspänniger Wagen? Etwan, dergleichen zu den Wettrennen in den Nemeäischen Spielen gebraucht wurden; so daß dieses

Wenn alle Künstler, welche ἐποιησε gebraucht, unter die späten gehören: so gehören darum nicht alle, die sich des ἐποιει bedienet, unter die ältern. Auch unter den spätern Künstlern können einige diese einem grossen Manne so wohl anstehende Bescheidenheit wirklich besessen, und andere sie zu besitzen sich gestellet haben.

XXVIII.

Nach dem Laokoon war ich auf nichts neugieriger, als auf das, was Herr Winkelmann von dem sogenannten Borghesischen Fechter sagen möchte. Ich glaube eine Entdeckung über diese Statue gemacht zu haben, auf die ich mir alles einbilde, was man sich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann.

Ich besorgte schon, Herr Winkelmann würde mir damit

kleinere Gemählde in Ansehung dessen, was es vorstellte, zu dem Hauptgemählde gehört hätte? Das kann nicht seyn; denn in den Nemeäischen Spielen waren nicht zweyspännige, sondern vierspännige Wagen gewöhnlich. (Schmidius in Prol. ad Nemeonicas, p. 2.) Einsmals kam ich auf die Gedanken, daß Plinius anstatt des bigæ vielleicht ein griechisches Wort geschrieben, welches die Abschreiber nicht verstanden; ich meine πτυχιον. Wir wissen nehmlich aus einer Stelle des Antigonus Carystius, beym Zenobius, (conf. Gronovius T. IX. Antiquit. Græc. Præf. p. 7.) daß die alten Künstler nicht immer ihre Namen auf ihre Werke selbst, sondern auch wohl auf besondere Täfelchen gesetzet, welche dem Gemählde, oder der Statue angehangen wurden. Und ein solches Täfelchen hieß πτυχιον. Dieses Griechische Wort fand sich vielleicht in einer Handschrift durch die Glosse, tabula, tabella erkläret; und das tabula kam endlich mit in den Text. Aus πτυχιον ward bigæ; und so entstand das tabula bigæ. Nichts kann zu dem Folgenden besser passen, als dieses πτυχιον; denn das Folgende eben ist es, was darauf stand. Die ganze Stelle wäre also zu lesen: cujus supra caput πτυχιον dependet, quo Nicias scripsit se inussisse. Doch diese Correctur, ich bekenne es, ist ein wenig kühn. Muß man denn auch alles verbessern können, was man verfälscht zu seyn beweisen kann? Ich begnüge mich, das letztere hier geleistet zu haben, und überlasse das erstere einer geschicktern Hand. Doch nunmehr wiederum zur Sache zurück zu kommen; wenn Plinius also nur von einem Gemählde des Nicias redet, dessen Aufschrift im Aoristo abgefaßt gewesen, und das zweyte Gemählde dieser Art das obige des Lysippus ist: welches ist denn nun das dritte? Das weis ich nicht. Wenn ich es bey einem andern alten Schriftsteller finden dürfte, als bey dem Plinius, so würde ich nicht sehr verlegen seyn. Aber es soll bey dem Plinius gefunden werden; und noch einmal: bey diesem weis ich es nicht zu finden.

zuvor gekommen seyn. Aber ich finde nichts dergleichen bey ihm; und wenn nunmehr mich etwas mißtrauisch in ihre Richtigkeit machen könnte, so würde es eben das seyn, daß meine Besorgniß nicht eingetroffen.

„Einige, sagt Herr Winkelmann,[a] machen aus dieser Sta„tue einen Discobolus, das ist, der mit dem Disco, oder mit „einer Scheibe von Metall, wirft, und dieses war die Mei„nung des berühmten Herrn von Stosch in einem Schreiben „an mich, aber ohne genugsame Betrachtung des Standes, „worinn dergleichen Figur will gesetzt seyn. Denn derjenige, „welcher etwas werfen will, muß sich mit dem Leibe hinter„wärts zurückziehen, und indem der Wurf geschehen soll, liegt „die Kraft auf dem nächsten Schenkel, und das linke Bein ist „müßig: hier aber ist das Gegentheil. Die ganze Figur ist „vorwärts geworffen, und ruhet auf dem linken Schenkel, „und das rechte Bein ist hinterwärts auf das äusserste ausge„strecket. Der rechte Arm ist neu, und man hat ihm in die „Hand ein Stück von einer Lanze gegeben; auf dem linken „Arme sieht man den Riem von dem Schilde, welchen er ge„halten hat. Betrachtet man, daß der Kopf und die Augen „aufwerts gerichtet sind, und daß die Figur sich mit dem „Schilde vor etwas, das von oben her kommt, zu verwahren „scheinet, so könnte man diese Statue mit mehrerem Rechte „für eine Vorstellung eines Soldaten halten, welcher sich in „einem gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hat: „den Fechtern in Schauspielen ist die Ehre einer Statue unter „den Griechen vermuthlich niemals wiederfahren: und dieses „Werk scheinet älter als die Einführung der Fechter unter den „Griechen zu seyn.“

Man kann nicht richtiger urtheilen. Diese Statue ist eben so wenig ein Fechter, als ein Discobolus; es ist wirklich die Vorstellung eines Kriegers, der sich in einer solchen Stellung bey einer gefährlichen Gelegenheit hervorthat. Da Herr Winkelmann aber dieses so glücklich errieth: wie konnte er hier stehen bleiben? Wie konnte ihm der Krieger nicht beyfallen, der

a) Gesch. der Kunst Th. II. S. 394.

vollkommen in dieser nehmlichen Stellung die völlige Niederlage eines Heeres abwandte, und dem sein erkenntliches Vaterland eine Statue vollkommen in der nehmlichen Stellung setzen ließ?

Mit einem Worte: Die Statue ist Chabrias.

Der Beweis ist folgende Stelle des Nepos in dem Leben dieses Feldherrn. [b] Hic quoque in summis habitus est ducibus: resque multas memoria dignas gessit. Sed ex his elucet maxime inventum ejus in proelio, quod apud Thebas fecit, quum Boeotiis subsidio venisset. Namque in eo victoriæ fidente summo duce Agesilao, fugatis jam ab eo conductitiis catervis, reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto, projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Id novum Agesilaus contuens, progredi non est ausus, suosque jam incurrentes tuba revocavit. Hoc usque eo tota Græcia fama celebratum est, ut illo statu Chabrias sibi statuam fieri voluerit, quæ publice ei ab Atheniensibus in foro constituta est. Ex quo factum est, ut postea athletæ, ceterique artifices his statibus in statuis ponendis uterentur, in quibus victoriam essent adepti.

Ich weis es, man wird noch einen Augenblick anstehen, mir Beyfall zu geben; aber ich hoffe, auch wirklich nur einen Augenblick. Die Stellung des Chabrias scheinet nicht vollkommen die nehmliche zu seyn, in welcher wir die Borghesische Statue erblicken. Die vorgeworffene Lanze, projecta hasta, ist beyden gemein, aber das obnixo genu scuto erklären die Ausleger durch obnixo in scutum, obfirmato genu ad scutum: Chabrias wieß seinen Soldaten, wie sie sich mit dem Kniee gegen das Schild stemmen, und hinter demselben den Feind abwarten sollten; die Statue hingegen hält das Schild hoch. Aber wie, wenn die Ausleger sich irrten? Wie, wenn die Worte obnixo genu scuto nicht zusammen gehörten, und man obnixo genu besonders, und scuto besonders, oder mit dem darauf folgendem projectaque hasta zusammen lesen müßte? Man mache ein einziges Komma, und die Gleichheit ist nunmehr so vollkommen als möglich. Die Statue ist ein Soldat, qui obnixo

b) Cap. I.

genu,[c] scuto projectaque hasta impetum hostis excipit; sie zeigt was Chabrias that, und ist die Statue des Chabrias. Daß das Komma wirklich fehle, beweiset das dem projecta angehängte que, welches, wenn obnixo genu scuto zusammen gehörten, überflüßig seyn würde, wie es denn auch wirklich einige Ausgaben daher weglassen.

Mit dem hohen Alter, welches dieser Statue sonach zukäme, stimmet die Form der Buchstaben in der darauf befindlichen Aufschrift des Meisters vollkommen überein; und Herr Winkelmann selbst hat aus derselben geschlossen, daß es die älteste von den gegenwärtigen Statuen in Rom sey, auf welchen sich der Meister angegeben hat. Seinem scharfsichtigen Blicke überlasse ich es, ob er sonst in Ansehung der Kunst etwas daran bemerket, welches mit meiner Meinung streiten könnte. Sollte er sie seines Beyfalles würdigen, so dürfte ich mich schmeicheln, ein besseres Exempel gegeben zu haben, wie glücklich sich die klassischen Schriftsteller durch die alten Kunstwerke, und diese hinwiederum aus jenen aufklären lassen, als in dem ganzen Folianten des Spence zu finden ist.

XXIX.

Bey der unermeßlichen Belesenheit, bey den ausgebreitesten feinsten Kenntnissen der Kunst, mit welchen sich Herr Winkelmann an sein Werk machte, hat er mit der edeln Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptsache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsetzlichen Nachlässigkeit behandelten, oder gänzlich der ersten der besten fremden Hand überliessen.

Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie stossen bey

c) So sagt Statius obnixa pectora (Thebaid. lib. VI. v. 863.)

— — — — rumpunt obnixa furentes
Pectora.

welches der alte Glossator des Barths durch summa vi contra nitentia erklärt. So sagt Ovid (Halievt. v. 11.) obnixa fronte, wenn er von der Meerbramse (Scaro) spricht, die sich nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Schwanze durch die Reisen zu arbeiten sucht:

Non audet radiis obnixa occurrere fronte.

der ersten flüchtigen Lectüre auf, und wenn man sie anmerken darf, so muß es nur in der Absicht geschehen, um gewisse Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß sie nicht angemerkt zu werden verdienen.

Schon in seinen Schriften über die Nachahmung der Griechischen Kunstwerke, ist Herr Winkelmann einigemal durch den Junius verführt worden. Junius ist ein sehr verfänglicher Autor; sein ganzes Werk ist ein Cento, und da er immer mit den Worten der Alten reden will, so wendet er nicht selten Stellen aus ihnen auf die Mahlerey an, die an ihrem Orte von nichts weniger als von der Mahlerey handeln. Wenn z. E. Herr Winkelmann lehren will, daß sich durch die blosse Nachahmung der Natur das Höchste in der Kunst, eben so wenig wie in der Poesie erreichen lasse, daß sowohl Dichter als Mahler lieber das Unmögliche, welches wahrscheinlich ist, als das bloß mögliche wählen müsse: so setzt er hinzu; „die Möglichkeit „und Wahrheit, welche Longin von einem Mahler im Gegen„satze des Unglaublichen bey dem Dichter fodert, kann hiermit „sehr wohl bestehen." Allein dieser Zusatz wäre besser weggeblieben; denn er zeiget die zwey größten Kunstrichter in einem Widerspruche, der ganz ohne Grund ist. Es ist falsch, daß Longin so etwas jemals gesagt hat. Er sagt etwas ähnliches von der Beredsamkeit und Dichtkunst, aber keinesweges von der Dichtkunst und Mahlerey. Ὡς δ' ἑτερον τι ἡ ῥητορικη φαντασια βουλεται, και ἑτερον ἡ παρα ποιηταις, ουκ ἀν λαθοι σε, schreibt er an seinen Terentian;[a] οὐδ' ὁτι της μεν ἐν ποιησει τελος ἐςιν ἐκπληξις, της δ' ἐν λογοις ἐναργεια. Und wiederum: Ου μην ἀλλα τα μεν παρα τοις ποιηταις μυθικωτεραν ἐχει την ὑπερεκπτωσιν, και παντῃ το πιστον ὑπεραιρουσαν· της δε ῥητορικης φαντασιας, καλλιςον ἀει το εμπρακτον και ἐναληθες. Nur Junius schiebt, anstatt der Beredsamkeit, die Mahlerey hier unter; und bey ihm war es, nicht bey dem Longin, wo Herr Winkelmann gelesen hatte:[b] Præsertim cum Poeticæ phantasiæ finis sit ἐκπληξις, Pictoriæ vero, ἐναργεια. Και

a) Περι Ὑψους, τμημα ιδ'. Edit. T. Fabri p. 36. 39.

b) De Pictura Vet. lib. I. cap. 4. p. 33.

τα μεν παρα τοις ποιηταις, ut loquitur idem Longinus, u. s. w. Sehr wohl; Longins Worte, aber nicht Longins Sinn!

Mit folgender Anmerkung muß es ihm eben so gegangen seyn: „Alle Handlungen, sagt er,[c] und Stellungen der griechi„schen Figuren, die mit dem Charakter der Weisheit nicht be„zeichnet, sondern gar zu feurig und zu wild waren, verfielen „in einen Fehler, den die alten Künstler Parenthyrsus nannten.“ Die alten Künstler? Das dürfte nur aus dem Junius zu erweisen seyn. Denn Parenthyrsus war ein rhetorisches Kunstwort, und vielleicht, wie die Stelle des Longins zu verstehen zu geben scheinet, auch nur dem einzigen Theodor eigen.[d] Τουτῳ παρακειται τριτον τι κακιας εἰδος ἐν τοις παθητικοις, ὅπερ ὁ Θεοδωρος παρενθυρσον ἐκαλει· ἐςι δε παθος ἀκαιρον και κενον, ἐνθα μη δει παθους· ἠ ἀμετρον, ἐνθα μετριου δει. Ja ich zweifle sogar, ob sich überhaupt dieses Wort in die Mahlerey übertragen läßt. Denn in der Beredsamkeit und Poesie giebt es ein Pathos, das so hoch getrieben werden kann als möglich, ohne Parenthyrsus zu werden; und nur das höchste Pathos an der unrechten Stelle, ist Parenthyrsus. In der Mahlerey aber würde das höchste Pathos allezeit Parenthyrsus seyn, wenn es auch durch die Umstände der Person, die es äussert, noch sowohl entschuldiget werden könnte.

Dem Ansehen nach werden also auch verschiedene Unrichtigkeiten in der Geschichte der Kunst, bloß daher entstanden seyn, weil Herr Winkelmann in der Geschwindigkeit nur den Junius und nicht die Quellen selbst zu Rathe ziehen wollen. Z. E. Wenn er durch Beyspiele zeigen will, daß bey den Griechen alles Vorzügliche in allerley Kunst und Arbeit besonders geschätzet worden, und der beste Arbeiter in der geringsten Sache zur Verewigung seines Namens gelangen können: so führet er unter andern auch dieses an:[e] „Wir wissen den Namen eines „Arbeiters von sehr richtigen Wagen, oder Wageschaalen; er „hieß Parthenius.“ Herr Winkelmann muß die Worte des Juvenals, auf die er sich desfalls beruft, Lances Parthenio factas,

c) Von der Nachahmung der griech. Werke rc. S. 23.

d) Τμημα β.

e) Geschichte der Kunst Th. I. S. 136.

nur in dem Catalogo des Junius gelesen haben. Denn hätte er den Juvenal selbst nachgesehen, so würde er sich nicht von der Zweydeutigkeit des Wortes lanx haben verführen lassen, sondern sogleich aus dem Zusammenhange erkannt haben, daß der Dichter nicht Wagen oder Wageschaalen, sondern Teller und Schüsseln meine. Juvenal rühmt nehmlich den Catullus, daß er es bey einem gefährlichen Sturme zur See wie der Biber gemacht, welcher sich die Geilen abbeißt, um das Leben davon zu bringen; daß er seine kostbarsten Sachen ins Meer werffen lassen, um nicht mit samt dem Schiffe unter zu gehen. Diese kostbaren Sachen beschreibt er, und sagt unter andern:

Ille nec argentum dubitabat mittere, lances
Parthenio factas, urnæ cratera capacem
Et dignum sitiente Pholo, vel conjuge Fusci.
Adde & bascaudas & mille escaria, multum
Cælati, biberet quo callidus emtor Olynthi.

Lances, die hier mitten unter Bechern und Schwenkkesseln stehen, was können es anders seyn, als Teller und Schüsseln? Und was will Juvenal anders sagen, als daß Catull sein ganzes silbernes Eßgeschirr, unter welchem sich auch Teller von getriebener Arbeit des Parthenius befanden, ins Meer werffen lassen. Parthenius, sagt der alte Scholiast, cælatoris nomen. Wenn aber Grangäus, in seinen Anmerkungen, zu diesem Namen hinzusetzt: sculptor, de quo Plinius, so muß er dieses wohl nur auf gutes Glück hingeschrieben haben; denn Plinius gedenkt keines Künstlers dieses Namens.

„Ja, fährt Herr Winkelmann fort, es hat sich der Name „des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den „Schild des Ajax von Leder machte." Aber auch dieses kann er nicht daher genommen haben, wohin er seine Leser verweiset; aus dem Leben des Homers, vom Herodotus. Denn hier werden zwar die Zeilen aus der Iliade angeführet, in welchen der Dichter diesem Lederarbeiter den Namen Tychius beylegt; es wird aber auch zugleich ausdrücklich gesagt, daß eigentlich ein Lederarbeiter von des Homers Bekanntschaft so geheissen, dem er durch Einschaltung seines Namens seine Freundschaft

und Erkenntlichkeit bezeigen wollen: *f* Απεδωκε δε χαριν και Τυχιῳ τῳ σκυτει, ὁς εδεξατο ἀυτον ἐν τῳ Νεῳ τειχει, προσελθοντα προς το σκυτειον, ἐν τοις ἐπεσι καταξευξας ἐν τῃ Ιλιαδι τοιςδε.

Αιας δ' ἐγγυθεν ἠλθε, φερων σακος ἠυτε πυργον,
Χαλκεον, ἑπταβοειον· ὁ δι Τυχιος καμε τευχων
Σκυτοτομων ὀχ' ἀριςος, Ὑλῃ ἐνι οικια ναιων.

Es ist also grade das Gegentheil von dem, was uns Herr Winkelmann versichern will; der Name des Sattlers, welcher das Schild des Ajax gemacht hatte, war schon zu des Homers Zeiten so vergessen, daß der Dichter die Freyheit hatte, einen ganz fremden Namen dafür unterzuschieben.

Verschiedene andere kleine Fehler, sind blosse Fehler des Gedächtnisses, oder betreffen Dinge, die er nur als beyläuffige Erläuterungen anbringet. Z. E.

Es war Herkules, und nicht Bacchus, von welchem sich Parrhasius rühmte, daß er ihm in der Gestalt erschienen sey, in welcher er ihn gemahlt. *g*

Tauriscus war nicht aus Rhodus, sondern aus Tralles in Lydien. *h*

Die Antigone ist nicht die erste Tragödie des Sophokles. *i*

f) Herodotus de Vita Homeri, p. 756 Edit. Wessel.

g) Gesch. der Kunst Th. I. S. 176. Plinius lib. XXXV. sect. 36. Athenæus lib. XII. p. 543.

h) Gesch. der Kunst Th. II. S. 353. Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729. l. 17.

i) Gesch. der Kunst Th. II. S. 328. „Er führte die Antigone, sein erstes Trauerspiel, im dritten Jahre der sieben und siebzigsten Olympias auf.“ Die Zeit ist ungefehr richtig, aber daß dieses erste Trauerspiel die Antigone gewesen sey, das ist ganz unrichtig. Samuel Petit, den Herr Winkelmann in der Note anführt, hat dieses auch gar nicht gesagt; sondern die Antigone ausdrücklich in das dritte Jahr der vier und achtzigsten Olympias gesetzt. Sophokles ging das Jahr darauf mit dem Perikles nach Samos, und das Jahr dieser Expedition kann zuverlässig bestimmt werden. Ich zeige in meinem Leben des Sophokles, aus der Vergleichung mit einer Stelle des ältern Plinius, daß das erste Trauerspiel dieses Dichters, wahrscheinlicher Weise, Triptolemus gewesen. Plinius redet nehmlich (Libr. XVIII. sect. 12. p. 107. Edit. Hard.) von der verschiednen Güte des Getreides in verschiednen Ländern, und schließt: Hæ fuere sententiæ, Alexandro magno regnante, cum

Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelsucht könnte es zwar nicht scheinen;

clarissima fuit Græcia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta in fabula Triptolemo frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canêre candido.

Nun ist zwar hier nicht ausdrücklich von dem ersten Trauerspiele des Sophokles die Rede; allein es stimmt die Epoche desselben, welche Plutarch und der Scholiast und die Arundelschen Denkmähler einstimmig in die sieben und siebzigste Olympias setzen, mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus setzet, so genau überein, daß man nicht wohl anders als diesen Triptolemus selbst für das erste Trauerspiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung ist gleich geschehen. Alexander starb in der hundert und vierzehnten Olympias; hundert und fünf und vierzig Jahr betragen sechs und dreyssig Olympiaden und ein Jahr, und diese Summe von jener abgerechnet, giebt sieben und siebzig. In die sieben und siebzigste Olympias fällt also der Triptolemus des Sophokles, und da in eben diese Olympias, und zwar, wie ich beweise, in das letzte Jahr derselben, auch das erste Trauerspiel desselben fällt: so ist der Schluß ganz natürlich, daß beyde Trauerspiele eines sind. Ich zeige zugleich eben daselbst, daß Petit die ganze Helfte des Kapitels seiner Miscellaneorum (XVIII. lib. III. eben dasselbe, welches Herr Winkelmann anführt) sich hätte ersparen können. Es ist unnöthig in der Stelle des Plutarchs, die er daselbst verbessern will, den Archon Aphepsion, in Demotion, oder ἀνεψιος zu verwandeln. Er hätte aus dem dritten Jahr der 77ten Olympias nur in das vierte derselben gehen dürfen, und er würde gefunden haben, daß der Archon dieses Jahres von den alten Schriftstellern eben so oft, wo nicht noch öftrer, Aphepsion, als Phädon genennet wird. Phädon nennet ihn Diodorus Siculus, Dionysius Halicarnasseus und der Ungenannte in seinem Verzeichnisse der Olympiaden. Aphepsion hingegen nennen ihn die Arundelschen Marmor, Apollodorus, und der diesen anführt, Diogenes Laertius. Plutarchus aber nennet ihn auf beyde Weise; im Leben des Theseus Phädon, und in dem Leben des Cimons, Aphepsion. Es ist also wahrscheinlich, wie Palmerius vermuthet, Aphepsionem & Phædonem Archontas fuisse eponymos; scilicet uno in magistratu mortuo, suffectus fuit alter. (Exercit. p. 452.) — Vom Sophokles, erinnere ich noch gelegentlich, hatte Herr Winkelmann auch schon in seiner ersten Schrift von der Nachahmung der griechischen Kunstwerke (S. 8.) eine Unrichtigkeit einfliessen lassen. „Die schönsten jungen Leute, tanzten unbekleidet auf dem Theater und Sophokles, der „grosse Sophokles, war der erste, der in seiner Jugend dieses Schauspiel „seinen Bürgern gab.“ Auf dem Theater hat Sophokles nie nackend getanzt; sondern um die Tropäen nach dem Salaminischen Siege, und auch nur

aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winkelmann kennet, dürfte es für Krokylegmus halten.

nach einigen nackend, nach andern aber bekleidet (Athen. lib. I. p. m. 20.) Sophokles war nehmlich unter den Knaben, die man nach Salamis in Sicherheit gebracht hatte; und hier auf dieser Insul war es, wo es damals der tragischen Muse, alle ihre drey Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation zu versammeln beliebte. Der kühne Aeschylus half siegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen, und Euripides ward an eben dem Tage des Sieges, auf eben der glücklichen Insel gebohren.